

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

Schauenburg, Eduard

Die Reisen

in den

Südafrikanischen

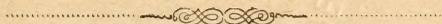
Binnenländern.

Bearbeitet

von

Dr. C. Hermann Schauenburg,

Kreis-Physikus in Zell an der Mosel, Königl. Stabsärzte, der K. K. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie
der Naturforscher und vieler anderer gelehrten Gesellschaften wirklichem correspondirendem und
Ehrenmitgliede.



Jahr,

Verlag von Moritz Schauenburg.

1867.

~~r 916~~

~~5313~~

v. 3

A. I. m. st.

^r
DT35/

S3x

v. 3

Dem sehr ehrenwerthen Herrn

Francis Galton Esq. F. R. S.,

Ehren-Secretär der königl. geographischen Gesellschaft zu London, Besitzer der
goldenen Medaille der Roy. geogr. Society u. s. w.

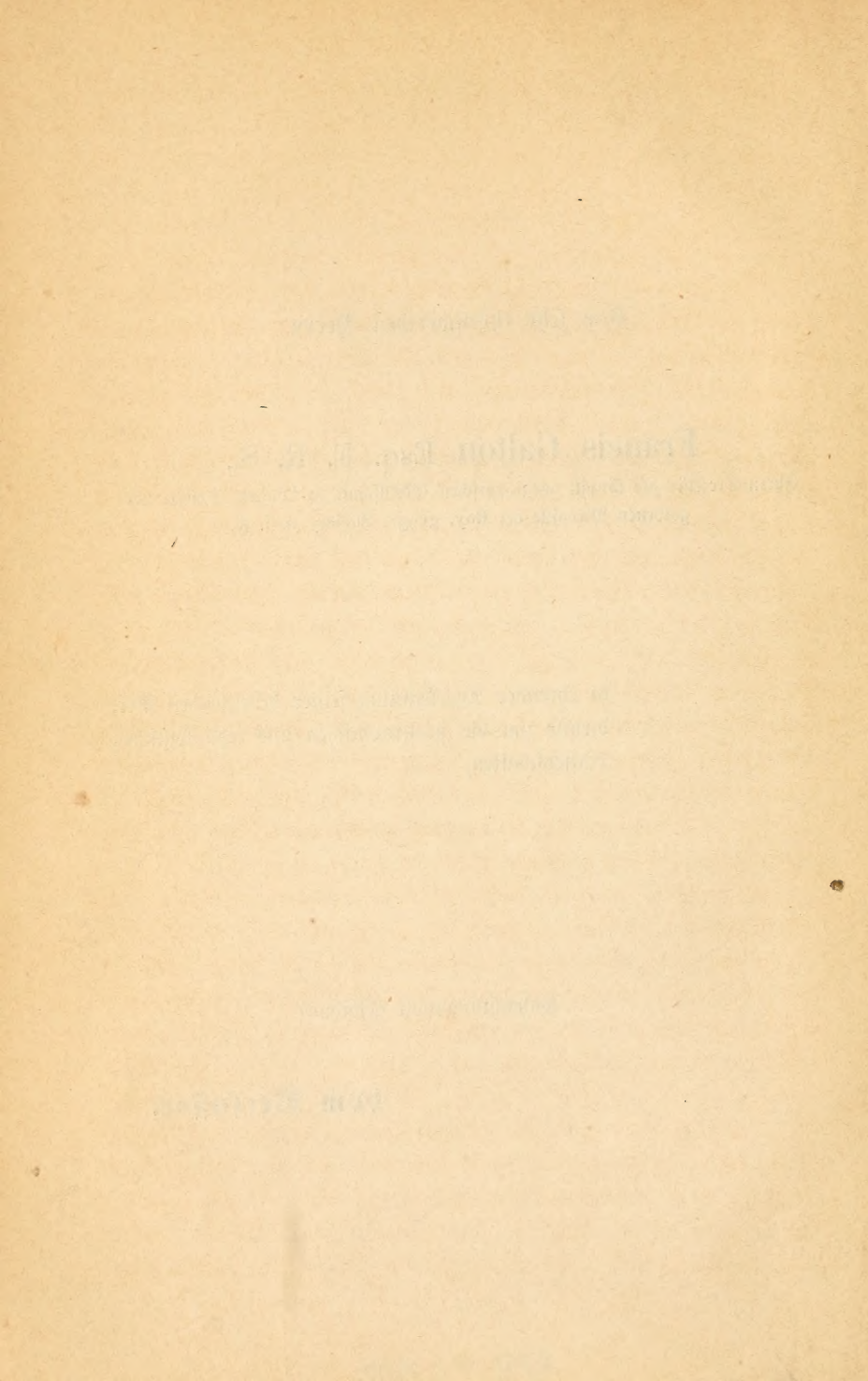
in ehrender Anerkennung seiner bedeutenden Ver-
dienste um die geographischen und ethnologischen
Wissenschaften,

hochachtungsvoll gewidmet

vom Verfasser.

APR 4 1963

Pl. r. Sebum 4 Heilmittel - 10. 26. 68



Als ich eines Tages von Godesberg aus unser schönes Siebengebirge in Gesellschaft einiger Ihrer liebenswürdigen Landsmänninnen durchstreifte, war es mir eine erfreuliche Ueberraschung, hochgeehrter Herr, in dem Fremdenbuche auf dem Aulberge, allerdings zwischen viel Notizen, die ihren Urhebern nicht zur Ehre gereichen, auch Ihrem Namen zu begegnen. Mit Genugthuung erkannte ich, daß Ihnen nach den mühseligen Jahren (1850—52), die Sie mit Herrn Andersson der Erforschung einiger bis dahin fast gänzlich unbekannter Gebiete in Süd-Afrika gewidmet haben, Kraft und Lust genug verblieben war, nun auch noch innerhalb Europa's dem Genuße des Reisens und Forschens sich hinzugeben, und daß unser gesegnetes Rheinland Ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen hatte. Ich hieß diesen Umstand auch deshalb willkommen, weil er mich zu der Hoffnung berechtigte, daß Ihnen die Widmung dieses dritten Bandes eines Reiseberichtes, das Humboldt's Placet erhalten und dessen Fortsetzung dieser deutsche Naturforscher dringend gewünscht hatte, auch als freundlicher Gruß vom Rheine und als Erinnerung an die von Ihnen hier verlebten Tage eine kleine Freude gewähren würde.

Der Brief, in dem Humboldt seine Anerkennung über diese historisch-geographische Darstellung der Forschungsreisen in Central-Afrika ausspricht, ist dem zweiten Bande des Werkes vorgedruckt, um durch Wiedergabe der eigenen Worte des großen Mannes seinen Eifer zugleich zu ehren, mit dem er stets Unternehmungen zu fördern bedacht war, welche auf Vermehrung und Verbreitung unserer Erkenntniß hinzielen.

Der erste Band war Dr. Eduard Vogel gewidmet, „dem jugendlichen Helden und unerschrockenen Erforscher des afrikanischen Continents“, einem der beklagenswertheften Opfer, welche so sehr zahlreich dem löblichen Streben unseres Jahrhunderts fallen, auch diese ausgedehnten und vielfach culturfähigen Landstrecken der Erdoberfläche im

Interesse der gesammten Menschheit zugänglich zu machen. Wir haben noch immer keine sichere Kunde davon, wo und wie Eduard Vogel fiel. Wir wissen nicht, wo wir auf der traurigen nekrologischen Karte von Afrika ihm sein Kreuzchen einzuzeichnen haben. Während die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt ihm auf seinen Wanderungen folgte, ist er nach und nach wie verschollen, aber er lebt fort in dem ehrenvollsten Theile der Annalen der Menschheit, in der Culturgeschichte.

Indem ich nunmehr Ihnen, hochgeehrter Herr, wie Sie gütigst erlaubt haben, diesen dritten Band der Reisen in Central-Afrika widmend überreiche, wünsche ich dadurch Ihren Namen zu feiern und den Lesern des Buches zu zeigen, daß von den heutigen Afrikanischen Heroen, die auf diesen Namen humanere Ansprüche erheben, als Scipio Africanus, auch Sie sich noch des fröhlichen Pilgerlebens auf der Erde erfreuen.

Zugleich aber bin ich schuldig zu erzählen, auf welche Weise, nachdem mein Bruder Dr. phil. Ed. Schauenburg, damals Oberlehrer in Düsseldorf, jetzt Director der Realschule in Grefeld, die zwei ersten Bände veröffentlicht hatte, mir das Amt, der Fortsetzer dieses Werkes zu werden, zugefallen ist. Zweierlei Umstände trugen dazu bei. Als im Jahr 1856 mein genannter Bruder von einer hartnäckigen Halskrankheit befallen war, welche nach dem Ausspruche bewährter Collegen nicht bloß lebensgefährlich werden konnte, sondern bereits geworden war, proponirte ich ihm, außer anderweitig geeignet erscheinenden Mitteln, für mindestens Jahresfrist auf seinen Lehrerberuf, dem er sein Leiden verdankte, zu verzichten, und sich mit einer schriftstellerischen Arbeit zu befassen, die auch insofern Nutzen stifte, als sie seinen Geist von sorgenvollen Gedanken zu dem heiteren Ernste frisch anmuthender Studien hinüberführe und es ihm möglich mache, seine Sprachwerkzeuge zu schonen, d. h. gänzlich zu schweigen und doch ersprießlich beschäftigt zu sein. Ein dritter Bruder, Buchhändler in Vahr, übernahm es, das Manuscript buchhändlerisch auszuführen. Dieses historisch-geographische Werk über Central-Africa wurde beschloffen, alsbald in Angriff genommen und erwies sich in jeder Hinsicht als rationell. Nur wirkte es als Heilmittel insofern zu gut, als der Patient genesen war, ehe er das ganze verabredete Manuscript hatte vollenden können. Jetzt war der Verleger der klageführende Theil, denn der Verfasser hatte nach seiner Genesung seinen Dienstobliegen-

heiten wieder nachzukommen, und so stockte die Arbeit, die bis zum Richardson-Barth'schen Reiseunternehmen gediehen war, in bedenklichster Weise.

Aber eben damals war durch Facultätsintriguen, durch Verdrehen und geßlistliches Mißverstehen und durch jene so oft in Cliquen- und Claquendienst ausartende Autonomie der deutschen Universitäten, welche jeder Untersuchung Hohn spricht, keine Gerechtigkeit, geschweige denn Billigkeit kennt und ihre erhabene Geltung vor dem Auge der Welt zu mißbrauchen sich nicht scheut, meine akademische Lehrthätigkeit unterbrochen. Gegen eine fast unangreifbare Partei war ich der klagende und — anklagende Theil geworden und ich bin es durch einen zähen Kampf von zehn schweren Jahren, die meine schönste und reichste Lebenszeit hätten sein sollen, geblieben.

Mein Conflict ist in und außer Deutschland bekannt geworden, aber die Zeit der Gerechtigkeit und Sühne hat begonnen. Für zehn verlorene Mannesjahre giebt es freilich keine Schadloshaltung und ich muß mit dem endlichen Siege als kleinem Troste mich genügen lassen und eine Kreis-Physicatsstelle an der Mosel als Zeugniß vor der Welt hinnehmen, daß alle Diejenigen in verderblichem Irrthum befangen waren, welche während des Kampfes auf die Seite meiner Gegner oder zu dem verächtlichen Haufen boshafter und schadenfroher Zuschauer getreten waren.

Dank bin ich fast nur den beiden hohen Häusern unseres Parlamentes schuldig, die während des Conflictes energisch genug, wenn auch erfolglos, für mich eintraten, und Sr. Excellenz dem Herrn Cultusminister von Mühler, der, was seine zwei Vorgänger nicht vermochten, das ruchlos gegen mich aufgestapelte Blendwerk niederstieß.

Und dieser Dank sei hiermit an offener Stelle ausgesprochen. —

Während des ruhmvollen Kampfes für unseres schönen Deutschlands Einigung, der 1866 begann, war es mir sechs Monate hindurch vergönnt, als freiwilliger Militärarzt in den stehenden Kriegslazarethen von Schweidnitz und Görlitz gegen tausend meist schwerverwundeten Kranken meine Hülfe angedeihen zu lassen. — Und in all diesen drangsalvollen Zeiten habe ich mich zur Erkenntniß der Weisheit und Wahrheit jenes alten Ausspruches durchgerungen:

Nunquam libertas gratior exstat,

Quam sub rege pio! —

Jetzt lebe ich wieder ausschließlich dem ärztlichen Berufe und nehme mit diesen eiligen Zeilen Abschied von den Beschäftigungen, zu welchen ich während jener zehn Jahren in schmerzlichen Mußestunden meine Zuflucht genommen hatte.

Diese Mußestunden auszufüllen, mich mit Arbeit gewissermaßen zu betäuben, wie Andere sich wohl mit Opium, Religion und Branntwein betäuben, und eine Beschäftigung mir zu eröffnen, die nunmehr auch meinen Geist von sorgenvollen Gedanken zu dem heitren Ernste frisch anmuthender Studien hinüberführe, hatte ich selbst gern die weitere Bearbeitung dieses Werkes angetreten, dessen erfreuter Leser ich bis dahin gewesen war.

Was ich oben erzählt habe, erläutert, weshalb es von mir mit Unterbrechungen weiter geschrieben ist und erst so spät abgeschlossen wurde. Denn beendet kann auch wohl ein Werk wie dieses nicht werden, weil Tag für Tag das Material neu sich häuft, weil jedes Jahr frische Reiselhelden in die afrikanischen Binnenländer sendet und weil der Ehrentod auf diesen Kampfesfeldern, auf denen wir jetzt auch den edlen Nestor David Livingstone dahingestreckt fürchten müssen, die Muthigen ebensowenig schreckt, als der Tod für des Vaterlandes Ehre, den ich noch vor Kurzem so viele wackere Landsleute sterben gesehen habe.

Hochgeehrter Herr, Ihrem freundlichen Rathe folgend, habe ich noch Anderjson's: *The Okavango-river* (London, Hurst and Blackett) für den Abschluß benutzt. Burton's: *Voyage aux grands lacs de l'Afrique orientale* (Paris, Hachette) und Anderes, was ich zu bearbeiten begonnen hatte, wurde nur zur Studie für mich. Das Werk wollte sein Ende, und wie fragmentarisch und skizzenhaft es erscheine, diese Gestalt war ihm bestimmt, und ich bin ihm dankbar, denn in trüber Zeit hat es mir manche heitere Stunde still fleißiger Arbeit bereitet.

Mit Hochachtung und Verehrung,

sehr ehrenwerther Herr,

Ihr ergebener

Dr. C. Hermann Schauenburg.

Beil an der Mosel, Anfang Mai 1867.

Inhalt

des dritten Bandes.

Erstes Buch. Aeltere Reiseberichte.

I. Abschnitt. Einleitung.

S. 1

Frühere Kenntniß der südafrikanischen Binnenländer. Die meteorologische Beschaffenheit. Zambesi und Nil. Die geologischen Verhältnisse. Die erhabenen Thalsohlen. Livingstone's dreifache Eintheilung. Die Kalahari-Wüste. Die wichtigsten Volksstämme. Die Tsetse und andere Reiseschwierigkeiten. Früherer Wohlstand. Beschränkte Macht der Häuptlinge. Verdrängen der Voers. Die Missionsanstalten. Capstadt und Capcolonie.

II. Abschnitt. Sparrmann's Reisen bei Hottentotten und Kaffern. S. 27

Notizen über Sparrmann. Abreise von Gothenburg. Aufenthalt in der Capstadt und an der falschen Bai. Die Ankerplätze. Reise nach Otahiti. Scheitern des Schiffes „Junge Thomas.“ Ausbruch von der Capstadt. Die Colonistenhäuser. Die Ochsenfuhrn. Der Palmit- und Butterfluß. Jagd auf Strauße und wilde Kagen. Schilderung der Hottentotten. Land und Leute. Die Buschhottentotten oder Buschmänner. Die Karroselber. Das Houtniqualand. Die Algoa-Bai. Das lange Thal. Jagd auf Elephanten. Hottentottisches Tanzvergnügen. Der Patriarch Ries. Der Vooryfluß. Ein Gonaqua-Kraal. Urbild glücklichen Hirtenlebens. Der Löwe und seine Eigenthümlichkeiten. Jagd auf Büffel. Springböcke, Nashörner und Strauße. Kampf mit Buschmännern. Das Einhorn. Das Gnu. Ein Tiger wird erlegt. Feindliche Kaffern. Deren Grausamkeit Altherthümer. Rückreise.

III. Abschnitt. *Le Vaillant's Reise zu den Hottentotten.* S. 140

Vernichtung der holländischen Flotte. Die warmen Bäder. Blaubböcke und Schildkröten. Das Leben der Hottentotten. Buschmänner und Gutingua's. Nächtlicher Ueberfall durch rothe Elephanten. Einzug in das Kaffernland. Ein gescheitertes englisches Kriegsschiff. Der Kaffernfürst Haroo. Eine Reise-
Novelle. Der Häuptling Habas. Eine lebenswürdige Hottentottin. Narina. Ein Theeabend mit den Gonaquas. Das Schlafen der hottentottischen Schönen. Ein langgeschwänzter Fliegenschnäpper. Die Frauen im Bade. Eulenspiegeleien der schönen Narina. Ihre Tollheiten auf der Jagd. Die Natureinfalt der Hottentotten.

Zweites Buch. Neuere Reiseberichte.

I. Abschnitt. *Livingstone's Reisen an den Ngamisee und den Zambesi.* S. 172

Livingstone's Ansiedelung im Batuena-Lande. Sein Löwenkampf. Vielweiberei und deren Abschaffung. Gründung von Kolobeng. Grauenvolle Trockenheit. Livingstone's Tagesordnung. Die Barbareien der Boers. Ihre Mißhandlung der Eingeborenen. Abreise zur Auffuchung des Ngamisee's. Die Wasserläufe. Beschreibung des Ngamisee's. Sebituane. Der Kufabaum. Elephanten und Nashörner. — Livingstone's zweite Reise mit Oswell. Der Maler Alfred Rider erliegt dem Fieber. Viele Europäer erkranken. — Livingstone's dritte Reise mit Frau und Kindern. Zusammentreffen mit Sebituane. Dessen Lebensgeschichte. Sein Kampf mit Mosilikäpe. Sebituane's Tod. Seine Nachfolgerin. Sklavenhandel. Livingstone's Rückkehr.

II. Abschnitt. *Galton's und Andersson's Reisen zu den Damara,¹ Orambo und Namaqua.* S. 195

Galton's frühere Reisen nach Aegypten und dem Sudan. Andersson's Zusammentreffen mit Galton in England. Sie beschließen die Expedition und reisen nach der Capstadt und nach der Wallfischbai. Ungastlichkeit des Uferdistrictes. Station Scheppmannsdorf. Lebensweise der Missionäre. Der periodische Fluß Swatop. Das Zugvieh wird von Löwen angefallen. Andersson wird vom Sonnenstich getroffen. Galton erlegt eine schöne Giraffe. Schilderung der Damara. Die Dynastie des Räuberhauptmanns Jonker. Unklare Begriffe der Damara von dem Leben nach dem Tode. Ihre Sitten und Gebräuche. Hans Larson. Weiterreise. Glückliche Nashornjagd. Herr Bam in Scheppmannsdorf. Ein Löwe entwischt. Einem Löwen wird ein Zebra geraubt. Außerordentliche Hitze. Borton-Fountain und Barinen. Der Missionär Holm und der Erfolg seiner Thätigkeit. Galton besucht den Berg Ewompo. Galton correspondirt mit Jonker. Grausamkeit der Häuptlinge. Hyänen, Leoparden, Karakals, Frankolinen. Trappen. Jonker gelobt Galton einen besseren Lebenswandel. Ausbruch nach dem Omambonde-See. Der Häuptling

Rasihend. Dessen Tod. Traurige Ueberraschung: Der See ist ausgetrocknet. Eine Handelskarawane. Der prachtvolle Dikoto. Großer Reichthum an Vieh, Palmen, Kaffernkorn, Melonen, Erbsen, Tabak. Audienz bei dem Könige Rangoro. Die Prinzessin Chipagna. Der Character der Ovambo's und die große Culturfähigkeit ihres Landes. Abreise nach Smelen's Hope. Galton schiffet sich wieder ein.

III. Abschnitt. *Andersson's Reisen im Namaqualande und am Ngamifsee.* S. 240

Wilde Ueberfluthung des Swakop. Verheerender Regen. Volksversammlung der rothen Nation. Der trenlose Jonker. Mißgeschick von allerlei Art. Groß-Namaqua. Sitten und Gebräuche. Viehhandel nach der Kapstadt. Der Missionair Eggebrecht. Die Wüstenstation Ghangé. Der Häuptling Letscholetebe. Der Ngamifsee. Fahrt über den See nach Libebe. Reichthum der Landschaft. Fahrt auf dem Babarra. Der Character der Petschuanen. Unglauben und Aberglauben. Das unterjochte Volk der Bayeye. Lebensweise und Gebräuche. Glückliche Rückkehr an den Ngamifsee und Ende der Expedition.

IV. Abschnitt. *Livingstone bei den Makololo und im Barotsethal.* S. 268

Die nichtswürdigen Voers. Die Griquas und ihr Häuptling Waterboer. Mörderischer Raubzug der Voers. Traurige Schicksale Setschels. Große Zärtlichkeit der Batuenafrauen. Löwen und Mäuse. Der Einhornpaß. Ein alter Buschmann. Große Vegetationskraft der Baubilie. Fiebererkrankungen. Englische Sonntagsheiligung. Die schöne große Wasserfläche des Zambesi. Ameisenberge. Der Tod Setschels. Sefeketu wird Häuptling. Mpepe's mörderische Absichten. Seine Hinrichtung. Die Tribute an den Häuptling. Abreise mit Sefeketu in das Barotsethal. Der Zambesi. Fahrt auf dem Zambesi. Das Barotsethal. Mpepe's Vater wird in den Fluß gestürzt. Ausflug nach Ratongo. Schnelle Rückfahrt stromabwärts.

V. Abschnitt. *Livingstone's Forschungen in Loanda.* S. 296

Die Insel Myaria. Grausamkeit der Makkalaka-Häuptlinge. Abreise nach Loanda. Wasserfälle bei Gonge. Livingstone hintertreibt einen Mordzug. Reiche Kauna. Einfluß des Leeba in den Zambesi. Ein weiblicher Häuptling. Manenko's Eigenthümlichkeiten. Künstliche Bienenzucht. Beschaffenheit der Wohnungen. Menschenhandel. Eine schwarze Volksversammlung. Verhandlungen mit dem Häuptlinge Schinte. Weiterreise gegen Westen. Gößerbilder.

VI. Abschnitt. *Entdeckung der Wasserscheide am Dilolo-See.* S. 319

Unbequemlichkeit der Reise. Reichthum der Landschaft. Gastlichkeit und Freundlichkeit der Sitten. Der Häuptling Quendende. Entsittlichende Wirkung

der Sklavenjagden. Der große Monua Katema. Ankunft am Dilolo-See. Der See als Wasserscheide. Der Fluß Totolo wird überschritten. Unfälle. Das Gebiet der Tschibouque. Der räuberische Fürst Nyambi. Livingstone in Lebensgefahr. Meuterei unter den Boten. Energisches Einschreiten Livingstone's. Der Negerhäuptling Jonga-Panza. Bedrängniß der treuen Makololo. Hohe Culturfähigkeit der Landschaft. Ankunft an der Grenze der portugiesischen Besitzungen.

VII. Abschnitt. *Livingstone's Reise an die Westküste.* S. 338

Prairiebrand. Anknüpfung von Handelsbeziehungen. Astronomische Bestimmungen. Der Commandant Castro empfängt die Reisenden freundlich. Ankunft in St. Paul de Loanda. Livingstone's lebensgefährliche Erkrankung. Ursachen des Verfalls von Loanda. Erinnerungen an Pombal's Regiment. Ungenügende Verwaltungsmaßregeln. Die Landameisen. Pungo Abonga. Der Colonel Pires. Schmach des Sklavenhandels für Portugal. Glaubensroheit. Krankheit und Ueberfall im Walde. Erbärmlicher Character der Grenzvölker.

VIII. Abschnitt. *Rückreise nach Linnanti.* S. 359

Wider sinnige Trauerfeierlichkeiten. Große Ungerechtigkeit des Richters. Verdrüssliche Handel mit den Fuhrleuten. Ankunft am Dilolosee. Alte bekannte Gesichter. Schinte. Manenfo. Wunderlicher Freundschaftsschluß. Livingstone's lebensgefährlicher Kampf mit einem Büffel. Rührender Empfang der heimkehrenden Zambesier. Briefe aus England. Conferenz mit Sefeletu.

IX. Abschnitt. *Die Reise an die Ostküste.* S. 377

Ausbruch bei Nacht. Großartiges Gewitter. Fahrt auf dem Zambesi nach Osten. Sefote's Grabdenkmal. Die Victoriasfälle des Zambesi. Spuren grausamer Gebräuche. Gesundheit und paradiesische Schönheit der Gegend. Seltsame Begrüßungsweise. Elephantenjagd. Freundlicher Empfang bei Semalembe. Fruchtbarkeit des Landes und Reichthum an Wild jeder Art. Versteinerte Bäume. Die ersten Spuren des portugiesischen Sklavenhandels. Der Italiener Simeons und sein Tod. Die Ruinen der portugiesischen Stadt Zambo. Lacerda's und Pereira's Expeditionsversuche. Der Häuptling Mpenbe. Friedlicher Verkehr der Eingeborenen mit den Engländern. Steinkohlen. Jagdgesetze. Niedereintritt in das Gebiet der Civilisation. Livingstone's Rückkehr nach England.

Drittes Buch. Berichte verschiedener neuerer Reisenden.

X. Abschnitt. *Wahlberg's Reisen und Tod am Ugami. (1856)* S. 408

Wahlbergs Jugendleben und seine früheren Reisen. Jagdabenteuer. Drei

Excursionen von Port Matat aus. Die Drachenberge. Lebensweise und Abstammung der Basuto. Die rankende Sahbohne. Wahlberg's Expedition mit Green an den Ngami-See. Elephantenjagden. Ein Elefant zertrampelt Wahlberg und ein Büffel tödtet seinen Lieblingsdiener.

XI. Abschnitt. Ladislaus Magyar's Erforschung des südafrikanischen Binnenlandes (von 1847 ab.) S. 422

Magyar's Jugend und frühere Geschichte. Seine Verheirathung mit einer schwarzen Königstochter und seine besondere Befähigung in Afrika zu reisen. Die Mündung des Congo und Einfahrt auf demselben in das Innere. Der Sklavenhandel vom Congo aus. Der große Sklavenmarkt Boma. Verkehr mit den Häuptlingen. Zweite und dritte Reise. Der Kambasee. Audienz bei Kifondeffa. Bitega erschlägt Kifondeffa und wird sein Nachfolger. Blutiger Schlachtgesang. Das Kambareich. Der Eibestrand Bolonga. Kleine Binnenseen.

XII. Abschnitt. Hahn und Rath bei König Nangoro (1857) und Andersson am Okavango. (1858—59.) S. 446

Ehrenvolle Kämpfe mit den Eingeborenen. Der Onandoga-See. Hahn's Erlebnisse in der Residenz des Königes Nangoro. Andersson's Expedition an den Okavango. Die Makololo als Unruhestifter und Räuber. Andersson geräth durch Erkrankung in große Gefahr, liegt mehrere Monate einsam in ausgedorrter Landschaft, bis der wackere Green ihn rettet.

XIII. Abschnitt. Bleek's Reisen und Forschungen in Südafrika (seit 1855.) S. 452

Bleek beabsichtigt vorwiegend sprachliche Studien. Die Hafenstadt Urban. Pieter-Maritzburg. Zweihundert irregeleitete deutsche Einwanderer. Mr. Shepstone. Ein Kaffernkraal und eine Kaffernhütte. Bleek's Ankunft wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Weiterreise nach Empheni und häusliche Einrichtung für längere Zeit. Die Besteigung des Enobabi. Hochzeitsgebräuche. Abbrennen einer Prairie. Sire Grey und das Neufundländische Wörterbuch.

Viertes Buch. Livingstone's letzte große Reise.

1. Abschnitt. Livingstone's Forschungsreisen im Zambesi-Delta und Entdeckung des Schirwa- und des Nyassa-See's. (1858—64) S. 459

Die Reisegefährten. Auffindung des Kongone im Zambesi-Delta. Der Privatdampfer Na Robert. Die Station Mazaro. Livingstone rettet den portugiesischen Gouverneur. Krieg der Behörden mit dem Sklavenhändler Mariano. Elende Verwaltungsmaßregeln. Die Stadt Senna. Tete und die hundert Makololo. Die Stromschnellen von Kebrabasa. Expedition um den

Schire. Der Schirwa-See. Der Ngassa-See. Die Manganje. Land und Leute.

II. Abschnitt. Livingstone's zweite Bambesi-Reise bis zu den

Viktoria-Fällen. (1860.)

S. 480

Reisevorbereitungen. Thronfolge = Ordnung. Elephanten = Essen. Die Mvumbwa-Wasserfälle. Wanderzug der Eingeborenen. Abenteuer verschiedener Art. Die Königin Wittve Mamburama. Gefährliche Jagd. Portugiesische Mordgesellen. Der Orden der Nachtgeher. Noch unverdorrene glückliche Schwarze. Schlimme Absichten der portugiesischen Regierung. Sefeletu's Reich. Der Tod des englischen Missionärs Helmore.

III. Abschnitt. Die Viktoriafälle des Bambesi.

S. 498

Genaue Beschreibung der Viktoriafälle.

IV. Abschnitt. Livingstone's weitere Reisen und seine

Rückkehr (1864.)

S. 503

Livingstone unter seinen alten Makololo-Freunden. Zeiten der Noth. Handel nach Benguela. Bedrohendes Verschwinden der Makololo. Eine ehrwürdige Matrone. Vielweiberei. Gefühl für die Rechte der Arbeit bei den Eingeborenen. Expedition nach Linyanti. Sefeletu's Tod. Schiffsbruch in den Stromschnellen. Die Expeditionen der Universitäten und deren Leiter Bischof Makenzie. Abenteuer am Ngarra. Der Tod des Dr. Roscher. Der Tod des Bischofs und seines Freundes Burrug. Tod und Begräbniß der Frau Livingstone. Frevel der portugiesischen Behörden. Der Islam in Europa und Afrika. Livingstone's Rückreise nach Alt-England. (1864.)



Erstes Buch.

Ältere Reiseberichte.

Erster Abschnitt.

E i n l e i t u n g.

Indem wir unsere Leser einladen, mit uns das Afrika südwärts vom Aequator zu betreten und uns hauptsächlich in seine Binnenländer zu folgen, öffnen wir vor ihren Blicken das weit ausgedehnte und zum großen Theil gesegnete Ländergebiet bis über den 30° südlicher Breite hinaus, das bis vor wenigen Jahrzehnten fast nur in seinen an die drei Meeresküsten grenzenden Provinzen unserer Wissenschaft und Industrie zugänglich und bekannt geworden war.

Nachdem vorzüglich die Natur des Localclimas und andere Hindernisse, die für Europäer lange unüberwindlich schienen, der Forschung stets wieder hemmend entgegentraten, wenn sie in diesen Breiten nach Bereicherung trachtete, wie Nicol's, Tuckey's und Anderer unglückliche Versuche es bestätigen, ist es erst jetzt einigen Zeitgenossen gelungen, glücklich in das Innere vorzudringen und mit verhältnißmäßig reicher Ausbeute zu uns zurückzukehren: Oswell, Muray, Andersson, Galton, besonders aber dem unverdroffenen Livingstone, der nun bereits zwanzig Lebensjahre nicht bloß der Erforschung, sondern auch der sittlichen Hebung des südafrikanischen Continentes

gewidmet hat. Mit einer Tochter des Missionsgeistlichen Moffat verheirathet und selbst Missionär, schlug er seinen häuslichen Heerd inmitten jener schwarzen Stämme auf, die vorher von unserer Cultur kaum eine schwache Ahnung hatten, wie wir fast nur von ihrer Existenz wußten, fand seine Genossen und Freunde unter Menschen, denen Manche von uns kaum den Namen Menschen gönnen, und nachdem er lange mit Frau und Kindern dort gelebt, wo die Eingeborenen nach ihrer schönen Weise von seinem ältesten Knaben Robert dessen Mutter den Namen Marobert gegeben haben, befindet er sich auch jetzt wieder dort, neue, reife Früchte seines Forschungseifers dem harrenden Europa verheißend. Marobert aber, wie die Zeitungen berichten, ist am 3. April 1860 tief aus dem südafrikanischen Innern in London eingetroffen, indeß nur, um mit dem Dampfer, den England eigens für die Befahrung des Zambesi baut, später auf diesem prachtvollsten der tropischen Ströme ihrem verdienstvollen Gatten wieder entgegen zu fahren und auch fernerhin als treue Gefährtin alle Mühen seines dortigen Wanderlebens zu theilen. Indem wir den fernen Reisenden das beste Gedeihen wünschen, sprechen wir es zugleich hier aus, daß wir sie auf ihren Zügen nicht aus den Augen verlieren und in das Schlußheft unseres Buches alles Wesentliche aus der Summe ihrer Forschungsergebnisse eintragen wollen.

Wir werden dabei, wie bisher, mehr Thatfachen als Betrachtungen liefern, aber auch die Wahrnehmungen der Reisenden auch nicht trocken und apodictisch mittheilen, sondern wie Georg Forster es im Gegensatz zu Levaillant am Sparrmann rühmt, den Leser durch ungeschminzte Aufstellung der Begebenheiten, soweit wir sie für unser Buch für zulässig erachten, an den Platz des Beobachters treten lassen, wo er sich Alles genau so, als sähe er es selbst, nach seinem eigenen Empfindungsvermögen ausmalen und entwickeln kann. Wir werden dabei der weiteren Worte Forster's eingedenk bleiben: „den Reichtum der Einbildungskraft und des Wises, womit man bisweilen unsern Verstand bestechen will, und den Zauber der Schreibart, den eine gewisse philosophische Secte geschickt zum Blendwerk gebraucht, würde ich ohne Murren in einem Werke vermissen, in dem unbefangener Beobachtungsgeist mit ernster Wahrheitsliebe herrscht.“

Im Allgemeinen übergehen wir in unserer Darstellung die Länder

der Kapkolonie, des Kaffernlandes, Sofala's und der Küste von Mosambique, weil wir die Reisenden begleiten wollen, die ihren Schiffen Valet sagend in das Innere vordringen, und nehmen das Recht in Anspruch, hinsichtlich der älteren Reiseberichte auch deshalb kurz sein zu dürfen, weil sie nur über die Küstenländer, die europäischer Kolonisirung und Cultur nun längst offenstehen, ausführlich handeln, demjenigen aber, was sie über das Binnenland selbst bringen, kaum höheren Werth als der der Sage und der Vermuthung beigemessen werden darf. Denn der Behauptung, daß die Portugiesen schon vor vielen Jahren in das Innere des afrikanischen Continentes eingebrungen seien und sogar eine Kette von Handelsstationen von der Küstenterrasse bei Caconda bis nach Tete am Zambesi unterhalten hätten, widerspricht Livingstone an verschiedenen Stellen seines großen Reisewerkes mit Recht auf das Entschiedenste. Einmal ist bei den Eingeborenen auch nicht die geringste Tradition von einer solchen Stationenkette vorhanden, dann auch hätten die Portugiesen, wenn sie in das Innere gedrungen wären, den hier südlich gerichteten Lauf des Zambesi und seine grandiosen Victoriafälle (Mosioatunga), von denen selbst die Schwarzen mit Bewunderung sprechen, kennen lernen müssen, was nicht der Fall ist. Auch würden sie das in größter Menge auf den Häuptlingsgräbern aufgehäufte Elfenbein sicherlich nicht haben vermodern lassen, wie es denn auch ferner undenkbar ist, daß die Eingeborenen bei ihrer großen Liebe für den Tauschhandel denselben, wenn er einmal begonnen war, nicht in Betrieb gehalten hätten. Das Einzige, was Livingstone durch den Araber Ben Habib mit Sicherheit ermittelte, war, daß einmal ein Brief, der quer durch den südafrikanischen Continent von Hand zu Hand ging, endlich von der Westküste an seinen Bestimmungsort an der Ostküste gelangt ist, ein Brief, aber — kein Portugiese. Sicherlich waren es zwei ehrliche Schwarze, die Angola auch nicht dem Namen nach kannten, welche endlich das portugiesische Schreiben in Kilimane abgaben.

Das Maß unserer Kenntniß von der Beschaffenheit des südafrikanischen Continentes bis vor etwa 40 Jahren erschöpft Ritter, indem er sagt, der Körper des Hochlandes gebe dem ganzen Südafrika seine charakterisirende Gestalt. Rund umher lehnt sich ein terrassenförmiges Küstenland an, und nur im NO. und NW. nehmen

wir auslaufende Glieder wahr, deren Hauptrichtung in den Bergzügen von Habesch, Darfur, Bornu nach N., im Mandingolande nach W. und NW. streicht. Ringsum ist der Saum dieses Hochlandes meistens mit Sandflächen, von denen viele fruchtbar und bevölkert, andere auch wahre Sandwüsten sind, umgeben. Nur an verhältnißmäßig wenigen Stellen wird der Saum dieses Gebirgsganzen von strömenden Wassern durchbrochen. — Vielleicht daß der Mangel an strömenden Wassern in größerer Menge, als er hier innerhalb der Tropenzone und zwischen zwei Oceanen stattfindet, den Schluß zum Voraus erlaubt, daß die Menge des atmosphärischen Niederschlages an Regen und Schnee im Inneren des Hochlandes auch verhältnißmäßig gering sein muß, wofern nicht große Binnenseen als Sammelplätze der strömenden Wasser sich auf den Höhen vorfinden.

Wie unser großer Geograph in dieser Hinsicht aus dürftigen Anhaltspunkten das Richtige vorausgeahnt hat, ebenso bestätigen die letztjährigen Reisen eine zweite Ritter'sche Hypothese, die er mit folgenden Worten ausspricht: „Dann aber möchte im Allgemeinen die absolute Erhebung des Hochlandes mit seinen höchsten Zügen und Gipfeln nicht die bedeutenden Höhen von Hochasien erreichen, nicht diejenige Höhe, welche in der heißesten Zone nothwendig zu sein scheint, um die aufsteigenden Luftschichten und Dünste abzukühlen, und als Feuchtigkeit zu jeder Jahreszeit in reichlicher Fülle niederzuschlagen.“

Lapepebe suchte zu zeigen, daß das Plateau von Afrika sich vom 10° nördl. Breite bis zum 20° südl. Breite ausdehne, und zählte 9 bis 10 verschiedene Gebirgsketten auf, welche nach allen Richtungen hin von demselben auslaufen sollen. Ritter läßt sie nur allenfalls als mit dem Bau des Plateaus zusammenhängende, integriretheile gelten, aber nicht als davon unabhängige oder dasselbe erst constituirende Ausläufer. Denn das Land zwischen ihnen und dem inneren Hochlande liegt immer höher, als das an ihrem äußeren Rande gegen die Meeresseite. Die Massen dieser sogenannten Hauptgebirgsketten sind der Höhe und Breite nach als entscheidende Momente der physischen Erdbeschreibung sehr unbedeutend gegen die Masse und den Typus des Plateaus und seiner Abfälle, auf welchem diese Gebirgsketten nur als deren Endigungen ruhen.

Mit Lapepebe das südliche Ende des Plateaus unter 20° südlicher

Breite anzunehmen, sagt Ritter weiterhin, sind gar keine Gründe da; denn es fällt erst allmählich ab in den hohen Steppen der Batschuanen, des Orangeflusses und der Karroo bis zur Küstenterrasse der Kapkolonie, also unter dem 34° südlicher Breite, wo es in das Meer absinkt.

Uebrigens ist bis auf den heutigen Tag die geologische und meteorologische Beschaffenheit des afrikanischen Süplateaus noch nicht zur Genüge aufgehehlt. Denn wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Muldenform, welche Barth für Central-Afrika nördlich vom Aequator nachgewiesen hat, sich durch die Aequatorialregion in die Kalahari-Wüste und in gewissem Sinne bis an die tieferen Absenkungen der Capländer fortsetzt, daß es keine Schneeberge als erste Flußquellen giebt, sondern daß Regenwasserbehälter mit veränderlicher Uferegestaltung deren Stelle vertreten, so bleibt für eine sichere Lehre aller einschlagenden Verhältnisse in diesem räthselhaften Lande doch noch manches Problem zu lösen.

Die periodischen Regenstürze, die in einzelnen Gebieten bedeutender sind, als in anderen, verdunsten nur zum geringeren Theile, die Hauptmenge des Regenwassers gelangt in das Meer, aber früher, als neue Niederschläge die Betten in den oberen Flußläufen wieder füllen. Daher die Periodicität der Ueberschwemmungen und der trockenen Zeiten, die wohl mehr als alles Uebrige das Vordringen und Heimischwerden der Cultur in den Binnenländern erschweren wird.

Nicht einmal über die Zeiten des Regensfalls können bis jetzt für die einzelnen Flußgebiete Regeln aufgestellt werden. Livingstone nimmt an, daß der Regen dem Laufe der Sonne folge, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer südlichen Bahn diese Zone berührt. Wenn man den Wendekreis des Steinbocks im December erreicht, sagt er, ist es trocken; December und Januar sind die Monate, in denen nachtheilige Trockenheit in der Nähe des Wendekreises, von Kolobeng bis Linhanti, am Meisten gefürchtet wird. Kehrt die Sonne wieder nach Norden zurück, so haben wir im Februar, März und April die großen jährlichen Regengüsse, und die Ebenen, welche im October und November gut befeuchtet waren und den Regen wie Schwämme auffogen, werden jetzt überfättigt und senden jene Fluthen klaren Wassers aus, welche die Ufer des Zambesi

überschwemmen. Ein vielleicht ähnliches Phänomen erklärt wohl die periodischen Ueberschwemmungen des Nils. Beide Flüsse entspringen in derselben Gegend, aber es herrscht ein Unterschied in der Fluthperiode, vielleicht weil sie auf entgegengesetzten Seiten des Aequators liegen. Der Nil wächst nicht auffällig, wenn die Sonne an dem äußersten nördlichen Punkte oder dem Wendekreise des Krebses steht, sondern zu der Zeit, wo sie nach dem Aequator zurückkehrt, genau wie in dem andern Falle, wenn sie in dem Wendekreise des Krebses steht und auf den Zambesi einwirkt. In Loanda ist im November die erste Regenzeit, December und Januar sind gewöhnlich warm und trocken, dann folgen die heftigeren Regengüsse vom Februar bis Mitte Mai und dann bleibt es trocken bis zum November. Jedenfalls scheint zwischen dem 6. und 12.° südlicher Breite die Hauptwassermasse, die den Kasai und der Nil speist, zu fallen. Warum fällt dort eine so viel bedeutendere Regenmenge als in denselben Breitengraden nördlich vom Aequator? Warum entspringen in Darfur nicht ebenso große Flüsse wie in Loanda und den östlich angrenzenden Ländern? Livingstone leitet den verhältnißmäßigen Regenmangel in der Kalahari-Wüste daraus ab, daß die Luftmasse ihre Feuchtigkeit niederschlägt, indem sie steigt und über die weitausgedehnten Berg Rücken wegstreicht. Er nimmt an, daß dieselbe Ursache bei den Gebirgen von Abyssinien thätig ist und die Gegend um Darfur noch dürre macht; dazu kommt, daß die erwähnten seitlichen Berggänge dem Aequator viel näher liegen, als diejenigen, welche der Wüste Kalahari ihre Feuchtigkeit entziehen. Der Nil nimmt, selbst während er durch einen Theil dieser Länder fließt, außerordentlich wenig Nebenflüsse auf. Wenn man ferner beachtet, daß zwischen dem 6. und 12.° südlicher Breite kein steilabfallender seitlicher Gebirgszug, wohl aber ein hohes Plateau vorhanden ist, und daß die Südost- und Nordostwinde wahrscheinlich eine Vereinigung der zwei großen atmosphärischen Strömungen veranlassen, so erkennt man eine Anhäufung der Feuchtigkeit an der Seite und auf der Höhe des Plateau's, statt wie sonst, der Kalahari-Wüste und Darfur entgegengesetzt, einen Niederschlag der atmosphärischen Feuchtigkeit auf den Ostabhängen der lang sich hinstretchenden Bergketten. Livingstone erzählt, daß er während seines Aufenthalts auf dem Plateau oft beobachtet habe, daß

die Luft bei Nacht im Allgemeinen ganz still war, daß aber, sobald die Sonne Morgens auf die oberen Schichten der Atmosphäre zu scheinen begonnen habe, aus den angehäuften Wolken plötzlich heftiger Regen herabgestürzt und das Thermometer auf seinen tiefsten Stand gesunken sei.

Was die geologischen Verhältnisse Südafrika's betrifft, so erzählt derselbe Reisende, er habe lange Zeit sein Augenmerk darauf gerichtet gehabt, daß die alten Schieferfelsen an den Seiten sich nach dem Centrum hinneigen und daß ihre Streichungslinie mit der größeren Achse des Continents fast correspondirt, ferner, daß wo die jüngeren Eruptiv-Trappfelsen in Tafelform über das Central-plateau ausgebreitet waren, sie eckige Stücke älterer Felsen in sich schlossen. Er gelangt aus diesen und ähnlichen Beobachtungen zu der Ansicht, daß große vulkanische Thätigkeit in alten Zeiten stattgefunden haben müsse, wie noch jetzt an der Meeresküste deutlich nachweisbar ist, und daß diese vulkanische Thätigkeit zu beiden Seiten des Continents die seitlichen Felsmassen in der Weise, wie man es noch jetzt sieht, aufgeschichtet habe. Murchison spricht sich über die geologischen Verhältnisse mit großer Bestimmtheit aus. Wie Südafrika jetzt ist, so hat es der Hauptsache nach unzählige Jahre hindurch vor der Erschaffung der Menschen bereits ausgesehen. Denn die alten Felsen, welche den äußeren Rand bilden, umgaben gewiß ein sumpfiges oder meerähnliches Land, in welchem der Dicotyledon blühte, zu einer Zeit, wo auch nicht ein Thier Aehnlichkeit mit einem der lebenden Wesen hatte, welche jetzt die Oberfläche der Erde bewohnen. Die gegenwärtigen Gewässer der centralen Längszone, Seen, Flüsse und Sümpfe, die sich vom Tsab nach dem Ngami erstrecken, mit Flußpferden an ihren Ufern, sind also nur die großen, modernen, übriggebliebenen Phänomene aus dem mesozoischen Zeitalter. Die Verschiedenheiten indeß zwischen der geologischen Vergangenheit und Gegenwart Afrika's sind ungeheuer. Seit der Urzeit hat sich das Land weit über das Meeresniveau erhoben, indem Eruptivfelsen durchdrangen; tiefe Schluchten sind in den Bergketten entstanden, durch welche die Flüsse ihren Ausgang suchten. Der Trapp, meint Livingstone, habe sich in solcher Weise gehoben und sei die Hauptfüllung der großen Thalebene von Südafrika geworden, indem er in vollkommen horizontaler Lage weite

Flächen, die den Boden des ursprünglichen Wasserbeckens bildeten, einnehme und eckige Fragmente mit Algen der alten Schiefer einschließe. Außerdem giebt es im mittleren Lande Hügel aus Thon- und Sandsteinschiefer, vom Wasser ausgewaschen und, so viel bis jetzt ermittelt worden ist, ohne Fossilien. — Von dieser ursprünglichen Thalbildung des Continents behauptet Livingstone, daß sie den nördlichen und südlichen Lauf des Zambesi im Centrum und ebenso den Lauf jenes Flusses bestimmt habe, der einst vom Linhanti-Becken nach dem Drangefluß gegangen sei; auch die Richtung des nördlichen und südlichen Laufes des Kasai und des Nil erklärt er aus derselben Ursache.

Um die geologischen Verhältnisse des afrikanischen Südtypeaus anschaulich zu machen, hat Livingstone seinem Werke einen idealen Durchschnitt des ganzen Continents von der Westküste bis an die Ostküste angehängt. An beiden Küsten bezeichnete er Kalktuff als vorwiegend; wo das Land von Westen her aufsteigt, stellt sich zunächst Trapp ein mit Muscheln, wie sie noch in dem angränzenden Meere lebend vorkommen. Weiter nach Osten folgt Glimmerschiefer und diesem die Felsengruppe von Pungo Andungo mit einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche. Sie bestehen aus einem Conglomerate von runden Dachschiefeln in einer Matrix von Sandstein und stehen auf horizontalem Sandstein, auf dem man fossile Palmen findet. Dann kommt rother Thonschiefer mit Rieslagern, auf der Spitze mit eisenhaltigem Conglomerat überlagert, der bis zu einer Höhe von 5000 Fuß aufsteigt. Auch der Dilolo-See mit 4500 Fuß ruht auf diesem Thonschiefer und bildet die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Kasai, indem sein Wasser theilweise nach dem Osten, theilweise nach dem Westen abfließt, gewissermaßen die Stelle unserer Schneeberge vertretend. Der Ngami-See liegt zehn Grad südlich von dem Dilolo-See, nur 2500 Fuß über dem Meeresspiegel. Das große Centralplateau in Londa besteht aus eisenhaltigem Conglomerate auf der Oberfläche, gehärtetem Sandstein mit Madragowanläufern, Kies- und manchmal Trapplagern. Südlich vom 12. ° sind große Stellen weichen Kalktuffs mit Zaspis, Achat u. s. w. auf verschiedenen horizontalen Schichten von Trapp, Amygdaaloiden, mit Analami und Mesotyp, der die Basaltfelsen durchbrochen hat. Auch finden sich Granitfelsen durch den Trapp zerstreut. Weiter gegen

Osten werden verzeichnet Tuff, strahlenförmiger Zoolith, Augitporphyr und Basaltfelsen, weißer Glimmerschiefer mit Steigung nach Westen und Gneis. Bei Kalomo steigt dann Granit mit schwarzem Glimmer bis zur Höhe von 5000 Fuß auf. Es folgte weiter östlich weißer Glimmerschiefer und weißer Marmor, an die sich auf 3500 Fuß hohen Trapplagern konischgeformte, vulkanische Hügel von 500 Fuß anschließen, die viel Glimmer enthalten und aus denen heiße Quellen hervorsprudeln. Von hier aus senkt sich das Land nach der Ostküste mehr und mehr ab. Es findet sich rosenfarbener Marmor und Dolomit auf Hügeln von verschieden gefärbtem Glimmerschiefer, mit Trapp, Schörl in Gneis, Kyanit oder Disthene, Gneis- und Glimmerschiefer. Nach Osten fortgehend kommen dann auf verschiedenen vulkanischen Felsen von 1500 Fuß Höhe Spiegel- und magnetisches Eisen vor, fein lamellirter Porphyr und Granit. Auch hier ergießt sich eine heiße Quelle und zwischen Sandstein finden sich Kohlen, Trappgänge, Ghanit-Porphyrgänge; schwarzer blasiger Trapp, der in dünnen Adern den Thonschiefer durchbricht, ist in Porzellanit verwandelt, die Kohlen sind theilweise krystallisirt. Auf diesem Sandsteine liegen fossile Palmen und in Kiesel-erde verwandelte Coniferen, wie auf einem ähnlichen Felsen in Angola. Auf compactem Kiesel-schiefer folgt wieder vulkanisches Trappgestein mit heißen Quellen und dann bis an das östliche Meer Arkose oder Granitfies, mit modernen Muscheln, von Kalktuff bedeckt.

Das gesammte Gebiet von Südafrika beschreibt Livingstone nach einer dreifachen Eintheilung, die dadurch gebildet wird, daß man von der Südspitze am Kap zwei Grenzlinien nach Norden gezogen denkt. So entstehen drei Längsstreifen, von denen jeder deutlich abgegrenzte Eigenthümlichkeiten nach Klima, physischem Aussehen und Bevölkerung zukommen. In den am östlichen Meere nach dem Aequator hin sich erstreckenden Längsstreifen finden sich hin und wieder Berge mit einem kräftigen Waldwuchs von immergrünen, fastigen Bäumen; besonders sind die nach der Seeküste abfallenden Schluchten mit riesigen Bäumen bekleidet und verhältnißmäßig wohl bewässert. Die jährliche Regenmenge ist beträchtlich und die Zulu-Kaffern, welche dieses Gebiet bewohnen, sind ein sowohl kräftig und gut gebauter, als thatfertiger, tapferer und nicht unintelligenter Menschenschlag, so daß

sie den Namen der „prächtigen Wilden“, den ihnen die englischen Militärbehörden gegeben haben, in der That verdienen. Ihre vollendete physische Entwicklung und Schädelbildung zeigt nach Livingstone's Meinung, daß sie, ohne die schwarze Haut und das wollige Haar, den schönsten Europäern an die Seite gestellt werden könnten.

Der mittlere Längsstreifen besteht aus einer weitausgedehnten, nur selten wellenförmig unterbrochenen Thalebene fast ganz ohne Quellen und fließende Gewässer. Der Regen, der dieser Abtheilung überhaupt nur spärlich zugemessen ist, bleibt alle paar Jahre ganz aus, was dann stets eine für Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt sehr nachtheilige Dürre zur Folge hat. Europäische Getreide kommen hier ohne künstliche Bewässerung nicht fort, die Betschuanen, welche diese ganze Abtheilung bewohnen, gehören zu derselben Rasse, wie die Kaffern, sie treiben, wie diese, Ackerbau und Viehzucht, aber sie sind ein schüchterner, sanfter Menschenschlag und stehen auch hinsichtlich ihrer physischen Entwicklung den Zulus weit nach.

Noch ebener als der mittlere ist der westliche Längsstreifen. Er zeigt nur in der Nähe der Küste eine gewisse Erhebung, die aber bald in jene große Kalahari-Wüste abfällt, die sich durch Wassermangel und dennoch verhältnißmäßig reichen Pflanzenwuchs auszeichnet. Die Ursache des geringen Regenfalls in dieser großen Ebene sucht Livingstone darin, daß vorwiegend Südostwinde über dieselbe hinstreichen und die Feuchtigkeit, welche sie vom indischen Oceane mitbringen, schon auf dem hügeligen Ostabhange des Festlandes verlieren. Denn wenn die bewegte Luftmasse ihre höchste Höhe erreicht hat, steht sie gerade auf dem Saume der großen Binnenebene Kalahari, deren aufsteigende Hitze den Wassergehalt der Winde verdünnen und höher emporheben. So bleibt alle noch vorhandene Feuchtigkeit in den obersten Luftschichten zurück und der mittlere und westliche Länderstreifen erhält nur wenig Regen. Daß die Kalahari-Wüste sich trotzdem eines reichen Pflanzenwuchses erfreut, kann seinen Grund nur darin haben, daß bei ihrer Beckenform die Schichten an den Abhängen, wo der meiste Regen niederschlägt, gegen den Mittelpunkt hin einfallen und unterirdisches Wasser ihr zufließt. Die stehenden Quellen, welche durch einen neuen und tieferen Abfluß zu nie versiegenden Strömen werden, bestätigen die Ansicht, daß das Wasser

von den einschließenden Bergen nach dem Grunde des Centralthales vordringt. Derselbe Vorthail kommt der Binnenebene von Australien ihrer Sterilität wegen wahrscheinlich nicht zu Gute; diesem Gebiete von Central-Afrika, das nur aus Mangel an zu Tage fließendem Wasser unbewohnt zu sein scheint, dürften aber artesishe Brunnen eine günstige Zukunft versprechen. Bereits steigen die inneren Theile der Kapcolonie von Jahr zu Jahr mehr an Werth und Bedeutung und verheissen dem redlichen Fleiße reichlichen Ertrag und lassen auch ihrer Gesundheit wegen eine erhebliche Zunahme der Bevölkerung erwarten.

Wenn wir oben sagten, daß die Betschuanen ein schüchterner, sanfter und schwächlicher Menschenschlag seien, so machen von dieser allgemeinen Regel gegenwärtig die Makololo eine Ausnahme, welche unter Anführung des großen Sebituane alles Land bis zum 14. ° südlicher Breite erobert haben. Sie sind der nördlichste Betschuanenstamm und grenzen an dasjenige Negervolk, welches die Makololo seit ihrer Unterwerfung Makalaka nennen. Der Namen Betschuanen scheint von dem Worte „tshuana“ „Gleiche“ „gleiche Menschen“ herzu kommen. Sie nennen sich selbst so und antworten, wenn man geringschätzig von ihnen spricht: „Wir sind Betschuanen und Gleiche, wir sind nicht geringer, als Andere.“ Die meisten anderen Stämme sind nur unter dem Namen bekannt, welche ihnen Fremde geben, wie Kaffern, Buschmänner und Hottentotten. Die Betschuanen nennen die Weißen Makoa, was „schön“ bedeutet, doch hat das Wort auch die Bedeutung von „schwach, krank“ und vielleicht ist die Annahme Bürchells richtig, daß die Weißen dieser Bedeutung des Wortes ihren Namen verdanken. Die verschiedenen Hottentottenstämme waren unter Namen bekannt, die auf Kala endigten, was „Mann“ bedeutet. Sie selbst waren zuerst unter dem Namen Griquas, d. h. Ziegenmenschen, bekannt.

Die Kaffern, welche selbst den Namen Kaffer für ein Schimpfwort halten, zerfallen in verschiedene Stämme, die Amakosa, Amapanda und andere. Die Zulus an der Natalküste gehören zu denselben Familien und sind eben so bekannt durch ihre Ehrlichkeit, wie ihre Stammgenossen an den Grenzen der englischen Colonie durch Viehdiebstahl berüchtigt sind. Die ungefähr 10,000 Colonisten, welche

unter ungefähr 100,000 Zulus sich seit der englischen Besitzergreifung des Landes angesiedelt haben, erfreuen sich einer Sicherheit für ihr Leben und Eigenthum, deren die Geschichte kaum ein zweites Beispiel kennt. Auch die Matebele von Mosilikatze, südlich vom Zambesi, und die Stämme südlich von Tete und Senna gehören zu den Familien der Raffern; nördlich vom Zambesi kommen sie nicht mehr vor.

Die Bakoni und Basuto umfassen im Süden die Bataui, die Baputi, die Makolokue und alle übrigen Stämme, welche Moschesh als ihr Oberhaupt anerkennen. Auch eine Anzahl der Bewohner der Maluti-Gebirge gehören zu den Basuto und werden von denselben Marimo und Mahabathu d. h. „Menschenfresser“ genannt. Diese scheußliche Sitte soll wirklich bei ihnen geherrscht haben, bis Moschesh Rindviehzucht bei ihnen einführte. Das Land der Bakoni erfreut sich eines ihren Ackerbau sehr begünstigenden Regenfalles. Sie ziehen viel Korn und bearbeiten ihre Acker bereits mit Pflügen und Ochsen statt mit der Hacke; ihre Weiber besorgen das Hacken, das Verjagen der Vögel, das Erndten und Worfeln des Getreides. Leider kommt ihre Thätigkeit hauptsächlich den entfernter wohnenden „Boers“, von denen später die Rede sein wird, zu Gute. Dieselben sitzen bei aller eigenen Trägheit im Ueberfluß und treiben allen englischen Gesetzen zum Trotz — Menschenhandel und Menschen- und Viehdiebstahl.

Die Bakalahari sind der westlichste Zweig der Batschuanen. Sie waren ein unbedeutendes und schmutziges Volk, als die Missionäre zuerst mit ihnen zusammentrafen, haben aber durch deren wohlthätigen Einfluß manche Kenntnisse erworben, Handel und Viehzucht kennen gelernt, Reichthum erworben und — glauben, daß sie ihre jetzige Ueberlegenheit über den weniger begünstigten Stämmen im Innern nur ihrer eigenen großen Weisheit und höheren geistigen Entwicklung verdanken.

Ueber die Ovambo, Damara und Namaqua an den Westküsten wird eingehend die Rede sein. Auch diese Stämme haben verwandtschaftliche Beziehungen zu den genannten Völkern, doch ist derselbe bis jetzt noch nicht mit Sicherheit nachweisbar. Von großem Interesse ist das Ergebnis der Beobachtungen, welche Livingstone bezüglich der Hautfarbe der Afrikaner anstellte. Daß Erblichkeit und die große Hitze ihres Landes nicht allein die Ursache der vollkommen schwarzen

Farbe seien, wurde ihm bald klar. Es ist noch ein Drittes erforderlich, damit die Haut dieser unserer Mitbrüder eine Farbe annimmt, um die Manche in thörichter Verblendung sie als tief unter uns Weißen stehend ansehen zu dürfen glauben. Dieses Dritte ist die Feuchtigkeith der Luft bei hohem Temperaturgrade und Jahrhunderte langes Verweilen unter diesen Außenbedingungen. Nach seinen Erfahrungen nimmt Livingstone hinsichtlich der lichter und dunkler Hautfarbe der Eingeborenen fünf Längsstreifen an, die um den südlichen Theil des Continentes herumlaufen. Die Einwohner an der Ost- und Westküste sind sehr dunkel; dann liegen zwei lichtere Streifen etwa 300 Meilen von jeder Küste entfernt, von denen der westliche die Kalahari-Wüste und das Betschuanenland umfaßt; das Centrum ist wieder ganz schwarz. Auch die Dialecte der einzelnen Stämme scheinen für eine Wanderung längs jener Farbenlinien zu sprechen. Die Dialecte der Hottentotten oder Kaffern im äußersten Süden sind nahe verwandt mit den Dialecten jener Stämme, welche unmittelbar nördlich von ihnen wohnen. Einer geht in den anderen über und ihre Verwandtschaft ist so unverkennbar, daß sie sofort einleuchtet. Vergleicht man die Dialecte der äußersten Stämme, z. B. der Kaffern und der am Aequator wohnenden Stämme, so ist es schwer, die ausgemachte Thatsache zu erkennen, daß alle Dialecte nur zwei Sprachfamilien bilden. Eine Prüfung der Wurzeln derselben in geographischer Ordnung beweist, daß sie in einander übergehen und daß zwischen dem äußersten Osten und Westen kein so großer Unterschied ist, als der zwischen dem Norden und Süden. Der Dialect von Tete ist dem von Angola sehr ähnlich.

Die außerordentliche Weichheit des Idioms geht schon daraus hervor, daß der primitive Grundsatz der ursprünglichen Sprachen, daß jede Sylbe mit einem Consonanten beginnt und mit einem Vocale schließt, obwaltet, außer in wenigen Fällen, die einer späteren Sprachverstümmelung zugeschrieben werden müssen. Die Sprache der Damara hat durch eine richtige Vertheilung der Vocale und Consonanten jedenfalls einen hohen Wohlklang erlangt. Damit hängt eine andere Eigenthümlichkeit zusammen, nämlich die außerordentliche Biegsamkeit, so daß die einmal gegebene Wurzel durch Zusatzsylben die mannichfaltigsten Modificirungen des Gedankens zu bezeichnen fähig

ist. Einen Contrast bildet der Mangel an Comparativen und Adjectiven. Die außerordentlich reiche Flexionsfähigkeit erklärt hinreichend, abgesehen von anderen Ursachen, den geringen Umfang des Wortschatzes, der bloß in Bezug auf einige Gegenstände des täglichen Lebens reichhaltig genannt werden kann. Zur Bezeichnung der Ausdrücke für Rindvieh, die Farben desselben, und der im Leben so außerordentlich häufig vorkommenden Betrügereien findet sich in den Sprachen dieser schwarzen Stämme ein wahrer Ueberfluß, ebenso ist kein Mangel an Ausdrücken zur Bezeichnung von Familienverhältnissen, Körpertheilen und dergleichen mehr. Zur Erörterung menschlicher Tugenden hat sie aber nur einen geringen Vorrath von Worten, für den Begriff der „Dankbarkeit“ hat sie auch annähernd keinen Ausdruck.

Galton weist besonders auf die Vorsatzwörter hin, durch welche die Damara schnell complicirte Begriffe wiederzugeben vermögen, und citirt das folgende Beispiel: „Omu ist das Vorsatzwort, welches Menschheit bedeutet, Otdshi ist ein Ding. Nun ist Omundu einfach ein Mensch; wenn aber gesagt wird Otdschimundu, so wird die Idee von einem leblosen Dinge der Idee von einem Menschen noch hinzugefügt und das Wort bezeichnet nun eine zahnlöse alte Frau.“ Die Missionsgeistlichen Rath und Hahn haben die Manuscripte ihrer reichhaltigen Sprachlehren und Wörterbücher südafrikanischer Sprachen nach Bonn gesandt. Hoffentlich wird uns der verdienstvolle Dr. Bleek nach seiner Rückkehr aus der Kapstadt wenigstens mit den Resultaten seiner Arbeiten auf diesem schwierigen Gebiete der Forschung weiter bekannt machen.

Eigentliche Albinos scheinen in dem südafrikanischen Continente doch seltener zu sein, als man nach den Berichten der Portugiesen annehmen sollte, welche behaupten, dieselben würden als Doctoren hoch in Ehren gehalten. Nur im Süden sah Livingstone einige wenige, in der Kapkolonie einen Mann und in Kuruman eine Frau; beider Haut war außerordentlich empfindlich und von der Einwirkung der Sonnenhitze stets voller Blasen. Die Albinofrau wohnte eine Zeitlang in Kolobeng und wünschte um jeden Preis schwarz zu werden, zu welchem Zwecke Livingstone ihr längere Zeit große Dosen Höllenstein eingab, der aber bei ihr nicht wirkte. Es ist wahrscheinlich, daß wie schwächliche und verkrüppelte Kinder überhaupt, so auch

Albino's schon in zartem Alter bei Seite geschafft werden. So lernte Livingstone während seines Besuches bei den Mabotsa eine Frau kennen, die wider Willen ihres Mannes einen Albinoknaben großzog und deshalb von ihrem Manne getrennt lebte. Die Pupille des Knaben war blaßröthlich, der Blick unstät, die Wolle des Kopfes gelb, die Haut weiß, die Gesichtszüge aber wie die aller Betschuanen. Trotzdem daß der Knabe sich übrigens günstig entwickelte und für sein Alter sehr verständig war, wollte seine Mutter doch endlich nicht mehr um ihn freiwillig geschieden leben. Sie ging mit dem armen Kinde in eine Schlucht nahe bei dem Dorfe Mabotsa und tödtete es, ohne daß die Behörde, die von ihrem Vorhaben wußte, ihr das Verbrechen gewehrt hätte. Der Mann nahm sie nach dieser Schandthat wieder zu sich. — Auch von Zwillingeskindern pflegt eines getödtet zu werden, als habe es eine Sünde (thola) begangen. — Nach Cole's Bericht (der Kap und die Kaffern, deutsch von Hasskarl) kommen unter den Kaffern häufig Albinos vor. Sie haben ein äußerst widerliches Aeußere, ihre Haut ist todtenblaß, nicht weiß, wie die Haut der kaukasischen Race, sondern wie die eines weißen Pferdes schuppig und rauh. Die Augen sind roth wie die eines Frettchens, auch hat ihr Haar sehr viel Aehnlichkeit mit dem Fell dieser Thiere, ist dabei aber büschelig und wollig. — Uebrigens erklärt dieser Reisende die Kaffern für den schönsten Menschenschlag in Südafrika, sowohl was die Gestalt als die Bewegung anlangt, und will nur äußerst selten zusammenstoßende Kniee, gebogene Beinknochen und andere Verunzierungen gesehen haben.

Eines der Haupthindernisse, das Innere von Südafrika zu durchforschen, liefert ein sehr kleines Thier, eine Fliege, die Tsetse (*Glossina morsitans* Westw.), wenig größer als unsere Hausfliege und ihr auch übrigens ähnlich, nur mit längeren Flügeln versehen. Löwen, Hyänen und andere reißende Thiere gefährden vielfach das Leben der Reisenden, die kleine Tsetse belästigt ihn persönlich wenig, aber sie hemmt seinen Weitermarsch, indem sie sich auf seine Pferde, Hunde und Rinder setzt und sie vergiftet. Gäbe es nicht Jahreszeiten, in denen dies Insekt weniger bössartig ist, und hätte es nicht die Eigenthümlichkeit, gewisse Strecken und Flußufer zu vermeiden, so wäre das bequeme Reisen mit Reit- und Packthieren im

afrikanischen Continente geradezu unmöglich. Die eingeborenen Händler wissen genau die Gegenden, in denen die Tsetse wie die Pest einheimisch ist, und durchziehen dieselben nur in kalten Mondscheinnächten wie Flüchtige in größter Eile. Livingstone, den wir ausführlich über die nach dem Stich eintretenden Vergiftungssymptome handeln hören werden, verlor auf seiner ersten Reise, als er dies Insekt noch nicht kannte, 43 Stück seiner Kinder mit einem Male. Frederik Green, der mit mehreren Engländern vom Ngami-See aus einen Jagd- und Forschungszug nach Libebe beabsichtigte, wurde allein durch die Tsetse gezwungen, wieder umzukehren. Fast alle Ochsen fielen und einer seiner Freunde verlor durch den Stich der Tsetse 36 schöne Jagdpferde. Eine Gesellschaft Oriquas, die nordwestlich vom Ngami-See Elephanten jagte, büßte durch die Tsetse fast ihr ganzes Lastvieh ein und konnte kaum zurückkehren. Es muß das Gift eine allgemeine Blutvergiftung der für dasselbe empfänglichen Thiere erzeugen, der Mensch und manche wilde Thiere leiden nemlich von dem Gifte nicht; die Symptome sind nach dem übereinstimmenden Berichte aller Reisenden folgende: die Augen fließen, die Halsdrüsen schwellen an, das Haar verliert seinen Glanz, die Muskeln werden schlaff und die Abmagerung nimmt zu, bis das Thier in Tagen oder Wochen stirbt. Oft erblinden die Thiere kurz vor dem Tode.

„Soweit mir die Tsetse bekannt ist,“ schreibt Oswell, „glaube ich, daß drei bis vier Insekten im Stande sind, einen ausgewachsenen Ochsen zu tödten. Wir untersuchten ungefähr 20 unserer Ochsen, welche nach dem Biß starben, und die Symptome waren bei allen dieselben. Nachdem die Haut abgezogen war, sahen Muskeln und Fleisch einweißartig aus und waren im höchsten Grade abgemagert. Magen und Eingeweide waren frisch, Herz, Lungen und Leber hatten aber bei den meisten ein krankhaftes Aussehen. Besonders war das Herz sehr entartet, es hatte alle Festigkeit verloren und sah aus, wie Fleisch, das lange im Wasser gelegen hat. Die Blutmasse war sehr vermindert; ein großer Ochse hatte nur einen kleinen Eimer voll dicken, albuminösen Blutes bei sich und tauchte man die Hand hinein, so wurde sie nicht roth gefärbt.“ — Menschen und wilden Thieren ist das Gift unschädlich; Hunde, die mit Milch großgezogen sind, sterben wie Hausthiere nach dem Biß der Tsetse, Hunde, die mit

Wildfleisch aufgefüttert sind, können ohne Gefahr zum Jagen in Tsetsegebieten gebraucht werden.

Außer der Tsetse sind große Schranken, welche das innere Afrika bisher verschlossen gehalten haben, einmal das ungesunde Klima an den Küsten und dann die exclusive, engherzige Gesinnung der Grenzstämme, die sich gegen die Colonisten wie gegen ihre Landsleute im Inneren feindlich verhalten. Sobald gebahnte Straßen in das Innere führen und die Reise nur erst auf einer Hauptstraße gesichert ist, wird sich ohne Schwierigkeit die Jahreszeit mit Genauigkeit feststellen lassen, in denen man ohne Gefahr, vom Fieber niedergeworfen zu werden, in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch den ganzen Continent reisen kann. Die Binnenländer haben nämlich einmal den großen Vorzug, daß sie weit gesunder sind, als die Küsten, wo Fieber von großer Bösartigkeit herrschen, die schnell zum Tode führen; sodann würde im Inneren jeder Ortsvorsteher, trotz der sehr geringen Verneugierde der Eingeborenen, doch stolz auf jeden europäischen Besuch sein und einem Residenten in seinem Bezirke jeden möglichen Vorschub leisten. Man kann im ganzen Inneren, sagt Livingstone, mit vollkommener Sicherheit für Leben und Eigenthum reisen, „nur“, fügt er an einer andern Stelle hinzu, „darf man die Zutraulichkeit, welche die Makololo mir bewiesen, nicht so verstehen, als würden sie sich gegen Jeden, der sie besucht, ebenso benehmen. Meinen Einfluß verdanke ich zum größten Theile meinem guten Rufe, der mir von den Bakwena her vorausging, und den ich mir durch ein anhaltend gutes Benehmen sicherte. Niemand gewinnt ohne Reinheit und Aufrichtigkeit hier zu Lande Einfluß. Die Handlungen Fremder werden hier von Jung und Alt scharf kritisiert, und meistens sind die Heiden in ihrem Urtheil gerecht. Ich habe Weiber mit Bewunderung von einem Weißen reden hören, weil er rein war und sich nichts Unmoralisches zu Schulden kommen ließ. Geheime Laster werden schnell durch den ganzen Stamm bekannt.“

Hinsichtlich der Charaktereigenthümlichkeiten unterscheiden sich die einzelnen Nationen und sogar die Stämme wesentlich von einander, doch sind die bis jetzt vorliegenden Berichte weder so vollständig, noch so einstimmig, daß über ihre Verwandtschaft unter einander, ihre Vertheilung, ihre Sitten und Gebräuche bereits eine allgemeine Lehre

aufgestellt werden könnte. Aber wir können aus den uns gewordenen Mittheilungen bereits folgern, daß die Stämme ein um so zügelloseres und roheres Leben führen, je dürftiger und unsicherer der Grund und Boden ist, den sie inne haben. So gehören die kleinen, hageren Saabs oder, wie sie von den holländischen Colonisten getauft worden sind, die Buschmänner zu den verthiertesten Eingeborenen. Seit sie durch ihre Ueberfälle den Colonisten gefährlich wurden, sind sie oft angegriffen und jetzt versprengt worden, aber ihr ursprüngliches Land war ein hochgelegener, öder Landstrich, völlig holzleer, der sie zumal in der Winterzeit nicht ernähren konnte. So lebten sie bei völligem Culturmangel stets unter sich in Fehden und erlaubten sich auch Streifereien in die Gebiete ihrer civilisirteren Nachbarn, selbst der angesiedelten Weißen, von denen sie dann aber gejagt wurden, wie die reißenden, wilden Thiere, von denen ihr Land wimmelte. Wo der Oranjesfluß durch weite, grasreiche Ebenen strömt, wohnte der gutmüthige Hottentottenstamm der Kosana lange Zeit in Frieden und Wohlstand, als Lichtenstein vor einem halben Jahrhundert ihr Land besuchte. Die weiten, öden Steppen an der Südseite ihrer Heimath hatten sie noch vor den Unterdrückungen der Capcolonisten geschützt. Ihre Gesichtsbildung ist ausgezeichnet, ihre zahlreichen Heerden sichern ihre Unabhängigkeit, auf fruchtbarem Hochlande leben sie in freundlichem Einverständniß mit ihren nördlichen Nachbarn, konnte der Reisende von ihnen noch berichten.

Trutter, Sommerville und Barrow gaben im Anfang dieses Jahrhunderts die erste Auskunft über die Betschuanen, mit denen dann Lichtenstein in nähere Berührung trat. Gegen 180 geographische Meilen von der Meeresküste ein reiches Land bewohnend, zeichnet sich, wie Ritter sagt, dieser Stamm vor allen anderen Nachbarvölkern durch größeren Wohlstand und Industrie, Reichthum und Bildung, durch einen milden Charakter, Rechtlichkeit und das weibliche Geschlecht durch Schönheit aus. Bei ihnen ist treffliche Viehzucht, Ackerbau, die Kunst, das Eisen, Kupfer und Elfenbein sehr zierlich zu verarbeiten. Eine volksthümliche Verfassung giebt dem merkwürdigen Volke Selbstständigkeit und Frieden, und bei Nothwehr Kraft zur Erhaltung der Unabhängigkeit, rühmt Ritter von ihnen, und der wackere Missionsgeistliche Moffat bestätigt dieses Lob, indem er von ihnen

sagt, ihre Regierungsform ist monarchisch und patriarchalisch zugleich, und die Handhabung der Gesetze vergleichungsweise mild. Jeder Stamm hat seinen Häuptling oder König, der seinen Sitz in der Regel in der größten Stadt hat, und dessen Person heilig und dessen Würde erblich ist. Ein Stamm besteht gewöhnlich aus einer Anzahl Städte oder Dörfer, jedes mit einem besonderen Oberhaupte, dem eine Anzahl Häuptlinge untergeordnet sind. Diese Häuptlinge bilden die Aristokratie der Nation und erkennen sämmtlich die Macht des vornehmsten Häuptlings an. Die Macht dieses letzteren ist groß und gewissermaßen despotisch, aber doch beschränkt durch die älteren Häuptlinge, welche in ihren Pittchos, öffentlichen Parlamenten, ohne Rückhalt aussprechen, was sie für unrichtig oder nachlässig in der Regierungsweise erkennen. Ein geschickter Redner kann selbst den König in Verlegenheit bringen. Durch diese Versammlungen wird das Gleichgewicht zwischen der Macht der Häuptlinge und der des Königs aufrecht erhalten; aber sie werden nur dann einberufen, wenn Zwistigkeiten zwischen den Stämmen auszugleichen sind, wenn ein Raubzug unternommen werden soll, oder wenn ein Stamm seinen Wohnort verändern will; doch werden oft auch Dinge von geringerer Wichtigkeit verhandelt. — Wie kraftvoll, beredt, schlau und fließend oft die Sprache der Häuptlinge ist, beweist die Rede des Basutokönigs Moschese an sein Volk, als er es zu freundlichem Empfang dreier Missionäre, die sich in ihrem Gebiete ansiedeln wollten, beredete. „Freuet Euch, Ihr Makare und Mokatschani, Ihr Herrscher von Städten, freuet Euch! Ja, wir haben Grund, uns der Kunde zu freuen, die wir vernehmen. — Denn sehet, es wird unter den Menschen Mancherlei geredet und das Eine ist wahr, das Andere ist falsch. Bei uns ist das Falsche zu Hause und ist stark und mächtig geworden. Wir wollen darum eifrig sein, zu sammeln, was wahr ist, damit es nicht von dem Schmutze dessen erdrückt wird, was falsch ist und Lüge. Jetzt hören wir, daß wir Alle von einem Wesen geschaffen sind und Alle von einem Menschenpaare abstammen. Aber die Sünde hatte Eingang in der ersten Menschen Herzen, als sie von der verbotenen Frucht aßen, und daher ist unser Erbtheil die Sünde. Diese Männer sagen es, daß sie arme Sünder sind, nun ist aber bei uns Sünde, was bei ihnen Sünde ist, und wir sind

desselben Stammes wie sie, und unsere Herzen sind eins, also daß wir allzumal Sünder sind. Diese Worte habt Ihr Makare gehört und saget aus, sie seien nicht wahr. Aber wenn Ihr diesen Worten Eure Herzen verschließt, so seid Ihr das selbst Schuld. So saget Ihr nun jetzt, Ihr könntet nicht glauben, was Ihr nicht verstündet. Sehet aber ein Ei an! Wenn man es zerbricht, so kommt nur gelbe Flüssigkeit hervor, legt man es aber dem Vogel unter, so kommt ein lebendiges Vögelchen zum Vorschein. Wer kann das begreifen? Wer weiß es, wie die Wärme des Brütvogels im Ei das Küchlein entstehen läßt? Es ist nicht zu sagen und nicht zu begreifen, aber es ist auch nicht zu sagen, es sei nicht so. So laßt es uns machen, wie es der Vogel macht, laßt uns die neuen Wahrheiten in unseren Herzen verbergen, wie der Vogel das Ei unter seinen warmen Federn verbirgt, wir wollen sie bei uns erwägen und darüber brüten, wie es der Vogel thut, so wird etwas Neues hervorkommen, und dies Neue wird gut sein.“

Daß in den südafrikanischen Binnenländern keine größeren Reiche entstehen, hat seinen Grund in der Indolenz und Indifferenz der Eingeborenen und ihrer Häuptlinge. Sie leben meistens wie Kinder, von einem Tage zum andern, und haben ebensowenig wirkliches Interesse für die Zukunft, wie für die Vergangenheit. Ersteht einmal bei irgend einem Stamme ein Häuptling von mehr Energie und Ehrgeiz, als seine Landsleute aufzuweisen haben, so erobert er leicht ein großes Gebiet und unterwirft sich mit Leichtigkeit alle Stämme, bis zu denen er vordringt. Sein Regiment besteht aber fast nur im Zerstören, im Rauben der Heerden und im Verkaufen der Besiegten, sofern sie zur Sklavenarbeit irgend tauglich sind. Mit seinem Tode ändert sich aber bald wieder Alles, die Schreckensregierung hat mit seinem Leben ein Ende, die Unterjochten sind wieder frei, und höchstens der Name des großen Besiegers, der so viele Länder „gefressen“ hatte, bleibt noch einige Zeit im Munde des Volkes. Lange vor dem großen Makololo-Häuptling Sebituane, mit dem Livingstone in sehr freundschaftlichen Beziehungen lebte, und der bei einem Besuche seines weißen Freundes an einer Lungenentzündung unter dessen Augen starb, hatte der Häuptling Pingola, der aus dem Nordosten nach dem Zambezigebiete vorgeedrungen war, eine solche Erobererrolle gespielt und

die unzähligen Heerden der Batoka fast ganz ausgerottet, den sehr ausgedehnten Stamm selbst in steter Angst und Noth erhaltend. Daß er ein Mann von einer gewissen Ueberlegung und Thatkraft war, geht unter Anderem daraus hervor, daß er auf seinen Eroberungszügen eine große Zahl Schmiedeblasen bei sich führte, um die eisernen Spitzen der Pfeile, ehe sie abgeschossen wurden, zu glühen und so die Städte und Dörfer in Brand zu schießen, Menschen und Thieren aber um so größeren Schaden zu thun. Längere Zeit nach Pingola stand Sebituane unter den Makalolo als ein solcher gewaltiger Kriegesfürst auf und verschaffte seinem Volke einen sehr gefürchteten Namen, den aber der jetzt herrschende junge Seseletu, der gewissermaßen ein Zögling Livingstone's ist, demselben kaum lange erhalten wird. Er nimmt oft wohl den Anlauf zu großen Unternehmungen, aber seine eigene Kleinheit verhindert ihn irgend etwas wirklich Großes auszuführen. Mächtiger sind wohl für den gegenwärtigen Zeitpunkt die Matebele von Mosilikage, deren Bedeutung aber auch bereits wieder in Abnahme ist.

Dieser Umstand ist Ursache gewesen, daß die Boers sich im Süden ohne irgend nennenswerthe Unterstützung zu ihrer jetzigen Bedeutung emporheben konnten. Fände eine verständige Colonisation in den Bergdistrikten unterhalb des Victoriafalles des Zambesi statt, so ist kaum an dem baldigen Aufblühen der Anlage zu zweifeln; es könnte daselbst in verhältnißmäßig wenigen Jahren ein wohlgeordneter Staat in's Leben gerufen werden, der, wenn die Colonisten gesittete und gebildete Männer wären, statt so nichtswürdiges Gefindel wie die nördlichen Boers, den hinteren amerikanischen Vereinststaaten nur wenig nachgäbe. Die genannte Gegend ist augenblicklich sehr entvölkert, die dort wohnenden Batoka sind in Folge verheerender Raubzüge Pingola's und Sebituane's unstät und flüchtig, und sehnen sich nach nichts mehr, als nach einem gesicherten Friedenszustande. Die Mittheilungen, die Livingstone bei den sehr niedrig stehenden Eingebornen einzog, überzeugten ihn vollkommen, daß sogar ein einzelner vernünftiger Weißer in ihrer ebenso fruchtbaren als gesunden Gegend durchaus willkommen und sicher sein würde. „Wenn ein solcher Mann es aufrichtig meinte,“ sagt Livingstone, „und nur das Wohl des

Volkess im Auge hätte, so würde er bald im ganzen Lande als Wohlthäter bekannt und beliebt sein.“

Der große Nutzen, den Missionsstationen als die wirksamsten Humanitätsanstalten in diesen Ländern stiften, steht so unzweifelhaft fest, daß wir es an diesem Orte für unstatthaft halten, ausführliche Mittheilungen über dieselben zu geben. Wir wollen es indeß nicht unterlassen, auf einen Berichterstatter aufmerksam zu machen, der die von den Missionären in Süd-Afrika geleisteten Wohlthaten nicht für so unschätzbar hält, als dies meisthin geschieht. Ich wage zu behaupten, sagt der Engländer Cole, daß sich von je 100 christlichen Hottentotten gewiß 99 über das wahre Verhältniß eines zukünftigen Zustandes in vollkommener Unwissenheit befinden. Ich spreche aus Erfahrung, ich habe oft Hottentotten sterben sehen. Einen derselben, der ein regelmäßiger Besucher der Missions-Kapellen gewesen war, fragte ich, ob er auch Furcht vor dem ihm nahe bevorstehenden Tode habe. Er lächelte und sagte: „Nein!“ Ich fragte ihn weiter, ob er denn glaube, in den Himmel zu kommen, und er antwortete wieder: „Nein!“ — „Wohin denn?“ — „Nirgends.“ Ich suchte ihm zu erklären, daß sein Geistlicher ihm doch die Lehre von dem zukünftigen Zustande der Belohnungen und Bestrafungen müßte mitgetheilt haben. Er lachte hierauf und sagte, daß dem vielleicht so sein möchte, „für die Herrn, aber nicht für ihn; er lege sich hin und sterbe, damit wäre es aus und — das sei auch genug.“

Dasselbe will Cole auch von den Lieblings-Christen der Missionäre, ihren Mustermännern, auf die sie Besuchende hinwiesen, und über die sie lange Berichte schrieben, immer und immer wieder gehört haben. Nach seiner Meinung werden die Hottentotten, wie bei uns die Juden, nur aus zwei Gründen Christen, einmal um gewisse materielle Vortheile zu erzielen, und dann, um für mehr zu gelten, als sie wirklich werth sind. Sie wurden auf den Stationen, berichtet er, zu Dugenden gehalten, aber nur um gezeigt zu werden; sie seien die ärgsten Faulenzer, die man sich denken könne, und selbst für großen Lohn nicht zu den geringsten Arbeiten zu bewegen. Die Missionäre selbst versuchten und vermöchten es nicht, sie ihrer Gewohnheitsträgheit zu entziehen. Deshalb erzeuge bei den Farmern auch Nichts größeren Schrecken, als die Nachricht, daß in ihrer Nähe eine

Missions-Anstalt errichtet werden solle. Denn er wisse, daß ihm alsbald seine Dienstboten weglaufen würden, um sich auf der Station als „Christen“ annehmen und ohne Arbeit füttern zu lassen.

Schon Ritter verhehlte, indem er auf die thätigen, freien, glücklichen Völker in den höheren Binnenländern zu sprechen kommt, das Mangelhafte und Mißbräuchliche mancher Missionsunternehmungen nicht. „Noch haben sich bei diesen Völkern die Gräuelp der Sklaverei nicht eingewurzelt, sagt er, welche fast überall den ganzen Continent belasten, doch schon sind Europäer unter den schön klingenden Namen von Colonisten, von Missionären, von Freunden und Bundesgenossen bis zum Südrande ihres Plateaus vorgeedrungen; möchten sie doch nicht den Fluch der folgenden Generationen auf sich laden, wie ihre Vorgänger gethan, die auf ähnliche Weise an den Küsten von Kongo, Mosambique, am Tacazze, am Senegal und Gambia unter gleichem Vorwande vorzudringen suchten!“

Die Portugiesen, welche entdeckend, besitzergreifend und colonisirend an der afrikanischen Westküste sich weiter und weiter gewagt und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung (Capo de boa Esperanza, vgl. Bd. I. S. 74.) umschifft hatten, ließen sich daselbst nicht nieder. Erst seit 1601 landeten auf dem Kap die Holländer, um dort auf ihren Fahrten nach Ostindien Erfrischungen einzunehmen. Die vortheilhafte Lage als Mittelstation und Hafenort bewog die ostindische Gesellschaft 1651 die Stelle, wo jetzt die Capstadt liegt, zu befestigen und von diesem Posten förmlichen Besitz zu nehmen. Seitdem haben sich Holländer, Deutsche und Franzosen dort angesiedelt und einen bedeutenden Landstrich bevölkert und angebaut. Seit 1795 wurden die Engländer Meister der Capstadt, die sie 1801 an Holland zurückgaben, aber schon 1806 wieder eroberten. Der Platz ist als Ausbesserungsort für Schiffe und als Erholungsstation für Truppen von gleich hohem Werthe, erhält aber eine noch höhere Bedeutung durch seine Weltstellung, indem mit großer Leichtigkeit, wie von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus, von hier die Schiffe sowohl nach allen europäischen wie nach den entferntesten Küsten des Erdballs abgehen können; denn kein Erdtheil steht entgegen, sondern zu jedem führen vom Süden her radienmäßig gleichartige Einfahrten. Ritter behauptete

schon vor vielen Jahren, in Zukunft müsse diese Kolonie nach Erringung größerer Selbstständigkeit das große Weltemporium für den Handel von China, Indien, Australien und Europa werden; schon jetzt ist sie dadurch für Afrika sehr merkwürdig, daß sie das einzige größere Gebiet auf der Südhalfte dieses Erdtheils ist, von dem zugleich die Ausbreitung der Lehren des Evangeliums mit den Entdeckungsreisen nach dem Inneren gleichen Schritt halten.

Die englische Regierung befördert den Aufschwung der Colonie in mannichfacher Weise, doch ist das große ihr zugehörige Gebiet im Ganzen noch immer spärlich bewohnt. Nach Uebernahme der Colonie von den Holländern 1798 betrug die Volksmenge etwa 62,000, darunter 22,000 Weiße, 26,000 Sklaven und 14,000 Hottentotten. Nach einer Zählung von 1818 hatte die Bevölkerung auf 100,000 zugenommen; auch schien das Verhältniß der Weißen zu den Sklaven sehr gewachsen zu sein.

Einheimische Produkte von Bedeutung liefert das Capland nicht. Salz, Kupfer, Eisen und einige geringe Edelsteinarten sind nicht der Rede werth, die Haupterzeugnisse für den Exporthandel sind Wein, Weizen und Wolle, und nach diesen dreierlei Waaren werden die Colonisten auch in drei Hauptklassen eingetheilt, in Winzer, Ackerbauer und Viehzüchter. Als das Edict von Nantes viele fleißige Protestanten aus Frankreich vertrieb, hatte sich ein Theil derselben auch nach dem Cap begeben, und diese sind es, welche den Weinbau daselbst zu betreiben anfangen und sich noch jetzt vorzugsweise mit demselben beschäftigen. Ihre Neben haben sie indeß weder aus Frankreich noch vom Rhein bezogen, wie man glauben sollte, sondern nach dem Berichte des Gouverneurs Tülbagh aus Schiras in Persien. Es ist begreiflich, daß um so mehr Capwein producirt wird, je beliebter er wird und je mehr die Nachfrage wächst. Der Weizen der Ackerbauer des Cap gilt für den schwersten und besten der ganzen Welt; er hat die Pächter zu wohlhabenden Leuten gemacht, da schon seit vielen Jahren die Mehrzahl durchschnittlich über 5000 Scheffel mehr producirt, als der eigene Bedarf erfordert. Dasselbe gilt von den Viehzüchtern, die im Besitze der ausgedehntesten Landstriche sind und sich im Laufe der Zeit auch in eigenen Besitz der früher den Hottentotten zugehörigen Heerden zu setzen gewußt haben. Durch die

Art und Weise, wie sie diesen Naturmenschen Branntwein und Tabak verkauften, ist es ihnen gelungen, Herren und Besitzer zu werden und die Hottentotten, von denen früher das für die Schiffe erforderliche Vieh gekauft wurde, zu ihren Hirten und halben Leibeigenen zu machen. Die Compagnie gestattete, daß jeder Viehzüchter so viel Land als sein Eigenthum betrachten dürfte, als sein Gesichtskreis überschaubar ließ. So kam es, daß sie in größten Entfernungen von einander und von dem Regierungssitze sich ansiedelten und sich bald als Gebieter fühlten, in jeder Hinsicht unabhängig und jederzeit zu den grausamsten Gewaltthatigkeiten gegen ihre eingeborenen Nachbarn bereit. Dieser Umstand hemmt den Fortschritt der Colonisirung und Civilisation in traurigster Weise bis auf den heutigen Tag und um so mehr, als viel entartetes Gefindel in den Gebieten, in welchen durch die große Entfernung das Gesetz ohne Kraft ist, mit den Viehbauern gemeinschaftliche Sache gemacht hat. In Schmutz, Rohheit und halbe Wildheit versunken, lassen sie durch die Eingeborenen und Sklaven jede Arbeit verrichten und führen ohne Schulen und Kirchen, ohne geregelte bürgerliche Verhältnisse, ohne Marktplätze und geordneten Verkehr ein wahres Nomaden- und Räuberleben. Die Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung, aber weniger die auf jagdbares Wild, als auf die elenden Buschmänner und die anderen eingeborenen Stämme, deren Heerdenbesitz ihre Habsucht reizt. Die Ungebundenheit dieses wilden Lebens ist ihnen so zum Bedürfniß geworden, daß sie allen Regierungsmaßregeln widerstreben und die Culturmittel des 19. Jahrhunderts nur dazu benutzen, einem Freistaat der schlimmsten Ordnung Kraft und Bestand zu sichern. Der Hauptnutzen, den ihre Existenz stiftete, wird erst einer späteren Zeit zu Gute kommen; sie bahnen nämlich dem gesetlichen Staatsleben, das von der eigentlichen Capcolonie aus langsame, aber sichere Fortschritte nach dem Norden zu macht, den Weg und rücken in demselben Maaße in die noch von den Ureinwohnern innegehabten Gebiete zurück, in welchem Gesetz und Sitte in die jetzt ihnen zugehörigen Länderstriche vorschreiten. Ihre Erzeugnisse, außer Vieh namentlich die treffliche, dem Merino ähnliche Wolle, Butter, Seife, Straußenfedern, Häute von Wild und zahmen Vieh, bringen sie auf ungeschickten Ochsenwagen über die schlechtesten Wege ein Mal im Jahre nach der Capstadt zu Markte,

von wo sie außer Waffen und Schießbedarf zc., Branntwein, Tabak und Kaffee wieder mit zurücknehmen.

Näheres Eingehen auf die südafrikanischen Geschichten und die jetzigen Zustände der Capkolonie und der übrigen Küstenländer liegt außerhalb des Zweckes dieses Werkes. Die Südspitze Afrikas beansprucht an sich das größte Interesse aller wissenschaftlich gebildeten und industriellen strebsamen Leser, wie wir schon angedeutet haben; für uns ist sie noch insofern von Bedeutung, als sie eben der Ausgangspunkt fast aller Forschungsreisen in die südafrikanischen Binnenländer gewesen ist. Das Gouvernement hat dieselben stets auf das Liberalste unterstützt, trotzdem sind erst die neuesten Unternehmungen von günstigen Erfolgen begleitet gewesen. Die Expedition des Arztes Dr. Gowan, der auf Lord Galedon's Betrieb und in Begleitung des Lieutenant Donovan 1809 von der Capstadt tief in das Innere vorgedrungen war und auch bereits in den inneren Kolonien der Portugiesen zu Tete und Senna erwartet wurde, ist ohne Frucht geblieben, da die Unternehmer unterwegs auf eine uns unbekannt gebliebene Art ihr Ende fanden. Erfolgreicher war Burchell's fünfjährige Reise, die in einer sehr sorgfältig gearbeiteten Beschreibung 1822 in London erschienen ist, aber nicht bis in den für unser Werk gezogenen Rahmen hineinreicht, indem Burchell nur wenige geographische Meilen über den Oranje hinausgelangte und in Vitakoon und am Maadjiberge wieder umkehrte. Diese südlichen Distrikte, die nunmehr zu der Capkolonie in regelmäßigem Verkehre stehen, waren auch schon 1797 von Barrow und wiederholt von dem Agenten der Londoner Missionsgesellschaft, John Campbell, besucht, ebenso in den 70 und 80er Jahren von Andreas Sparrmann und Levaillant. Die Unternehmung Tuckey's, der 1816 dem Laufe des Congo entgegen in das Innere einzudringen versuchte, schlug fast vollständig fehl, die Mittheilungen von Krapp und Rebmann, die 1847—49 von Zanguebar einen Weg in das Innere suchten, sind unzuverlässig oder werden wenigstens von dem gelehrten englischen Geographen Coley als solche dargestellt, Alexander beschränkte seine Forschungsreisen auf die Südwestküste. Mit Ruhm genannt zu werden verdienen noch Manche, Lacerda, der 1796 von Kilimane aus Vacenda besuchte Beke, Thompson (1823), Cowle und Green (1829),

A. Smith (1836—37), Cumming (1841), Delaguorgue (1845), Gassiot (1851), Moffat, einer der thätigsten Missionsgeistlichen und Schwiegervater Livingstone's, vieler Anderer nicht zu gedenken. Schätzbare Notizen dieser verdienten Männer haben wir unserer Darstellung an verschiedenen Stellen einflechten können, über die augenblicklichen Reisen werden wir am Schluß Bericht geben. Wir gesellen uns schon im zweiten Buche dem Manne zu, dem wohl das Verdienst nicht abzusprechen ist, in der Eröffnung des inneren Süd-Afrika das Meiste gethan zu haben, Livingstone. Vorher aber mögen uns kurzgefaßte Auszüge und Berichte aus den Reiserwerken des wackeren Sparrmann und des Franzosen Devaillant, Land und Leute der afrikanischen Südspitze so erkennen lassen, wie Beide sie zur Zeit ihrer Reisen vorfanden.

Zweiter Abschnitt.

Andreas Sparrmann's Reisen in den Ländern der Hottentotten und Kaffern (1772—1776).

Bereits in den Jahren 1766 und 1767 hatte Herr Sparrmann aus eigner Triebkraft zur Naturwissenschaft, unter Anführung seines Anverwandten, des berühmten Schiffkapitäns, Carl Gustav Cteberg, eine Reise nach China gemacht, welche ihm zur Vorbereitung dienen, und ihn in der Kunst zu beobachten und zu sammeln geübt machen konnte.

Nach seiner Wiederkunft, berichtet Forster, studirte er in Upsala die Arzneiwissenschaft und legte sich vorzüglich auf die Kräuterkunde, wozu ihm die Vorlesungen und botanischen Spaziergänge des großen Linnee die beste Gelegenheit darboten. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, ging er 1772 wiederum zu Schiffe, und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um dort eines angesehenen Mannes (des Herrn Unter-gouverneurs Kerste) Kinder zu unterrichten, und zugleich die noch theilweis unberührten Schätze der Natur, jener fernen Weltgegend, genauer zu erforschen. Letzteres war seine Hauptabsicht, jenes nur das

Mittel sie zu erreichen. Er hatte bereits sechs Monate am Cap und in den benachbarten Pflanzungen zugebracht, als Cooks zweite Fahrt auch meinen Vater und mich dorthin brachte, und uns das unerwartete Vergnügen verschaffte, einen Naturkundigen aus Linnee's Schule in Afrika zu finden. Die Uebereinstimmung in unsern wissenschaftlichen Beschäftigungen, und in der Art sie eifrig mit Hintansetzung aller andern Rücksichten zu betreiben, bewog Herrn Sparrmann, meines Vaters Vorschläge anzunehmen, und uns auf der weiteren Reise um die Welt zu begleiten. Hier knüpften genauere Bekanntschaft und wechselseitige Hochschätzung zwischen uns ein festes Band. Auf den Ländern, die wir während der Reise besuchten, setzten wir unsere Naturbeobachtungen gemeinschaftlich fort; und wenn wir von Eisklüssen umringt, im dicken Nebel des Südpols keine neuen Gegenstände unterscheiden konnten, verkürzten wir uns die trüben, unfreundlichen Tage mit des Leibarztes Rosen von Rosenstein Traktat über Kinderkrankheiten, den Herr Sparrmann mit meiner Beihülfe aus dem Schwedischen in's Englische übersetzte und hernach zum Druck befördern ließ.

Als wir nach verflossenen acht und zwanzig Monaten das Vorgebirge der guten Hoffnung zum zweiten Mal erreicht hatten, entschloß sich Herr Sparrmann daselbst noch ein Jahr zuzubringen, und die entlegensten Ansiedlungen dieses holländischen Pflanzorts zu bereisen. Bei seiner im Jahr 1776 erfolgten Rückkehr nach Schweden, erhielt er die Doktorwürde, und ward von der königlichen Akademie zu Stockholm, auch einigen andern gelehrten Gesellschaften, zum Mitgliede erwählt. Der berühmte Insektenkenner, Kammerherr Degeer, welcher jederzeit sein Freund gewesen, vermochte soviel über ihn, daß er bis an dessen bald erfolgten Tod sein beständiger Gesellschafter blieb. Die Sammlung dieses würdigen Gelehrten, die er an die Akademie vermachte, blieb jedoch nach wie vor unter Sparrmann's Aufsicht, indem ihn die Akademie zum Aufseher über ihr Cabinet ernannte. Auch hat dieselbe ihm seit einiger Zeit das Prädikat als Professor beigelegt.

Nachdem die Reihe an ihn gekommen war, dieser ansehnlichen gelehrten Gesellschaft als Präsident ein Vierteljahrlang vorzustehen, hielt er bei der Uebergabe dieses ehrenvollen Amtes an seinen Nachfolger,

eine Rede über den Nutzen, den die Reisen ins Südmeer für die Wissenschaften überhaupt und insbesondere für die Naturgeschichte gehabt haben, oder noch haben können.

Vom Jahr 1776 an, bis jetzt, findet man in den gedruckten Abhandlungen der schwedischen Akademie eine ziemliche Anzahl von Aufsätzen, die Naturgeschichte von Afrika betreffend, worin Herr Sparrmann die merkwürdigsten Entdeckungen seiner ins Innere dieses Landes gemachten Reise mittheilt. Auch hat die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London seine Abhandlung vom Honigkukuk im 67ten Bande ihrer Philosophical Transactions abdrucken lassen. Diese und einige kleine Schriften unseres Verfassers zeugen nicht nur von seiner Geschicklichkeit und Kenntniß, sondern auch von dem thätigen Eifer um die Ausbreitung der Wissenschaften, den man ebenfalls in seiner gegenwärtigen neuesten Arbeit nicht verkennen wird. Unter Naturforschern ist Alles, was ich bisher gesagt habe, zur Genüge bekannt; allein dem großen lesenden Publikum war es um so viel nothwendiger einen Maassstab vorzulegen, nach welchem es seine Erwartungen von diesem für alle Klassen von Lesern bestimmten Werke stimmen könnte, da jene vorhingenannte Aufsätze lediglich wissenschaftlichen Inhalts, und in fremden Sprachen erschienen sind. Es wäre nicht das erstemal, daß Verdienste verkannt worden wären, weil man davon zur Unzeit schwieg; und der Vorwurf einer solchen Unterlassungssünde träfe in diesem Falle ganz den Herausgeber.

Unter der Menge von Reisenden, die das Cap gesehen und davon geschrieben haben, ist die Anzahl derer, die sich dort einen langen Zeitraum hindurch aufgehalten haben, sehr unbeträchtlich. Anson, Byron, Bougainville, St. Pierre, Cook, Macintosh, und verschiedene andere konnten in den wenigen Tagen ihres dortigen Aufenthalts nicht viel mit eigenen Augen bemerken, und für die Zuverlässigkeit dessen, was sie auf Tren und Glauben annehmen mußten, gewiß nicht immer Bürgschaft leisten. Meinen eignen Nachrichten von jener Colonie verlange ich vor den ihrigen keinen Vorzug beizumessen; sie sind das Resultat meiner Bemerkungen während der drei Wochen im Jahr 1772, und der fünf Wochen im Jahr 1775, die wir daselbst zubrachten. Unstreitig hat unser Landsmann Kolbe, in Betracht des langen, beinahe zehnjährigen Aufenthalts vor allen etwas voraus;

allein zu geschweigen, daß sich Vieles, seitdem er schrieb, gar merklich verändert hat, so ist der Mangel an nöthigen Kenntnissen, und die Liebe zum Wunderbaren und Außerordentlichen in seinen ohne Auswahl zusammengetragenen Nachrichten durchgehends sichtbar. Der Abt de la Gaille, der einen Grad der Breite zu messen dorthin geschickt wurde, bemerkt zwar mit Recht, daß Kolbe als ein Mann von schlechten Sitten, der noch dazu nichts weniger als aufmerksam oder thätig war, seine Anekdoten unmöglich aus den besten Quellen geschöpft haben könne: gleichwohl verräth er bei mancherlei vorgeblichen Zurechtweisungen, daß es ihm selbst mit den Personen, die er um Rath gefragt haben mag, nicht viel besser gegangen sein muß. Er tadelt zuweilen mit Unrecht, und zwar nicht aus eigenen Beobachtungen, sondern ebenfalls nach Hörensagen; und was er von andern Wissenschaften außer seinem Fache hineinmischt, ist gewöhnlich seichter, als man es von einem so gerühmten Manne erwartet hätte.

Herr Sparrmann hatte während seines Aufenthalts in der Capstadt freien Zutritt in den besten Häusern, und dieß zu einer Zeit, da man über gewisse Vorurtheile hinaus, gegen Fremde und Reisende, von der Verfassung der Kolonie und dem System der ostindischen Handelsgesellschaft kein Geheimniß mehr zu machen pflegte. Sein Reisegefährte, mit dem er ungleich weiter als alle seine Vorgänger ins Innere des Landes drang, und die letzte Anpflanzung gegen Nordosten besuchte, hatte sich ebenfalls auf einer vorhergegangenen ähnlichen Reise schon viel Erfahrung und eine gründliche Kenntniß dieser Spitze von Afrika erworben.

Oekonomie, Menschenkunde und Naturgeschichte im engeren Verstande des Verfassers vorzüglichste Augenmerke gewesen. Was die erstgenannte Wissenschaft betrifft, ist meistens unmittelbar aus der Unterhaltung mit erfahrenen Kolonisten geflossen, die Herr Sparrmann mit unermüdeter Sorgfalt auszufragen, und zu Rathe zu ziehen pflegte. Ueberall stößt man daher auf Fakta, die man nur von ansässigen Leuten lernen konnte, und die das Siegel der Richtigkeit an der Stirne tragen. Diejenigen Beobachtungen, welche ihre unmittelbare Beziehung auf die dort einheimische Abart des Menschengeschlechts haben, dürften vielleicht nur jenen Lesern mißfallen, denen

kein Buch interessant ist, wenn es nicht wenigstens ein halb Schock Abentheuer und eben so viele unglaubliche Märchen enthält.

Etwa 25 Reichsthaler, sagt uns Sparrmann selbst, betrug die ganze Summe, die ich als Reisegeld mitnahm; und etwas mehr als doppelt so viel war es, was ich bei meiner Zuhausekunft erspart hatte. Anstatt also für Geld ohne Mühe Gelegenheiten und Sammlungen kaufen zu können, bin ich in der Nothwendigkeit gewesen, nicht ohne Gefahr und Mühe Geld zu verdienen, und dabei habe ich mich mit demjenigen begnügen müssen, was das Glück, gleichsam unentgeltlich, meiner Aufmerksamkeit hat zuführen wollen.

Am 10. Januar 1772 ging ich auf dem schwedisch-ostindischen Schiffe das Schloß Stockholm von Gothenburg aus in See.

Den 12. April erblickten wir das Vorgebirge der guten Hoffnung und kamen, noch an eben diesem Tage, in der Tafelbay vor Anker.

Seefahrer, die das Cap nur eine kurze Zeit besucht haben, werden gewöhnlich von dieser Landspitze außerordentlich entzückt. Dieß kommt vermuthlich daher, daß man, der Langeweile, die eine Seereise von mehreren Monaten nothwendig verursachen muß, überdrüssig, bei dem ersten Fußbreit Erde, den man betritt, gleichsam in Entzücken geräth, und dann seine Nachrichten nach diesem ersten Eindruck stimmt. Beim Cap ist dieß um so mehr der Fall, da die Seefahrer hier selten so lange zu verweilen pflegen, daß der Aufenthalt daselbst etwas Unangenehmes für sie haben könnte. Hingegen ist's auch wieder nichts seltenes, daß die Seeleute, nach einer Anwesenheit von einigen Monaten auf dem Lande, auch dessen überdrüssig werden, und sich wieder nach der See sehnen. Kapitän Cook hat mir erzählt, er habe nebst den Herren Banks und Solander sich auch durch fremde Nachrichten vorher einnehmen lassen, das Cap beim ersten Anblicke für die glücklichste, fruchtbarste Gegend zu halten, und deshalb auch die Haiden auf der nördlichen Seite der Stadt für fruchttragende Felder angesehen.

Die auf dem Vorgebirge belegene Stadt ist die einzige in der ganzen Colonie, und heißt eigentlich Cap, obgleich dieser Name sehr oft, wiewohl unrichtig, dem ganzen holländischen Gebiet beigelegt wird. Sie liegt zwischen dem Strande und der nördlichen Seite des

Tafelberges, der seinen Namen von seiner oben auffallend platten Spitze erhalten hat. Herrn de la Caille's Ausmessung zufolge soll er 550 Toisen, oder $601\frac{7}{10}$ schwedische Klaftern, über die Meeressfläche erhoben sein, und, der Länge nach, in seiner Ausdehnung von Osten nach Westen, 1344 Toisen, oder 1470 schwedische Klafter betragen. Die Mitte desselben liegt in Südosten von der Stadt, und ist ungefähr 2000 Toisen, oder 2188 schwedische Klafter von der letztern entfernt. Die Teufelskoppe (Duyvels-Kop) von den Engländern Charles Mountain genannt, hängt mit dem Tafelberge größtentheils zusammen, ist aber wohl 31 Toisen, das ist $33\frac{9}{10}$ schwedische Faden niedriger und dabei spitzig und nackt. Die Löwenkoppe (Leeuwen-Kop), bei den Engländern Lionshead oder Sugarloaf, ist ein mehr abgesonderter, aber nicht so hoher Hügel. Eben dies gilt von dem dabei liegenden Löwenschweif (Leeuwenstaert), den die Engländer Lionsrump oder Lionstail nennen. Von einem derselben werden bei Ankunft eines jeden Schiffs, das seinen Lauf nach dem Hafen gerichtet zu haben scheint, mit Kanonenschüssen Signale gegeben, und bei dessen mehrerer Annäherung eine Flagge aufgezogen, die den Befehlshabern der holländischen Fahrzeuge zum Zeichen dienen; wiewohl außer diesen und dem Gouverneur zu Cap Niemand weiß, wie die Farbe der Flagge jeden Monat abwechselt. Die Absicht hievon ist, daß die holländischen Schiffe, wenn sie anlangen, sogleich erkennen, ob der Hafen etwa in feindliche Hände gefallen sei, und sich folglich in Acht nehmen mögen, da einzulaufen. Die gedachten Berge sind mehrentheils kahl und der Tafelberg zugleich auf der Seite nach der Stadt ziemlich steil. Die Büsche und gewiß sehr kleinen Bäume, welche hin und wieder wild wachsen, kommen theils wegen des Bodens, theils der Südost- und Nordwestwinde wegen nicht gut fort. Daher sehen sie auch fast durchgehends dürr und unansehnlich, und ihr Laub bleich aus. Einige, die in Klüften Schutz haben, und von herabfließenden Bächen gewässert werden, wachsen zwar stärker, haben aber doch im Allgemeinen die lebhaft grüne Farbe nicht, womit die unterwärts bei der Stadt gepflanzten Eichen, Weinstöcke, Myrtenbäume, Lorbeerbäume, Citronenbäume und dergleichen prangen. Die dürren Haiden und die sandige Ebene an der Küste tragen auch das Ihrige dazu bei, daß das Land ein mageres und

unfruchtbares Ansehen hat. Zwar sind diese Gegenden in der angenehmfsten Jahreszeit mit einer beträchtlichen Menge der schönsten afrikanischen Blumen allenthalben bestreut; allein unter den meistens perennirenden und ziemlich bleichen Grasarten, unter trocknen Büschen und auf den, wenigstens näher um die Stadt fast immer abgeweideten Feldern können diese Blumen mit ihren Farben sich wenig auszeichnen. Sie ergözen daher bei weitem das Auge nicht so, als die Flora auf unsern grünen Wiesen zwischen dem jährlich hervordachsendem Grase uns entzückt. Die grünen Pflanzungen, nebst einigen einzelnen Stücken Ackerlandes vor der Stadt, stechen gegen die afrikanische Wildheit, die sie umgibt und ihre Reize allerdings noch mehr erhöht, freilich recht artig ab; allein so fortdauernd behalten doch beschnittene Bäume und durch Kunst gezogene und regelmäßige Pflanzungen für uns nicht das Anziehende, als die schöne lebhaftgrüne Natur, die ein Europäer, wenn er sich einige Zeit auf dem Cap aufgehalten hat, nicht wohl anders als vermissen kann.

Die Stadt ist klein, und Baum- und Küchengärten mitgerechnet etwa 2000 Schritte lang und eben so breit, aber auf der einen Seite abschüssig. Sie hat breite Gassen, die aber nicht gepflastert sind; ein großer Theil davon ist mit Eichen bepflanzt. Die Häuser sind schön, höchstens zwei Stockwerke hoch, die meisten mit Kalk beworfen und weiß getüncht, einige jedoch grün angemalt: die grüne Farbe, die wir zu unsern Häusern so selten brauchen, ist eine Lieblingsfarbe der Holländer in ihrer Kleidung, an ihren Böten und Schiffen. Sehr viele von den Häusern, ingleichen die Kirche, sind sehr schön gedeckt, und zwar mit einer Art Rohr oder schwärzlicher Binsen (*Restio rectorum*), die an trocknen und sandigen Orten wachsen, und etwas härter, aber beinahe feiner und spröder als Stroh sind. Die hiesigen Dächer verdienen gewiß die Aufmerksamkeit unserer Landwirths, ich habe daher Capitain Edebergs genauere Beschreibung derselben am Schlusse dieses Tagebuches angehängt, und füge hier nur blos hinzu, daß man sie hin und wieder in Schweden mit Vortheil nachgeahmt hat. Die übrigen Dächer zu Cap sind beinahe platte mit Ziegeln belegte Böden, oder sogenannte italienische Dächer.

Der Garten der Compagnie, den Kolbe, Byron und Bougainville so ungleich beschreiben, ist der größte in der Stadt, und

gegen 400 Schritte breit und 1000 lang. Er besteht aus verschiedenen regelmässigen und viereckigen Abtheilungen, die größtentheils mit Kohl und andern Küchengewächsen bepflanzt sind, die Tafel des Gouverneurs, die holländischen Schiffe und das Krankenhaus mit frischem Gartengewächs zu versorgen. Einige dieser Abtheilungen sind jedoch auch mit Obstbäumen besetzt, und durchgehends mit Hecken von Myrten und Ulmen umgeben, um die Wirkung des heftigen Südostwindes abzuhalten. Ueberdem stehen in den größern Gängen ungefähr 30 Fuß hohe Eichen, deren kühler Schatten besonders den ankommenden fremden Seefahrern bei ihren Spaziergängen einen angenehmen Zufluchtsort darbieten. Die zunächst dem Palaste des Gouverneurs nach Norden befindliche vier Abtheilungen sind zwar mit einigen Blumenbeeten versehen: deswegen aber verdient der Garten bei weitem nicht das Lob, welches Kolbe ihm ertheilt, der ihn als unvergleichlich und an den köstlichsten Gewächsen aus allen Welttheilen reich schildert.

Am östlichen Ende des Gartens liegt ein mit einer Mauer eingefasster Thiergarten, worin Strauße, Kasuare, Zebrathiere, bisweilen mehrere Arten Antilopen und andere kleinere größtentheils einheimische vierfüßige Thiere, auch in einer besondern Abtheilung unterschiedliche einheimische und auswärtige Landvögel gehegt werden.

Die Festung liegt einige hundert Schritte nordwärts von der Stadt, von welcher sie durch eine mit Kanälen und Wegen durchschnittene grüne Ebene getrennt wird; überdem sind zu beiden Seiten der Stadt desgleichen am Strande Batterien angelegt.

Auf der Südseite der Stadt, welche etwas höher als die andern liegt, sieht man die Gräber der zu Cap sich aufhaltenden Chinesen und freien Malaien, wie auch den mit einer Mauer umgebenen eigenthümlichen Begräbnißplatz der Holländer. Was aber die Stadt verunziert, ist ein Galgen, nebst gräßlichen Rädern und Pfählen, welche die Regierung, gleichsam auf dem vornehmsten Plage, nahe bei der Festung auf der oben erwähnten Ebene neulich hat aufrichten lassen. Sonst sind noch zwei andere Galgen im Angesichte der Stadt, auf jeder Seite derselben einer, Zeichen der bekannten Strenge, mit welcher die Holländer in Ostindien regieren.

Den 30. April, den andern Tag nach unserer Ankunft, betrat ich den afrikanischen Boden zum ersten Mal.

Am folgenden Morgen kam ich bei der falschen Bai an, wo mein Aufenthalt bis zum Schlusse des Winters war. Diese Jahreszeit heist die schlimme, (holländisch Quaad Moessoon) und dauert vom 14. Mai bis 14. August. Durch vorzüglich starke Kälte zeichnete sie sich nicht aus, denn wir hatten jetzt verschiedenemal die schönsten Sommertage. Dann und wann fiel wohl Hagel; Schnee aber niemals. Indeß machte der zu Zeiten sich einstellende, und gewöhnlich mehrere Tage anhaltende sehr heftige Regen die Luft alsdann empfindlich kalt. Nicht selten stürmte auch der Nordwestwind.

Dieser Wind ist zugleich die vornehmste Ursache, weswegen holländische Schiffe zu dieser Jahreszeit nicht in die Tafelbai einlaufen dürfen, denn im Jahr 1722 wurden durch einen solchen Sturmwind von zehn allda vor Anker liegenden Schiffen dieser Nation acht auf den Strand geworfen und gänzlich vernichtet. Seitdem müssen die holländischen Schiffe um gedachte Jahreszeit in der falschen Bai anfern, woselbst die Compagnie unter Aufsicht des Residenten Bedürfnisse aller Art in Bereitschaft hält. Unter andern hat man hier ein großes Magazingebäude angelegt, das zugleich Schmieden und eine Bäckerei nebst Wohnungen für die Handwerksleute enthält, (welche letztere unter Anführung eines Sergeanten und zweier Korporale die ganze dasige Wache ausmachen). Zum Fleischscharn ist ein besonderes Gebäude bestimmt. Das Lazareth ist ebenfalls ein einzelnes Gebäude, und der Resident hat daselbst ein eigenes Wohnhaus. Bei meiner Abreise aus Afrika wurde noch an einem andern großen und schönen Hause gebauet, das zur Bequemlichkeit des Gouverneurs, wenn er sich hier zum Vergnügen aufhalten will, bestimmt ist. Um mit Bequemlichkeit frisches Trinkwasser, das vom Berge heruntergeleitet wird, an Bord der Schiffe zu bringen, ist eine Anlegebrücke vorhanden. Einige Bürger haben auch die Erlaubniß erhalten, hier Wirthshäuser anzulegen, doch sind diese weder bequem genug, noch jederzeit hinreichend, alle die, welche nach einer langen Seereise sich auf dem Lande zu erholen wünschen, aufzunehmen, zumal wenn Schiffe ankommen, die zwanzig und mehr Passagiere am Bord haben. Für Wohnung und Beköstigung bezahlt man übrigens hier eben so viel

als in der Stadt, nämlich täglich 1 bis $1\frac{1}{2}$ Reichsthaler, und man hat dafür einen ziemlich guten Tisch, nebst der nöthigen Aufwartung. Wer von der falschen Bai nach Cap, eine Strecke von ungefähr 3 schwedischen ($4\frac{1}{2}$ deutschen) Meilen, reiset, dem kommt der Fuhrlohn, in Vergleichung mit andern Ländern, sehr theuer vor; denn für ein Reitpferd bezahlt man 3 bis 4 Reichsthaler, und für einen Wagen 12 bis 16; die Wagen sind obendrein gemeiniglich sehr unbequem, und gewöhnlicher Weise mit 6 oder 8 Pferden, oder auch eben so vielen Ochsen bespannt.

Außer der Winterzeit pflegen die Schiffe selten oder niemals in der falschen Bai einzulaufen, weil der Südostwind, der das ganze übrige Jahr hindurch herrscht, diese Bucht in mehr als einer Rücksicht unbequem macht, und hier mit solcher Gewalt weht, daß dadurch einige Berge unten vom Ufer an bis ganz oben auf den Rücken mit einer hohen Sandschichte bedeckt sind. Dieser Sandstrich ist zur See schon von weitem zu sehen, und dient den einlaufenden Schiffen zum Merkzeichen, indem die Simonsbai, der Ort, wo sie alsdann ankern müssen, sogleich linker Hand oder etwas südlicher liegt. Die Breite der falschen Bai ist nicht größer, als daß man bei klarem Wetter aus der Simonsbai, das gegenüberliegende Land in Osten, oder die sogenannten Schafberge (Schaapen-bergen) im hottentottischen Holland erblicken, und vermittelst eines Fernglases sogar die Häuser in dortiger Gegend erkennen kann.

Von der äußersten Landspitze des Vorgebirges bis zur Stadt erstreckt sich eine Kette von Bergen, die in der Gegend der Simonsbai dem Strande näher hinläuft, bis zu dem nördlichsten oder innersten Theile der falschen Bai fortgeht, von da sich nördlich wendet, und endlich mit dem Tafelberge vereinigt. Von der Simonsbai an wird jedoch dies Kettengebirge an zwei Stellen unterbrochen, nämlich zuerst vermittelst eines Thals bei Constantia, durch welches der Weg nach der Holzbai (Hout bay) geht, und dann durch eine niedrige Sandfläche etwas nordwärts von der Simonsbai. Durch dies sandige Thal läuft bloß ein kurzer Weg zwischen dem westlichen und östlichen Ufer, und vor Zeiten scheint eine Meerenge zwischendurch gegangen zu sein, die durch heftigen Wind und das Ausspülen der See nach und nach ausgefüllt worden. Das ganze flache Land auf der Ostseite

der Stadt, welches aus Sand und Haiden besteht, ist wahrscheinlich auf gleiche Art angelegt, und das Vorgebirge der guten Hoffnung anfänglich eine Insel gewesen, die erst nachher mit dem Tigergebirge, und den Bergen im hottentottischen Holland verbunden ward. Auch scheint es mir sehr glaublich, daß durch Sand, Muscheln, Tang (Meergras) und andern Bodensatz das feste Land allmählich sich vergrößert habe. In der falschen Bai trägt der heftige Südostwind nicht wenig dazu bei; er reißt manchmal Hecken, Bäume und Gartengewächse mit den Wurzeln aus der Erde, und wirft, wie ich schon gesagt habe, große Sandstrecken auf. Die Tafelbai ist auch von Zeit zu Zeit seichter geworden, so daß die ehemals am Strande gebauten Häuser jetzt weit davon entfernt liegen, und man die im Hafen angelegte Ladungs- oder Anlegebrücke (hölzerne Raken) mehrmals hat verlängern müssen. Ferner gründe ich meine Vermuthung auf die größeren und kleineren Muscheln und Schneckenhäuser, die ich auf den sandigen Stellen einer Ebene unterhalb des Tigergebirges gefunden habe. Ein ehrlicher und verständiger Landmann, Cornelius Verwey, der mich zu diesem ungefähr 2 Stunden vom Ufer des Meeres entfernten Orte führte, war ebenfalls meiner Meinung, und widersprach der Muthmaßung, die Schnecken wären vielleicht von den Hottentotten dahin gebracht, weil diese wegen Mangel an Wasser da nicht wohnen können.

Der Weg zwischen Cap und der falschen Bai ist sehr beschwerlich und oft mehr als zu gefährlich. Zu eben der Zeit, da der Südostwind stark wehet, pflegt in dieser Bucht so heftige Fluth zu sein, daß die See selbst bei der niedrigsten Ebbe an einigen Stellen bis an den Fuß der nächsten Berge hinaufsteigt. Man ist hier daher gezwungen, einen ziemlich langen Weg dicht am Wasser hinzufahren, obgleich die Brandung oder das anwallende Wasser oft über die Rabe der Räder, ja sogar in den Wagenkorb gehet. Aus dieser Ursache wählt man gemeiniglich schwere und feste Wagen, fromme und geübte Zugochsen und zuverlässige Kutscher, und fährt bisweilen ganz unten am Strande, weil der Sand daselbst fester auf einander und eben liegt, wogegen weiter hinauf die Wagen wegen des losen und tiefen Sandes schwer fortzubringen sind. Durch die große Ebene, welche die Nordseite der falschen Bai umgiebt, geht der Weg über

ein ziemlich großes Sandfeld, das von dem heftigen Winterregen und der stärkeren Fluth bisweilen so ganz unter Wasser gesetzt wird, daß die Reisenden in Gefahr kommen, in den tiefen Wellen untergetaucht zu werden. Dergleichen kleine Unglücksfälle ereigneten sich auch in diesem Winter.

Die kleine Malagasseninsel in der falschen Bai ist die Wohnung der Pinguinen und Seehunde. Die Robben- oder Pinguininsel in der Tafelbai führt zwar den Namen von diesen Thieren, allein sie finden sich dort jetzt selten, seitdem die Insel bewohnt wird. Auf der Dachseninsel (Dachsen-Eiland) aber halten sie sich in desto größerer Anzahl auf, so daß zu Zeiten ein vortheilhafter Seehundsfang zum Behuf des Thranfischens angestellt wird. Das Fett, so hübsch es auch ist, wird für wohlfeilen Preis verkauft, und blos von den Bauern gesucht, die Tabaksbeutel daraus machen, weil sich der Tabak feucht darin erhält. Ich habe eine neugeborne ausgestopfte Phoke vom Cap mitgebracht, sie ist von derselben Gattung, als die, welche ich bei Neu-Seeland, dem Feuerlande (Terra del Fuego) und Südthule mit Herrn Forster untersucht und gegessen habe. Wenn man das Fett sorgfältig davon abgesondert hatte, war das Fleisch gut und eßbar, besonders da uns an diesen Orten die Noth dazu zwang. Uns schmeckte es wie Rindfleisch; es hatte aber eine unangenehme schwarze Farbe. Bei verschiedenen Robben habe ich die Gedärme untersucht, sie aber außer etwas Sand, nebst einigen kleinen Schneckenhäusern und Steinen von der Größe einer Nuß bis zu der eines Eies, allezeit leer gefunden. Die Ursache scheint entweder darin zu liegen, daß diese Thiere ungemein schnell verdauen, daß Seegewürme, ihre wahrscheinliche Nahrung, in Geschwindigkeit aufgelöst werden, oder daß sie während ihres Aufenthaltes und Begattungszeit auf dem Lande sich eine Zeitlang aller Nahrung enthalten haben.

Um Cap sowohl als in der falschen Bai gibt's verschiedene Arten Seefische. In der letztern wurde während meiner dasigen Anwesenheit ein Krampffisch (Raja Torpedo) gefangen. Unglücklicherweise aber traf sich's, daß ich nicht zugegen war, als er noch lebte, und Versuche damit angestellt wurden. Verschiedene Personen, die diesen Fisch berührten, hatten alle wie einen electrischen Schlag bekommen, nur der Resident nicht, der ihn ohne die mindeste Unbe-

quemlichkeit handhaben konnte. Ob er gleich negativ gegen alle gewöhnliche Wirkungen der Electricität sei, hatte er zwar nie versucht, allein es ist doch wahrscheinlich, um so viel mehr da in Muschenbroeck's Introd. ad philosophiam naturalem §. 832 Num. 3 ein dreifaches Beispiel von Leuten angeführt wird, die bei wiederholten Versuchen gar keine Empfindung der electricischen Kraft gehabt haben. Außerdem kenne ich selbst einen gewissen Mann, von dem man sagt, daß er sehr antielektrisch sei. Aus den vielen Proben und Experimenten, die mit dem electricischen Rothen angestellt und in den Londoner philosophischen Transactionen von den Jahren 1773 bis 1776 beschrieben sind, ergibt sich eine unwidersprechliche Aehnlichkeit zwischen der Wirkung dieses Fisches und der Electricität.

Indem wir einige naturgeschichtliche Mittheilungen und ebenso die Berichte übergehen, die Sparrmann über seinen Aufenthalt auf dem Gute Alphen auf der Südseite des Tafelberges, über kleinere Touren und seine Reisen nach Neuseeland und Otaheiti einspricht, treffen wir erst nach Beendigung dieser Fahrten wieder mit ihm zusammen. Endlich, sagt er, legten wir uns am 22. März 1775 nach einer Seereise von 60,000 englischen Seemeilen, und einer siebenundzwanzig-monatlichen Abwesenheit von der christlichen und aufgeklärten Welt, in der Tafelbai wieder vor Anker. Diejenigen, welche vorhin die Erde umfahren sind, haben ihren Lauf allezeit westlich genommen, und in ihrer Rechnung dadurch einen Tag verloren. Weil wir aber östlich gereiset und mithin dem Aufgang der Sonne allmählich zugekommen waren, konnten wir uns als die ersten und einzigen ansehen, die in ihren Tagbüchern einen Tag gewonnen oder zu viel bekommen haben. Folglich war es nach dem Kalender der Holländer Dienstag den 22. März, als wir daselbst ankamen; und aus dieser Ursache haben wir, gegen alle Gewohnheit, und dem bekannten Sprichworte gerade zuwider, in der That zwei Dienstage in einer Woche gehabt.

Nach meiner Zurückkunft am Vorgebirge der guten Hoffnung war die Reise in die inneren Gegenden dieses Landes mein vornehmstes Augenmerk. Ich war aber doch genöthiget, in der Stadt den Frühling und die schönere Jahreszeit abzuwarten.

Oben habe ich bereits bemerkt, daß die Quaa de Mousson, oder der Winter vom 14. Mai bis zum 14. August gerechnet wird, und daß während dieser Zeit die Schiffe es selten wagen, in die Tafelbai einzulaufen. Indessen wurde ein holländisches Schiff, das um einer besondern Angelegenheit willen hier noch verweilte, und in der Nacht zwischen dem 14. und 15., des heftigen Nordwestwindes wegen, alle seine Anker geworfen hatte, dieser gebrauchten Vorsicht unerachtet, dem auf der Seite der Festung befindlichen und mit vielen Klippen besetzten Strande sehr nahe getrieben. Am folgenden Tage war die Bucht durch den Sturm noch in so starker Bewegung, daß weder zu, noch von jenem Schiffe irgend ein Boot oder eine Schaluppe kommen konnte. In der Nacht darauf vermehrte sich der Wind noch mehr, und jede Minute mußte das arme Schiffsvolk sein Lebensende befürchten. Ich wohnte in dem obern Stockwerke eines steinernen Hauses nahe an dem höheren Theile der Stadt, wo der Wirbelwind Fenster, Dach, und fast das ganze Haus erschütterte. Hiedurch und durch die höchstgefährliche Lage des holländischen Schiffes wurde ich auf eine lebhafteste Weise an die antarktische Kälte und die verschiedenen ausgehaltenen Stürme zurück erinnert. Dies lehrte mich hinwiederum auf der einen Seite den Werth eines Schlafzimmers auf dem festen Lande desto höher schätzen, auf der andern aber aus eben dieser Ursache die Nothleidenden auf jenem Schiffe so viel theilnehmender bedauern. Diese Nacht hielten gleichwohl die Taue und Anker desselben wider Vermuthen gegen den Sturm aus; und die Stille des folgenden Tages hatte eine allgemeine Freude, und die Rettung des Schiffes zur Folge.

Eine andere mit dieser verwandte, aber traurigere Begebenheit verdient, ob sie gleich während meiner Abwesenheit auf dem Südmeer, vorgefallen ist, dennoch hier angeführt zu werden, besonders da sie ein neuer Beweis der Unsicherheit dieser Rhebe im Winter ist. Das Schiff Junge Thomas wurde nahe am Lande an der Seite des Salzflusses (Zout-Rivier) nordwärts der Festung auf den Grund getrieben.

Beim Anbruch des folgenden Tages, wurde von der Regierung bei Lebensstrafe verboten, sogar in weiterer Entfernung dem unglücklichen Strande nicht nahe zu kommen, wo man zugleich, um diesem

Verbote desto mehr Gewicht zu geben, einige Galgen errichtete, und allenthalben umher Schilbwachen stellte. Allein weder diese noch andere Anstalten zielten im mindesten auf die Rettung der auf dem Schiffe befindlichen Menschen, sondern blos dahin, das Stehlen der Waaren und Sachen zu verhindern, die aus dem verunglückten Schiffe an den Strand geworfen werden möchten. Das Schiff war jedoch ganz nahe an's Land getrieben, und man konnte das Wehklagen der Leute und ihr Geschrei um Hilfe wohl hören, allein die entsetzlich starken Wellen, die mit größter Hefigkeit über das Schiff hinfuhren und sich am Ufer brachen, machten es ihnen unmöglich, auf Böten oder durch Schwimmen sich zu retten. Einige von denen, die dies letztere versuchten, sah man wie sie gegen Klippen geworfen und zerschmettert, andere, nachdem sie sich bis an den Strand hingearbeitet hatten, wie sie von der Zurückfluth der Wellen wieder in die See geführt und ersäuft wurden. Einer von den Wärtern des der Compagnie zugehörigen Thiergartens, welcher vor Anbruch des Tages, ehe das angeführte Verbot bekannt gemacht worden, ausgeritten war, um seinem Sohne, Corporal bei den Soldaten, das Frühstück zu bringen, bekam hierdurch Gelegenheit, ein Zuschauer des Elendes der Verunglückten zu werden. Durch diesen Anblick wurde er zu einem so edeln und thätigen Mitleiden angefeuert, daß er auf seinem raschen Pferde auf das gescheiterte Schiff zuschwamm, einige von den Unglücklichen insonderheit aufrief, theils an das Ende eines Seils, das er zu diesem Ende auswarf, theils an den Schwanz des Pferdes zu fassen, und darauf umkehrte, und sie glücklich an's Land brachte, indem die natürliche Fertigkeit dieses Thieres im Schwimmen, der größere Umfang seines Körpers, und seine vorzügliche Stärke von den Wogen des Meeres nicht so leicht überwältigt werden konnte. Unglücklicher Weise aber wurde dieser edelmüthige und eifrige Greis selbst ein Opfer des Todes für vierzehn junge Personen, die er bereits gerettet hatte. Wie er nämlich zum achtenmal zurückschwamm, ertrank er nebst seinem Pferde, und zwar durch folgende Veranlassung. Wie er nach dem siebenten Zuge etwas länger verweilte, um auszuruhen, befürchtete man am Bord, es möchte seine Absicht sein, nicht wiederzukommen, und verdoppelte daher mit größter Ungebuld das Flehen und Schreien um Hilfe. Dies rührte ihn auf's Empfindlichste, und er eilte zur

Rettung der übrigen zurück, ehe das Pferd genug geraset hatte; welches denn aus Mattigkeit so viel eher sank, da nicht nur zu viele auf einmal sich zu retten gesucht, sondern auch einer von ihnen, wie man glaubte, unglücklicher Weise dem Pferde an den Zügel gefaßt, und ihm dadurch den Kopf unter's Wasser gezogen hatte. Dieser kühne Menschenfreund verdient um so viel mehr die Bewunderung und Verehrung aller seiner Mitbrüder, da er ohne selbst schwimmen zu können, zur Rettung anderer dieser Gefahr entgegen gegangen war. Eben deswegen habe ich es für meine vorzügliche Schuldigkeit gehalten, seinen Namen Woltemad, und seine schöne Handlung, hier aufzubewahren. Die Directeure der ostindischen Gesellschaft in Holland haben auch auf erhaltene Nachricht davon ihm ein seiner und ihrer würdiges und ehrenvolles Denkmal dadurch gestiftet, daß sie eins ihrer neuen Schiffe Woltemad genannt, und auf den Spiegel desselben die Geschichte, wie dieser Mann, um die Nothleidenden zu retten, sich mit seinem Pferde in die Gefahr gestürzt, haben malen lassen. Außerdem haben sie der Regierung auf dem Cap einen Befehl des Inhalts zugesertigt, daß, falls Woltemad Kinder hätte, sie möchten sich dem bürgerlichen oder dem Kriegsstande gewidmet haben, ihre Nahrung, Fortkommen und Glück auf die beste und sich am meisten auszeichnende Art, und zwar mit dem Allerehesten befördert werden sollte. In Afrika aber hatten zum Unglücke nicht Alle so dankbare Gefinnungen. Dem jungen Korporal Woltemad, der ein Augenzeuge davon gewesen war, wie sein Vater sich im Dienste der Compagnie und der Menschheit aufgeopfert hatte, schlug man sein Ansuchen um die durch den Tod seines Vaters ererbte Bedienung ab, obgleich diese kaum für eine Beförderung anzusehen war. Aus Verdruß ging er daher von dem undankbaren Vorgebirge nach Batavia, wo er schon verstorben war, ehe die Nachricht von einer so hohen und unerwarteten Empfehlung zu ihm hatte gelangen können. Einige cap'sche Einwohner fanden sich indessen, die, als sie mit gerechter Theilnehmung Woltemad's und seines Sohnes Schicksal beklagten, behaupteten, irgend ein guter Schwimmer, oder auch der unerschrockene Reiter habe leicht ein dünnes Seil vom Ufer nach dem Schiffe bringen können, um durch dessen Hilfe nochmals ein oder mehrere stärkere Taue zur Rettung der Unglücklichen anzubringen. Man war auch der Meinung,

das strenge Verbot und die Wache, nur von Soldaten, gereiche gar nicht zum Vortheil der Compagnie, indem von dem gestrandeten Schiffe, das, nachdem der Sturm sich gelegt, und die sehr hoch gestiegene See wieder gefallen war, auf dem trocknen Lande gleichsam liegen geblieben war, jener Vorsicht ungeachtet, außer manchen andern Sachen, sogar eine so schwere Waare als Eisen entwandt wurde. Unter dem Vorwande, heimliche Entwendung von den geretteten Leuten zu verhindern, wurden diese sogleich auf der Stelle bis zum Abend unter Bewachung gehalten, und zwar ohne irgend etwas von Erfrischungen zu bekommen, ob sie gleich naß, hungrig, und von der in der vorhergehenden Nacht ausgestandenen Arbeit abgemattet waren. Hernach sah man sie mehrere Tage lang auf den Gassen sich umher treiben, und Kleidung und Essen betteln. Von einem unter ihnen wurde mir besonders erzählt, wie er das Unglück gehabt habe, eine gar grausame Behandlung zu erfahren. Dieser war ein Matrose, der sich, um bequemer schwimmen zu können, zu seiner Rettung fast nackt von dem gescheiterten Schiffe in's Wasser begeben hatte, und mit seiner Lade glücklich an den Strand gekommen war. Er öffnete seine Lade, um ein Kamisol herauszunehmen, und damit seine Blöße zu bedecken, hieran aber wird er nicht nur von einem am Ufer commandirenden jungen Offizier gehindert, sondern er muß auch obendrein einige Stockschläge fürlieb nehmen, mit dem Bedeuten, er habe sich schuldig gemacht, an einem von den eben aufgerichteten Galgen gehangen zu werden, weil er gerade gegen das Verbot der Regierung sich mit den vom gestrandeten Schiffe geborgnen Gütern abgegeben habe. Der Bootsknecht entschuldigte sich damit, daß er von dergleichen Verbot schlechterdings nicht habe wissen können, und daß er mit dem, nach Seemanns Gewohnheit, an seinem Gürtel festgebundenen Schlüssel zu seiner Lade, wie auch mit einem in derselben befindlichen Gefangebuche, worin sein Name geschrieben, sattsam beweisen könne, daß er der rechte Besitzer davon sei. Nichts destoweniger wird er kaum begnadigt, und vom Galgen befreit, muß aber, so naß und nackt er ist, unter freiem Himmel auf der Ebene den Abend abwarten. Von Kälte behebend, bekommt er da endlich auf Anhalten die Erlaubniß, seine Lade, und was er daraus nöthig hat, aufzusuchen, er findet sie aber aufgebrochen und geplündert. Zuletzt führt man ihn in die Stadt,

und läßt ihn im Thore ganz nackt und bloß gehen. Auf der Straße hat er denn doch noch das Glück, einem mitleidigen Bürger zu begegnen, der kein Bedenken trägt, ihm sofort seinen eignen Rock anzuziehen, und ihn mit sich in sein Haus zu nehmen. Möchten doch in Europa und dessen sämtlichen Kolonien vielmehr eben so mitleidige und gütige Geseze in Ansehung der durch Schiffbruch Verunglückten, als in China, aufgewiesen werden können! Auf den Küsten dieses Reichs genießen alle und jede, die so unglücklich sind, zu stranden, sie mögen Eingeborene, oder aus den entferntesten Ländern sein, nicht allein völlige Sicherheit, sondern auch unentgeltliche Verpflegung und Wegschaffung nach ihrem Wohnorte oder zu den Ihrigen. Ein Theil der Besatzung des bei der Platabank den 3. September 1761 gescheiterten schwedischen Schiffs, Friedrich Adolph, der in Booten bei der chinesischen Stadt Ka-tjie landete, hat die Ausführung dieser der Menschheit so sehr zur Ehre gereichenden Einrichtung in ihrem ganzen Umfange erfahren. Herr Supercargneur Maule, der unter ihrer Anzahl war, hat mich versichert, daß sie alle sehr menschlich behandelt, auf Kosten des Kaisers mit Essen und Trinken versorgt, und auf ziemlich großen chinesischen Fahrzeugen zu den übrigen Europäern in Kanton fortgebracht worden seien.

Den größten Theil der vorhin angeführten Wintermonate brachte ich in der Stadt zu, und bereitete mich auf mancherlei Art zu meiner bevorstehenden Reise vor. Hierzu rechne ich unter andern, daß ich die Arzneikunst und Chirurgie ausübte, weil das, was ich dadurch verdiente, eine nothwendige Beihilfe zu den weitläufigen Zurüstungen war, die mein Vorhaben erforderte. — Noch mehr aber nahm mein Reisegeld durch den guten Erfolg zu. Ich hatte nämlich in den letzten Jahren unseres Kreuzzuges auf der Südsee Rosenstein's Abhandlung von den Kinderkrankheiten übersetzt, und damit 60 Ducaten verdient. Dies war meistentheils in den rauhern Gegenden meine Beschäftigung gewesen, weil ich alsdann am wenigsten durch andere Geschäfte gehindert wurde; wiewohl man, um schreiben zu können, durch das stürmische Wetter nicht selten genöthigt war, die Beine fast um den Tischfuß zu schlagen, und sich mit der linken Hand fest zu halten. Dieser Gelegenheit bediene ich mich zugleich, den Herren Forster für ihren mir dabei geleisteten Beistand öffentlich meinen

Dank abzustatten; denn sie waren es, die meine Uebersetzung nicht nur verschiedentlich, wo es nöthig war, berichtigten, sondern auch den Druck derselben zu London im Jahre 1776 besorgt haben.

Zur weitem Beförderung meiner Reise stellte ich alle mögliche Erkundigungen nach dem, was damit je in Verbindung stehen konnte, an. Allein anstatt Licht zu bekommen, gerieth ich nur noch in Ungewißheit, weil man mir lauter verworrene und häufig widersprechende Nachrichten gab. Vornehmlich aber widerrieth man mir die Reise als eine sehr ungereimte und gefährliche Unternehmung, weil ich als ein in Afrika noch unbekannter und nicht bemittelter Ausländer, mir nothwendig manche Unannehmlichkeiten würde gefallen lassen müssen. Weil ich jedoch die Unmöglichkeit, die Ausführung meines Vorhabens wenigstens zu versuchen, nicht einsah, blieb ich bei meinem Entschlusse.

Aus dieser Ursache stiftete ich mit Herrn Daniel Friedrich Immanuelmann, einem jungen Afrikaner, Bekanntschaft, die sich denn bald in Freundschaft verwandelte. Dieser junge Mann hatte bereits vorher zu seinem Vergnügen eine Reise in's Land hinein gemacht, wozu ihn der schöne Gedanke aufgemuntert hatte, es gereiche doch ihm und den übrigen afrikanischen Kolonisten zu keiner Ehre, die Untersuchung ihres Landes verabsäumt zu haben, welches sie nun bald nöthigen würde, von mir und andern Fremden die erforderlichen Nachrichten von diesem Lande und dessen Merkwürdigkeiten einzuziehen. Für seine Person ließ er sich also bald bereben, alle meine Vorschläge anzunehmen, und mir Gesellschaft zu leisten. Um aber die Einwilligung seiner Verwandten zu erhalten, war alle mögliche Ueberlegung und gemeinschaftliches Anhalten erforderlich.

Nun rüsteten wir uns zur Reise. Herr Immanuelmann verschaffte sich einen guten Hengst, der zugleich sanft und bequem ging, für 50 Reichsthaler; ich hatte bereits für 34 einen gewöhnlichen Klepper gekauft. Außerdem hatte ich einen neuen Packwagen angeschafft: dieser war ungefähr von derselben Größe, als die schwedischen Rüstwagen, und auf gleiche Art, wie die Wagen der cap'schen Landleute, oben mit Segeltuch bedeckt. Der Preis war auch der gewöhnliche, etwa 200 Reichsthaler, und zwar so, daß für die Holzarbeit 74, für den eisernen Beschlag 30 Reichsthaler, und für Joch, Sperrketten, Zugketten, Segeltuch zum Sprügel, und Theerbütte oder

Theertopf zum Schmieren das Uebrige dieser Summe gerechnet war. Einen solchen Wagen zu ziehen werden ordentlich zehn Ochsen erfordert, die ich daher, jeden für 8 Reichsthaler, erhandelte. Ferner nahm ich verschiedene Arzneien mit, und zwar theils in Rücksicht auf unsere eigene Gesundheit, theils um Leuten auf dem Lande dadurch nützlich zu werden. Weiter versah ich mich mit kleinen Glasperlen, messingnen Zunderbüchsen, Feuerstahl, Messern und Tabak, Waaren, die besonders den Hottentotten sehr willkommen sind. Um Schlangen und andere Thiere in Branntwein aufzubewahren, nahm ich ein dazu eingerichtetes Tönnchen von Eichenholz; zum Austrocknen der Kräuter einige Ries Papier, und für die zu sammelnden Insekten Nadeln und Nadeln mit. Daß wir auch den nöthigen Vorrath von Kleidungsstücken und Wäsche einpackten, darf ich wohl nicht erzählen. Mit Thee, Kaffee, Chocolate und Zucker verproviantirten wir uns ebenfalls, theils zu unserem eigenen Gebrauche, theils um dadurch die Zuneigung derjenigen Landleute, die ihrer weiten Entfernung vom Cap halber an diesen Bedürfnissen oft Mangel haben, zu gewinnen. Abgezogene Getränke, sagte man mir zwar, würden bei manchen zur Erreichung dieser Absicht weit wirksamer sein: allein um des Raums, der Schwere und der Kosten willen nahm ich dergleichen gar nicht mit. Mit Nähnadeln von verschiedenen Arten versahen wir uns reichlich, weil wir wußten, daß wir uns durch diese Waare, und gute Worte, das Wohlwollen und die Beihilfe der Bauernmädchen beim Insekten sammeln erwerben würden. Schießpulver kaufte ich einige dreißig Pfund; mit einem Theile davon füllte ich verschiedene Pulverhörner an, die ich näher zur Hand behielt; das übrige schüttete ich in einen ledernen Beutel, den ich in meinem Koffer verschloß, hauptsächlich um ihn vor dem Tabaksfeuer der Hottentotten zu sichern. Hierzu nahm ich ungefähr 70 Pfund Hagel von mehreren Arten, wie auch einen verhältnißmäßigen Vorrath bleierner Kugeln und Kugelformen mit. Man hatte mir zwar nicht gerathen, so viel Schießbedürfnisse mitzunehmen, und so viel Geld desfalls anzuwenden, ich vermuthete auch selbst nicht, daß ich deren so viel gebrauchen würde: allein bei unserer Rückkunft nach dem Cap fand ich, daß auf dieser Reise, die doch nur acht Monate gedauert hatte, beinahe alles verbraucht war. Ich muß daher allen denen, die sich etwa auf einen

ähnlichen Weg begeben möchten, den Rath ertheilen, sich mit Ammunition wohl zu versehen. Nicht alle Schüsse treffen, und das Schießen kleiner Vögel nimmt einen ansehnlichen Theil weg, nicht zu gedenken, daß man auch etwas nach dem Ziele verschießen muß. Ueberdem trägt sich's bisweilen zu, (wie es denn mir und meiner Reisegesellschaft so erging,) daß man mehrere Wochen nach einander fast weiter nichts, als was man schießt, zu essen hat. Endlich macht auch die Vorsichtigkeit es nothwendig, sich durch Pulver und Blei gegen die feindlichen Angriffe der sogenannten Buschmänner und Kaffern in gehörige Verfassung zu setzen. Da die Geseze der cap'schen Kolonisten es zur Pflicht machen, alle diejenigen, die in's Innere des Landes reisen, und keine schriftliche Erlaubniß dazu vorzeigen können, anzuhalten, und nach Cap zu liefern, so suchte ich beim Statthalter um einen Paß an, den ich auch bekam, und worin mir eine ungehinderte Reise versichert, und den Landeseinwohnern aufgegeben wurde, mir bei Vorkommenheiten gegen gebührende Bezahlung an die Hand zu gehen, und zu meiner Reise beförderlich zu sein. Ein anderer Zettel diente, mir bei dem warmen Bade im hottentottischen Holland Zimmer zu verschaffen: denn dies Mittel hatte ich gegen die Erkältungen, die ich mir in der Nähe des Südpols zugezogen hatte, zu versuchen beschlossen.

Den 25. Juli, des Morgens, ritt ich von der Capstadt ab. Der Fuhrmann meines Wagens war der Bauer, welcher mir die oben gedachten zehn Ochsen verkauft hatte. Diese sollte ich erst auf dem Hofe des Bauers, der am Butterflusse (Boter-Rivier), am Wege nach dem warmen Bade, liegt, bekommen. Gasthöfe findet man in diesem Lande gar nicht; sondern jeder Reisende ist genöthiget, für sein Reitpferd oder Fuhrwerk selbst zu sorgen, und seinen Geförb mit sich zu führen. — Unsere Reise ging durch die niedrige und flache Gegend, die aus dürrn Sandebenen und Haiden besteht. Mitten am Tage, bei der stärksten Hitze, ließen wir, der Gewohnheit der Reisenden in diesem Lande gemäß, unsere Ochsen zur Tränke und auf die Weide gehen. Sie nahmen mit dem in diesen Gegenden am häufigsten zu habende magere Futter dürrer Büsche und dürrs Gras fürlieb; Pferde aber finden noch weniger etwas, das ihnen dienlich und fein genug für sie ist. Dies ist auch die vornehmste

Ursache, warum man in Afrika nicht nur zu den meisten Fuhren Ochsen gebraucht, sondern auch die dasigen Pferde nicht so stark sind und weniger aushalten können, als in Europa.

Sobald die Abendkühle anfang, setzten wir unsere Reise über den ersten Fluß (Eerste Rivier) bis an den Fuß eines hohen Berges fort. Das schmale Thal zwischen diesem Gebirge heißt das hottentottisch-holländische Thal *) und ist höher und nicht so dürr, als andere. Man trifft hier auch verschiedene ansehnliche Höfe an. Als wir ankamen, war es schon Nacht und sehr dunkel. Wir zündeten ein kleines Feuer an, neben welchem wir erst eine freilich sehr mäßige Abendmahlzeit hielten, und dann uns zur Ruhe legten. Der Sattel war unser Kopfkissen, die Erde unser Bette, und ein Ueberrock unsere Decke gegen die Kälte der Nacht: diese Dinge machten, wie hernach noch sehr oft, unsere ganze nächtliche Bequemlichkeit aus. Zum Lagerplatze wählten wir bei solchen Gelegenheiten diejenige Seite eines Busches, die uns den besten Schutz gegen den Südost oder andere jedesmal hauptsächlich wehende Winde geben konnte. Regnete es, so betteten wir uns in unsern bedeckten Wagen, wo wir uns aber des Gepäcks wegen weit unbequemer befanden: Die beste Stelle, die ich da für mich aussuchen konnte, war mein Koffer, obgleich der Deckel rund erhoben war; Herr Immanuelmann, der schlank und kleiner als ich war, konnte sich, wiewohl mit vieler Mühe, zwischen diesem Koffer und die Seite des Wagens drängen, wo er denn auf einigen Bündeln Papier, jedoch eben nicht in einer besseren oder angenehmeren Bettstelle, zu liegen pflegte. Bisweilen machten wir unser Bette unter'm Wagen, da wir gleichsam unter Dache waren und gegen Regen und Thau etwas Schutz hatten, dagegen aber auch die sehr nahe und eben nicht liebliche Gesellschaft unserer Ochsen uns gefallen lassen mußten, welche an den Rädern und der Deichsel, wie auch an den Leitern des Wagens festgebunden, und so unbändig waren, daß wir nur zwischen den zahmsten durchzukriechen wagten; überdem waren diese unsere Nachbarn, wenn sich wilde Thiere in der Nähe befanden, in beständiger Unruhe. Manchmal hatten wir Gelegenheit, auf Bauernhöfen unsere Nachtherberge zu nehmen; allein

*) Hottentots Hollands Kloof.

hier waren wir oft beinahe noch schlimmer daran. Denn gewöhnlich bestand das Haus, wo wir einkehrten, nur aus zwei Zimmern mit leimernem Fußboden: das innere diente zum Schlafgemache für den Bauer selbst und seine Frau und Kinder, das äußere machte die Küche aus, und hier war es, wo man in einer Ecke auf dem Boden eine Matte für uns hinbreitete, worin denn gemeiniglich die ganze Bequemlichkeit bestand, welche die guten Leute uns verschaffen konnten. Uebrigens mußten wir uns damit begnügen, unsere Sättel und Oberkörbe zum Bette zu gebrauchen. Die Hottentotten beiderlei Geschlechts, alte und junge, die bei dem Bauer in Diensten waren, wählten ihre Lagerstätte allezeit um den Feuerheerd. Dieser nahm ordentlicher Weise eine ganze Giebelseite des Hauses ein, und hatte keinen andern Platz, wo das Feuer brannte, als den Boden, auf welchem wir folglich alle miteinander lagen. Ein Kreislauf von Flöhen und manches andere Ungemach, das wir aus jener Ursache auszustehen hatten, machte, daß wir oftmals die frische Luft vorzogen, wenn nicht Kälte, starker Wind und regnicktes Wetter diese noch unausstehlicher machten.

Am folgenden Morgen machten wir uns den Anbruch des Tages zu Nute, um im Kühlen den Weg über die hottentottisch-holländischen Berge zurückzulegen. Hinauf war der Weg sehr steil und steinig, und hatte viele Krümmungen und andere Unbequemlichkeiten; zur Rechten trafen wir gleich anfangs einen in die Quere gehenden sehr abschüssigen Abhang an, wo manchmal Wagen und Ochsen unglücklicher Weise hinabgestürzt und zerschmettert sein sollen. Diesen und ähnliche Berge würde, auch mit dem stärksten Gespann Zugochsen, kein Anderer hinaufzufahren im Stande sein, als wer den Handgriff, auch eine eben so lange Peitsche hat, womit die afrikanischen Fuhrleute ihre Ochsen gewöhnlich regieren. An einer solchen Peitsche ist der Stiel dritthalb Klafter, die Peitsche selbst noch etwas länger, und die Schnur anderthalb Ellen lang, und von starkem bereiteten oder sämischen Leder gemacht. Dies zur Fortbringung des Wagens gewissermaßen wirksamste Hebzug hält der Fuhrmann in beiden Händen, und indem er vorn auf dem Wagen auf seinem Sitze oder Bocke sitzt, kann er damit bis zu den allervordersten Ochsen reichen, und im erforderlichen Falle sehr geschwind und unablässig unter seinen Thieren umher peitschen und schlagen, und sie dabei jedesmal

auf derjenigen Stelle, wo er will, treffen, und zwar so stark, daß ganze Böpfe Haare herausfliegen. Hierdurch werden die Ochsen gezwungen, mit einem Male alle ihre Stärke zu vereinigen, und den Wagen sowohl aus den tiefsten Löchern heraufzuziehen, als über Steine und steile Anhöhen wegzubringen. Es wird aber viel Behutsamkeit erfordert, sowohl nicht auf einmal zu sehr anzutreiben, als auch zwischendurch nicht zu lange ausruhen zu lassen. Denn im ersten Falle ermüden sie, werden matt, und sind nicht von der Stelle zu bringen, im letzteren hingegen erschlaft bei ihnen der vorhin erweckte und so nöthige Eifer, sich selbst fortzuarbeiten, wovon alsdann die Folge ist, daß man nicht vom Flecke kommen kann. Wenn es sehr steile Berge hinauf geht, pflegt daher der Fuhrmann, nach Umständen jede halbe oder ganze oder auch alle zwei Minuten sie ein wenig rasten zu lassen. Vergab hingegen hat man, selbst an weniger abschüssigen Stellen, zu befürchten, der Wagen möge, besonders wenn er schwer beladen ist, geschwinder als die Ochsen hinunter kommen, oder auf sie los rollen, weil nur die beiden hintersten an die Deichsel gespannt, und nicht im Stande sind, so viel als nöthig ist, zurückzuhalten. Der Wagen muß daher gehemmt werden.

Gegen Mittag langten wir beim Palmitflusse an, und zwar da, wo er durch eine kleine schöne Ebene fließt. Hier ruheten wir, wie gewöhnlich, in der heißen Mittagszeit. Da man in ganz Afrika über keinen Fluß, er sei groß oder klein, eine Brücke antrifft, und nur an zwei Orten Fahren angelegt sind, mußten wir hier vier Fuß tief durch's Wasser reiten und fahren: mir stieg das Wasser bis unter den Sattel. Obgleich da, wo der gewöhnliche Fahrweg durchgeht, die Flüsse gemeiniglich nicht tief sind, so ist jene Art sie zurückzulegen, manchmal eben so gefährlich als langsam. Denn wenn es einen oder einige wenige Tage geregnet hat, besonders im Winter, muß man wohl acht bis vierzehn Tage, und zu Zeiten noch länger verweilen, ehe das Wasser so tief fällt, daß man die Durchfahrt wagen darf; und dieß findet sich sogar an solchen Stellen, wo man zu anderer Zeit, besonders des Sommers, fast trockenen Fußes übergehen kann. Wenn das Wasser hernach auch etwas abgenommen hat, kann man der gewöhnlichen Durchfahrt doch nicht mit Sicherheit trauen, weil man befürchten muß, der heftige Strom habe daselbst vielleicht

durch starkes Wegspülen einen tiefen Strudel gebildet. Verwegene Bauern, die ungeduldig sind, auf das Fallen des Wassers lange zu warten, oder denen ihr geringer Mundvorrath nicht erlaubt, sich so lange aufzuhalten, pflegen es zu wagen, ihre Ochsen den Wagen schwimmend hinüberziehen zu lassen, da denn das Wasser bis mitten an die Leitern reicht, und Frau und Kinder, und alles übrige Gepäck durch und durch naß werden. Der Sklav oder Hottentotte, welcher deswegen, weil man keine Zäume gebraucht, an gefährlichen Orten die beiden vordersten Ochsen nothwendig leiten muß, ist gezwungen, bei solchen Gelegenheiten dieselben schwimmend durchzuführen; und er ist glücklich, wenn diese alsdann nicht so tückisch sind, dem Strome zu folgen, umzukehren, oder sonst Unfug zu treiben. Wenn die Ochsen indessen zum Fahren gut abgerichtet sind, pflegen sie auf ein ihnen sanft zugerufenes Ho Ha auf einmal Halt zu machen. Ebenso merkt jeder Ochs sogleich auf, und geht zur Rechten oder Linken, je nachdem er seinen Namen mit Hott oder Haar verbunden hört. Von diesen Fuhrmannsausdrücken, wie auch von den abwechselnd ausgerufenen Namen der Ochsen, des häufigen Klatschens mit der Peitsche nicht zu gedenken, eine stete und bis zum größten Ekel ermüdende Wiederholung, vorzüglich in schlimmen Wegen, ist einem Reisenden äußerst beschwerlich zu hören. Bei dieser genauen Aufmerksamkeit, die große Peitsche recht und oft genug zu führen, ist das Amt eines Fuhrmanns in Afrika, eine sehr mühselige Bedienung, das Reisen aber in diesem Welttheile unruhig, unbequem und gefährlich.

Des Abends ganz spät trafen wir auf dem Hofe des Bauern, welcher uns fuhr, ein. Dieser hat eine sehr anmuthige Lage, nahe auf der andern Seite des Butterflusses (Boter-Rivier), welcher hin und wieder mit ziemlich hohen Bergen umgeben ist, deren Spitzen und erhabene Strecken eine sehr angenehme Abwechslung geben. An dem jähren Abhange einiger von ihnen sahen wir Höhlen und Löcher, die gewiß nicht die Natur gleich anfangs, sondern ihre Revolutionen gebildet haben. Selbst der harte und steile Fels, von dem man glauben sollte, er sei zu ewiger Nacktheit verdammt, war hier an seiner dunkeln und eisenhaltigen Wand, mit einigen daran hinaufkriechenden Gewächsen geziert, deren Ranken er aus Dankbarkeit mit seinen scharfen Ecken ausbreitete und stützte. In den Klüften dieser

Abhänge sah ich Kräuter, die auf den von der Natur für sie angelegten hohen Treibbeeten schon in Blüthe gekommen waren, und in ihrer Pracht allem dem, was menschliche Kunst hervorzubringen vermag, trogen konnten. Einige Steinwürfe weit vom Hofe fand sich ein stark mineralisches Wasser, das aber niemand zu benutzen verstand. Ueberhaupt fand ich, daß die Steine und Klippen dieser Gegend an verschiedenen Orten viel Eisen enthalten. Längst dem Butterflusse liegen noch mehrere Bauerhöfe, deren Ertrag hauptsächlich auf Getreide und Schafzucht ankommt. Der hier gebauete Wein ist ein säuerliches Gemisch, das sich in der Stadt nicht eher absetzen läßt, als bis es vorher zu Essig oder Brantwein veredelt worden. Die Bauern selbst trinken diesen Wein demungeachtet ungemein gern. Die Ursache seiner schlechten Beschaffenheit, so wie beinahe alles Weins, der hinter den Bergen gewonnen wird, liegt in der Kälte des Bodens, in weiterm Abstände vom Meere, folglich dem Mangel fruchtbar machender Ausdünstungen, vornehmlich in der Erhabenheit dieser Gegenden über die Meeresfläche. Wir hielten uns hier übrigens nicht länger als einen Tag auf.

Nunmehr traten wir die Reise nach dem heißen Bade selbst an. Meinen Wagen ließ ich für's erste zurück, und ritt mit einem andern, der nach eben diesem Bade fuhr. Um so viel geschwinder dahin zu kommen, kehrten wir uns an keinen gebahnten Weg, sondern halfen uns über Ebenen, Berge und Thäler fort. — Diese ganze weitläufige Gegend ist wegen Wassermangels ganz unbebauet und unbewohnt. Eine Menge wilder Thiere hat hier daher ihren Aufenthalt genommen. Jetzt hatte ich zum erstenmal das Vergnügen, Heerden von den beiden größern Arten Antilopen oder Gazellen, welche die Holländer Hartbeesten und Bonteboken nennen, zu sehen. Der erstere Name, welcher Hirschthiere bedeutet, scheint der einen Gattung deswegen gegeben zu sein, weil sie in der Farbe einige Ähnlichkeit mit den europäischen Hirschen haben. Der letztere, welcher so viel als bunte Böcke heißt, schickt sich besser für die damit benannten Thiere, weil ihr brandgelbes oder hellbraunes Fell mit vielen weißen Flecken und Streifen gezeichnet ist.

Heute sah ich auch zum erstenmal ganze Schaaren wilder Zebra, welche die Kolonisten wilde Pferde nennen. Sie gehen in großen

Heerden bei einander, und sehen in ihrem schwarz und weiß gestreiften Kleide schön aus. Das Fell dieser Thiere ist es, welches man bei unsern Kürschnern unter dem ungereimten Namen von Seepferdehäuten zu Kauf anzutreffen pflegt. — An diesem Tage sah ich ebenfalls diejenigen Vögel, deren Federn unsre Eitelkeit sogar aus dem entlegenen Afrika borgt, ich meine die Strauße, in der südlichsten Spitze dieses Welttheils in ihrem wilden Zustande. Bisweilen kam ich einem und anderm von ihnen auf einen Büchsenchuß nahe, wodurch ich Lust bekam, ihnen nachzusetzen. Dies geschah aber jedesmal vergeblich: denn mit ihren langen Beinen und ansehnlichen Schritten entliefen sie noch einmal so geschwind, als ihr Jäger und dessen Pferd, die beide ungelübt waren, sie verfolgen zu können. Sie liefen allezeit mit ausgebreiteten Flügeln, vermuthlich nur, um im Gleichgewichte zu bleiben. Denn ihren schweren Körper von der Erde auch nur im mindesten aufzuheben, dazu waren sie nicht im Stande. In der Folge erfuhr ich, daß man sie nicht einmal mit dem besten Jagdpferde beim ersten Nachsetzen einholen kann, ohne daß sie auf einige Minuten aus dem Gesichte kommen: der Jäger muß demungeachtet eben denselben Strich halten, zu Zeiten jedoch seines Pferdes schonen, und es nicht beständig hitzig galoppiren lassen, bis er den Strauß von irgend einer Anhöhe wieder gewahr wird, da denn dieser wegen Müdigkeit und steif gewordenen Beinen mit genauer Noth entkommt, und beim dritten Nachsetzen entweder gefangen oder erschossen wird.

Gegen Abend kamen wir auf eine Landstraße, die uns vor einigen Bauernhöfen vorbei, und endlich in der Dämmerung nach dem warmen Bade führte. Es heißt auch wohl das Bad jenseits des Berges, oder hinter dem Berge, auch wohl das Eisenbad, weil man glaubt, daß es unter allen Bädern in der Kolonie das meiste Eisen enthalte.

Die Regierung hat zur Bequemlichkeit der Brunnengäste hier ein steinernes Gebäude anlegen lassen. Dies besteht aus einer Diele, zwei großen Zimmern, einer Küche, und noch einer kleinen Kammer, die sämmtlich einen Fußboden von Keimen haben. Die kleine Kammer bewohnt ein sogenannter Posthalter oder Brunnennmann. Für die Gäste sind also nur die beiden großen Zimmer; und jene finden sich bisweilen in zu starker Anzahl ein, als daß sie in denselben Raum

genug hätten: sie müssen in diesem Falle ihre Zuflucht zur Diele oder zum obern Boden nehmen, oder sich auch wohl unter dazu mitgebrachten Zelten, oder auf dem Rüstwagen aufhalten. Das Haus selbst ist an dem Abhange eines kleinen Berges aufgemauert, ohne mit einem Graben versehen zu sein. Daher kommt's, daß das Wasser in das eine Zimmer durchsickert, und es ziemlich feucht macht, zumal wenn mehrere Betten darin stehen, und mehrere Kranke sich darin aufzuhalten genöthigt sind. Aus den Verzeichnissen, die der Brunnenmann seit mehreren Jahren gehalten hat, sah ich, daß hundert und fünfzig bis zweihundert Personen sich dieses Bades jährlich bedienen. Jetzt aber badeten, weil diese Jahreszeit zum Baden fast zu kalt und unbequem ist, hier nur acht, und demungeachtet wurden wir kläglich bedient. Die wenigen elenden Bänke und Tische, die man hier antrifft, gehören dem Brunnenmanne eigenthümlich zu, und müssen von ihm gemiethet werden.

Ungefähr hundert Schritte von dieser Brunnenherberge steht das eigentliche Badhaus. Dies ist nichts anders, als eine kleine Hütte, die auf zwei Seiten größtentheils unter der Erde steht, nur durch zwei kleine Oeffnungen Licht bekommt, vierthalb bis 4 Klafter lang, und anderthalb Klafter breit ist. An dem einen Ende befindet sich eine Cisterne oder Grube, von anderthalb Klaftern in's Gevierte, und eine Elle tief, das warme Wasser wird eine kleine Strecke unter der Erde von seinem Ursprunge hergeleitet, bis es in den einen Giebel des Badhauses hineinkommt, von da es weiter durch eine offene Rinne läuft, und endlich in einem Strahle, etwa einen Zoll dick, sich in die Badgrube herabstürzt. Bei dieser Einrichtung werden zwar die Wände erspart; vielleicht aber wird dadurch verursacht, daß die feinsten und wirksamsten Bestandtheile verfliegen.

Da hier fast niemals Gelegenheit ist, von dem Rathe eines Arztes Gebrauch zu machen, so folgt man bei dieser Badkur keinen andern Anweisungen und Methoden, als denjenigen, welche eigenes Belieben und Bequemlichkeit an Hand geben, ohne Ordnung, ja ohne die geringste Diät zu beobachten. Man macht nicht einmal einen Unterschied der Krankheiten, worin man das Bad gebrauchen will. So hatte z. B. ein Sklav ein damals herrschendes Fieber so weit überstanden, daß die Natur anfang, sich durch Brechen zu reinigen.

Demungeachtet schickte ihn der Landdrost von Swellendam hieher, gleich als wenn das Bad ein allgemeines Genesungsmittel bei allen Krankheiten wäre. Ich wandte zwar alles an, um das Baden bei ihm zu verhindern, weil aber der höchste Beamte des Distrikts selbst den Befehl dazu erteilt hatte, konnte ich nichts ausrichten. Wenige Stunden nach dem ersten Baden wurde denn auch der Kranke durch den Tod von Beulen und Sklaverei befreiet.

Während meiner hiesigen Anwesenheit im August wurde der Frühling an Gewächsen täglich reicher. Insonderheit kamen nach und nach verschiedene schöne Zwiebelgewächse zum Vorschein, die hernach mit der Sommerhize wieder Abschied nahmen. Unter diese rechne ich unterschiedliche Gattungen der Schwerdtblume (Iris), die Wurzeln oder richtiger Zwiebeln derselben werden in Asche gebraten, und sodann gegessen: sie schmecken beinahe wie Kartoffeln, man nennt sie hier Denkses.

Zu etwas weiten Umherstreifungen und Jagden, besonders die benachbarten Berge hinauf, machte mich zwar meine Badkur überhaupt zu matt. Demungeachtet konnte ich, als ein hinkender Sklav (den 12. des gedachten Monats) sich hinauf begeben hatte, um in den Gründen zwischen den Bergen Holz und alte Stämme oder Stücke zu sammeln, und verschiedene Hunde mitgenommen hatte, die ich bald darauf hitzig jagen hörte, mich nicht enthalten, mit einer kleinen Büchse hinauf zu eilen, in der Hoffnung, etwa einen Steinbock auf den Schuß zu bekommen. Zu meiner Verwunderung aber fand ich, daß die Hunde das Wild auf einen Baum getrieben hatten, der Sklav, welcher mit seiner Last Holz darauf zukam, sagte, es sei ein Tiger oder Leopard, und es komme gar sehr viel darauf an, das Thier recht zu treffen, wenn man nicht befürchten wollte, daß es von den Zweigen des Baumes vor denen man es fast gar nicht sehen konnte, einen Sprung auf meine Schultern thun, und sich rächen möchte. Da ich mich erinnerte gehört zu haben, daß man in Bengalen, um in solchem Falle einigermaßen gesichert zu sein, einen kurzen Spieß über den Kopf hält, so hielt ich jetzt ein großes Messer bereit, indem ich zu gleicher Zeit mit groben Hagel, (wie man auf der Steinbockjagd gebraucht), auf welchen ich in Geschwindigkeit noch eine Kugel geladen hatte, meine Büchse abschöß, und übrigens mich auf den

Beistand der Hunde hinlänglich verlassen zu können glaubte. Die Kugel verfehlte, und nur der Hagel traf: demungeachtet fiel das Thier endlich herab, und siehe da, es war nichts ärgeres, als eine große wilde Katze. Diese war grau von Farbe, und, wie es mir vorkam, völlig von ebenderselben Gattung, obwohl fast dreimal so schwer, als unsre zahmen Hauskatzen.

Den 26. August verließen wir das Bad und kamen bei guter Zeit beim Steinbocksflusse (Steenbocks-Rivier) an.

Den 30. August nahmen wir zu Tigerhoek unsre Herberge. Dies ist ein Hof, der für eigne Rechnung der Regierung gebauet wird. Der weiten Entlegenheit von Cap wegen kann aus dem Verkaufe des Getreides kein Vortheil gezogen werden: sondern der vornehmste Ertrag dieses Gutes besteht in Bauholz, das aus einem Walde jenseits des Flusses Ohnende geholt wird. Hier hält die Compagnie eine Anzahl Holzhauer, die unter der Aufsicht eines Korporals stehen. Dieser ist zugleich Vogt auf dem Hofe, und wird weit besser, als ein Korporal bei der Garnison, besoldet. Er hat auch zum Nutzen der Regierung über die Viehzucht und das Buttern Aufsicht, wovon er genaue Rechenschaft geben muß.

Der Fluß Ohnende war jetzt sehr angeschwollen und nicht gut zu durchfahren, eben deswegen besuchte ich den hier befindlichen Wald nicht, auch waren die Bäume noch nicht in Blüthe.

Nach dem Strande hin hält sich, wie man mir erzählte, eine Anzahl von ungefähr dreißig Hottentotten mit ihren Heerden auf, und machen daselbst einen Kraal oder Dorf aus. Auch diese würden die Christen von ihren Viehweiden längst verdrängt haben, wenn nicht aus einer andern eigennützigen Absicht die Regierung ihre Barbarschaft beizubehalten suchte. Ihre Männer waren mit verschiedenen Wagen der Compagnie, wiewohl gegen Bezahlung, nach Cap geschickt; daher ich mir denn auch keine Hoffnung machen konnte, einen von diesen Hottentotten miethen zu können. Ein andrer diente auf dem Hofe. Solche Knechte bekommen, außer Beföstigung und Tabak, gewöhnlich zwei trachtige Schafe, eine junge trachtige Kuh, oder auch den Werth davon in Geld, zum jährlichen Lohne. Am liebsten nehmen sie das Vieh in Natur; wenn sie aber etwas vor sich gebracht haben,

legen sie ihre eigne Wirthschaft an, und werden zu bequem, Andern zu dienen.

In Ansehung des Wuchses sind die Hottentotten so groß, als die meisten Europäer. Daß man aber manche ziemlich mager aufgeschossne unter ihnen antrifft, rührt von der sparsamen und eingeschränkteren Nahrung, und ihrer eben nicht harten und schweren Arbeit her. Daß sie aber in Vergleichung mit den übrigen Theilen ihres Körpers sehr kleine Hände und Füße haben, hat vorhin niemand angemerkt; und gerade dies scheint doch eine sehr charakteristische Eigenschaft dieser Nation zu sein. Der Theil der Nase nach der Stirn zu ist meistentheils sehr platt, wodurch der Abstand der beiden Augen von einander größer als bei den Europäern zu sein scheint; der Nasenzipfel ist zugleich ziemlich platt. Die Regenbogenhaut und der Stern sind kaum bei einem einzigen blond, sondern fast durchgehends so braun und dunkel, daß ihre Farbe dem Schwarzen nahe kommt. — Ihr Gesicht, so wie ihre ganze Haut, hat eine gelbbraune Farbe, die der Farbe solcher Europäer, welche die gelbe Sucht in hohem Grade haben, ähnlich ist, doch ohne daß sie in dem Weißen des Auges im mindesten bemerkt wird. Die Lippen sind bei ihnen nicht so groß, als bei ihren Nachbarn, den Negern, Kaffern und Mozambikern. Der Mund ist übrigens mittelmäßig, und fast durchgängig mit den schönsten Zähnen besetzt. Ihre ganze übrige Gesichtsbildung, ihre Mienen, Geberden und Bewegungen zusammen genommen, verrathen Gesundheit und Zufriedenheit, wenigstens ein gewisses sorgenfreies Wesen, das jedoch allerdings Munterkeit und rasche Thätigkeit, Eigenschaften, welche die Hottentotten bei vorkommenden Gelegenheiten wirklich blicken lassen, zu erkennen geben. — Den Kopf betreffend, sollte man beinahe dafür halten, er sei mit leichter, schwarzer, rauher Wolle bedeckt, wenn man nicht aus der natürlichen Straffheit sehen könnte, daß es Haar wäre, das noch wollenreicher als bei den Negern ist. Bemerkt man indessen, welches aber gewiß äußerst selten geschieht, am Kinne Spuren eines Bartes, oder an andern Stellen des Körpers etwas haarartiges, wie bei den Europäern, so ist dies gleichwohl von gar keinem Belange, und übrigens von eben der Beschaffenheit, als auf dem Kopfe.

Das Schminken, wenn man es so nennen will, besteht bei ihnen darin, daß sie, mit einer Art Wollust, sich den ganzen Körper mit Fett beschmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Dies waschen sie nie ab, auch habe ich niemals gesehen, daß sie um ihre Haut zu reinigen etwas anders thun, als daß sie z. B., wenn beim Schmieren des Wagens Theer oder Pech sich an den Händen festsetzt, solches mit Ruhmist ohne Mühe abreiben, und obendrein noch wohl mit diesem Reiben den ganzen Arm hinauf bis an den Ellenbogen fortführen. Da also Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermischten Schmiere und sogar an ihrem Schweiß, beständig fest kleben muß, wenn gleich vieles davon bei der Arbeit oder sonst wieder abgeht, so wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unkenntlich, und verwandelt sich aus einem glänzenden Rußbraun in ein schmutzig dunkles Braungelb.

Außerdem, daß der Hottentotte bei dem Einschmieren der Haut sich gütlich zu thun sucht, so ist er auch zuweilen auf Wohlgeruch bedacht, seinen Körper und Kopf vermittelt eines von Kräutern bereiteten Pulvers über und über zu bepudern, oder dieses in die Salbe einzureiben. Dieser Geruch aber ist zu gleicher Zeit etwas stinkend und gewürzartig, und riecht beinahe ebenso, als mit Spezereien vermischter Mohnsaamen. Die Gewächse, welche sie dazu gebrauchen, bestehen in verschiedenen Gattungen Duftstrauch, die in ihrer Sprache Bucku heißen, und zugleich als kräftige Arzneimittel angesehen werden.

Das weibliche Geschlecht scheint mir unter den Hottentotten, wie überall, das schamhafteste zu sein. Denn die Hottentottinnen bedecken sich mit weit größerer Sorgfalt als das Mannsvolk. Selten begnügen sie sich mit einer, sondern fast durchgehends haben sie zwei, und sehr oft drei Bedeckungen. Diese bestehen aus bereitetem und wohl eingeschmiertem Leder, und schließen, mit einem Riemen befestigt, beinahe wie die Schürzen der europäischen Weiber an. Die äußere ist allezeit die größte, und hält eine Viertel- bis halbe Elle in's Gevierte; gewöhnlich ist sie mit Glaskorallen und allerlei Figuren geschmückt. Sie dient blos zum Puzze und geht ungefähr auf die halbe Lende herab.

Die übrige Kleidung der Hottentotten in dieser Gegend, bestehet in einem Pelze oder vielmehr kleinem Pelzmantel von Schaffell,

dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und den sie vorn auf der Brust zusammenknüpfen. Ist es nicht sehr kalt, so lassen sie ihn los und nachlässig über die Schultern hängen, da er bis auf die Waden reicht, und den untern Theil der Brust, den Unterleib und den vordern Theil der Lenden und Beine ganz nackt läßt. Bei reg-nichem und kaltem Wetter hingegen wickeln sie ihn um, so daß dadurch auch der vordere Theil ihres Körpers ungefähr bis auf die Kniee bedeckt wird. Wenn ein Schaffell allein zu diesem Zwecke nicht hin-reicht, sticken sie einen Lappen an, der mit einem Riemen, einer Sehne, oder einer Darmschnur daran befestigt wird. Bei warmer Witterung haben sie bisweilen die rauhe Seite dieses Pelzes, oder Kroß, auswendig, noch öfter aber nehmen sie ihn alsdann ganz ab, und tragen ihn auf dem Arme. Ueberhaupt aber gibt sich der Hotten-totte ordentlicher Weise die Mühe nicht, damit abzuwechseln, sondern begnügt sich damit zur Kleidung und zum Bette, indem er des Nachts auf dem bloßen Felde liegt, und wenn es kalt ist, so dicht zusammen friecht, daß sein sogenannter Kroß oder Karoß ihn völlig bedeckt. — Derjenige Pelzmantel oder Karoß, den das Weibsvolk in gleicher Absicht gebraucht, unterscheidet sich von der Kleidung der Manns-personen durch weiter nichts, als daß die Frauen hinten am Halse einen langen Kragen haben, den sie so zusammen wickeln, daß er einen kleinen Beutel bildet, dessen rauhe Seite nach inwendig gekehrt ist. In diesem tragen sie ihre kleinen Kinder, denen sie, wie auch bei gewissen andern Nationen zu geschehen pflegt, bisweilen über die Schultern die Brust reichen.

Der Kopf hat bei den Männern selten eine nationale Bedeckung. Kaum erinnere ich mich deren mehr als zwei, die eine eingeschnürte lederne Mütze trugen, wovon die Haare durch Vereitung weggeschafft waren. Die, welche den Kolonisten benachbart sind, bedienen sich europäischer Hüte, die sie zu dem Ende zu kaufen pflegen, und ent-weder ganz niedergeklappt, oder nur auf einer Seite aufgeschlagen tragen. — Die Hottentottinnen gehen ebenfalls sehr oft mit bloßem Kopfe. Sehen sie etwas auf, so ist's eine kurze Mütze von kegel-förmiger Gestalt. Diese ist aus einem Segment des Magens eines Thiers und zwar ohne Naht verfertigt, und hat alle die Schwärze, welche Ruß und Fett ihr geben kann. Manchmal ist sie so bereitet,

daß sie ganz zottigt, manchmal sammetartig und ziemlich hübsch läßt. Oben auf einer solchen Mütze tragen sie bisweilen einen andern Kopfschmuck, der in einem ovalrunden Kranze, oder wenn man es so nennen will, Krone besteht, welche aus Büffelhaut so verfertigt ist, daß die braunen Haare nach außen stehen. Dieser Kranz ist ungefähr vier Finger breit hoch, und umgibt den Kopf so weit, daß er etwas über die Stirn, und eben so tief nach dem Nacken herab geht, ohne jedoch die Spitze der oben beschriebenen Mütze unsichtbar zu machen. Die Ränder, sowohl der untere, auf dem die Krone ruhet, als der in die Höhe stehende, sind ganz eben, und sehr artig mit einer Reihe kleiner Schnecken, etwa dreißig an der Zahl, aus dem Geschlechte der Porzellanen (*Cypreae*) so besetzt. Diese sind ganz dicht und so neben einander gereiht, daß sie auswendig ihren weißen Schmelz oder Glanz nebst ihrer Oeffnung zeigen. Zwischen diesen Schneckenreihen laufen ein oder zwei andere parallel, oder wellenförmig, in unterschiedlichem Geschnitte. Man stellt sich kaum vor, wie artig diese Schnecken auf dem braunhaarigen Büffelhautleder abstecken, und wie diese ganze lederne Krone in ihrer Arbeit wirklich eine sonst schmutzige hottentottische Dame schmücken und erhöhen kann.

Die Ohren pflegen die Hottentotten mit Gehängen und Ringen nicht zu zieren; die Nase auch nicht, wie verschiedene andere Wilde thun. Um mehreres Prunks willen ist die Nase indessen bei einigen mit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder seltner, mit einem Flecken von Röthel oder Rothstein bezeichnet, oder eben so häßlich, ein Theil des Gesichts oder der Kinnbacken damit bemalet.

Der Hals ist bei den Mannspersonen bloß, die Frauenspersonen aber zieren ihn mit einem ihrer Meinung nach sehr schätzbaren Geschnitte. Dieses besteht aus acht bis zehn an einem ledernen Riemen aufgereihten Schneckenhäusern, die ungefähr so groß als Bohnen sind, und einen weißen Glanz wie Glasur oder Schmelzwerk, mit etwas großen unebnen schwarzen Flecken haben, von denen ich aber, weil sie allezeit geschliffen gebraucht werden, nicht sagen kann, ob sie von derjenigen Gattung sind, die im linneischen Natursystem unter dem Namen der schwarzbunten Nerite (*Nautia albicilla*), oder *Exuvia* vorkommen. Als ein Halsband zusammengesetzt, zieren sie in der That, wiewohl vielleicht nicht im Verhältniß zu dem Preise, um den

sie verkauft werden, denn gemeinlich kommt ein Stück davon nicht wohlfeiler, als ein Schaf, weil sie, wie man sagt, nur an einer entlegenen Küste im Lande der Kaffern zu finden sind.

Der Unterleib ist der Theil, den jedes Geschlecht am sorgfältigsten schmückt, um die Aufmerksamkeit des andern auf sich zu ziehen. Denn ob sie gleich auf europäische Glaskorallen, besonders blaue und weiße von der Größe einer Erbse, vielen Werth setzen, und sie sich auch anschaffen, so gebrauchen doch die Männer solche niemals, und die Weiber selten zu Halsgeschmeide; wogegen aber beide Geschlechter neben dem Gürtel, an welchem ihre Schürzen oder Jacken befestigt sind, eine oder mehrere Schnüre solcher Korallen mitten um den Leib wickeln.

Ringe an den Armen und Beinen sind ebenfalls Theile ihres Schmucks, bei beiden Geschlechtern. Die meisten von diesen Ringen werden aus dickem Leder gemacht, und gewöhnlich rund ausgeschnitten. Sie nehmen durch Schlagen und Feuer eine solche Härte an, daß sie jede Beugung behalten. Diese Ringe haben die Meinung veranlaßt, als wänden die Hottentotten Därme um die Beine, um im Nothfall davon essen zu können. Die Mannspersonen tragen bisweilen fünf oder sechs an den Armen, unmittelbar über der flachen Hand; an den Beinen aber findet man bei ihnen dies Geschmeide selten. Ehrwürdige Matronen tragen deren oft eine beträchtliche Anzahl sowohl an den Armen als Beinen, vorzüglich aber an den letztern, und zwar so, daß diese vom Fuße bis an's Knie damit bedeckt werden. Die Ringe sind übrigens von ungleicher Dicke, wie ein Gänsekiel bisweilen zwei- oder dreimal so dick.

An den Beinen sitzen sie eben nicht regelmäßig, sondern große und kleine untereinander. Sie sitzen auch gar nicht fest, sondern bewegen und drehen sich beim Gehen auf allerhand Art. — Man sieht leicht ein, daß sowohl das Verfertigen, als der Gebrauch dieser Ringe den hottentottischen Frauen viel Beschwerde, und eine wirklich nicht geringe Last und Unbequemlichkeit verursachen, mehrerer anderen Ungemächlichkeiten nicht zu gedenken. Aber so sonderbar ist der Geschmack der Menschen, daß von den rohen Hottentotten an bis zu den Völkern, bei welchen Künste und Wissenschaften blühen, alle zur Zierde ihrer Gestalt auf dasjenige verfallen, was nicht nur unnütz

ist, sondern auch zum Theil den ganzen Körper, oder einzelne Gliedmaßen in Fesseln legt.

Waffen gebrauchen die in dieser Gegend und zwischen den Kolonien der Holländer wohnenden Hottentotten selten. Höchstens ist einer oder der andere von ihnen um der Wölfe willen mit Wurffspießen versehen.

Die Wohnungen der Hottentotten sind, nicht weniger als ihre Kleidung, Beweise der Einfalt, aber auch eben so sehr ihrer genauen Uebereinstimmung mit der Lebensart der herumziehenden Hirten, denn gerade diese Lebensart trifft man bei allen in diesen Bezirken wohnenden Hottentotten an. An sich selbst verdienen diese Wohnungen kaum einen andern Namen, als Hütten, ob sie gleich vielleicht weder kleiner noch schlechter, als die Hütten und Zelte der ehemaligen Patriarchen, sind. Die Bedürfnisse sowohl als die Wünsche des Hottentotten zu befriedigen, reichen sie hin: dieser kann also für glücklich angesehen werden, da er auch in diesem Stücke im Stande ist, sie so leicht zu befriedigen. Ihre Neigung zur Einförmigkeit scheint Ursache zu sein, daß in einem hottentottischen Kraale oder Dorfe alle Hütten völlig auf eine Art gebauet und eingerichtet sind.

Die Beschaffenheit aller und jeder Hütten ist folgende. Einige sind zirkelrund, andere länglichrund; sie gleichen übrigens einem runden Bienenkorbe oder Gewölbe. Die Grundfläche hat einen Durchmesser von drei bis vier Faden. In der größten Höhe, nämlich vom Mittelpunkte des Gewölbes an, kann selten eine Person von mittelmäßiger Größe aufrecht stehen. Aber der Hottentotte findet weder diese geringe Höhe, noch die viel niedrigere Thüre, welche nur drei Fuß hoch ist, unbequem, und es fällt ihm eben nicht beschwerlich, sich zu krümmen und zu kriechen, weil er mehr Vergnügen am Liegen als Stehen hat. — Die Feuerstelle oder der Heerd ist in der Mitte jeder Hütte, und daher sind die Wände der Feuersgefahr am wenigsten ausgesetzt. Diese Lage des Heerdes verschafft den Hottentotten überdem noch den Vortheil, daß sie um ihr Feuer im Kreise sitzend oder liegend sich überall wärmen können. Die niedrige Thür dient statt eines Fensters, die Hütte zu erhellen, und ist zugleich der einzige Ausweg für den Rauch. Der gegen den Rauch von Kindheit an abgehärtete Hottentotte kann ihn, ohne daß er seinen

Augen beschwerlich fällt, um sich herziehen sehen, wenn er auf der staubbedeckten Erde, dem Fußboden seiner Hütte, wie ein Igel zusammen gefroren, und mit seinem Schafpelze bedeckt liegt, und dann und wann aufstehen muß, um das Feuer zu schüren, oder seine Pfeife anzuzünden, oder auch zu Zeiten das Stück Fleisch, welches er auf den glühenden Kohlen für sich zubereitet, umzuwenden.

Die Materialien zu ihren Hütten sind eben nicht schwer zu bekommen; und ihre Zusammensetzung verdient, da sie eben so nett als ungekünstelt ist, bei einem Hottentotten Lob. Dünne Sprossen oder Stäbe machen die Stender und Sparren einer solchen gewölbten niedrigen Hütte aus; sie haben eine ihrer Bestimmung gemäße Beugung; bestehen entweder aus einem Stücke, oder sind zusammengestückt; und werden zum Theil mit einander parallel, zum Theil kreuzweise aufgestellt; hernach mit andern, die um sie her mit Ruthen in die Runde fest gebunden werden, umgeben und befestigt. Die Stöcke werden, wenn ich mich dessen recht erinnere, hauptsächlich von der an den Flüssen wachsenden, zapfentragenden Cliffortie (*Cliffortia conoides*) genommen. Ueber diese Stender und Sparren werden große Matten so gut als möglich gelegt, und diese machen eine vollkommene Bedeckung aus. Die zur Thür gelassene Oeffnung wird im erforderlichen Falle mit einem dazu eingerichteten Felle oder einem Stücke von einer Matte, das davor gehängt wird, verschlossen. Dergleichen Matten verfertigen sie von einer Art Rohr oder Schilf, so daß die Halme parallel neben einander gelegt und auf Sehnen oder Darmschnüre oder auch wohl solche Schnüre oder Faden, die sie von Europäern sich verschafft haben, gereiht werden. Sie können sie daher so lang als sie wollen, und so breit als die Länge der Binsen oder Schilfhalme zuläßt, das ist von sechs bis zehn Fuß, machen. Eben solche Matten gebrauchen jetzt auch die Kolonisten, die sie unmittelbar unter den Bogenverdecken ihrer Zeltwagen anbringen, um zu verhindern, daß das Segeltuch an den Sprossen oder Stäben sich nicht abnutze, und zugleich den Regen so viel wirksamer abhalte.

Wenn der Hottentotte seine Wohnung abgebrochen hat, und anderswohin versetzen will, erleichtert er sich die Mühe dadurch daß er Matten, Pelze und Sprossen auf seine Kuh packt; was einen lächerlichen Anblick gibt.

Die Ordnung und Vertheilung der Hütten in einem Kraale oder Dorfschaft ist gemeinlich so, daß sie in einem Kreise beisammen stehen, nach welchem die Thüren sämmtlich einwärts gerichtet sind. Hierdurch wird ein eingeschlossener Hof oder Burgplatz gebildet, wo sie des Nachts ihr Vieh haben. Die Milch gießen sie sogleich zu anderer geronnenen Milch, die sie in einem lederen Sacke oder Schlauche aufbewahren, dessen äußere Seite oder die Haarseite, als die reinlichste, inwendig genommen wird; so daß sie die Milch niemals süß trinken. In gewissen nördlichen Gegenden, als dem Rockenfelde und Bohnfelde, wo das Land, wie man es nennt, kharro oder dürre ist, sind die Hottentotten sowohl, als die Kolonisten insgesammt Viehhirten.

Eine andere Gattung der Hottentotten hat den Namen Buschmänner, Waldmenschen, bekommen, und das aus der Ursache, weil sie ihren Aufenthalt in buschigen oder waldigen und gebirgigen Gegenden haben. Unter ihnen sind die, welche um Kamdebo und den Schneeberg wohnen, geschworne Feinde alles Hirtenlebens. Einer ihrer Hauptgrundsätze ist, von der Jagd und vom Plündern zu leben, und kein Thier Nachts lebendig bei sich zu behalten. Hierdurch haben sie sich die Feindschaft der andern Hottentotten zugezogen, von welchen sie, diejenigen ausgenommen, welche man zur Sklaverei gezwungen hat, als wilde Thiere, deren Sitten und Gemüthsart sie angenommen haben, gejagt und ausgerottet werden.

Die Waffen dieser Buschhottentotten bestehen in vergifteten Pfeilen, die sie mit kleinen Bogen und zwar einige hundert Schritt weit schießen können, und womit sie auf funfzig bis hundert Schritte das Ziel mit ziemlicher Gewißheit treffen. In einem solchen Abstände können sie also ihr Wild und ihre Feinde, selbst ein so großes und gefährliches Thier, als der Löwe ist, verstoßener Weise tödten, indem er mit einem Gewehre getroffen wird, das er vielleicht verachtet oder nicht bemerkt. Der Hottentotte, in seinem Hinterhalte verborgen und sicher, ist der Wirkung seines Giftes gewiß, da er bei solchen Fällen immer das stärkste wählt: nur einige Minuten darf er warten, und das wilde Thier liegt da und ist todt. Ich sagte, die Bogen seien klein: sie sind auch kaum anderthalb Ellen lang, in der Mitte kaum einen Zoll dick, und an beiden Enden sehr zugespitzt. Das Holz,

woraus sie verfertigt werden, kenne ich nicht; es scheint indessen eben nicht viel Schnellkraft zu haben. Die Sehnen an den Bogen, welche ich gesehen habe, waren theils von wirklichen Sehnen, theils von einer Art Hanf oder Bast, gewöhnlich aber sehr nachlässig gemacht; ein Beweis, daß sie sich mehr auf das Gift, als die übrige gute Einrichtung des Bogens verlassen. Die Pfeile sind anderthalb Fuß lang und von entsprechender Stärke. Sie bestehen aus einem langen Rohre, von der Länge eines Fußes, das an der Grundfläche oder dem Ende, das gegen die Sehne zu liegen kommt, eine Aushöhlung hat. Unmittelbar über diesem Einschnitt hat das Rohr ein Gelenk, mit Sehnen und Schnüren fest umwickelt. Das andere Ende des Rohrs ist mit einem fünf bis sieben Zoll langen wohlgeglätteten Knochen versehen. Etwa zwei Zoll von der Spitze dieses Knochens befindet sich ein ausgehöhlter Federtiel, der mit Sehnen in der Absicht befestigt ist, den Pfeil desto weniger aus der Wunde herauszuziehen, und daß folglich das dick aufgestrichene Gift desto mehr Zeit habe, zu zergehen, und die Wunde anzustecken. Selten ist der Pfeil bloß mit einem Knochen zugespitzt; sondern gemeiniglich abgestutzt, und mit einem dünnen dreieckigen Eisenplättchen versehen. Mit dem Gifte werden die zum Befestigen der Spitze gebrauchten Sehnen bestrichen. Es scheint, daß an den mit Eisen beschlagenen Pfeilen der Knochen mehr dazu dient, dem Pfeile eine gewisse Schwere oder Gleichgewicht zu geben, und daß den Hottentotten ihre Pfeile viel Arbeit kosten. — Der Köcher ist zwei Fuß lang, und hält vier Zoll im Durchmesser. Sie verfertigen diesen aus einem ausgehöhlten Riste, oder vielmehr aus abgeschälter Baumrinde, Boden und Deckel sind von Leder. Um die Oeffnung herum sind die beiden Köcher, die ich besitze, mit einer Schlangenhaut, welche von einer gelben und für die giftigste geachteten Schlange sein soll, überzogen. Außer einem Duzend Pfeile enthält jeder Köcher einen dünnen Wetzstein, der aus einem Stücke Sandstein besteht, um das Eisen zu schleifen; einen Pinsel, um das Gift aufzutragen; und einige hölzerne Pflöcke, von ungleicher Dicke, aber eben der Länge als die Pfeile, deren Bestimmung mir unbekannt ist. Das Gift wird von verschiedenen Arten Schlangen, je giftiger je lieber, genommen, es mag nun gegen Feinde oder Wild gebraucht werden; denn der Hottentotte weiß (wie

ich oben bemerkt habe, wohl, daß es eingenommen und innerlich gebraucht, unschädlich ist.

Die Wohnungen, welche diese Feinde des Hirtenlebens beherbergen, sind meistens eben so unfreundlich, als ihre Sitten. Büsche und Klüfte sind ihre Häuser; und wie man sagt, sind einige dieser Hottentotten darin unreinlicher als manche Thiere, daß man dicht bei ihren Schlafstellen Urath gefunden hat.

Viele von ihnen gehen ganz nackt; die, welche ein größeres oder kleineres Fell von irgend einem Thiere bekommen können, bedecken sich damit von den Schultern an so tief herunter als es reicht, und so lange bis es in Lappen wieder abfällt.

Des Ackerbaues eben so unkundig als die Affen, müssen sie, eben wie diese, über Ebenen und Gebirge nach gewissen wilden Wurzeln, Beeren und Gewächsen umher streifen, die sie roh essen, um ihr Leben kümmerlich zu erhalten. Bisweilen aber kommen auf ihren Tisch doch auch andere Gerichte, wohin ich die mancherlei Arten Würmer und Larven, aus denen die Zweifalter hervorkommen, wie auch eine Art weißer Ameisen oder Holzwürmer (Termes), Heuschrecken, Schlangen und einige Gattungen Spinnen rechne. Bei aller dieser Mannichfaltigkeit leidet der Buschmann demungeachtet oft Mangel und Hunger, bis er ganz mager und abgezehrt wird. Mit nicht geringer Bestürzung sah ich im langen Thale zum ersten Mal einen eben gefangenen jungen Kerl von diesem Volke, dessen Gesicht, Arme, Beine und Leib so umgestaltet dünn und zusammengefallen waren, daß ich glaubte, er sei von den damals herrschenden Fiebern oder einer andern Krankheit so dürr und elend geworden. Es bedarf indessen nur einer Zeit von wenig Wochen, um diese abgezehrten Gebeine mit starkem Fleisch und Fett zu bekleiden, denn der Magen eines Buschmanns ist so abgehärtet, daß er den etwaigen Ueberfluß gut verdauen kann; er schlingt dabei viel mehr als daß er ißt.

Die Art und Weise diese Leute zu fangen, um sie zu Sklaven zu machen, ist nicht schwer. Einige Bauern, die Dienstvolk bedürfen, vereinigen sich, und reisen nach den von solchen Buschhottentotten bewohnten Gegenden. Darauf spähen sie theils selbst, theils durch ihre Miethhottentotten, oder auch durch solche, die sie ehemals gefangen und aufgezogen haben, und auf deren Treue sie sich verlassen.

können, aus, wo die Buschmänner ihren Aufenthalt haben. Dies wird man am leichtesten durch den Rauch ihrer Feuer gewahr. Man trifft sie in Gesellschaften oder Gemeinden von zehn, fünfzig bis hundert, groß und klein zusammengerechnet, an. Nichts desto weniger wagt man es, nur sieben oder acht Mann stark in dunkler Nacht sie anzugreifen, wobei man in einiger Entfernung den Kraal rund umher besetzt. Sodann wird mit einem oder mehreren Büchschüssen Lärm gemacht, welches den ganzen Haufen in solche Angst und Verwirrung bringt, daß nur die dreistesten und schlauesten von ihnen durchzubringen und wegzuschleichen wagen. Und diese läßt man für so wohlfeilen Preis gern entweichen, und begnügt sich lieber mit denen, die dumm, schüchtern und leicht in Furcht zu setzen sind, folglich sich ohne Schwierigkeit fangen und zu Sklaven machen lassen. Anfangs werden sie glimpflich behandelt, das heißt, man verbindet mit Drohungen die schönsten Versprechungen, und schießt für sie köstliches großes Wildpret, als Büffel, Seekühe und dergleichen. Solche angenehme Kostspeise, nebst Tabak, verursacht unter beständigem Fressen und guter Pflege in kurzer Zeit, daß sie mit ziemlicher Munterkeit dem Kolonisten nach seiner Heimath folgen. Hier verwandelt sich überflüssige Bewirthung mit Fleisch und guten Gerichten in dürftige Portionen, die meistentheils aus Buttermilch, Grütze und Mehlsbrei bestehen. Dies macht dennoch den Buschmann binnen wenigen Wochen fett. Sein gutes Essen wird ihm gleichwohl durch die Unfreundlichkeit und das beständige Knurren seines Hausherrn und seiner Hausfrau bald bitter versalzen. Die Worte t'Guzeri und t'Gaunatji, die man wohl am besten durch Unhold, Kobold, böser Geist und dergleichen übersetzen kann, hört er von der Zeit an mehr als zu oft, und für seine Nachlässigkeit und Faulheit muß er sich bisweilen oben drein noch Scheltworte, Flüche und Schläge gefallen lassen. Da er nun von Natur und durch Gewohnheit alle Arbeit haßt, und nun auch durch sein Fett träge geworden, überdem aber ein unstetes, abwechselndes und unabhängiges Leben gewohnt ist, vermißt er mehr, als man glauben sollte, seine Freiheit. Kein Wunder also, daß er sie oft wieder sucht; noch größeres Wunder aber, daß er beim Weglaufen von seiner Herrschaft doch niemals etwas anders, als was ihm zugehört, mitnimmt. Vielleicht ist die Furcht einer härtern Behand-

lung, im Fall sie wieder ertappt werden sollten, eine Hauptursache dieses dem Anschein nach großmüthigen Betragens gegen ihre Tyrannen. Indessen ist's gewiß, daß keine Hottentotten, weder diese Buschmänner, noch die sesshaften, zu Gewaltthätigkeit und Rache geneigt sind. Auch haben sie, da ihnen viele Bedürfnisse und Begierden fehlen, weniger Hang zum Stehlen, Branntwein, Tabak und Schwaaren ausgenommen. Der Vortheil eines Diebstahls scheint ihnen zu unbedeutend, wenn es darauf ankommt, einen so kostbaren Schatz, als die Freiheit, wieder zu erlangen. Vielleicht stammen von solchen Flüchtlingen die hin und wieder zerstreuten Hottentottenfamilien ab, welche in kleinen Gesellschaften friedlich leben, öde und den Kolonisten unbequem liegende Gegenden bewohnen, und zuweilen einzelne Rühe besitzen. — Ich muß gestehen, daß der Hottentotte als Sklav oder Diensthote bei manchem Herrn auf das gelindeste behandelt wird, und vielleicht auch, ohne je harte Worte zu hören, in seiner Art sehr gutes Essen bekommt, gut gekleidet wird, auch in einer eigenen Strohhütte eine gute Wohnung erhält: gut nämlich in Vergleichung mit seinem vorigen Zustande. Seine Arbeit besteht oft in keinem schwereren Geschäfte, als am warmen Tage eine Heerde Schaafe oder Rühe zu hüten. Ebenso kann er sich die sonst langweiligen Stunden seines Lebens durch vieles Schlafen und anhaltendes Tabakrauchen angenehm vertreiben. Dem allen ungeachtet läuft er doch davon, wenn er dazu Gelegenheit sieht. — Daß indessen die Kolonisten Sklaven halten, und ein Gewerbe damit treiben, erzeugt bei ihnen gegen das Volk der Buschmänner eine gewisse Grausamkeit, die allgemeinen Abscheu verdient, ob ich wohl weiß, daß viele damit groß thun. Der Fang dieser Leute wird von manchen wie eine Lustbarkeit angesehen, ob man gleich dabei mit kaltem Blute die geheiligten Bande zerreißt, welche die Natur zwischen Ehegatten und Aeltern und Kindern geknüpft hat. So ist es zum Beispiel nicht genug, ein unglückliches Weib von ihrem Manne, ihrem einzigen Trost und Schutz, getrennt und weggeschleppt zu haben: man bemüht sich auch, ihre Kinder von ihr entfernt zu halten, weil man aus Erfahrung weiß, daß die hottentottischen Weiber nicht leicht ihre Kinder im Stiche lassen. Einige Mütter setzen sich zwar, wenn sie Hoffnung haben, ihre Kinder zu retten, endlich in Freiheit, und halten sich nach der Flucht bisweilen

heimlich in der Nachbarschaft auf, und suchen Gelegenheit ihrer Kinder wieder habhaft zu werden. Denn welcher Schmerz für eine Mutter, die zum süßen Genuß der Freiheit geboren und derselben gewohnt ist, und eben die schwere Last der Sklaverei abgeworfen hat, zu denken, daß die, in welchen ihr Geblüt fließt, nur zu dem Ende leben, um zu unerträglicher Dienstbarkeit aufgezogen zu werden! Aber die armen Mütter! Mittlerweile sie unter diesen Gedanken umherstreifen, und sich vor den wilden Thieren minder, als den Kolonisten fürchten, werden sie zuletzt jenen oder diesen zum Raube, oder gar vom Hunger aufgerieben. Denn sogleich nach ihrer Flucht läßt man ihnen bei den Flüssen, da wo man weiß, daß sie vielleicht durchschwimmen, auslauern; und so werden sie oft wieder gefangen. Und entkommen sie etwa ihren Verfolgern, so kann es sich leicht zutragen, daß sie von einem andern Bauern als Sklaven aufgeschnappt werden.

Im Zustande der Wildheit sind die Buschmänner ohne Zweifel seit langen Zeiten gewesen; und in diesem Zustande haben sie wohl immer wie andere Wilde gelebt. Allein ihre jetzige so sehr klägliche Lage, rührt erst von der Zeit her, wo die christlichen Europäer sich diesen Welttheil angemacht haben, und Sklavenjagden gegen sie anstellen.

Religion und Sprache haben die Buschmänner mit den eigentlichen Hottentotten gemein. Diese kennen gar kein Wesen als Schöpfer und Beherrscher aller Dinge. Fragt man sie danach, so antworten sie, sie wissen nichts davon. Einige Hottentotten, die Fertigkeit in der holländischen Sprache besaßen, und mit denen ich über diese Materie sprach, gaben durchgehends die Antwort: wir sind dumm und haben nichts davon gehört, können auch nichts davon verstehen; und wurden dieser trockenen Materie sehr bald überdrüssig. Da gleichwohl alle Hottentotten im höchsten Grade an Zauberei glauben, so scheinen sie eben hiedurch irgend ein mächtiges böses Wesen zu erkennen, das sie aber keineswegs anbeten oder göttlich verehren, ob es gleich scheint, daß sie jenem alles Böse und Uebel, wohin sie ohne Ausnahme auch allen Regen, Kälte, Blitz und Donner rechnen, zuschreiben. Verschiedene Kolonisten haben mich gleichfalls versichert, daß ihre Buschhottentotten beiderlei Geschlechts mit den Worten t'Guzeri

und t'Gaunazi, nebst andern Scheltwörtern, dem Gewitter zu fluchen, und zugleich auf eine sehr erboste Weise mit den Schuhen oder andern Dingen, dem Blitze und den Donnerschlägen zu drohen und zu trogen pflegen. Vergeblich versucht man es, ihnen zu zeigen, daß alle Gewächse, von denen sie sowohl als die Thiere auf eine oder andere Art ihre Nahrung haben, ohne Regen verdorren würden. Selbst diejenigen Hottentotten, die ich zu Zwelldam zu meinem Dienste erhielt, blieben aller meiner Einwürfe ungeachtet hartnäckig bei dem Sage, der Regen sei allezeit etwas Böses, und es wäre gut, wenn es niemals regnete.

Die einfältigern, oder der große Haufe dieses Volks, wovon leider nur gar zu wenige ausgenommen zu werden verdienen, haben zu den Betrügern beiderlei Geschlechts, welche sich für klug oder weise ausgeben, so starkes Zutrauen, daß sie glauben, diese könnten durch Hexerei Donnerwetter und Regen stillen. Für Bezahlung und um Ansehen zu gewinnen, übernehmen diese angeblichen Weisen Alles. Sollte aber das Gewitter oder der Regen länger anhalten, als sie vermuthet und versprochen haben, so wenden sie zur Entschuldigung vor, andere weisere oder besser bezahlte Zauberer legten ihnen durch ihre Gegenhexerei Hindernisse in den Weg. Viele glauben, daß fast alle Krankheiten durch Zauberei entstehen, und dadurch allein geheilt werden könnten. In diesem Wahne erhält der Zauberer oder die Zauberin sie gern, verordnet aber nichts desto weniger sowohl innerliche als äußerliche Genesungsmittel. Zu den äußerlichen kann man zählen, daß sie dem Kranken bisweilen befehlen sich vorwärts niederzulegen, worauf sie sich ihm auf den Rücken setzen, und ihn so lange kneipen, stoßen und puffen, bis sie endlich einen größern oder kleinern Knochen vorzeigen, der ihm eingeheert worden, und den sie ihm behende durch die Nase, das Ohr oder einen andern Theil des Körpers herausgebracht hätten. Oft fügt es sich, daß der Patient durch solche Operation Linderung bekommt; wenn nicht, so unterzieht er sich derselben mehrmals. Stirbt er, so bedauert man, daß er so sehr bezaubert gewesen sei, und man ihm schlechterdings nicht habe helfen können. Glaublich ist's, daß einige Zauberer bei solchen Vorfällen durch Hilfe einer behenden Taschenspiellerei die leichtgläubigen Kranken sowohl als die Zuschauer hintergehen. Ein Bauer erzählte mir, als

er noch Knabe gewesen, und unter anderem Spielzeuge eine Beinröhre von einem Ochsen als einen Wagen gebraucht habe, sei es ihm vorgekommen, als wenn dieselbe zu seiner großen Verwunderung einem Patienten aus dem Rücken gezogen worden; auch glaubte er, daß dieser nachher genesen sei. Ein Zauberer, den die Hottentotten auf eine Löwenjagd mitgenommen hatten, damit er die Löwen bezaubern sollte, wurde einst selbst von einem Löwen zerrissen: einige Bauern nahmen daher Anlaß, ihnen ihre Leichtgläubigkeit in Ansehung der Zauberer vorzuwerfen; allein sie beharrten bei der Einbildung, ein noch stärkerer Zauberer und zugleich Feind des vom Löwen zerfleischten sei die Ursache dieses Unglücks. So setzt also, wie unsre weisen Frauen und weisen Männer, ein Zauberer unter diesem Volke die Einfältigen durch seine Bosheit und List in Contribution, läuft dagegen auch öfters Gefahr, wegen aller vorkommenden Unglücksfälle in Verdacht zu kommen. Ein Kaffer'scher Fürst wurde im Alter triefäugig, ohne geheilt werden zu können: er ließ daher alle Zaubereiverständigen, deren er sich bemächtigen konnte, todt stechen, in gleicher Erwartung, wie einst Herodes die Kinder zu Bethlehem tödten ließ, um nämlich unter der ganzen Menge den rechten zu treffen.

Bei diesem Aberglauben sind die Hottentotten indeß nicht furchtsam im Dunkeln. Doch scheinen sie einige Vorstellung von Gespenstern zu haben, und gewissermaßen ein zukünftiges Leben zu glauben, weil sie den abgestorbenen Ihrigen zureden, ihnen Vorwürfe machen, daß sie so früh von ihnen geschieden sind, und sie ermahnen, ferner auf einem guten Wege zu gehen, u. s. w.; was in ihrem Munde, wie man glaubt, so viel sagen will, als daß sie nicht wieder kommen und spuken, sich auch nicht von den Zauberern dazu gebrauchen lassen sollen, den Nachgebliebenen Böses zuzufügen.

Es gibt zwar ein ganzes Geschlecht Insecten, die Gespenstkäfer (Mantis), welches die Kolonisten den Hottentottengott nennen. Allein weit entfernt dies Gewürm göttlich zu verehren, haben sie viele davon gefangen und mir eingehändigt, ob sie gleich sahen, daß ich sie gleich andern Insecten auf Stecknadeln aufbewahrte. Eine Gattung derselben halten gleichwohl einige Hottentotten für böse, und sehen es als gefährlich an, ihnen etwas zu Leide zu thun. Dies kann aber eben so wenig für göttliche Verehrung gelten, als der Aberglaube einiger

einfältigen Leute unter uns, die in dem Wahne stehen, daß ihnen drei begangene Sünden vergeben werden, wenn sie einem auf den Rücken gefallenen Mistkäfer wieder auf die Beine helfen.

Der Mond wird von den Hottentotten ebensowenig angebetet, wie doch Kolbe irriger Weise erzählt. Sie bedienen sich nur seines Scheins und der Kühle der Nacht, um ihre Tänze anzustellen.

Den 1. September reiseten wir durch das enge Thal Hessaqua, zwei Höfe vorbei. Da Kolbe von einer hottentottischen Völkerschaft, unter dem Namen der Hessaqua, redet, scheinen diese in jenem Thale ehemals ihre Sitze gehabt zu haben.

Weiter führte uns der Weg zu dem sogenannten breiten Flusse, wo eine Fährre war, auf der wir mit unsern Reitpferden und dem Wagen übergeführt wurden; die Ochsen aber mußten durchschwimmen. Obgleich dieser Fluß jetzt breit und tief war, soll das Wasser doch einen Theil des Sommers so abnehmen, daß man ganz ordentlich hindurch reiten und fahren kann. — Unmittelbar auf der andern Seite des Flusses liegt ein Hof, wo wir die Nachtherberge nahmen. Am folgenden Tage setzten wir die Reise nach Zwelldam fort. Dieser Platz ist der Wohnort eines sogenannten Landdrosten, welcher der Befehlshaber über den ganzen östlichen Theil der afrikanischen Kolonien ist. Für ihn selbst ist hier ein großes und schönes Gebäude aufgeführt, und zwei kleinere sind für seine beiden Unterbeamten.

Wir wurden hier vom Landdrosten wohl aufgenommen, und über Nacht beherbergt. Zu unserm Gebrauche auf der Reise verschaffte er uns zwei Hottentotten aus einem nahe gelegenen Kraale.

Zu Riet-Valley hatte ich auch Gelegenheit, die Fortschritte dieses Volks in der Tonkunst kennen zu lernen. Eines ihrer Instrumente besteht in einem Bogen, mit einer feinen Saite, an deren einem Ende eine anderthalb Zoll lange gespaltene Federspule festgemacht ist. Dies wird so gespielt, daß man es durch starke Anziehung des Odems und Saugen auf der Federspule in eine Erschütterung setzt, die einen schnarrenden Laut verursacht. Es hat den Namen t'Gorra, der den Ton des Instruments ziemlichmaßen ausdrückt. — T'Guthe nennen sie ein anderes musikalisches Werkzeug, das zuerst vielleicht der europäischen Geige nachgemacht haben. Es besteht bloß aus einem dünnen Brettchen, auf welchem drei oder vier Saiten

festgeschraubt sind, die sie mit einem Fiedelbogen streichen. — Auch haben sie eine Art Trommel, die sie t'Roi t'Roi nennen, und welche so gemacht ist, daß sie ein wohl zubereitetes Fell über einen Flaschen Kürbis (Calebasse) oder hohlen Klotz spannen. Die Musik schien mir nicht besser, als das Instrument selbst zu sein. Da ich das Glück hatte, sie nicht oft zu hören, und außerdem kein Kenner der Musik bin, kann ich von ihrer Composition keinen Begriff geben, wosfern sie überhaupt sich in Noten setzen läßt. — Ihre Vokalmusik besteht in dem Singen gewisser Töne, ohne daß der Gesang zusammenhängende Worte enthält. — Was ich jetzt gesagt habe, geht jedoch hauptsächlich die Hottentotten in der hiesigen Gegend an; denn daß die Buschmänner das t'Guthe und t'Görre auch haben, daran zweifle ich.

Unsre Reise setzten wir über den Taubenedsfluß (Duyven hoek Rivier), von da auf der oberen Straße über den Kafferkuhlensfluß (Kaffer kuyls-Rivier), ferner über den Gauritsfluß weiter fort. Darauf kamen wir durch ein grünes Thal, das Honing-Klip (Honig-Klippe) heißt, und von da zur Muschelbai (Mossel-Bay), über den großen und kleinen salzigen Fluß (Brak-Rivier) in's Houtuiquasland.

Die Karrofelder sind durchgängig erstaunlich dürre. Des Sommers oder in der wärmern Jahreszeit fällt hier kein Tropfen Regen. Die Fluren werden so trocken und von Gras und Gewächsen so leer, wie eine Landstraße, und die Büsche, die etwa noch vorhanden sind, schwinden und verdorren. Rund umher ist alles mit hohen kahlen Felssteinbergen, die dem Ansehen nach sehr eisenhaltig sind, umgeben. Die Sonne sengt mit ihren zurückprallenden Strahlen, und der Boden brennt durch die Schuhsohlen. Der Wanderer fühlt sich kraftlos, fließt in Schweiß, und ist eben so durstig, als die ihn umgebende Natur. Des Winters, oder in der kalten Jahreszeit, fällt in den Karrofelbern sehr viel Regen; der Donner ertönt täglich, ja fast stündlich auf's heftigste, in den umher liegenden Gebirgen; die mittlerweile in Geschwindigkeit sich sammelnden Wolken sinken in den stärksten Regengüssen herab. Das hiedurch aufgefrischte Erdreich belebt daher in kurzer Zeit Wurzeln und Samen, besonders der saftreichen Gewächse, die auf dergleichen Boden am besten fortkommen. Diese grünen und blühen bald, und bekleiden im tiefsten Winter die Fluren

mit der schönsten und frischesten Sommertracht. Die saftigen Pflanzen dieser Art sind hauptsächlich folgende: verschiedene Gattungen der Zaserblume: (*Mesembryanthemum*), mit büschel- oder strauchweise beieinander wachsenden weißen, blauen, rothen, meistens aber gelben Blumen; das Dickblatt (*Crassula*), mit rother Blüthe; Stabelkraut (*Cotyledon*), die Stapelie; die Wolfsmilchpflanze (*Euphorbia*), von verschiedenen Arten, und andere mehr. — Alle diese Gewächse, selbst die Wipfel der Euphorbie dienen den Schaafen, die davon ganz fett werden, zur Nahrung. Wenn diese Thiere des Sommers nichts anders haben, nähren sie sich auch recht gut von den Büschen. Für das große Vieh ist diese Nahrung nicht hinreichend, sondern es muß in kleinen Flüssen Rohr und andere grüne Gewächse suchen. Daher ziehen auch die Einwohner der Karrogegenden, wenn ihre Wohnungen zu diesem Ende bequem liegen, im Sommer auf Gebirge und erhabne Strecken Landes, wo sie ein gewöhnliches Sommerklima finden, dem es zu Zeiten auch nicht an Regen, Gras und kühler Luft gebricht. Im Winter soll es auf verschiedenen dieser hohen Berge hageln und schneien, weßhalb die Kolonisten sie alsdann verlassen, um in Karro oder den niedrigeren Gegenden des milden Winters, und dessen, was er, wie oben gesagt, mit sich führt, des Regens und der grünen Gewächse zu genießen. Um gleicher Vortheile willen begeben sich auch die wilden Hirsche oder Gazellen in die Ebene herab, und dies veranlaßt hinwiederum die wilden Thiere, ihnen zu folgen. — Den verschiedenen Arten des Getreides ist das Karroklima um deßwillen nicht günstig, weil den Berichten der Einwohner zufolge das in der regnigten Jahreszeit gesäete Getreide, der vielen Mäße wegen, vom Brande ganz verderben, des Sommers aber der Dürre halber nicht fortkommen würde. Nichtsdestoweniger sieht man, dem Nachdenken und Fleiße des aufgeklärteren Theils der Menschen zur Ehre, selbst auf den dürrn Karrogebirgen zum öftern Saatselder, Kohlgärten und Weinberge, die außs herrlichste grünen, gedeihen und Frucht bringen, während die wilden Gewächse rund umher zum Theil ausgehen, zum Theil vor Dürre schwinden. Diese besondere Erscheinung hat ihren Grund darin, daß das Wasser von den benachbarten Bergen nach Belieben auf die Aecker und Pflanzungen geleitet wird.

Saure oder säuerliche Felder nennen die Kolonisten solche Ebenen, die etwas höher und kühler als das Ufer des Meeres liegen, und deshalb mehr Regen haben, als die anderen Gegenden, welche grasreicher sind. Die Grasarten sind hier aber doch perennirend und etwas grob, und haben rauhe und breite Blätter. Das Rindvieh in diesen Gegenden kauet gern an solchen Sachen, die ihm nicht dienlich sind, als Riemen, Kalk, Knochen, und in deren Ermangelung nagen sie einander an den Hörnern. Dieß scheint bei ihnen Säure im Magen anzuzeigen, und diese Säure mag wohl die Benennung der sauren Felder veranlaßt haben. Ein Theil der Gegenden, welche die Kaffern bewohnen, soll diese Eigenschaft in so hohem Grade an sich haben, daß dadurch das des Nachts eingeschlossene Rindvieh angetrieben wird, einander an den Hörnern herum zu beißen, wodurch diese mancherlei krause und bunte Figuren, wenn man will wie Bildhauerarbeit, bekommen, welches man daher nicht, wie vor diesem wohl geschehen, der erfindungsreichen Einbildungskraft und Bearbeitung der Kaffer'schen Hirten allein zuschreiben muß. Von den sauren Gegenden haben übrigens die Kolonisten die Anmerkung gemacht, daß daselbst verhältnißmäßig weniger Milch, aber mehr und bessere Butter, als in den süßen, gewonnen wird, obgleich in diesen letzteren das Hornvieh fetter wird. — Unter süßem Felde versteht man solche Stellen, auf welche die angeführten Beschreibungen der sauren und der Karrofelder nicht passen. Niedrige, etwas sandige, und in der Nachbarschaft des Strandes liegende Gegenden nannte man mir als Zeichen der sauren; als süße hingegen gab man die Honigklippe, das Houtniquasland und den größten Theil des langen Thals und des Kafferlandes an.

Zur Schaafzucht werden die Karrogegenden für die allerbesten, die sauren aber für ganz unbrauchbar gehalten. In Ansehung des Rindviehes hat man es als das nüglichsite und gedeichlichsite gefunden, mit demselben von Zeit zu Zeit aus der einen Gegend in die andere zu ziehen. Die richtige Erfahrung, welche die Kolonisten in diesem Stücke gemacht haben, stimmt mit demjenigen, was die Hottentotten, wiewohl fast bloß durch Vorurtheil bewogen, sehr oft thun, überein. Denn, sobald jemand von ihnen, oder ein Stück Vieh krank wird oder stirbt, oder wenn sich irgend ein andres Unglück zuträgt, ver-

ändern sie sogleich den Ort ihres Aufenthalts. Und dies möchte wohl eine Hauptursache sein, warum das Hornvieh der Hottentotten sich einigermaßen erhält, da hingegen das holländische, besonders in den dem Vorgebirge näher liegenden, und mithin seit längerer Zeit bewohnten und angebauten Gegenden, in schlechteres ausartet.

Ueberhaupt nimmt die Güte des Bodens und die Ergiebigkeit des Landes hier nachgerade mehr und mehr ab. Man hat zuverlässig bemerkt, daß die ehemals grasreichen und an Korn und Rüchengewächsen sehr fruchtbaren Plätze jetzt beträchtlich verlieren, so daß man besorgt, solche in kurzem verlassen zu müssen. Der Rhinocerosstrauch, eine Gattung der Stöbe, ein dürrer Busch, der sonst auf unfruchtbarerem Boden zu wachsen pflegt, breitet sich an den urbar gemachten und gebaueten Orten allmählig weiter und stärker aus. Wenn ich die Landleute um die Ursache fragte, sagten sie, es sei ihrer Sünden Schuld. Zu diesem Geständnisse nöthigte sie vielleicht ihr eignes Gewissen; und zu den Sünden, womit sie das verdienen, und die diese schädlichen Folgen wirken könnten, gehört vorzüglich ihre Unwissenheit in Ansehung der rechten Behandlung und Benützung des Erdreichs.

Die Muschelbai besuchte ich zu Pferde. Ob zwar dieser Hafen den Ostwinden ziemlich ausgesetzt ist, und, außer im Nothfalle, von keinen Schiffen besucht wird, so würde er doch in mehreren Rücksichten sehr nützlich werden können, wenn er bekannter würde.

Den Anfang des Houtniquaslandes, welches in einer waldigen Gegend besteht, rechnet man ostwärts vom großen salzigen Flusse an, und von da bis an den in die Algoabai fallenden Neurebomsfluß. Gegen Norden wird dieser District durch eine lange Reihe sehr hoher Berge vom langen Thale (Lange Kloof) getrennt. Längs diesem Gebirge breitet sich ein Wald aus, auf dessen Bäume, Gewächse und Beschaffenheit die vom Großvaterwalde überhaupt gegebene Beschreibung anwendbar ist. — Auf der Westseite des (Keerom-Rivier) Kehrumflusses, oder in dem vordern Theile von Houtniquas, zwischen dem gedachten Walde und der Küste sind große mit Gras bewachsene Ebenen. In den Thälern unweit des Strandes trifft man auch einige mit Waldungen bewachsene Bezirke und frische Wasserbäche an, daher denn auch vor einiger Zeit zwei Bauern daselbst

sich angebauet haben, die wie die übrigen, in der Gegend des oberen großen Waldes wohnenden, durch Hauen und Verkaufen von Bau- und Nutzholz sich ernähren können, und dabei so viel Ackerbau und Viehzucht haben, als sie zu ihrer Wirthschaft bedürfen.

Die Algoa-Bai soll, seitdem man angefangen Houtniquas zu bewohnen, niemals von einem Schiffe besucht worden sein. Man glaubt jedoch, daß dieser Hafen sehr brauchbar sei, und Holz und frisches Wasser in der Nähe überflüssig habe. Er ist den auf der See wehenden Winden zwar ziemlich ausgesetzt, allein es sind hier auch nicht so heftige Winde, als beim Cap. In einer nachher erhaltenen Beschreibung der dasigen Küste habe ich indessen gefunden, daß das westliche Ende der Bucht unter dem 33. Grad, 55 Minuten der Breite anfängt, und von der äußersten Spitze an, eine Untiefe ungefähr eine englische Meile weit fortgeht, wie auch, daß da, wo die Bai sich zwei englische Meilen nach Westen einwärts krümmt, guter Untergrund ist, und die Schiffe vor dem Nordost-, Nordwest- und Südwinde sehr gut geschützt liegen können.

Ich nehme hier Anlaß, von der häufigen Vermischung der Kolonisten mit hottentottischen Weibsleuten, und der Behandlung der aus solchem Umgange entsprossenen Kinder zu reden. Die Liebespfänder einer solchen Verbindung bekommen fast eben so krauses und wolliges Haar, als die Hottentotten selbst haben; in Betracht der Farbe und Gesichtszüge aber sind sie bald dem Vater, bald der Mutter ähnlich. Gemeiniglich werden sie auch stärker an Fleisch und Knochen als die Hottentotten; auch mehr geachtet, im Dienste zuverlässiger und mehreres Vertrauens gewürdigt, eben deswegen aber bilden sie sich auch mehr ein. Allein weder diese noch andere unächte Kinder werden von den christlichen Geistlichen zu Cap getauft; es wäre denn, daß sich jemand zum Vater des Kindes angäbe und auf die Taufe dränge, eben dadurch aber auch dem getauften Kinde das Recht ihn zu beerben zugestände. In der Gegend des hottentottisch-holländischen Bades sah ich zwei Brüder, Söhne eines Christen, und einer Bastardnegerin aus dem andern oder dritten Geschlechte. Der jüngere, damals etwa dreißig Jahre alt, schien in der Gesellschaft der christlichen Bauern geachtet zu werden, ob er gleich noch ungetauft war. Der ältere hatte, um heirathen und den Hof, auf welchem er jetzt wohnte,

annehmen zu können, nur durch Geschenke die Taufe erlangen können.

Die Häuser in Houtniquas sind sehr elend. Nur ein einziges hölzernes Wohnhaus war in diesem waldigen Lande zu finden; dies war groß und lang, aus gespaltenen runden Hölzern zusammengefeßt, und hatte nur ein Zimmer. Ein anderes war von Stroh und Lehm gebaut; es gehörte einem Anfänger. Ein drittes, auch von Lehm, war nicht nur gut gebaut, und hatte mehrere Gemächer, sondern es war auch mit gutem Hausgeräthe versehen, und zwar von einem artigen, fleißigen und arbeitsamen Europäer, Namens Dirk Iwes, welcher auch eine Mühle zu seinem Gebrauche angelegt hatte. Alle übrigen waren von Lehmerde, und in zwei Zimmer abgetheilt; wie diejenigen, von welchen ich in dieser Reisebeschreibung gleich anfangs eine Schilderung mitgetheilt habe.

Die Zeit, seit welcher man das Houtniquasland gekannt hat soll, wie man mir erzählte, noch nicht über zwanzig Jahre ausmachen, und seit zwölf Jahren soll es zuerst von Pflanzern, die nur in den letzten Jahren in einiger Anzahl sich dahin begeben haben, bewohnt sein.

Hier konnte ich nicht ohne Verwunderung zugleich die großen Heerden, so außerordentlich fetter Schaafe, und die entsetzliche Dürre des Erdbodens betrachten. Wenn man in diesen Gegenden ein Schaaf schlachten will, pflegt man recht sorgfältig das allermagerste auszusuchen, weil die andern für Fett nicht zu essen sind. Allein die dicken, 1—1½ Fuß lange und an der Wurzel manchmal über ½ Fuß breiten Schwänze halten gewöhnlich 8—12 Pfund an Gewicht, und das meiste davon besteht aus feinem Fette, welches einige wie Butter auf dem Brode essen können, auch an Speisen gebraucht, von einigen aber ebenfalls zu Lichtern benutzt wird.

Der Wein soll, wie man mir erzählte, hier, sowie in den Karro- und warmen Gegenden sehr gut werden. Selbst kann ich hievon nicht urtheilen, weil die Bauern den diesjährigen schon verkauft und verbraucht hatten. Im langen Thale hingegen, als einer fauern Gegend, kann gar kein Wein gebauet werden.

Einige hottentottische Frauen hatten die Erlaubniß erhalten, nahe bei diesem Hofe ihre Hütten zu bauen, und ein junger Mensch

von ihrer Nation, der eigentlich bei dem Bauer in Diensten war, lag jetzt seit einigen Tagen bei ihnen an einer schweren Krankheit darnieder, die mit dem damals herrschenden faulartigen Fieber viel Aehnlichkeit zu haben und also das Aderlassen nicht zu erlauben schien. Demungeachtet wurde ich in die Nothwendigkeit versetzt, diese Operation vorzunehmen, um den Kranken der Faust meines Wirthes nicht bloß zu stellen, welcher um ihm das Blut abzapfen, (denn darauf setzte er ein uneingeschränktes Vertrauen) bereits sein großes Taschenmesser gewetzt hatte. Der Patient hatte vorher schon einen schwachen Puls, und bekam während des Aderlassens ein Zittern durch den ganzen Körper, wozu sich nach dem Verbinden auch krampfartige Zuckungen einfanden. Wir verließen ihn hierauf, und zwar in weit schlechterem Zustande, als er gewesen war, so wenig Blut ich ihm auch genommen hatte. Mein Wirth aber war bei dem allen sehr vergnügt, wollte durchaus nicht anders glauben, als daß das Zittern und die Zuckungen nur Verstellung gewesen wären, und befahl seiner Frau, mich für meine Mühe aufs beste zu tractiren. Nach einer halben Stunde kam jemand und erzählte uns, der Kranke sei im Begriff zu sterben. Jetzt empfand ich innerliche Vorwürfe, das Werkzeug seines Todes gewesen zu sein, ermangelte aber doch nicht, es meinem Wirth in bittern Ausdrücken vorzurücken, daß er an allen übeln Folgen des Aderlasses Schuld wäre. Der gute Mann schien auch wirklich so herzlich besorgt und gerührt, daß ich in der That darauf bedacht war, ihn wieder zu trösten, als er sein langes Stillschweigen mit einem tiefen Seufzer unterbrach, und mir in einem nachdrücklichen Tone antwortete, er frage den Teufel nach dem Hottentotten oder seiner Seele, wenn er nur einen andern in seine Stelle zum Ochsenführer bekommen könne, da er nun bald nach Cap fahren müsse, um seine Butter zu verkaufen. Mittlerweile gingen wir hin, um die Leichengebräuche anzusehen. Diese bestehen darin, daß die Hottentotten den Sterbenden sowohl als den eben Gestorbenen rütteln, schütteln und stoßen, und ihm auch mit Einmischung einer Menge von Vorwürfen, daß er ihnen abgestorben sei, die Ohren voll schreien und heulen. Dabei vergessen sie auch nicht, mit süßen Worten und allerlei Versprechungen ihn zu bereben zu suchen, daß er doch noch nicht sterben möge. Ein paar alte Weiber trieben dies

Geschäft so eifrig, daß ich befürchtete, sie möchten den kleinen Funken von Leben, den ich, wenigstens noch einige Minuten nach unsrer Ankunft, bei ihm wahrgenommen hatte, vollends ersticken. Aber was geschah? der Kranke erholte sich so, daß man hätte denken sollen, sie hätten den abnehmenden Umlauf des Geblüts, und das schwindende Leben bei ihm wieder in Bewegung und Thätigkeit gerüttelt. Ich und mein Wirth versäumten nunmehr unsrerseits nicht, so geschwind wir konnten, Branntwein herbeizuschaffen, um ihm Nase und Lippen damit zu bestreichen. Auf meiner Rückreise erfuhr ich nachmals, daß, so matt er jetzt war, er doch nach ungefähr zehn oder zwölf Tagen völlig gesund geworden, auf der Reise nach der Stadt Gap aber, wo ihn sein Herr als Ochsenführer so nöthig hatte, aus dem Dienste gelaufen sei.

Mein Aderlassen brachte mir noch mehr als gute Bewirthung ein. Mein Wirth hatte eine sehr gut ausgestopfte Otter, die von ihm als ein hier zu Lande seltenes Thier zum Geschenk für den Gouverneur bestimmt, und deswegen geheim gehalten war; allein für meine Mühe bei der Operation schenkte er sie mir aus Dankbarkeit. Diese Otter, welche ich auch noch im Kabinette der Stockholm'schen Akademie der Wissenschaften aufbewahre, scheint von eben der Gattung als unsere europäischen, nämlich die Flußotter (*Mustela Lutra* bei Linnee) zu sein, nur daß sie sich durch ihre Größe und hellere Farbe unterscheidet. Die Länge des Körpers von der Schnauze bis an die Wurzel des Schwanzes beträgt $2\frac{1}{2}$, und die ganze Länge des Schwanzes etwas weniger als $1\frac{1}{2}$ Schuh. Das Thier scheint hier von Fröschen und einer Art Taschenkrebse zu leben.

Den 17. Oktober kamen wir aus den trocknen Karrogefeldern im langen Thale, welches beim salzigen Flusse anfängt, selbst an. Hier mußte ich nun noch ein Paar Zugochsen, das Stück zu acht Reichsthaler kaufen. Die Frau des Bauern, die Herr im Hause zu sein schien, verkaufte sie mir auf Glauben. Kaum aber waren wir ein wenig damit gefahren, als wir sahen, daß der eine davon etwas hinkte. Dies machte uns die Ehrlichkeit der Verkäuferin ziemlich verdächtig. Ihre Nachbarn aber versicherten, daß bei der Art, wie sie für die Güte der Ochsen gut gesagt habe, er mit allen vier Beinen hinken könne, ohne daß wir Ursache hätten, uns zu beschweren. Beim

Verkaufe meines Pferdes, das wir hier zurückließen, wurden wir von unsrer Wirthin und ihrem Manne ebenfalls übervorthelt.

Da Herr Immelmann und ich von unserm Wagen fortgeritten waren, und bei der Finsterniß den Weg verloren hatten, kamen wir auf einem Hofe nicht weit von dem eben gedachten Flusse, der blos von Hottentotten, welche ein Kolonist zur Aufsicht und Besorgung der Arbeit daselbst zurückgelassen hatte, bewohnt war. Diese Leute waren zu tückisch, als daß sie meinem Gefährten, wie er nach dem Wege ragte, auf Portugiesisch oder Holländisch antworteten, obgleich er ihnen ein Trinkgeld versprach, und wir hernach gewiß erfuhren, daß sie diese Sprachen sehr gut kannten. Dagegen aber sagten sie uns in ihrer Sprache sehr vieles, das wir ganz und gar nicht verstehen konnten.

Weil uns die Hottentotten nicht zurecht weisen wollten, suchten wir, so gut wir konnten, den Weg wieder auf. Als ich aber durch den oben angeführten Fluß reiten wollte, sank mein Pferd bis an den Sattel in den Schlamm. Ich sprang sogleich herunter und ans Ufer, das Pferd aber konnten wir nicht ohne viele Mühe aus dem Moraste heraus bringen. Uebrigens mußten wir hier nebst unserm Wagen, der uns nachkam, bis zum Ausbruche des folgenden Tages verharren, um die rechte Stelle der Durchfahrt zu finden.

Den 21. Oktober reiseten wir bis an den Fluß Kufoi, oder, wie es ausgesprochen wird, t'Ku-t'koi. Dieser Name, welcher sonst Haupt, auch Hausherr bedeutet, ist diesem Flusse vermuthlich deswegen gegeben worden, weil er den Hauptursprung des großen Flusses t'Kam-t'Nasi, der sich in den t'Kamtursfluß ergießt, in sich faßt.

Der am Kufoiflusse gelegene Hof, zu welchem wir kamen, führte den Namen Avanture. Von den benachbarten Bergen sahen wir das Meer, aber ohne etwas vom Houtniquaswalde gewahr zu werden, woran andere dazwischen liegende Berge Schuld waren. Es hatte auch Niemand versucht, von hier nach Houtniquas hinunter zu gehen.

Unser Aufenthalt im langen Thale dauerte bis den 31. Oktober.

Unweit des Affenflusses sah ich einen alten Buschhottentotten mit seiner Frau, von denen der Bauer Vereira, dem sie jetzt dienten, mir erzählte, daß sie noch vor einigen Monaten über ungefähr hundert Buschmänner regiert hätten, von dieser fürstlichen oder patriarchalischen

Würde aber durch ihn zu dem Hirtendienste bei einigen hundert Schafen heruntergesetzt wären. Er rühmte sie übrigens als gegen die Gewohnheit der Hottentotten hurtig, genau in ihren Geschäften und mit ihrem jetzigen Zustand zufrieden.

Im langen Thale sahen wir, theils im Vorbeireiten, theils sonst, manche ihren Herren entlaufene Hottentotten beiderlei Geschlechts, die man gehen ließ, ohne sie zu verfolgen: denn entweder waren sie alt und gebrechlich, oder die Kolonisten sahen keinen Vortheil dabei, sie auf ihrem Wege gefangen zu nehmen, weil ihre vorige Herren sie doch zurückgefordert haben würden. Ein ganz alter von denen, an welchen ich vorbeireiste, war den Tag darauf vor Mittagzeit gestorben. Die meisten dieser Flüchtlinge hatten einen dicken starken Stock, auf den gewöhnlich ein rund gemachter und in der Mitte durchbohrter, zwei oder mehr Pfund schwerer Sandstein gesteckt war, um die Gewalt des Stockes zu vermehren, wenn sie damit in der Erde nach Wurzeln oder Zwiebeln von Kräutern graben, oder ihn dazu gebrauchen, zwei bis vier Fuß hohe und harte erd- oder leimenartige Haufen umzustößen, welche von einer Art Ameisen (Termes), die größtentheils die Nahrung dieser Waldmänner ausmachen, aufgeführt werden. Es jammerte mich zu sehen, wie diese armen alten Flüchtlinge die Reste ihrer abnehmenden Kräfte an diesen hart gewordenen Haufen oftmals verschwendeten, wenn andere Ameisen fressende Thiere sich schon hineingegraben, und den vorgesundenen Vorrath verzehrt hatten. Einmal war ich zugegen, als einige dergleichen weggelaufene Hottentotten von unsern Wirthsleuten Tabak bettelten. Sie gestanden, daß sie über das Gebirge von Houtniquas gekommen wären, wo sie sich bei einem guten Herrn wohl befunden hätten, setzten aber hinzu, sie wollten jetzt wieder zu ihren väterlichen Haiden, und hätten, besonders seitdem einer ihrer Kameraden gestorben wäre, sich weggeben müssen.

In der Gegend des Haderflusses fand ich den Boden sehr steinig. Auch traf ich hin und wieder eine Menge drei bis vier Schuh hoher Haufen kleiner runder Feldsteine an, die hier seit undenklichen Zeiten gelegen haben, ohne daß man errathen kann, zu welchem Ende oder aus was für Ursachen sie ehemals auf diese Art zusammen gehäuft sein mögen.

Nicht weit von hier sah ich in einem Thale weite und tiefe

Gruben, in deren Mitte ein zugespigter Pfahl steckte, und die zu Fallgruben für die größern Thiere dienten. Es fehlte wenig daran, daß ich und mein Pferd darin gefangen wurden.

Am 1. November nahmen wir die Reise nach dem krummen Flusse vor, welcher seinen Namen daher hat, daß er in vielen Krümmungen durch ein sehr enges Thal fließt. Er ist sehr schlammig, und gereichte uns deswegen um so mehr zur Beschwerde, weil wir achtmal hindurch mußten.

Den 3. November rasteten wir bei dem nächsten Hofe, welcher am obern Ufer des tiefen Flusses lag. Nahe bei diesem Hofe hatten verschiedene daselbst dienende Hottentotten und zwar von der Gattung der Buschmänner, ihre Hütten. Diese waren von Stroh zusammengefest; jetzt aber außerdem größtentheils mit großen langen Stücken Elephantenfleisch bedeckt, das im Zickzack in Striemen, oder drei bis vier Finger dicken, und dabei Klafterlangen Streifen ausgeschnitten war; einige dieser Striemen waren um die Hütte herumgewickelt, andere giengen von einer Hütte zur andern, so daß sie mit den Enden an beiden befestigt waren; beides hatte zur Absicht, das Fleisch an der Sonne und in der Luft zu trocknen. Hier hielten sich Männer, Weiber und Kinder auf, die sämmtlich kein anderes Geschäft hatten, als zu schlafen, zu rauchen und Elephantenfleisch zu schmausen. Auf der Südfsee hatte ich freilich Hundefleisch gegessen, allein hier war Geruch und Anblick des Schmausens hinreichend, mir alle Lust und Neugier zu benehmen, das Elephantenfleisch zu kosten. Ueberdem war es nicht frisch, sondern schon einige Tage an der Sonne gedörret; wenn ich also auch davon gekostet hätte, so wäre mein Urtheil darüber doch unzuverlässig gewesen. Dazu kommt, daß ich mir die Verachtung der Pflanzler zugezogen haben würde, denn diese halten es beinahe für eben so abscheulich, Elephanten- als Menschenfleisch zu essen, weil, sagen sie, der Elephant ein sehr verständiges Thier ist, das auch, wenn es verwundet ist, und sieht, daß es nicht mehr entkommen kann, gewissermaßen weint und Thränen fließen läßt.

Hier nehme ich Gelegenheit, von den Elephanten überhaupt, der Art sie zu jagen, ihrer Naturgeschichte, ihrer Benützung, und was noch mehr von ihnen zu sagen ist, weitläufig zu handeln. — Den Elephanten, von dem das gedachte Fleisch war, sah man für ein junges

Männchen an, weil die Eckzähne ziemlich schmal und nur drei Fuß lang waren, und der größte Backenzahn nur die Breite von 4 Zoll hatte, da doch ein Backenzahn eines Elefanten, den ich von andern Schützen am Cap bekommen habe, und jetzt in der Sammlung der Akademie der Wissenschaft aufbewahre, 9 Zoll breit und $4\frac{1}{2}$ Pfund schwer ist, obgleich man aus deutlichen Kennzeichen schließen kann, daß er der äußerste oder der hinterste im Kinnbacken gewesen sei; die Länge desselben von der Wurzel bis an den obersten Rand oder die Erhöhung über der Zahngrube scheint 5 Zoll betragen zu haben. Das Ohr dieses Elefanten hat der Erzählung zu Folge einem Hottentotten von mittelmäßiger Größe vom Fuße bis an die Schulter gereicht. — Eines von den Vorderbeinen, das sie mit nach dem Hofe gebracht hatten, lag da noch unzerstückt. Die Haut desselben hatte bei weitem nicht die Dichtigkeit und Festigkeit, als die Haut des Nashorns und Flußpferdes; sondern schien gleichsam aus ziemlich großen Röhren und Blutgefäßen zusammengewebt, und auswendig unebener, knetiger und schrumpflicher, als bei jenen Thieren zu sein, daher sie auch nicht, wie von diesen zu Peitschen gebraucht werden kann. Der Fuß war beinahe kreisrund, und kaum von größerem Umfange als das Bein, indem sein Durchmesser nicht völlig einen schwedischen Schuh ausmachte. Von den Zehen behauptete Buffon, daß ihrer allzeit fünf von den Nägeln aber, daß sie der Anzahl nach verschieden sind; ich fand von den Nägeln nur vier, wovon die größten auswärts gesehen haben, und der kleinste nur einen Zoll im Diameter hatte. Die Haut unter dem Fuße war dem Ansehen nach nicht dicker oder fester als am übrigen Körper.

Von diesem neulich geschossenen Elefanten glaubte man, er sei von stärkeren männlichen Elefanten aus der Heerde verjagt worden, und auf diese Art aus Sizikamma herüber gekommen. Denn in den dicken Wäldern von Sizikamma haben diese Thiere noch eine Freistatt, oder sie sind da vielmehr gegen ihre Feinde geschützt; das lange Thal aber und andere von den Christen bewohnte Bezirke haben sie sogleich, nachdem diese sich darin niedergelassen, räumen müssen.

Die Jagd dieses Elefanten ist nach der eigenen Erzählung der Jäger (zweier hiesiger Bauern) auf folgende Art angestellt worden. Als sie des Abends dies große Thier bemerkten, beschloßen sie

sogleich, ihm zu Pferde nachzusetzen, obgleich sie eben so wenig geübte Elefantenschützen waren, als jemand von ihnen vorher ein solches Thier gesehen hatte. Das gegenwärtige scheint der Beschreibung gemäß zwar keines der größten gewesen zu sein, (indem diese wohl eine Höhe von 15 — 16 Schuh erreichen,) aber doch die ansehnliche Höhe von 11 bis 12 Fuß gehabt zu haben. Den Pferden war der Anblick dieses kolossalen Thieres eben so ungewöhnlich als ihren Reitern; sie wurden indessen doch nicht scheu. Das Thier schien sich auch nicht eher um sie zu bekümmern, als bis sie ihm auf 70 oder 80 Schritte nahe gekommen waren, da denn einer von ihnen, nach der durchgängigen Weise der capschen Jäger, vom Pferde sprang, sich des Zügels versicherte, auf die Kniee fiel, den Kadstock mit der linken Hand gegen die Erde stemmte, den Lauf darauf ruhen ließ, anlegte, und auf das Thier, welches während dieser Zeit gegen 50 Schritte weit geflüchtet war, Feuer gab. Ueberhaupt schießen die Kolonisten, wenn sie große Thiere jagen, gern in einer Entfernung von 150 Schritten, theils weil sie so laden, daß ihrer Meinung nach die Kugel in diesem Abstände die stärkste Wirkung thut theils weil sie eben dadurch Zeit gewinnen, sich wieder aufs Pferd zu werfen und zu entfliehen, ehe das verwundete Thier sie erreichen und sich an ihnen rächen kann. Kaum saß auch diesmal der Schütze wieder auf dem Pferde und wandte um, als er den Elephanten dicht hinter sich gewahr wurde. Dieser machte sodann ein dermaßen durchdringendes Geschrei, daß es ihm durch Mark und Bein drang, und das Pferd einige Sätze that, und mit ganz ungewöhnlicher Geschwindigkeit noch einmal so stark als vorhin lief. Mittlerweile faßte der Jäger sich wieder, und lenkte sein Pferd eine Anhöhe hinauf, weil die Elephanten und andere große Thiere, ihres schweren Körpers wegen, bergan bei Weitem nicht so geschwind, als bergab fortkommen können. Hierdurch gewann er zugleich einen noch sicherern Vorsprung, und sein Gefährte so viel mehr Frist, dem Elephanten auf die Seite zu kommen, wo er glaubte, nach dem Herzen oder den großen Lungenschlagadern leichter zielen zu können. Er traf aber doch keine gefährliche Stelle, weil das Pferd etwas unruhig war. Der Elephant, welcher sich nunmehr gegen diesen zweiten Schützen kehrte, wurde bald müde ihn zu verfolgen, weil dieser sich des Vortheils, eine noch steilere Anhöhe hinauf zu reiten,

zu bedienen Gelegenheit hatte. Hierauf standen beide Jäger einander bei, und der eine hielt zu mehrerer Sicherheit das Pferd des andern beim Zügel, damit dieses nicht davon laufen möchte, mittlerweile jeder von ihnen seinen Schuß besonders thun würde. Die dritte Kugel suchte der Elephant noch zu rächen, die vierte aber benahm ihm allen Muth. Nach der achten stürzte er gleichwohl erst. Verschiedene geübte Elephantenjäger haben mich inzwischen versichert, eine einzige Kugel sei genug, einen Elephanten in den Staub zu legen. Allein dazu wird erstlich erfordert, daß das Kaliber der Büchse hinreichend groß ist, um eine Kugel von $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{8}$, wenigstens $\frac{1}{10}$ Pfund holländischen Gewichts einzunehmen. Zweitens, daß die Büchse gut geschäftet ist, und deswegen einen so viel stärkern Schuß Pulver aushalten kann. Eben daher brauchen die Bauern auf der Elephanten-, Seekuh-, Rhinoceros- und selbst auf der Büffeljagd die großen, und ihrer Unbehülflichkeit und Schwere wegen abgeschafften alten schwedischen und dänischen Musketen am Liebsten. Wegen dieser Schwere des Gewehrs versuchen die Jäger fast niemals, aus freier Hand zu schießen, sondern wie ich oben beschrieben habe, so, daß sie das Gewehr gegen den Ladstock stützen. Eben so wenig schießen sie zu Pferde, weil sowohl diese, als sie selbst von dem scharfen Reiten zu zittern pflegen. Drittens ist erforderlich, daß die Kugel aus ungefähr einem Drittheil Zinn gegen zwei Drittheile Blei bestehe. Denn eine ganz bleierne Kugel wird, wie ich bei einem Nashorn selbst gesehen habe, entweder völlig, oder doch zum Theil, wenn sie gegen die dicke und sehr zähe Haut der großen Thiere kommt, platt, und verliert dadurch ihre Fahrt. Wird hingegen zu viel Zinn zu dem Blei gethan, so wird sie zu leicht und überdem auch spröde, so daß sie, wie ich ebenfalls selbst bemerkt habe, in Stücken wie dünne Scherben von einander fliegt, wenn sie an einem großen Thiere auf Stellen, wo Knochen sind, kommt. Verschiedene haben mir erzählt, daß man mit solchen stark geladenen Flinten und mit Kugeln, welche den gehörigen Zusatz von Zinn haben, durch Pflugeisen von ziemlicher Dicke gerade hindurch schießen kann. Ich habe zwar selbst die Probe hiervon nicht gemacht, halte es aber nicht für unglaublich, weil, wenn ich daran zu zweifeln schien, mehrere mit mir gern darauf wetten wollten. Ich habe auch von mehr als einem Schützen gehört, daß, wenn man mit den großen

Gewehren unter einen Haufen Zebra oder Quagga, die nahe beisammen gestanden, geschossen, und nicht auf Stellen, wo viele oder starke Knochen sind, getroffen hat, die Kugel durch vier bis fünf dieser Thiere auf einmal hindurch gegangen ist. Das letzte Erforderniß, wenn der Elephant auf den ersten Schuß fallen soll, besteht endlich darin, daß man vor allen Dingen ihm ins Herz, oder nahe dabei trifft, da denn die Kugel irgend eins von den größern Blutgefäßen gewiß zerstört, und das Thier sich bald verbluten muß. Sich großer Gewehre zu bedienen, ist auch aus dem Grunde desto nöthiger, da die von einer kleinen Kugel gemachte Wunde durch Fett oder geronnenes Blut sich leicht verstopfen kann; nicht zu bedenken, daß die Federkraft der Häute und Muskelfibern bei so großen Thieren, als dem Elephanten, Rhinoceros und andern, verhältnißmäßig größer als bei den kleinern ist, wodurch denn die Wunde viel leichter nach dem Schusse sich zusammenschnürt. Ein sonst als ein starker Elephantenjäger bekannter Mann sagte mir zwar, man könne bei diesem Thiere das Herz am besten so treffen, daß man genau nach derjenigen Stelle in der Seite ziele, wo es gewöhnlich den Ohrzipfel hält. Allein nach der bei Buffon befindlichen schönen Abbildung des Elephanten zu urtheilen, scheint das Ohr zu kurz zu sein, als daß man diese Angabe annehmen kann, wosern nicht die afrikanischen Elephanten etwas längere Ohren haben, oder daß diese sich bei großen und sehr alten Thieren dieser Art verhältnißmäßig weit mehr, als bei dem von Buffon in Kupfer mitgetheilten jungen, verlängern. Die Erfahrung hat die capschen Jäger gelehrt, dem Elephanten nicht nach dem Kopfe zu schießen, weil das Gehirn zu klein, um getroffen zu werden, und überdem durch einen dicken und harten Schädel wohl gesichert ist. Dies stimmt auch mit demjenigen überein, was man vorhin von diesem Thiere bereits gewußt hat. Dagegen erhellt aber auch aus dem Vorhergehenden zur Genüge, daß es gewiß nicht, wie Buffon anführt, zweihis dreihundert Menschen bedarf, um einen Elephanten zu schießen, es wäre denn, daß Gewehre und Schützen nicht taugten; eben so wenig ist, wie derselbe Schriftsteller meint, eine ganze Armee nöthig, um eine Heerde Elephanten anzugreifen. Oft wagt es in Afrika ein einziger Jäger, wenn er mit einem raschen und geübten Jagdspferde versehen ist, und auf Elephanten stößt, sie anzugreifen. Die jüngsten Elephanten pflegen

alsdann zuerst zu fliehen, einer oder mehrere von den ältern aber, welche die größten Zähne haben, und gerade diejenigen sind, welche der Jäger am liebsten zu haben wünscht, wenden sich bisweilen vielleicht gegen ihn: da sie aber bald ermüden und umkehren, setzt dieser nach und weiß allezeit die Gelegenheit zu treffen, einen davon zu erlegen. Wenn ein solches Thier alsdann nur in der Hüfte getroffen wird, so pflegt man zu sagen, daß es schon dem Jäger gehört, weil es hinken muß, und daher gewiß noch tödtlichere Schüsse zu gewärtigen hat, ehe Zeit oder Kräfte ihm erlauben, zu entkommen. Je größere Zähne die Elephanten haben, und je älter sie sind, desto schwerfälliger sind sie, und desto langsamer können sie entfliehen. Ja bei heißem Sonnenscheine hat man dergleichen überall so müde und kraftlos angetroffen, daß man die Dreistigkeit gehabt hat, zu Fuß sich ihnen zu nähern und nach ihnen zu schießen. Dies wagen besonders die im Schießen Geübten, und zu diesem Ende gewöhnlich mitgenommenen Hottentotten, denn diese können in ihrer Pelzbekleidung behender hinzuschleichen, sind auch geschwinder zu Fuß, um davon zu laufen; ja man glaubt nicht ohne Grund, daß sie in den Augen der Elephanten sowohl als anderer wilden Thiere nicht so verdächtig als die Weißen sind, auch den Thieren, ihres, von den anhabenden Fellen, dem Beschnüren, und dem Bockpulver oder Puder herrührenden wildern Geruchs wegen, nicht so sehr auffallen. — Wenn der Elephant schwer verwundet ist, macht er, wie man sagt, keinen Versuch, sich gegen seinen Feind zu vertheidigen, bisweilen sogar nicht einmal zu fliehen, sondern steht still, um sich mit dem Wasser, welches er zu Zeiten in seinem Rüssel zu solchem Gebrauche aufbewahrt, zu bespritzen und abzukühlen. Kommt er alsdann zu einem Flusse, oder wo er sonst Wasser findet, und ist er warm, so saugt er davon ein, um sich damit zu bespritzen. Den Zoologen ist es allgemein bekannt, daß der Elephant sich am liebsten in der Nachbarschaft von Flüssen aufhält, und daß man in Asien die zahm gemachten mit großer Sorgfalt nach dem Wasser führt, um sie zu waschen und zu baden. Es ist mir daher gar nicht unglaublich vorgekommen, wenn man mir erzählt hat, daß in den dürrn Gefilden von Afrika die Elephanten bisweilen vom Durste ganz entkräftet angetroffen werden. Einer von den hiesigen Einwohnern sagte mir auch, er habe an einem sumpfigen Orte oder

auf einem Quellgrunde (Fontein-Grond) ziemlich sichere Zeichen wahrgenommen, daß Elephanten da gelegen hätten. Alle Nachrichten, die ich zu sammeln Gelegenheit hatte, kamen darin überein, daß diese Thiere, wenn sie gejagt worden, schlammige Flüsse sehr sorgfältig vermieden, größere Flüsse hingegen aufgesucht haben, durch welche sie dann mit Leichtigkeit hindurchgeschwommen sind. Denn obgleich der Elephant in Betracht seiner Füße und seiner ganzen Stellung zum Schwimmen nicht geschaffen zu sein scheint, und, wie man behauptet, mit dem Kopfe und dem ganzen übrigen Körper beinahe völlig unter die Oberfläche des Wassers niedersinkt, läuft er doch weniger als andere Landthiere Gefahr zu ersaufen, weil er seinen Rüssel hoch über das Wasser empor reckt, um Luft zu holen, und vermittelst dieses Gliedmaßes, das zugleich seine Nase ausmacht, und die Werkzeuge des Geruchs enthält, seine Fahrt lenken kann. Man hat daher gesehen, daß, wenn ihrer mehrere auf einmal über einen Fluß geschwommen, sie alle den Weg sehr gut getroffen, und es sehr geschickt vermieden haben, an einander zu stoßen, obwohl Kopf und Augen unterm Wasser gewesen sind. — Die Zähne sind es allein, weswegen die Kolonisten auf die Elephantenjagd gehen, ausgenommen wenn sie das Fleisch für die Dienstboten, ihre Sklaven und Hottentotten brauchen können. Und da die großen Elephantenzähne von 100 bis 120, ja 150 holländische Pfund wiegen, die man für eben so viele Gulden an die Regierung verkaufen, mithin mit einem einzigen Schusse bisweilen 100 Reichsthaler oder 300 Gulden verdienen kann, so ist es kein Wunder, daß die Elephantenjäger oft so große Waghälfe sind. Ein nunmehr verstorbener Bauer, der einen großen Elephanten durch den tiefen und breiten Ausfluß des Sonntagsflusses gejagt hatte, war so dreist, mit seinem Pferde nachzufolgen, und kam glücklich hinüber, obgleich er sein schweres Gewehr auf der Schulter hatte, und selbst nicht schwimmen konnte. Er gewann gleichwohl durch seine Verwegenheit nichts, weil der Elephant in ein dickes und mit Dornen angefülltes buschigtes Gehölz, wohin der Jäger zu kommen nicht im Stande oder nicht kühn genug war, sich zur Sicherheit begeben hatte. — Zu Pferde kann man den Elephanten nur auf ebenem Felde angreifen. In Büschen und Wäldern, wo es lediglich zu Fuß geschehen kann, ist diese Jagd allezeit gefährlicher. Man muß es alsdann genau so einrichten, daß man

dem Thiere unter dem Winde ist; denn wenn es durch den Wind die geringste Witterung von dem Jäger bekommt, so fährt es gerades Weges auf ihn zu. Schon mancher ist hiedurch in die äußerste Gefahr gerathen.

Der Hof am Seckuhflusse, wo wir vom 15. bis zum 30. Nov. unsre Herberge nahmen, gehörte einem alten ehrlichen Pflanze, der von Abkunft, wenn ich mich dessen recht erinnere, ein Hesse war. Er war ein verständiger, betriebsamer und thätiger Mann, und hatte daher sein kleines Gut in sehr gute Aufnahme gebracht, und zugleich weit mehr Gebäude, als wir bei irgend einem der vielen auf unserer Reise besuchten Bauern je angetroffen haben, auf demselben angelegt: das Hauptgebäude bestand aus sechs Zimmern. Er war reich an Hottentotten und Vieh; hatte aber durch die Elephantenjagd einen guten Grund zu seinem jetzigen Vermögen gelegt. Da er früher selbst lange und weit gereist war, zeigte er um so mehr Bereitwilligkeit, mit einem guten Hottentotten als Wegweiser und zugleich Jäger uns an Hand zu gehen, als er hörte, daß wir uns vorgenommen hatten, eine Reise von hundert Stunden von hier nach Bruntjeshöhe zu machen, und in unbewohnten Gegenden und Wüsteneien durch Kräutersammeln und Jagen unser Heil zu versuchen. Unglücklicher Weise war aber jetzt die Erntezeit, die den 23. ihren Anfang genommen hatte, und oben drein lagen viele von seinen hottentottischen Arbeitsleuten am Gallenfieber krank. Ich wurde daher genöthigt, den Schluß der Ernte abzuwarten, welchen ich denn durch die Hülfe, welche meine Hottentotten thun mußten, beschleunigte. Mir trug der gute Bauer mittlerweile die Pflege und Heilung seiner Kranken auf.

Zwei Tage vor meiner Abreise hatten die Hottentotten auf diesem Hofe ihre Herrschaft um die Erlaubniß, um meiner Hottentotten willen, die ihnen in der dringendsten Weizenernte geholfen hatten, und sie nun bald verlassen sollten, einen Ball oder Tanz anzustellen. Dies wurde ihnen auch verwilligt, und sobald der Mondschein anfang, wurde die Feierlichkeit unter freiem Himmel eröffnet. Einige und zwanzig Personen beiderlei Geschlechts nahmen an dem Tanze Theil, der denn von ihnen mit vielem Eifer, und ich kann wohl sagen ununterbrochen ohne je einen Augenblick aufzuhören, bis nach Mitternacht fortgesetzt wurde. Doch auch damit endigte das Fest noch nicht; sondern

sie giengen darauf ins Haus, setzten sich in einen Kreis, und hielten unter unablässigem eintönigem Singen den obern Theil des Körpers, indem sie sich beständig abwechselnd vorwärts und rückwärts beugten, in steter gleichförmiger Bewegung. Dabei hatten sie ein gegerbtes Fell über einen großen Topf gespannt, worauf einer mit den Fingern trommelte, um den Gesang zu begleiten. Eine Frau schien die Hauptperson zu sein, die Trommel, Tanz und Gesang einrichtete und regierte. Wenn man aber eine nähere Beschreibung des Tanzes selbst von mir fordert, so kann ich nichts anderes antworten, als daß er, wenigstens was alle Veränderungen desselben betrifft, unbeschreiblich ist. Eben so wenig glaube ich, daß er sich an vorgeschriebene Regeln band, sondern der Hauptendzweck dabei schien zu sein, starke Leibesbewegung zu haben; daher denn ein Jeder für sich allein, bald mit Andern allerlei Sprünge machte, und den Körper in allerhand besondere Beugungen drehte und krümmte. Doch vielleicht würde ein Hottentotte von unsern neuesten Contretänzen eben so urtheilen. Künstlich genug mag indessen in seiner Art der jetzt beschriebene Hottentottentanz gewesen sein, weil meine aus der Gegend des Büffeljagdflusses gebürtigen Hottentotten sagten, sie hätten dergleichen früher nie gesehen, und wären nicht im Stande, Theil daran zu nehmen. Meine Wirthsleute, die selbst eine Zeit lang zusahen, lehrten mich zwei ihrer Contretänze unterscheiden: den einen nannten sie Paviantanz, weil sie darin die Sprünge dieser Thiere oder der Affen überhaupt nachmachten; und dieser sowohl als der andere, welcher Biententanz hieß, und eine Nachahmung des Schwärmens der Bienen sein sollte, zeichnete sich durch hundert wunderbare Geberden aus; bei jenem gingen sie zu Zeiten ein wenig auf den Händen, und mit diesem schien auch jeder Tänzer und jede Tänzerin eine Art von summendem Gesange zu verbinden. Der Ball dauerte auf die oben geschilderte Art bis zum Anbruche des Tages, da denn der größte Theil der ihn feiernden Personen wieder an seine gewöhnliche Arbeit gehen mußte.

Am 30. November rüsteten wir uns zu unserer Abreise. Unser Wirth, der uns bisher auf eine ganz ausnehmend gastfreie Weise alles Mögliche zu gut gethan hatte, ließ es sich angelegen sein, uns mit demjenigen, wovon er glaubte, daß es uns auf der Reise nöthig sein würde, zu versehen. Er ließ mir zu diesem Ende ein Paar tüchtige

Zugochsen, weil ich zwei von den meinigen, den einen, weil er von Schlangen gebissen, und den andern, weil er sehr mager war, nicht gebrauchen konnte. Er überließ uns sogar, wie ich oben bereits erwähnt habe, zu unserm Dienste seinen besten Hottentotten Namens Platje, dessen er selbst sich auf einigen weiten Jagdzügen tief ins Land hinein zum Waffenträger und Wildschützen bedient hatte. Unfre Wirthin, die wohl wußte, daß in der hundert Stunden langen Einöde uns kein Tisch gedeckt werden würde, und Wildpret nicht allzeit anzutreffen war, versorgte uns mit Proviant, einem Kästchen mit Zwieback, neun Pfund Butter, und einem großen in Stücken gehauenen eingesalzenen Hammel; für meine Hottentotten, deren nunmehr drei waren, gab sie mir noch dazu zwei grobe Brode und einen Beutel voll Mehl mit.

Den 1. Dezember ging unsere Reise vom Seekuhflusse ostwärts, und am folgenden Morgen vom Kabeljauflusse, dem letzten in diesem Bezirke von Christen bewohnten Orte, vor sich. Gegen Mittag erreichten wir den Kamtursfluß, wo wir uns lagerten.

In dieser Gegend regierte ein sogenannter Hottentottencapitän oder Patriarch, zwar nur über eine Anzahl von ungefähr fünfzig Personen, aber doch in seiner Art uneingeschränkt. Er war ein kleiner alter Mann, und hieß Ries. Man hätte ihn leicht für einen Fürsten über Weisbleute halten können, weil diese bei unserer Ankunft seine einzige Tabaksgesellschaft ausmachten. Denn die Mannsleute, einige am faulen Fieber krank liegende ausgenommen, waren theils auf die Löwenjagd gegangen, (die Löwen hatten neulich ihre Viehheerden angegriffen), theils hatten sie einen weiten Weg unternommen, um ein gewisses saftiges Gewächs zu sammeln, das sie auf gleiche Weise zum Zeitvertreibe kauen, wie die Europäer Tabak rauchen. Hauptmann Ries schlug uns daher unsere Bitte und Hoffnung gänzlich ab, einige von seinen Hottentotten zu Wegweisern auf der Reise durch die Wüste zu bekommen. Inzwischen wurde ich der Ungezogenheit meines dritten Hottentotten und Jägers Platje wegen nicht wenig verlegen. Bisher hatte ich ihn gar nicht als unbescheiden oder zudringlich gekannt; er hatte von diesem Patriarchen sogar mit einer Art Achtung gesprochen. Allein nunmehr sah ich, wie er bei unserer Ankunft in der Hütte eines Mannes von solchem Ansehen ohne die geringste Weitläufigkeit und

Entschuldigung sich ihm zur Seite setzte, seine Pfeife aus seinem Tabaksbeutel stopfte und Milch zum Trinken forderte. Gleichwohl schien unser Fürst die Aufführung nicht übel zu nehmen, sondern ließ sogleich eine Schaale Schlauchmilch herbringen. Sowohl jetzt als bei meiner nachmaligen Zurückkunft bemerkte ich, daß Ries auf die nämliche Weise, als Hauptmann Rundganger, den Kapitainsstab allezeit in der Hand oder neben sich hatte, und dieser Stoc auch in allen Stücken eben so einfach als Rundgangers war. Ob aber Ries gleich an Leuten und Vieh weit größern Reichthum besaß, so wohnte er doch, gleich seinem Hofstaate und seinen übrigen Unterthanen, beinahe völlig unter freiem Himmel. Seine Wohnung bestand aus einigen schief in die Erde gesteckten Stäben, über welche eine zerrissene Matte gespannt war, welche Regen und Wind überall durchließen. In der jetzigen Jahreszeit und unter dem hiesigen warmen Himmelsstriche konnte indessen diese an drei Seiten und gewissermaßen auch oben offene Hütte hinreichend sein. Der Winter, oder die regnigte Jahreszeit wird diese Leute wohl nöthigen, sich in jener Rücksicht besser zu versorgen.

Hierauf setzten wir unsere Reise weiter nach dem Voorhflusse fort, wo wir übernachteten. Hier trafen wir einen Bauer, der mit seinem Ochsenwagen aus Kamdebo gekommen, und längs dem Sonntagsflusse gereist war. Kamdebo ist ein Land von der Gattung, die ich vorhin unter dem Namen Karro beschrieben habe. Der Bauer erzählte uns, in dem gegenwärtigen überall ungewöhnlich trockenem Jahre sei dort die Dürre unbeschreiblich groß gewesen, zumal seit acht Monaten kein Tropfen Regen gefallen, seit seiner Abreise habe er allererst unterwegs längs dem Flusse einige Schauer gehabt. Er widerrieth uns daher, diesen Weg zu nehmen, weil er größtentheils ganz ungebahnt, trocken und schlecht wäre, und wir dort weder Wild, noch Wasser finden würden. Er war selbst, nachdem seine Behrung ganz zu Ende gegangen, im Begriffe gewesen, einen seiner Zugochsen zu schlachten, als zu allem Glück zwei Hirschthiere nahe zum Wagen gekommen waren, um ihn anzugaffen, von denen er eines geschossen hatte. Auch war er auf dieser Reise unvermuthet auf ungefähr hundert umherstreifende Kaffern gestoßen. Der Patriarch oder Oberhaupt derselben hatte ihm vorgeschlagen, die erste Nacht mit ihm

auf seinem Wagen zu schlafen, wogegen er in der folgenden bei ihm in seiner Hütte das Nachtlager nehmen sollte; er hätte dies zwar nicht angenommen, allein der Kaffernfürst diese Weigerung deswegen nicht übel empfunden, vielmehr ihm von einem geschlachteten Ochsen einige große Stücke verehrt. Er erzählte ferner, das Vieh dieser Kaffern sei überaus fett und in gutem Stande gewesen, worüber er sich um so mehr verwundert habe, da es erst um die Mittagszeit auf die Weide und sehr früh wieder nach Hause getrieben worden. Die Kaffern hätten mit ihrem Rindvieh, so lange es in Kraale gestanden, viel geplaudert, ohne Zweifel auf eben die Art, wie die Araber es mit ihren Pferden machen, welches zu deren Munterkeit und vorzüglichem Gedeihen nicht wenig beitragen soll.

Den 3. Dezember rasteten wir des Mittags beim Galgenwalde, einer kleinen Waldung, wo Löwen, insonderheit aber Büffel, in Menge sich aufzuhalten pflegen. Ich wurde daher mehr als jemals meiner Ochsen wegen besorgt, da sie sich, ungeachtet hier gute Weide war, weggeschlichen hatten, und mehrere Stunden lang vermißt wurden. Wir befürchteten, sie wären von Löwen weggeschleppt; allein sie hatten aus Durst den Weg zu einem mit ganz schlammigem Wasser angefüllten Loch aufgesucht, wo sie denn auch wieder gefunden wurden. Meine Hottentotten waren der Meinung, daß die Kühe in weiter Entfernung das Wasser wittern. Ich weiß, daß einige Kolonisten eben dasselbe von den Hottentotten glauben, weil diese manchmal leichter als irgend einer von jenen Wasser haben auffinden können, was aber nur von ihrer größern Unverdroffenheit in diesem Stücke, und ihrer Gewohnheit auf freiem Felde und in Einöden herumzustreifen, herrühren kann. Wir selbst erhielten hier kein Wasser, das wir trinken konnten, sondern kamen spät in der Nacht zu einer Quellsader, die wir aber zu unserem Verdrusse ausgetrocknet fanden, so daß nur hie und da im Schlamm einige tiefe Fußstapfen von Büffeln waren, wo man ein wenig Feuchtes bemerken konnte. Wir gruben daher mit unsern Händen tiefe Löcher und mußten geduldig warten, bis sich Wasser darin sammelte, und mit kleinen Schaalen herausgeschöpft werden konnte. Allein nicht zu gedenken, daß dieß so dick wie Brei war, schmeckte es so garstig stinkend nach Büffeln, die sich darin gewälzt hatten, daß selbst die Hottentotten sich häßlich dabei

geberdeten, und unsere Pferde bei dem starken Büffelgeruche, der ihnen, ehe sie von dem Wasser gekostet hatten, in die Nase stieg, zu schnauben anfangen. Dem ungeachtet zwang uns die Noth, davon zu trinken; denn mit Kaffee oder Thee wurde es noch unausstehlicher. Anderswo uns nach Wasser umzusehen, war theils der Dunkelheit der Nacht wegen unmöglich, theils um der Löwen willen gefährlich. Als es Tag wurde, fanden wir Spuren der eigentlichen Quellen, welche die Büffel zugetreten hatten; wir eilten sie aufzugraben, und bekamen erträgliches Wasser, um unsern wirklich unerträglichen Durst zu löschen. Uebrigens bedienten wir uns auf unserm Zuge durch diese heißen und dürrn Länder manchmal Stücken Kandiszucker, als eines guten Palliatives gegen den Durst, das aber nur auf kurze Zeit Linderung verschaffte.

Unsere Reise ging weit über den Vonstadesfluß, und zwar den untern Weg, wo derselbe etwas salziges an sich hat und ziemlich tief ist. Durch die Unvorsichtigkeit unsrer Hottentotten kehrten unsre Ochsen um, als sie den Fluß halb hindurch waren, und kamen in solche Unordnung, daß sowohl sie als der Wagen beinahe verloren gegangen wären.

Als wir endlich hindurch gekommen waren, und auf der andern Seite des Flusses ausruheten, besuchten uns achtzehn Gonaquashottentotten, die in der Nachbarschaft ihren Kraal hatten.

Das ganze Volk dieser Hottentotten bestand aus einigen hundert Personen, die durchgehends Viehhirten waren, und hier in zwei verschiedenen Verffchaften wohnten. Sie sind gewiß ein Gemisch von Hottentotten und Kaffern, denn ihre Sprache ist mit den Sprachen dieser beiden Völker verwandt. Allein in Ansehung ihrer männlichen Aussprache, ihrer von Natur schwärzlichen Farbe, und ihrer viel stärkern und gröbern Gliedmaßen, wie auch ihres überhaupt ansehnlichen und schlankern Wuchses, haben sie doch mit den Kaffern, von welchen sie jetzt auch einige bei sich hatten, die meiste Aehnlichkeit. Ihre Pelze bestehen auch wie bei den Kaffern aus bereiteten Kuhhäuten, die ungemein weich sind, weil sie solche auf der un rechten Seite mit Steinen stark reiben und glätten, und mit vielem Fett und Buffupulver einschmieren. Mit messingnen Ringen an den Armen und Beinen und messingnen Blättchen von verschiedener Gestalt und Größe, die sie in den Haaren und Ohren befestigen, schmücken sich

beide Geschlechter. Unter den Korallen, die sie überhaupt Sintela nennen, ziehen sie die ganz kleinen rothen allen übrigen weit vor. Die eigentlichen Kaffern haben in diesem Stücke völlig ebendenselben Geschmack. Viele von ihnen aber schaffen sich elfenbeinerne Ringe, die ungefähr einen halben Zoll breit, und so weit sind, daß sie sie bis oberhalb des Ellbogens am Arme hinaufschieben. Indessen werden diese blos von Männern getragen; weswegen einstmals ein Kaffer, der seinen elfenbeinernen Armring an mich verkauft hatte, viel Unruhe darüber bezeugte, daß er nunmehr wie ein Weibsbild mit nackten Armen gehen müsse. Außerdem daß die Gonaquas und Kaffern beiderseits mit Betteln sehr zur Last fallen, sind sie auch im Handel sehr unbillig, indem sie ein ansehnliches Geschenk obendrein in den Kauf zu fordern pflegen, nachdem sie ihre Bezahlung erhalten haben. Darin hingegen sind beide von andern Hottentotten unterschieden, unter sich selbst aber gleich, daß die Beschneidung bei ihnen im Gebrauche ist. Diese Operation wird mit Knaben und jungen Leuten in verschiedenem Alter vorgenommen, weil sie so lange warten, bis sie sie mit einemmal an mehreren zugleich verrichten können. — Die Weiber der Gonaquas bedecken sich mit beinahe eben solchen Schürzen wie die Hottentottinnen. Die Männer gehen in dieser Rücksicht viel nackter oder weniger bedeckt als die Hottentotten, indem sie nur mit einer einen Zoll langen lederenen Mütze oder Kappe das äußerste Ende der männlichen Ruthe verhüllen.

Diese Gonaquashottentotten waren gewissermaßen auch Ackerleute, die ebenfalls wie die Kaffern sich mit dem Ackerbau abgeben. Das Getreide, welches sie bauen, ist Sorgsaamen (*Holcus Sorgum*), welchen man auch in Südeuropa hat, und als sehr ergiebig kennt. Die Kolonisten nennen es Kaffer Korn. Der Stengel oder Halm ist Maunshoch, hat die Dicke eines Binsen- oder Schilfrohrs, und endigt in einem anderthalb Schuh langen zweigartigen Büschel Aehren, welche die Körner, die etwa so groß wie Reiskörner sind, enthalten; zwei oder drei solcher Aehrenquäste geben beinahe ein halbes Stübchen Korn. Die Saatzeit für dieses Getreide ist im August oder September; wiewohl ich es in Sizifanma schon im Anfange des Novembers bei einem Bauer, der etwas davon, jedoch bloß zum Gebrauche für das Vieh gesäet hatte, zur Ernte reif fand. Die Kaffern zermahlen das Korn

zwischen Steinen und backen runde flache Brode daraus, die sie unter der Asche gar machen. Gewöhnlich aber lassen sie es mit Wasser und einer gewissen Wurzel gähren, bis es eine Art berauschenden Getränkes gibt. Ihren ganzen Vorrath, der gleichwohl nicht groß ist, pflegen sie im Herbst zu verzehren.

Am 10. Dezember gegen Abend kamen wir zu dem obern Theile des t'Aurenou oder kleinen Sonntagsflusses. Wir nahmen unsere Lagerstätte einige Büchschüsse von einer Dorfschaft Bastard- oder Hottentottenkaffern. Diese Leute sind eigentlich durch Vermischung von Hottentotten mit Kaffern entstanden. Sie redeten hauptsächlich die Kaffer'sche Sprache, waren mit den Kaffern aber weder in Ansehung der großen Lippen, noch des starken Fleisches, noch der viel schwärzern Farben zu vergleichen. Sie kamen mir weniger dunkelfarbig oder von der Sonne gebrannt, als meine eigenen Hottentotten vor; und ich glaube, daß sie ihrer Herkunft nach nur solche waren, die nachdem sie bei Kaffern Vieh verdient, sich in diese Gemeine zusammengethan hatten. Die Iris war bei ihnen ganz dunkelbraun, oder vielmehr so schwarz als eine Pupille. Sie besaßen viel Hornvieh, und schienen ein in seiner Art glückliches Leben zu führen. Ihr Vieh hatten sie nicht so bald nach Hause getrieben, als sie ihr Melkgeschäft mit Gesang und Tanz anfangen, und das Vergnügen und die Glückseligkeit, welche aus dieser Fröhlichkeit bei einem so kleinen Haufen von Menschen hervorleuchteten, und zwar mitten in einer Gegend, wo die Natur ganz unbearbeitet, und in einer vollkommenen Wildheit war, oder vielmehr mitten in einer förmlichen Wüste, befremdete mich nicht wenig. Herr Immelmann und ich gingen hin, um Zeugen eines wirklichen Urbildes des glücklichen Hirtenlebens zu sein, dessen Abschilderung die Dichter so häufig beschäftigt hat. Wir meldeten uns als Kinder von Jan Compagnie an, und wurden mit einer friedsamen und gefälligen Einfalt, und einem geraden Wesen aufgenommen. Sie gaben uns Milch, und tanzten auf unser Verlangen; sagten uns zugleich, daß das Gerücht von uns als besondern Leuten mit geflochtenen Haaren und als Kräutersammlern und Schlangenfängern lange vor unserer Ankunft zu ihnen gekommen sei. Wir sahen insonderheit ihren Contretänzen zu, die weder behende noch künstlich waren. Indem nämlich die Füße in einer mäßigen und

stampfenden Bewegung waren, machten sie bisweilen auch einige unbedeutende taktmäßige Bewegungen mit einem kleinen Stöcke, dergleichen ein jeder von ihnen in den Händen hielt. Die in diesem Tanze herrschende Einfachheit war in dem ihn begleitenden Gesange eben so merklich, denn dieser bestand nur aus folgenden wenigen Worten, die ich um sie nicht zu vergessen, aufschrieb: Majema, Majema, Huh Huh Huh; wovon die beiden erstern blos von einer etwas bejahrten Frau gesungen, aber von den jungen Leuten nachher kurz und abgebrochen beantwortet wurden; ausgesucht schön war freilich die musikalische Begleitung nicht, sie klang aber doch froh und gar nicht unangenehm. Eine andere Art von Tanz bestand darin, daß sie einander anfaßten, und langsam und leise um einen oder mehrere, die mitten im Kreise standen, und stärkere Bewegungen machten, herumtanzten. Das aber sah dabei eben so lächerlich als jämmerlich aus, daß die Kinder in dem Beutel, worin sie auf solche Art gewöhnlich getragen werden, auf dem Rücken ihrer tanzenden Mutter mit dem Kopfe so hin und hergeschlenkelt wurden, und man nicht ohne Ursache ihrer Hälse wegen besorgt sein mußte. Noch lächerlicher aber war, daß dies den zarten Kindern ganz und gar nicht zuwider war, sondern im Gegentheil so wohl gefiel, daß sie durch Weinen deutlich zu erkennen gaben, wie unangenehm es ihnen sei, wenn sie absetzen oder weggehen wollten.

Die Regierung über diese kleine bürgerliche Gesellschaft führte ein Mann, der mir zugleich als der reichste beschrieben wurde, er besaß dieselbe erblich, und schien ein guter ehrlicher Mann und von mittleren Jahren zu sein. Sein Wesen verrieth weder vornehmen Stand noch Ansehen und Gewalt; im Gegentheil machte ihm mehr als irgend einem andern das Welfen zu schaffen. So ist auch bei den Hottentotten der Reichthum mit Sorge und Beschwerden verknüpft. — Noch ein anderer Mann zeigte sich, dessen häufige Beschäftigungen, Gespräche und Gaukeleien zu erkennen gaben, er müsse ein wichtiges Amt unter ihnen bekleiden. Er war auch wirklich der bestallte Zauberer der Gemeinde, folglich, der mit diesem Posten verbundenen Amtsverrichtungen wegen, Ceremonienmeister, Hoherpriester, Vieh- und Menschenarzt, für seine Person aber ein Erzcharlatan, der sich durch weise sein sollende Sprüche und lächerliche Geberden unter

dem übrigen Haufen auszuzeichnen, und außerdem die Jugend zum Tanzen aufzumuntern suchte. Da mir nicht unbekannt war, wie in den aufgeklärten europäischen Staaten Charlatane durch ihr verachtungswürdiges Talent sich zu Aemtern und hohen Stufen von Glück hinauffchwingen, befremdete es mich nicht, als ich hörte, daß dieser außer einem großen Ansehen sich auch weit mehr Vieh, als Jemand von den Andern besaß, erworben habe.

Am 12. Dezember führte unser Wegweiser uns zuerst östlich, und hernach südöstlich durch große Ebenen, worauf wir zur Mittagszeit ausruheten und unsere Ochsen und Pferde tränkten. Dies geschah auf einer von Büffeln sehr durchtretenen Stelle, wo Quellen waren, die aber keinen Abfluß hatten. Eine halbe Meile weit davon fanden wir indessen nach einigem Suchen etwas besseres Wasser.

Darauf beschloßen wir, nicht weit von diesem Ort die nächste Nacht zu erwarten, um des andern Tages früh in Bereitschaft zu sein, den Büffeln aufzulauern. Denn gerade um diese Tageszeit kommen sie auf dem freien Felde besonders zum Vorschein, um ihre Nahrung zu suchen; am Tage selbst aber pflegen sie um der Hitze willen lieber in den Waldungen sich aufzuhalten.

Raum war es zwei Stunden dunkel, als wir Löwen brüllen hörten; und bisweilen schien uns dies Brüllen ziemlich nahe zu sein. Jetzt war's das erste Mal, daß ich diese Musik, und zwar von mehreren Löwen zugleich, hörte. Das Gebrüll dauerte die ganze Nacht fort.

Es besteht in einem groben, völlig unartificulirtem Laute, der etwas hohles hat, wie der Schall eines Sprachrohrs. Es ist ein Mittellaut zwischen U und O, und scheint aus der Erde zu kommen, so daß ich, so genau ich auch darauf horchte, doch nicht bestimmt vernehmen konnte, aus welcher Gegend und von welcher Seite er eigentlich kam. Die Stimme des Löwen hat also durchaus nichts ähnliches mit dem Donner, wie Buffon erzählt. Sie kam mir auch weder sehr durchdringend noch entsetzlich vor; wiewohl ich nicht leugnen kann, daß sie durch langsamen und rauhen Ton, verbunden mit der Finsterniß der Nacht und der natürlichen Furcht vor einem Löwen, ohne daß ich Ursache dazu hatte, mich demungeachtet verzagt machte.

An unserm Vieh konnten wir jedesmal deutlich merken, wenn

Löwen uns etwas nahe kamen, sie mochten brüllen oder nicht; die Hunde wagten es nicht im Geringsten zu bellen. Unsere Ochsen und Pferde seufzten tief, und rissen langsam an den starken Riemen, womit sie am Wagen festgebunden waren. Auch legten sie sich abwechselnd auf die Erde nieder und standen wieder auf, gerade als wenn sie in der äußersten Unruhe, ja ich mag wohl sagen Todesangst, wären.

Mittlerweile unterhielten meine Hottentotten ein starkes und ununterbrochenes Feuer, und legten ihre Wurfspeie neben sich. Wir luden auch alle unsere fünf Gewehre mit Kugeln, und theilten drei davon an diejenigen von unsern Hottentotten, die holländisch sprachen, aus. Auf freiem Felde angezündetes Feuer und Feuerbrände werden allgemein für wirksame Verwahrungsmittel gegen Löwen und andere wilde Thiere gehalten. Meine Hottentotten wußten indessen Beispiele anzuführen, daß ein Löwe auf das Feuer zugesprungen war, und einen von denen, welche dabei gefessen und sich gewärmt, weggeschnappt, ja sogar mit seinem Raube sich nicht weiter entfernt hatte, so daß die Uebrigen noch hören konnten, wie er davon gefessen. Uns, die wir auf dem Wagen lagen, ermahnten sie, wosern ein Löwe auf sie zuspringen sollte, nicht zur Unzeit zu schießen, weil wir im Dunkeln jemand von ihnen treffen könnten. Sie beschloßen, das Thier in diesem Falle mit ihren Haffagaiaen oder Spießen anzugreifen, mittlerweile die andern sich an seinen Beinen fest hängen sollten. Sie glaubten, daß der Löwe einen Menschen, den er überwältigt und unter sich liegen hat, nicht sogleich tödtet, wosern dieser ihn nicht etwa durch Gegenwehr gereizt, endlich aber doch den letzten tödtlichen Schlag auf die Brust mit einem rauhen und gräßlichen Gebrülle begleitet.

Meine Hottentotten muß ich hiebei rühmen, daß sie keine Furcht bezeigten, ob sie gleich die alte und allgemeine Regel, daß sowohl Löwen als Tiger eher einen Sklaven und Hottentotten, als einen Kolonisten oder Weißen angreifen, für zuverlässig hielten. Herr Zimmelman und ich hatten daher für uns selbst gewissermaßen weniger zu fürchten, wosern nicht mehr als ein Löwe auf einmal uns überfiel, oder wir uns nicht durch unzeitigen Ritzel verleiten lassen wür-

den zu schießen. In einer andern Betrachtung aber waren wir, weil wir auf dem Wagen vom Feuer am weitesten entfernt waren, dem Besuche der Löwen so viel näher.

Unter den Oxfen war einer, der sich bei dieser sowohl als bei ähnlichen Gelegenheiten mehr als die andern und ganz außerordentlich unruhig bezeugte. Er ließ außerdem inwendig im Leibe einen wunderbaren Laut hören, der sich nicht beschreiben läßt; eben dies that der Hengst. Für uns war dies allerdings eine gegründete Ursache uns fertig zu halten, ob es gleich nicht nöthig war. Weil wir uns indessen bald daran gewöhnten, legten wir uns manchmal sorglos zu schlafen, und ließen unsere Thiere nach Belieben stöhnen. Bewundernswürdig ist es indessen hiebei, daß die Thiere blos vermöge eines natürlichen Instinkts sich vor dem Löwen fürchten, denn unsere Zugoxfen und Reitpferde waren alle aus solchen Gegenden, wo sie, so weit mir bekannt ist, diesen Feind nicht kennen konnten.

Das Brüllen des Löwen, sollte man denken, müßte den Thieren ein Zeichen sein, wohin sie zu fliehen haben. Allein da er beim Brüllen das Maul in der Regel gegen die Erde hält, so daß sein Geschrei durch die ganze Gegend umher erschallt, ohne daß man hören kann, von wo es kommt, so werden die bange Thiere so in Schrecken gesetzt, daß sie im Dunkeln nach allen Seiten hin und herlaufen, um sich durch die Flucht zu retten, eben dadurch aber leicht in den Rachen hineinlaufen, dem sie entfliehen wollen.

Die Hottentotten gestanden mir auch, nicht nur die Löwen, sondern auch die Hyänen wären früher weit dreister als jetzt gewesen, und hätten Nachts ihre Kraale angefallen, und manchen Hottentotten aus seiner Hütte weggeschleppt, was um so viel schlimmer gewesen, da der Löwe, wenn er einmal Menschenfleisch gegessen habe, sich hernach nicht gern mit anderem Fleisch begnüge. Gleichfalls erzählten sie mir, daß sie sich damals Schlafstellen auf Bäumen hätten anlegen müssen, damit sie da von den Löwen nicht so leicht überrascht würden, und sich gegen sie leichter vertheidigen können. Heutigen Tages wenigstens greift der Löwe ein anderes Thier nicht leicht offenbar und öffentlich an, er müßte denn gereizt oder sehr hungrig sein, in diesem letzteren Falle scheuet er keine Gefahr oder Gegenwehr. Einmal hat man aber doch gesehen, daß ein

Löwe ein Glennthier hitzig verfolgt hat, ohne indessen das Ende dieser Jagd bemerken zu können.

Die Art und Weise, wie der Löwe sich seines Raubes bemächtigt, ist fast immer die, daß er mittelst eines Sprungs von der Stelle, wo er auflauert, auf denselben zufährt, und sich darüber herwirft. Trägt es sich aber zu, daß er fehlspringt, so verfolgt er die entflohene Beute nicht weiter, sondern kehrt, wie ganz beschämt, nach dem Hinterhalte, aus dem er hervorgekommen war, zurück und mißt langsam so zu sagen Schritt vor Schritt die rechte Länge ab, um zu sehen, in wie weit der mißlungene Sprung zu kurz war. Bei Flüssen und Quellen findet der Löwe es besonders vortheilhaft aufzulauern; und die Thiere, welche ihren Durst löschen wollen, laufen Gefahr, wie der Hund am Nil, auf Kosten ihres Lebens den Hunger eines so blutdürstigen Räubers zu stillen. Man sollte glauben, daß die Gazellen und andere Thiere, wenn sie die nahe Gegenwart des Löwen eben so gut, als meine Ochsen und Pferde, wittern könnten, mit leichter Mühe der Gefahr zu entinnen im Stande wären.

Um die Löwen von uns desto mehr abzuhalten, bedienen wir uns wie andere Reisende in denjenigen Gegenden von Afrika, welche durch diese Thiere unsicher gemacht werden, der Vorsicht, mit unsrer großen Ochsenpeitsche so stark als möglich klatschen zu lassen, wenn wir durch einen Fluß wollten. Dies Klatschen, welches in der That eine heftigere Bewegung der Luft, als ein Pistolenschuß hervorbringt, und viel länger und weiter umher, als ein Flintenschuß zu hören ist, wird als ein sehr wirksames Mittel, die wilden Thiere zu schrecken und ferne zu halten, angesehen. Die große Ochsenpeitsche scheint also zu der größern Furcht, welche die Löwen seit der Anwesenheit der Holländer vor den Menschen bezeigen, nicht wenig beigetragen zu haben.

Unter den vielen oft fabelhaften Erzählungen von den Löwen, kann ich nachstehende, als eine durch hinlängliche und glaubwürdige Zeugen bestätigte Begebenheit anführen. Ein schon etwas alter Hottentotte, der bei einem Christen am obern Theil des Sonntagsflusses auf der Seite nach Kamdebo in Diensten war, sah einen Löwen in weiter Entfernung zwei ganze Stunden lang ihm auf dem Fuße nachgehen. Er schloß hieraus ganz natürlich, daß der Löwe nur auf die heran-

nahende Finsterniß der Nacht warte um ihn als seine Beute zu verzehren, und sah, daß ihm nichts anderes als dieser schreckliche Auftritt bevorstehe, weil er weiter kein Gewehr als seinen Stock hatte, und sich außer Stande befand vor dem Einbruche der Nacht nach Hause zu kommen. Da er indessen die Gemüthsart des Löwen und seine Weise sich über seinen Fang herzumachen, kannte, versiel er endlich auf ein Mittel, sein Leben zu retten. Anstatt seinen Weg nach Hause fortzusetzen, suchte er einen sogenannten Klippenkranz auf; (dies ist der Name solcher Stellen, die oben flach und an einer Seite steil, abschüssig und steinig sind.) Am Rande eines solchen Abhanges setzte er sich nieder und wurde zu seiner Freude gewahr, daß der Löwe auch still stand, um denselben Abstand zu beobachten. Sobald es dunkel wurde, rückte er etwas weiter vorwärts, und nahm seinen Platz unterhalb des obersten Randes des Abhanges irgendwo in einer Kluft, wo er sich einigermaßen festhalten konnte. Um aber den Löwen noch mehr zu betrügen, steckte er seinen Hut und sein Pelzwamms auf seinen Stock, und machte damit über sich sowohl als etwas vor sich, um die abschüssige Stelle her, einige Bewegungen. Sein listiger Einfall that die erwünschte Wirkung; es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Kage leise heranschleichend, sah den Pelz auf dem Stocke für den Hottentotten selbst an, und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang kopfüber hinunterstürzte. Der Hottentotte war darüber vor Freude so außer sich, daß er in ein lautes t'Kasi (ein Ausrufungswort von mancherlei Bedeutung) ausbrach. — Dies ist gleichwohl nicht das einzige Beispiel, daß Löwen in Afrika sich bei ihren Sprüngen und Anfällen haben äffen lassen. Auf Viehhöfen oder Weiden, wo ein Löwe ein Stück Vieh getödtet hat, oder man sonst Ursache findet, sich auf seinen Besuch gefaßt zu machen, richtet man etwas, das einen Menschen vorstellt, nebst einer Anzahl geladener Gewehre auf, die losgehen und ihn schießen, sobald er sich über das Blendwerk hergemacht hat. Weil sich dies so behende und leicht bewerkstelligen läßt, und man in Afrika sich nicht darum bekümmert, Löwen lebendig zu fangen, gibt man sich auch nicht die Mühe ihnen Gruben zu graben.

Der Löwe ist, wie ich schon erwähnt habe, ungemein feig, und es fehlt ihm in Vergleichung mit seiner Stärke wirklich an Muth;

dies kann ich aus einer Menge glaubwürdiger Erzählungen, und aus dem, was ich selbst gesehen habe, beweisen. Bisweilen aber bezeugt er auch eine außerordentliche Unerschrockenheit. Folgendes mir erzählte Beispiel mag dies bestätigen. In einem mit einer Mauer umgebenen Viehtraale oder Viehhofe war ein Löwe durch den Zaun eingebrochen, und hatte daselbst Schaden gethan. Man erwartete ihn mit Gewißheit auf eben dem Wege wieder, zog daher quer über den Eingang eine an geladenen Flinten festgemachte Linie, damit den Löwen, wenn er, wie man vermuthete, mit der Brust daran stoßen würde, dieser Selbstschuß treffen möchte. Der Löwe aber, welcher noch bei Tage herkam, und der Linie nicht traute, trat sie mit dem Fuße weg, ging, ohne sich durch den Knall des Schusses schrecken zu lassen, ernsthaft und sorglos vor sich hin, und fraß von dem Stücke Vieh, das er vorher getödtet hatte, nach Belieben. Buffon erzählt, daß die Löwen in den mehr bewohnten Gegenden der Berberei und Ostindiens, wo sie die Uebermacht der Menschen mehr kennen gelernt haben, bisweilen durch Stoßschläge sogar von Weibern und Kindern, sich wegzagen und ihre Beute im Stiche lassen. Dies stimmt mit einigen Erzählungen überein, die ich am Cap gehört, daß nämlich Sklaven, die den Muth dazu gehabt, mit Messern oder andern unbeträchtlichen Waffen ihr Vieh, das von Löwen im Dunkeln angegriffen worden, vertheidigt haben.

Sonderbar ist es, daß der Löwe, der seinen Raub sogleich zu tödten pflegt, dennoch, wenn er gleich gereizt worden, oft sich damit begnügt, die Menschen nur zu verwunden, oder wenigstens eine Weile zu warten ehe er diesen den tödtlichen Streich versetzt. Ein Bauer, der vor einem Jahre einen Löwen zwei seiner Ochsen, wie er sie so eben vor dem Wagen ausgespannt, angreifen gesehen hatte, erzählte mir, daß dieselben auf der Stelle dicht neben einander sogleich todt niedergefallen wären, obgleich man nachmals bloß den Rückgrad zerschlagen gefunden habe. Man nannte mir auch an mehreren Orten den Namen eines Mannes, der nebst seinen beiden Söhnen es gewagt, an einem Flusse in dem zu ihrem Hofe gehörigen Bezirke zu Fuß einen Löwen aufzusuchen, worauf dieser hervorgestürzt sei, und einen von ihnen überwältigt und unter sich geworfen, diese beiden aber doch noch Zeit genug gehabt hätten, den Löwen Knall und Fall todt zu schießen. —

Ich sah selbst in der Gegend des obern Theils des Taubenhöfllusses einen etwas bejahrten Hottentotten, der unterhalb der Augen und an einem von den oberen Kinnbacken scheußliche und noch offene Spuren des Bisses eines Löwen hatte, welcher sich begnügt hatte, für die von diesem Hottentotten und einigen anderen Christen angestellte und auf ihn gerichtete Jagd ihn nur bloß auf diese Weise zu beschädigen. Man sprach auch allenthalben von einem Bürgerhauptmann, Namens Bota, welcher unter einem Löwen gelegen, und von demselben zur Warnung etwas gequetscht und an dem einen Arme sehr gebissen, übrigens aber beim Leben geblieben war. Aus dem bereits Angeführten sowohl, als aus demjenigen, was ich in der Folge hievon sagen werde, erhellet, daß nicht, wie einige wollen, Großmuth, sondern Hinterlist und Feigheit mit etwas Stolz vermischt, die Hauptzüge und den Charakter des Löwen ausmachen, und daß, wenn ein so starkes und geschmeidiges Thier bisweilen mit außerordentlicher Kühnheit und Herzhaftigkeit bewaffnet wird, solches keiner andern Ursache, als dem Hunger zuzuschreiben sei. Da der Löwe außerdem gewohnt ist, seinen Raub allezeit selbst und ohne Schwierigkeit zu tödten, und oft ihn dann zu verzehren, wenn sein warmes Blut noch erhitzt ist, so kann es nicht anders sein, als daß er leicht gereizt wird, und mehr Hang zur Grausamkeit als Großmuth zeigt. Da er hingegen nicht gewohnt ist, Widerstand anzutreffen, so ist es kein Wunder, daß, wenn er dergleichen findet, er zuweilen den Muth verliert und, wie ich oben bereits erzählt habe, mit Stockschlägen sich wegzagen läßt. Ich kann noch ein andres Exempel hievon anführen. Ein glaubwürdiger Landmann, Johann Rock beim Seefuhflusse, erzählte mir, er habe bei einem Spaziergange auf seinem Felde, unvermuthet einen Löwen angetroffen. Als ein geschickter Schütze habe er es sich mit seinem zur Hand befindlichen Gewehr zugetraut, ihn sogleich todtzuschießen; er habe also Feuer gegeben. Zum Unglück aber sei ihm nicht eingefallen, daß der Schuß alt und naß geworden, daher das Gewehr spät abgebrannt, und die Kugel neben dem Löwen in die Erde gefahren sei. Hierüber habe er sich so erschrocken, daß er sofort die Flucht genommen; da er aber bald außer Athem gekommen, und der Löwe ihn auf dem Fuße verfolgt, sei er auf einen kleinen Steinhaufen gesprungen, und daselbst mit ganz hoch aufgehobenem Büchsenhaste

stills gestanden, um sich so gut als möglich zu vertheidigen. Ob diese Stellung und dies Benehmen es gewesen sei, wodurch der Löwe muthlos geworden, wagte er nicht zu bestimmen; er war aber doch ebenfalls stehen geblieben, und hatte sich, was noch sonderbarer ist, in einer Entfernung von einigen zwanzig Schritten vom Steinhaufen ruhig niedergelegt. Der Schütze hatte es inzwischen nicht wagen können von der Stelle zu gehen, zumal er auf der Flucht das Pulverhorn verloren. Endlich, aber erst nach einer guten halben Stunde, war der Löwe aufgestanden und anfangs nur Schritt für Schritt und ganz leise gegangen, gleich als wenn er sich hätte wegstellen wollen; wie er aber weiter gewesen, habe er angefangen aus allen Kräften zu laufen. Vielleicht sind die Löwen, so wie die Hyänen nicht leicht so dreist, sich an ein Thier zu machen, das still steht und sich zur Wehre setzt. So viel weiß man, daß sie nicht wie die Hunde, andern Thieren durch Hülfe des Geruchs nachspüren, auch nicht offenbare Jagd auf sie machen.

Uebrigens ist der Löwe schnell zu Fuß. Zwei Jäger haben mir erzählt, daß sie gesehen, wie ihr unverfichtiger und dummdreister Jagdgefährte von einem Löwen auf dem Fuße verfolgt und beinahe ertappt worden, ob er gleich auf einem raschen Jagdpferde geritten.

Die Stärke des Löwen ist außerordentlich. Man hat zu Cap einmal gesehen, daß ein Löwe ein Kind ins Maul genommen, und, dem Ansehen nach mit eben der Leichtigkeit, als die Katze eine Maus fortträgt, weggetragen oder fortgeschleppt hat; der Löwe war mit dem Kinde sogar über einen breiten Graben gesprungen. Einen Büffel auf solche Art zu fangen und zu tragen, möchte diesem sonst sehr starken Raubthiere gleichwohl sehr schwer werden. Zwei Landbauern, auf deren Glaubwürdigkeit ich mich einigermaßen verlassen kann, haben mir in dieser Hinsicht Folgendes erzählt: Auf einer Jagd am Buschmannsflusse wurden sie nebst einigen Hottentotten einen Löwen gewahr, der damit beschäftigt war, einen Büffel vom ebenen Felde zum nächsten Waldhügel zu schleppen. Sie nöthigten ihn aber bald den Raub fahren zu lassen, weil sie selbst dazu Lust hatten, und fanden, daß er die Kunst verstanden hatte, das starke Gedärme dem Thiere aus dem Leibe zu reißen, um mit desto geringerer Mühe mit den fleischigen und eßbaren Theilen desselben fortzukommen. Allein sobald

er vom Walde her bemerkte, daß die Hottentotten anfangen das Fleisch nach ihren Wagen zu tragen, sah er recht oft und vermuthlich nicht ohne großen Verdruß nach ihnen hin.

Indessen soll die Stärke des Löwen allein ihn nicht in den Stand setzen, sich eines so großen und starken Thiers, als eines Büffels zu bemächtigen, sondern man behauptet, um solche Beute zu erhaschen, müsse er zugleich List und Geschicklichkeit brauchen, da er denn zu dem Büffel ganz unvermerkt hinanschleicht, ihn plötzlich überfällt, und ihm mit den Vordertagen Maul und Nase so zuklemmt, daß er erstickt, matt wird und stirbt. Ein gewisser Kolonist wollte ein Beispiel davon selbst gesehen haben; und andere schlossen solches aus den Merkmalen, die sie an der Nase und dem Munde der Büffel angetroffen hatten, die von einem Löwen getödtet, oder demselben entkommen waren. Man behauptete inzwischen, daß der Löwe bei solchen Gelegenheiten selbst sein Leben wage, besonders wenn noch ein anderer Büffel dabei sei, der dem angefallenen zu Hülfe kommen könne. Ein Reisender hat einmal eine ganze Weile zugeesehen, wie eine Büffelfuh mit ihrem Kalbe einen Fluß zum Rückhalte genommen und sich gegen fünf Löwen vertheidigt, die sie umringt, aber wenigstens so lange der Reisende ein Zuschauer dieses Schauspiels gewesen, es nicht gewagt haben, sie anzugreifen. Auch habe ich die sehr zuverlässige Nachricht, daß auf einer Ebene ostwärts vom krummen Flusse, ein Löwe von einer Heerde Kühe, die er, vermuthlich durch Hunger getrieben, am hellen Tage anzugreifen die Kühnheit hatte, todt gestoßen und zertreten worden.

Vielleicht ist dies weniger auffallend, wenn ich erwähne, daß am Tage und auf ebenem Felde zwölf bis sechzehn Hunde einen Löwen recht leicht umbringen können. Es ist nicht nöthig, daß die Hunde, mit welchen man den Löwen jagen will, sehr groß und dazu abgerichtet sind; sondern die Jagd läßt sich mit gewöhnlichen Hofhunden vollkommen gut ins Werk setzen. Wenn diese nämlich dem Löwen ziemlich nahe sind, hält ihn sein Stolz ab zu entfliehen, er setzt sich also nieder. Alsdann laufen die Hunde um ihn herum, stürzen mit einemmale auf ihn los, und sind vermöge ihrer vereinigten Stärke im Stande, ihn, der sonst das stärkste aller Raubthiere ist, zu zerreißen; selten bekommt er sodann Frist, mit den Vorder-

tagen mehr als zwei oder drei leichte Schläge auszutheilen, von denen indessen ein jeder eben so vielen angreifenden Feinden unfehlbar tödlich ist.

Von der Jagd der Löwen zu Pferde muß ich doch auch wohl das Hauptsächlichste anführen. Buffon sagt zwar, daß die Pferde sowohl als die Hunde dazu abgerichtet sein müssen; allein dies ist bloß eine Vermuthung. In Afrika jagen die Kolonisten den Löwen mit einem gewöhnlichen Jagdpferde. Unsere gewöhnlichen Reitpferde, gerade dieselben, welche oben erzähltermaßen verschiedene Male sich unruhig bezeigt hatten, wenn ein Löwe in der Nähe war, und keineswegs zur Jagd abgerichtet waren, ließen sich einmal eben so leicht und willig zur Jagd zweier großer Löwen, als sonst zur Jagd der scheuen Gazellen gebrauchen. Die Jagdpferde scheinen doch aber mehr als andere Theil an dem Jagdvergüügen ihres Reiters zu nehmen. Besonders hatte ich hinter Bruhutesberg Gelegenheit, ein Pferd zu reiten, das durch Knurren im Bauche, Spitzen und Bewegen der Ohren, auf eine nicht undeutliche Art seinen heftigen Trieb zu jagen zu erkennen gab, so oft es eines von den größeren wilden Thieren ansichtig wurde. Man hat auch Beispiele von Jagdpferden, die, nachdem der Jäger heruntergesprungen um zu schießen, aber fehl geschossen, in ihrem Eifer zur Jagd ihm nicht Zeit genug gelassen, wieder in den Sattel zu kommen, sondern allein und eine ganze Stunde lang das Wild in allen seinen Wendungen und Beugungen auf den Fersen verfolgt haben. Die Löwenjagd zu Pferde wird beinahe auf gleiche Art, wie die oben beschriebene Elephantenjagd verrichtet. Nur auf ebenem Felde wagt man es, den Löwen zu Pferde zu jagen. Hält er sich in einem Walde oder auf buschigen Anhöhen auf, so sucht man ihn durch Hunde zu reizen, bis er hervorkommt. Auch sind gern zwei oder noch mehr Personen bei einander, damit der eine dem andern geschwind zu Hülfe kommen und ihn retten könne, wosern der Schuß mißlingt. Wenn der Löwe die Jäger von fern sieht, macht er, wie allgemein versichert wird, von aller seiner Schnelligkeit Gebrauch, um ihnen aus den Augen zu kommen. Trifft es sich aber, daß man ihn in der Nähe entdeckt, so eilt er zwar davon, aber ohne sehr zu rennen, gleich als wenn er zu stolz sei, furchtsam zu scheinen. Er wird daher auch, wenn er sich ernsthaft verfolgt

sieht, bald gereizt, oder müde zu fliehen. Im Gegentheil läuft er immer langsamer, geht endlich Schritt für Schritt weiter, sieht nach seinen Verfolgern nach der Seite hin, steht zuletzt still, wendet sich gegen sie, schüttelt sich, brüllt kurz und durchdringend um seinen Verbruß an den Tag zu legen und ist bereit sie zu empfangen und zu zerreißen. Alsdann ist's für die Jäger hohe Zeit bei der Hand zu sein, oder doch sich eilends etwas wegzubegeben, jedoch so, daß sie unter einander eine gewisse Entfernung beobachten. Welcher von ihnen dann am besten zur Hand steht oder der nächste ist, oder die breiteste Seite von der Brust des Löwen vor sich hat, um nach dem Herzen oder der Lunge zu zielen, muß der erste sein, der abspringt, sich mit dem Zügel um den Arm sich seines Pferdes versichert, Feuer gibt, sich augenblicklich wieder in den Sattel wirft, das Pferd an seinem Kameraden schräg vorbei lenkt, und übrigens mit ganz freiem Zügel sein Leben der Geschwindigkeit seines Pferdes anvertraut, falls er diesen bloß verwundet oder fehlgeschossen haben sollte. In diesem Falle paßt einer von den andern Jägern die Gelegenheit ab, sogleich herunter zu springen, da er denn mit mehr Kaltblütigkeit und Gewißheit zielen und schießen können muß. Sollte, was doch selten zu geschehen pflegt, auch dieser Schuß nicht treffen, so jagt nunmehr der dritte Jäger den Löwen, der jetzt den ersten oder zweiten Jäger verfolgt, nach, springt ab und schießt, sobald er den Löwen auf den Schuß, und einen hinlänglichen Theil desselben, vor sich hat, um mit gehöriger Wirkung, besonders von hinten schräg, treffen zu können. Kehrt nun der Löwe sich gegen diesen, so kehren auch die andern Jäger um, um ihn mit denjenigen Schüssen, die sie während der Flucht geladen haben, zu Hilfe zu kommen. Man weiß hier kein Beispiel, daß irgend eine Löwenjagd zum Unglück der Jäger ausgefallen sei. Diejenigen afrikanischen Kolonisten, welche in den entlegenern und mit wilden Thieren angefüllten Gegenden wohnen, oder es wagen, dahin zu ziehen, sind gemeiniglich geschickte und dreiste Schützen. Der Löwe, welcher sich unterfängt, ihr vornehmstes Eigenthum, das Vieh, manchmal dicht vor ihren Wohnungen anzufallen, ist ihnen ein eben so verhaßter als schädlicher Feind. Mit Hitze und Vergnügen suchen sie ihn auf, und verfolgen ihn, um ihn auszurotten. Der Löwe ist leicht todt zu schießen und hat kein zähes

Leben. Leute, welche Gelegenheit gehabt haben, mehrere dieser Raubthiere zu schießen, haben mich versichert, daß, da die Büffel und große Antilopen bisweilen mit einer Kugel im Unterleibe oder den Gebärmern ganz und gar entkommen, der Löwe aber von einem solchen Schusse das Erbrechen bekomme, und unvermögend werde zu laufen.

Die Haut des Löwen wird für schlechter als Kuhhäute gehalten, und zu Cap wenig gebraucht, es wäre denn, um sie zu gleichem Behufe als die Pferdehäute, zu bereiten. Indessen fand ich doch einen Bauer, der aus einer Löwenhaut Oberleder zu Schuhen gemacht hatte, und sie als weich, zäh und nicht leicht abzunutzen rühmte.

Am folgenden Morgen glückte es mir, einen Büffel zu schießen, der fetter als der vorige war, eine große Freude für meine Hottentotten und auch für mich selbst, denn das Fleisch von dem vorigen hatte der Sonnenhitze wegen, und weil es überdem nicht taugte, angefangen in Fäulniß überzugehen; außerdem hatte ich jetzt Gelegenheit, dies vorhin unbekannte Thier zu beschreiben und einen Entwurf zur Abzeichnung desselben zu machen. Als der Schuß geschah, sah man den Büffel in die Knie sinken, aber bald sich wieder aufrichten und sieben bis achthundert Schritte weit ins Gehölz laufen. Sein Gebrüll gab auch nicht lange hernach zu erkennen, daß er nicht im Stande war, weiter zu kommen. Dies alles zusammen genommen machte einen Auftritt aus, dessen Anblick manchen Jäger entzückt haben würde.

Dieser, so wie die meisten andern Schüsse, womit wir die großen Thiere erlegten, that derjenige Hottentott, den mein Freund und vor-maliger Wirth beim Seekuhflusse mir zum Wegweiser und Wildschützen überlassen hatte. Selbst gute Jäger unter den Bauern sind genöthigt, sich vorzüglich der Hottentotten zu solchen Jagden zu bedienen, wo es darauf ankommt, die Beute zu beschleichen, weil sie in ihrem Pelzwamms bei den Thieren weniger Aufmerksamkeit, als die Christen in ihrer Kleidung, erregen. Sie lassen sich auch, wenn es nöthig ist, nicht verdrießen barfuß zu gehen, auch allmählich und leise auf dem Bauche fortzukriechen, bis sie so weit kommen, daß sie das Thier auf den Schuß haben. Wenn mittlerweile der Büffel gereizt wird, ist der Hottentott auch viel behender, der Gefahr zu entlaufen. Ich habe

selbst einmal zwei Hottentotten unglaublich geschwind davon laufen sehen, als ein Büffel ihnen auf der Ferse nachsetzte.

Die Gemüthsart des Büffels scheint jenem Ansehen zu entsprechen. Falsch und heimtückisch kann man ihn gewissermaßen nennen, weil er sich zwischen die Bäume stellt und versteckt, und lauert, bis man ganz nahe kommt, da er denn auf einmal hervorschießt und bisweilen einen Anfall thut. Grimmig kann er heißen, weil man gemerkt haben will, daß er sich nicht damit begnügt, das Thier oder den Menschen, den er überrascht, über den Haufen zu werfen und zu tödten, sondern noch länger dabei verweilt, um ihn mit seinen Klauen und Asterhufen zu zertreten, mit den Knieen zu zerquetschen, und mit den Hörnern und dem Maule zu zerfleischen und ganz von einander zu reißen, auch mit der Zunge die Haut zu zerlecken. Dies alles thut er indessen nicht auf einmal, sondern abwechselnd, indem er zwischendurch eine Strecke davongeht.

Dem Allen ungeachtet lassen die Büffel sich jagen; bisweilen aber kehren sie um und jagen den Jäger, der bei solchen Umständen lediglich auf die Geschwindigkeit seines Pferdes sich verlassen kann. Das sicherste ist alsdann, daß er eine Anhöhe hinauf reitet, weil ihr starker und schwerer Körper ihnen wie den Elephanten ein lästiges Hinderniß ist, mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit der Pferde zu wetteifern. Berg ab hingegen kommt der Büffel weit geschwinder als das Pferd fort, wovon ich selbst mehr als einmal Augenzeuge gewesen bin.

Der Büffel soll sehr higiges Geblüt haben. Man will dies daraus schließen, weil er sich in jedes Wasser ohne Unterschied wirft, sobald er warm gehegt worden. Das ist unstreitig, daß er sich oft und gern im Rothe wälzt; und aus dieser Ursache hält man dafür, daß man keinen Nutzen davon haben würde, wenn man ihn zähmen wollte, um ihn vor dem Wagen zu gebrauchen, weil er, so bald er heiß und müde wäre, sich ins nächste Wasser legen, oder vielleicht andere Streiche ausüben würde.

Mit was für Stärke einmal ein Büffel in das dichteste Gehölz gedrungen sei, habe ich oben bereits angeführt. Bei solcher Gelegenheit kommt ihm die Breite seiner Hörner zu Hülfe, womit er sich auf einmal durch die astigsten und zackigsten Büsche hindurch

drängen und zugleich die Augen schützen kann. Das Büffelfleisch ist grob und nicht sehr fett; aber saftig und von nicht unangenehmem, kräftigem und wildem Geschmack.

Die Haut ist dick und zäh, und wird von allen Landleuten zu Riemen und Seilzeug sehr gesucht. Die daraus verfertigten Riemen sind so stark, daß die damit angebundenen Ochsen und Pferde nicht im Stande sind sich los zu reißen, wenn Wölfe oder Löwen ihnen nahe kommen.

Der Laune nach waren meine Hottentotten, besonders des Abends, lustig und gesprächig, und das bisweilen im hohen Grade.

Ich hatte viel Ursache zu muthmaßen, daß mein Reisegenosse und ich nicht selten der Gegenstand ihrer Einfälle und ihres Gelächters waren. Bei dieser Ueberzeugung war es immer recht gut, daß wir ihre Sprache nicht verstanden, zumal da unser Verdruß jetzt nicht größer sein konnte, als wenn wir vermuthet hätten, daß sie blos in Gedanken sich über uns aufhielten und uns beleidigten.

Am folgenden Morgen, den 14. Dezember, setzten wir unsere Reise weiter fort. Der Buschmannsfluß, welchen wir nunmehr verließen, stand jetzt still; und ob er gleich hin und wieder sehr tief ist, hatte er jetzt doch etwas salzartiges Wasser, und man behauptete, daß er dies allzeit des Sommers habe.

Weiter nach Osten hatten wir ein mit Waldung bewachsenes Thal, durch das wir hinziehen mußten.

Am Abend kamen wir bis zum Hassagaiwalde. Die letzte Hälfte des Weges war, so wie die Gegend umher, bergig und steil; und wir sahen uns zum Destern in der Nothwendigkeit, die Räder zu hemmen, und sowohl bergauf als bergab neben unsern Pferden herzugehen und sie zu leiten.

Um Mittag kamen wir zu der sogenannten Neujahrstrift, wo das Thermometer im Schatten auf 80 Grad ($26\frac{2}{3}$ Schwedisch) stand. Auch hier war das Wasser gut und hin und wieder recht tief, wiewohl nicht fließend. Die Gegend gab einen angenehmen Anblick; denn sie war mit der oftgenannten egyptischen Sinnpflanze in Menge bewachsen. Auf diesem Gewächse fingen wir eine ungemeine Anzahl von Insekten.

Um die Abendzeit des 17. Dezember begaben wir uns wieder

auf den Weg und kamen zur Quammedackquelle. Dieser Platz ist ungefähr zwei Stunden von dem vorhergehenden entfernt. Er besteht hauptsächlich aus einem sumpfigen und jetzt zum Theil ausgetrockneten Pfuhle von ungefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser, und ist in einem ziemlich weitläufigen Bezirke die einzige Stelle, wo Wasser zu haben ist. Daher pflegt sie auch sehr häufig von wilden Thieren besucht zu werden, und noch so stark und bockartig nach Büffeln, Rhinoceros und andern Thieren, die sich darin herumgewälzt hatten, daß unser Vieh, besonders die Pferde, als sie noch einige Schritte davon waren, vor derselben zitterten. Der Durst zwang sie endlich aber doch, etwas von demjenigen zu schlürfen, was in den kleinen Pfützen, welche durch die Fußtritte großer Thiere entstanden waren, sich zusammengezogen hatte. An einer etwas höher liegenden Stelle fanden wir Spuren von einer kleinen Wasserader, um welche her wir gruben, um Wasser zu bekommen. Wir bekamen auch etwas, das zwar nicht so kräftig schmeckte, aber doch einen völlig schlammartigen Geschmack und eine bläuliche Farbe behielt und auf beiden Seiten des leinenen Tuchs, wodurch wir es feiheten, eine tief eingedrungene und gesättigte Schmutzfarbe behielt.

Gegen Abend kam eine Heerde von etwa zweitausend sogenannter Springböcke oder Luftspringer, um aus der Quelle zu trinken, neben welcher wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Ich schoß mit einer langen Büchse, welche mit drei kleinen Kauskugeln geladen war, unter sie. Ob nun gleich eine davon ein Weibchen getroffen hatte und mitten hindurch gegangen war, so daß die Leber, das Zwergfell und der eine Lappen der Lunge durchbohrt waren, lief dies Thier noch einige hundert Schritte weit recht geschwind, ehe es anfang zu wanken und endlich stürzte. Aber auch da richtete es sich wieder auf, und lief noch ungefähr hundert und fünfzig Schritt, bis es in einem Gebüsche stecken blieb, wo wir es einholten und todt schlugen. Von dem Schusse mit einer größeren Kugel würde indessen der Springbock weit eher sterben, und es nicht so lange machen, besonders wenn man eines von den größeren Blutgefäßen trafe.

Durch Jagen lassen diese Thiere sich leicht zerstreuen, und manchmal hatte ich nach kurzer Zeit nur noch zwei oder drei zu verfolgen. Sobald indessen die ganze Schaar etwas voraus ist, macht

sie Halt, kehrt sich um, und sieht ihren Verfolger an. Die Springböcke laufen sehr schnell und ein tüchtiges Jagdpferd, das viel aushalten kann, würde erforderlich sein, um sie einzuholen. Scheu sind sie nicht, sondern lassen die Jäger zu Pferde sowohl als zu Fuß oft so nahe kommen, daß sie getroffen werden können. — Das Fleisch ist wohlschmeckend und hat einen saftigern und feinern, auch wildern Geschmack, als das Fleisch der übrigen Gazellen. — Man erzählte mir sonst noch, daß, wenn in den tiefer einwärts liegenden Gegenden von Afrika sehr dürre Jahre eintreten, die Springböcke in unzählbarer Menge sich nach Süden, gegen die capischen Kolonien zu, begeben, wobei sie ihren Weg immer gerade vor sich hin nehmen, bis sie ans Meer kommen, da sie denn auf dem vorigen Wege zurückkehren, und von einer Menge Löwen verfolgt werden.

Derjenige von meinen Hottentotten, welcher am besten schießen konnte, war nebst zwei andern heute vor Tage auf die Jagd gegangen. Den einen gebrauchte er als seinen beständigen Waffenträger, damit, wenn er das schwere Gewehr nicht selbst tragen dürfte, ihm die Hände so viel weniger zittern möchten, wenn es darauf ankäme, das Wild zu beschleichen und zu schießen, oder auch durch Laufen sich zu retten. Außerdem schickte er ihn auch oft ab, um der Spur dieses oder jenen Thieres nachzuspähen. Gegen Abend kamen alle drei wieder nach Hause, und setzten sich ganz ohnmächtig bei der Quelle nieder, um sich abzukühlen. Ich fragte sie verschiedene Male, ob sie etwas geschossen hätten. Nach langer Zeit antworteten sie endlich: fehlts hier in diesen Gegenden wohl an Wildpret? und zuletzt gaben sie mir durch Umschweife zu erkennen, daß sie zwei Rhinocerosse geschossen hätten. Dies führe ich deswegen so umständlich an, weil es ein Beispiel einer gewissen Zurückhaltung ist, welche die Hottentotten, sowohl dem Zeugnisse verschiedener Kolonisten, als meinen eigenen Bemerkungen zufolge, durchgehends an sich haben. Wenn sich zum Exempel etwas merkwürdiges zugetragen hat, vermeiden sie gern, in den ersten Tagen davon zu sprechen; und wenn es endlich geschehen soll, so kommen sie auf weiten Umwegen (oder, wie die Holländer es nennen, mit einer Wendung), damit hervor. Mit der Zeitung von dem todtgeschossenen Rhinoceros war ich indessen recht zufrieden, und wünschte nur, mein Hottentotte möchte mir vorher Nachricht davon

gegeben haben, damit ich mitgehen und diese Thiere lebendig hätte sehen können. Dieser Wunsch wurde jedoch nachher verschiedene Male erfüllt.

Den 20. des Morgens früh ritten ich und mein Freund zu den beiden erlegten Rhinoceros, wir nahmen vier von unsern Hottentotten mit. Unterwegs sahen wir viele Quagga und Hirschthiere; setzten auch einigen Waldschweinen nach, besonders aber hielten wir uns damit auf, einer Schaar Elenne aufzulauern, und kamen daher erst um 10 Uhr bei den todtten Rhinoceros an.

Ungefähr um eben diese Zeit am vorigen Tage waren sie geschossen worden, und zwar hatte jedes ein einziger Schuß, mitten in die Lunge, erlegt. Sie lagen eine kleine Viertelmeile von einander, und zwar beide vorwärts auf dem Bauche und den Vorderknieen, so daß die Hinterbeine nach vorn gekehrt waren, und den Körper auf beiden Seiten stützten.

Man muß sich aber dabei vorstellen, daß das kleinste Thier von den beiden $11\frac{1}{2}$ Schuh lang und 7 Schuh hoch gewesen ist, und einen Umfang oder eine Dicke von 12 Schuh gehabt hat, wie auch, daß das Rhinoceros in Ansehung der Größe unter den vierfüßigen Thieren vom Elephanten an das dritte in der Ordnung ist.

Was meine Aufmerksamkeit zuerst und vorzüglich rege machte, war, daß die Haut dieser Gattung des Nashorns die großen Falten ganz und gar nicht hatte, die in den gewöhnlichen Beschreibungen und Abbildungen des zweihörnigten Rhinoceros diesem Thiere das Ansehen geben, als wenn es mit einem Harnische bedeckt wäre. Nur auf der Haut des kleinern ganz oben hinten im Nacken, konnte ich eine kleine Falte bemerken; aber auch diese schien mir dem Thiere nicht wesentlich zu sein, sondern jezt lediglich von seiner Lage herzurühren, da der Kopf sich gegen die Erde stemmte, und folglich etwas rückwärts gebogen hatte. Uebrigens war die Haut auf dem Rücken $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, auf den Seiten aber etwas dicker, obgleich weniger fest und dicht. Die Oberfläche derselben war rauh und schroff, ungefähr wie bei den Elephanten; aber als sie trocken war, weit härter, und überhaupt dichter und fester. Der Farbe nach war sie aschgrau, den Unterleib ausgenommen, wo sie weit weniger dick, fast ganz eben, und von gleicher Farbe als Menschenhaut war. — Das

Maul oder die Schnauze läuft nicht nur von oben und unten, sondern auch sehr merklich auf den Seiten spitz zusammen, beinahe wie bei den Schildkröten. Die Oberlippe ist etwas länger als die Unterlippe. Die Augen sind klein und liegen tief im Kopf.

Herr Immelmann wurde meines Untersuchens endlich überdrüssig, und begab sich daher zum Voraus auf den Weg nach Hause, um unter einem schattigen Baume ausruhen zu können. Um den kürzesten Weg zu nehmen, ritt er über einen mit Büschen bewachsenen Hügel. Raum aber war er oben, als ihm ein Nashorn entgegenfuhr, und er wäre von diesem großen Thiere unfehlbar zertreten worden, wenn nicht sein Pferd durch einige Seitensprünge sich und den Reiter dem Anblicke und Geruche des Nashorns geschwind entzogen hätte. Es ist zu merken, daß dieses Thier in Vergleichung mit seinem Körper kleine tiefliegende Augen hat, womit es nur undeutlich und bloß in gerader Linie vor sich hinsehen kann. Was ihm aber in Ansehung des Gesichtes abgeht, das ersetzen ihm sein feines Gehör und Geruch. Daher wird durch das geringste Geräusch das Rhinoceros aufmerksam, und sobald es dergleichen vernimmt, spitzt es die Ohren, steht still und horcht. Vor allen Dingen muß man sich hüten, ihm nicht nach der Windseite nahe zu kommen, weil es sogleich den fremden Gegenstand merkt, und denselben weiter nachspürt. Nachdem Herr Immelmann ihm mit genauer Noth entkommen war, nahm er einen Umweg, um durch ein kleines Thal auf den rechten und sichern Weg zu kommen. Er traf mich auf demselben schon an, und zwar an einer Stelle, wo ich für mich und meinen Gaul Schutz gegen die starke Sonnenhitze suchte, und meine Risse und Anzeichnungen nachsah. Er war noch ziemlich außer Athem, als er mir sein Abenteuer erzählte, und ich mißgönnte ihm gewissermaßen das Glück, das ungeheure Thier und seine Bewegungen unter der dicken Haut für so wohlfeilen Preis gesehen zu haben. Allein in der Eile hatte er selbst so wenig davon bemerkt, daß wir bald den gemeinschaftlichen Entschluß faßten, an der andern Seite die gedachte Anhöhe, wo ihn das Nashorn herunter gejagt hatte, hinauf zu reiten. Wir hofften von da das Thier auf offenem Felde ins Gesicht zu bekommen. Um aber durch unsere Ausdünstungen nicht entdeckt zu werden, wofern es ja wieder in das Gebüsch gegangen wäre, warfen wir Staub in die Luft um

dadurch den Wind genau auszuforschen, damit wir demselben gerade entgegenreiten könnten. Wir waren auch nicht weit gekommen, als mein Pferd anfang ein wenig widerspenstig zu werden, und endlich kaum von der Stelle zu bringen war, gerade so, wie es sich vorher gezeigt hatte, als ich zu den beiden todtten Rhinoceros ritt. Ich sagte meinem Gefellschafter, dies sei ein Zeichen, daß es hier ein Rhinoceros gebe. Er aber läugnete die Möglichkeit, weil es ihm nicht einfiel, daß hier deren mehrere sein könnten, und ritt mir also nach. Wir ritten weiter vorwärts, bis ich nur 15 Schritte vor mir etwas hörte, als wenn ein Thier sich leise aufrichtete. Unmittelbar darauf ragte ein Nashorn mit seinen Hörnern über einem Busche hervor. Ich war sogleich darauf bedacht, geschwind umzukehren und winkte meinem Begleiter, es auch, aber so still als möglich, zu thun. Dieser wurde der Schnauze des Rhinoceros ebenfalls ansichtig, und wir ritten langsam zurück. Allein die Pferde machten demungeachtet ein ziemliches Geräusch zwischen den abgefallenen trockenen Zweigen, womit der enge Weg zwischen den Büschen überall angefüllt war. Aus diesem Grunde ermangelten wir nicht, während des Rückzuges uns umzusehen, um mit aller Geschwindigkeit Reißaus zu nehmen, wosern das Nashorn etwa durch das Geräusch gereizt wäre und uns nachsetzen sollte. Was ich hier Wege nenne, waren nichts anderes als Gänge oder Steige, welche die Büffel und Rhinoceros durch das dichte Gebüsch und Gehölz gemacht haben. Allein unter diesen fanden sich auch manche, die vor hohen und undurchdringlichen Gebüsch aufhörten, und nirgends weiter fortgingen. Nach solchen Stellen hätten wir uns auf der Flucht leicht verirren, und daselbst vom Rhinoceros wie in einer Falle gefangen werden können. Der jetzt erzählte Vorfall machte uns indessen hernach fast jeden Busch verdächtig, weil wir befürchteten, es möchte ein Rhinoceros darin sein, und benahm uns fernerhin alle Lust, in buschigten Gegenden diesem gefährlichen Thiere so dreist nachzuspüren. Aus verschiedenen Umständen schloß ich jedoch, daß dieses Rhinoceros ein ganz anderes als das vorige, welches Herr Zimmelman in die Flucht gejagt hatte, gewesen sei, und daß es um desswillen uns nicht verfolgt habe, weil es durch unsere Behutsamkeit, diesmal gegen den Wind zu reiten, verhindert worden, uns durch den Geruch zu spüren. Ueberdem hörte es unser Sprechen und das Ge-

räuſch der Zweige wohl nicht genau genug, um auf uns loszugehen, und man konnte auch deutlich ſehen, daß es an derjenigen Seite, welche vom Winde abgekehrt war, und wo es alſo keinen Geruch bekommen konnte, ſehr vorſichtig ein hohes und dickes Gebüſche ſich zur Vormauer ausgeſucht hatte. Wie ich hernach aus dem Benehmen meines Pferdes urtheilte, ſchien daſſelbe ſchon auf vierzig bis fünfzig Schritt das Rhinoceros durch den Geruch geſpürt zu haben, obgleich der Wind von dieſer Seite nur ſehr ſchwach war.

Am 21. Dezember um 9 Uhr verließen wir den Waſſerpfuhl Quammedacka, der nunmehr ausgeleert war, und kamen um die Mittagsſtunde beim kleinen Fiſchfluſſe an, wo wir wieder unſer Lager aufſchlugen. Wir fanden hier eine Menge Springböcke, von denen zwei geſchoſſen wurden.

Zu beiden Seiten des Fluſſes war das Erdreich ſehr trocken, am meiſten aber auf der nördlichen, die mehr mit Feldſteinen beſät, und häufiger mit ſaftigen Gewächſen bewachſen war. Zwiſchendurch ſtand außer einigen Büſchen hie und da etwas verdorrtes Gras. Uebrigens ward der Erdboden ſo trocken und kahl, wie eine Landſtraße auf leimigtem Felde.

Heute ſcheuchten wir auch einen Strauß, und zwar ein Männchen, vom Neſte, welches er mitten auf dem freien Felde hatte, das indessen aus nichts weiter beſtand, als aus dem Erdboden, auf dem die Eier loſ und frei lagen. Der Strauß läßt alſo ſeine Eier nicht liegen, daß ſie von der Sonne allein ausgebrütet werden, ſondern er ſiſt ſie ſelbſt aus, zum wenigſten thut er dies in dieſem Theile von Afrika. Eben ſo erhellet aus dieſem Umſtande, daß Männchen und Weibchen abwechſelnd brüten. Die Hottentotten beſtätigen ebenfalls dieſe den Naturkundigen biſher unbekannte Sache. Thevenot hat daher Recht, wenn er behauptet, daß der Strauß in der Monogamie lebt, obgleich er der einzige iſt, der dies annimmt, und es gegen die Gewohnheit der großen Vögel ſtreitet. Die eigentliche Zahl der Eier, welche die Strauße jedesmal legen, getraue ich mir nicht genau zu beſtimmen. Derjenigen, die wir jetzt antrafen, waren nur elf; ſie waren alle friſch und ſollten vermuthlich noch mit verſchiedenen vermehrt werden. Denn ein anderes mal jagten zwei meiner Hottentotten wieder einen Strauß auf, und nahmen vierzehn Eier aus dem Neſte, von denen ſie mir

auch die meisten brachten, die übrigen aber liegen ließen, weil sie solche nicht für frisch hielten. Wahrscheinlich legt also der Strauß sechszehn, achtzehn oder zwanzig Eier. Gleichwohl kommt es mir vor, als wenn sein Körper kaum so viele möchte bedecken können. Eine Brut junger Strauße, die ich hernach in der Gegend von Rothesand bei einander sah, schien eine gleiche Anzahl auszumachen. Diejenigen jungen Strauße, welche ich schon den 16. Dezember beim Kurei-ku gefangen hatte, waren ungefähr einen Schuh hoch. Sollte man hieraus nicht den Schluß ziehen können, daß die Zeit des Eierlegens bei den Straußen in Afrika an keine gewisse Regel gebunden ist? — Vielleicht wundert man sich, wie ich versichern könne, daß es gerade ein Männchen gewesen sei, das wir vom Neste aufgetrieben haben. Hierauf antworte ich, daß man in diesem ganzen Theile von Afrika es für eine ausgemachte Sache hält, daß diejenigen Strauße zum männlichen Geschlechte gehören, die am Steiße und den Flügeln mit weißen, übrigens aber am Leibe, Rücken und Bauche mit schwarzen Federn bedeckt sind: die Weibchen hingegen nur am Steiße und an den Flügeln schwarze Federn haben, das übrige an ihnen aber durchgehends aschgrau ist. Dies stimmt auch mit anatomischen Untersuchungen, die man in Europa angestellt hat, überein. Was mich noch mehr überzeugt, daß das Männchen dem Weibchen die Eier ausbrüten hilft, ist, daß ich in dem gedachten Neste außer einer Menge schwarzer auch einige weiße Federn fand, welche während des Sitzens gewiß allen beiden ausgefallen waren. Die Natur scheint beiden Geschlechtern dieser Vögel die gemeinschaftliche Ausbrütung ihrer Eier vermuthlich darum aufgelegt zu haben, weil sie mit einem großen Körper begabt, und vor vielen andern sehr gefräßig sind, daher sie die ganze Brütungszeit hindurch bei weitem nicht so gut, als die Weibchen anderer Vögel, das gewöhnliche Fasten würden aushalten können. — Die jungen Strauße sind allerdings, wie einige Schriftsteller behaupten, mit kleinen grauen Federn bekleidet. Eben solche Federn bedecken ihnen in diesem Alter auch Hals und Schenkel, welche Theile sonst bei erwachsenen Straußen nackt sind, da hingegen der übrige Körper mit Federn prangt. Die schönsten und krausesten sitzen am Steiß des Straußvogels. In dieser Kolonie sah ich nicht, daß die Straußfedern zu etwas anderm gebraucht wurden, als die

Fliegen damit wegzujagen. Zu diesem Ende hatte man breite und lange Quäste davon zusammengebunden, womit einer oder zwei Sklaven dies Ungeziefer während der Mahlzeit vom Tische wegscheuchen mußten. — Die Hottentotten, welche alle Arten Fleisch essen, essen auch das Straußenfleisch. Die Eier aber werden von den Kolonisten und sogar in der Capstadt zu Eierkuchen und Rühreiern gebraucht. In der Wüste befanden wir uns am besten dabei, wenn wir das Gelbe von den Straußeneiern zu unserer Chokolade oder Thee mischten oder den Kaffee damit abklärten. Auf diese verschiedene Art zubereitet, lassen die Straußeneier sich freilich immer essen; kommen aber doch nicht gegen Hühnereier auf. Sie sind dicker und gröber und sättigen verhältnißmäßig weit mehr.

Der heutige Tag war sehr heiß, und ob man gleich glauben sollte, ich müßte nun gegen die Hitze abgehärtet gewesen sein, bekam ich doch heftiges Kopfweh davon. Es war mir hiebei eine merkliche Linderung, als ich im großen Fischflusse den Kopf mit fließendem Wasser waschen konnte. Zwei unserer Hottentotten klagten über ähnliche Schmerzen, wurden aber zufrieden gestellt, als sie etwas Hanf zu rauchen bekamen.

Mit dem Anfange des Jahres 1776 waren wir also in Hinterbruhntjeshöhe angekommen. Diesen Namen führt ein etwas flacher Strich Landes, der den obern Theil des kleinen Fischflusses einschließt, und von Kamdebo durch die Bruhntjeshöhen oder Berge abgesondert wird, und in Beziehung auf Kamdebo hinter denselben liegt.

Die Schneeberge auf der Nordseite von Kamdebo, haben von dem Schnee, womit sie zur Winterszeit, und die höchsten von ihnen sogar während des Sommers, bedeckt sein sollten, ihre Benennung erhalten. Sie scheinen also von gleicher Beschaffenheit, wie die Berge im Rockenlande und Bocklande zu sein, vielleicht machen sie auch mit diesen zum Theil eine zusammenhängende Kette aus. Die niedrigen von den Schneebergen werden das ganze Jahr hindurch bewohnt. Auf den höhern aber soll der Winter so strenge sein, daß er die Kolonisten nöthigt in die ebenen Gegenden von Kamdebo zu ziehen.

In und hinter diesen Gebirgen halten sich auch die Buschmänner von der wilden räuberischen Gattung auf, deren ich oben, als ich von der Lebensart und Viehzucht der Hottentotten redete,

schon einmal erwähnt habe. Diese fügen den dasigen Kolonisten unbeschreiblich viel Schaden zu, und nöthigen sie oft, Haus und Hof im Stiche zu lassen. Aus ihren Hinterhalten schießen sie bisweilen mit giftigen Pfeilen den Schäfer unbemerkt todt, treiben hernach seine ganze Heerde weg, die manchmal viele hundert Schaafse enthält, und das vornehmste und oft einzige Eigenthum des Bauern ausmachen. Was sie nicht wegtreiben können, tödten oder verwunden sie im Fliehen so viel, als die Zeit ihnen verstattet. Verfolgt werden sie vergeblich, denn sie sind geschwind zu Fuß, und nehmen ihre Zuflucht auf die steilen Berge, die sie mit fast gleicher Behendigkeit und Geschmeidigkeit wie die Paviane hinanklettern können. Wenn sie oben sind, wälzen sie große Steine auf denjenigen hinunter, der unvorsichtig genug ist, ihnen nachzusetzen. Die Nacht gibt ihnen hernach Zeit und Gelegenheit genug, auf Wegen und andern Orten, die außer ihnen Niemand kennt, zu verschwinden. Hernach versammeln sie sich wieder aus ihren Schlupfwinkeln und Klüften in Haufen von einigen Hunderten, um von Neuem zu rauben. Einer von den Pflanzern, welcher von da wegzuziehen gezwungen war, kam jetzt mit seiner Familie, seinen Diensthoten und Heerden durch Hinterbruhutjeshöhe, um sich einen neuen Wohnplatz zu suchen. Er erzählte, die Buschmänner würden von Tage zu Tage dreister und muthiger, und schienen auch, seitdem man mit Eifer angefangen habe sie auszurotten, gleichsam der Anzahl nach sich zu vermehren. Und ohne Zweifel ist auch diese heftige Verfolgung die Ursache, daß sie sich haufenweise zusammenrotten, um das weitere Vordringen der Europäer zu verhindern, welche ihnen ohnehin schon die besten Gegenden, Wohnörter und Jagdreviere genommen haben. Man führte Beispiele an, daß die Buschmänner vor nicht langer Zeit einen Bauer nebst Frau und Kindern in seiner Hütte belagert hatten, bis er sie durch Schießen habe vertreiben können. Neulich hatten sie auch einem Bauer den größten Theil seiner Schaafse geraubt, dagegen aber auch nicht lange nachher bei einer ihrer Streifpartieen eine große Niederlage erlitten. Einige Bauern, welche die Buschmänner nicht auffuchen konnten, schossen eine Seefuh, nahmen bloß die leckersten Fleischstücke davon, ließen das Uebrige gleichsam zur Lockspeise liegen, und begaben sich an verborgene Stellen, wo sie ihnen auflauern konnten. Die Waldmänner kamen mit Weib

und Kind aus ihren Schlupflöchern herunter, um die getödtete Seekuh zu schmausen. Die Bauern aber fanden sich unvermuthet wieder ein, und verwandelten den Schmaus in ein Blutbad. Und nun wurden selbst die schwangeren Weiber und die Kinder in ihrem zartesten und schuldlosten Alter von den grausamen Wirkungen des Hasses und der Rache der Kolonisten nicht verschont, diejenigen allein verschonen sie, welche sie als Sklaven brauchen können. Wird der Kolonist einen Buschmann gewahr, so setzt er sich, sein Pferd und seine Hunde eifriger in Feuer, um auf ihn Jagd zu machen, als wenn er einen Wolf oder andere wilde Thiere jagen wollte. Auf freiem Felde sind einige wenige Pflanzler allezeit gewiß, daß sie die größte Anzahl Waldmänner bezwingen werden. Denn sie halten sich in einer beliebigen Entfernung von hundert bis hundert und fünfzig Schritten, laden ihre großen Gewehre mit recht starken Schüssen, springen vom Pferde, und stützen sich nach Gewohnheit gegen den Radstoß, um sicher treffen zu können. Und alsdann durchbohren ihre Kugeln, wie man zuverlässig behauptet, bisweilen vier, fünf, wohl sieben bis acht Mann auf einmal, besonders da die Buschmänner es nicht besser verstehen, als in dichten Haufen zusammengedrängt zu bleiben. Diese können ihre Pfeile wohl ein paar hundert Schritte weit schießen, aber der Schuß ist immer sehr unsicher, weil der Pfeil auf seinem Wege in der Luft einen Bogen beschreiben muß; und wenn er auch in so weiter Entfernung trifft, ist er doch nicht einmal im Stande, dem Kolonisten durch den Hut, oder die gewöhnliche Kleidung von dickem und grobem Tuche zu dringen. Der Landdrost hat in dem Schneebergbezirke einen von den Bauern unter dem Titel eines Feldkorporals dazu bestellt, bei vorkommenden Fehden die Stelle des Befehlshabers zu vertreten, und im nöthigen Falle einige Bauern abwechselnd ins Feld zu beordern, um das Land gegen seine ursprünglichen Einwohner zu vertheidigen. An den Grausamkeiten, welche alsdann begangen werden, hat die Regierung also gar keinen weiteren Antheil, als daß sie dieselben nicht weiß, oder nicht zu wissen scheint. Allein sie hat doch durch diese Veranstaltung das Schicksal eines ganzen Volkes auf eine gar zu sorglose Art dem Gutdünken eines jeden Bauern überlassen. Denn von Leuten dieser Gattung konnte sie wohl immer mehr unbegrenzten Eigennutz und Rach-

begierde, als Schonung und menschliche Behandlung erwarten. Ich bin indessen weit davon entfernt, alle Kolonisten als Theilnehmer dieser und anderer Grausamkeiten anzuklagen; denn wenn auch einige unter ihnen sich derselben rühmten, so waren hingegen viele, die davor schauderten. — Die Buschmänner zu bessern und in Rücksicht auf die Kolonisten zu nützlicheren Menschen zu bilden, hat man zwar nicht versucht; um aber von der Gemüthsart derjenigen, die theils als Dienstboten gemiethet, theils zur Sklaverei gezwungen worden, zu urtheilen, scheint es nicht unmöglich, sie verständiger, gesitteter und besser zu machen. Vermuthlich aber werden die in Ansehung ihrer herrschenden Grundsätze sowohl als die gegen sie schon begangenen Grausamkeiten der Ausführung solcher Absichten noch viele Hindernisse in den Weg legen.

Wenn es wahr ist, was mir von einigen als zuverlässig erzählt worden, so haben die Hottentotten, welche sich vormals hinter Bruynstjesberg aufgehalten haben, mit den Christen, die dahin gezogen sind, friedlich gelebt. Sie haben sich auch dienstfertig gegen sie bewiesen, und Schaafse, die von ihren Heerden verirrt waren, ungebeten wieder an Ort und Stelle gebracht. Endlich aber hatten sie sich ganz weggezogen, und leben nun in diesen Gegenden verborgen, wie andere Buschmänner, sind aber, weil sie eine geringere Anzahl ausmachen, nicht so unternehmend als die ersteren. Da sie von Farbe etwas gelblicher sind, werden sie gleichsam wie eine besondere Nation angesehen, und haben deswegen den Namen der chinesischen bekommen. Der vornehmste Aufenthalt dieser Flüchtlinge ist zu beiden Seiten der Fischflüsse, und viele von denen, welche ich gesehen habe, sind ziemlich geschickte Sklaven gewesen. Als ich zwischen den beiden Fischflüssen umherwanderte, traf ich verschiedene Spuren ihres neulichen Nachlagers, und Stellen, wo sie Feuer gehabt hatten. Ein anderer und größerer Theil dieses gelblichen Volkes hat sich in Stämmen und Abtheilungen, die eine Art bürgerlicher Gesellschaften ausmachen, in einem über eils Tagreisen breiten Striche Landes, der von den Fischflüssen ab mehr nordwärts als ostwärts liegt, bis an einen Fluß, Namens Zomo, ausgebreitet, wo sie zum Theil Hornviehzucht treiben sollen. Verschiedene Christen sind zwar in kleinen Gesellschaften ruhig und unangefochten durch ihr Land gereist, haben aber doch um der

Sicherheit willen für nöthig gefunden, Nachts ihre Wagen zusammenzustellen und sich wie in einer Burg innerhalb derselben einzuschließen.

Das Einhorn, dies sonderbare Thier, das man wie ein vor der Stirne mit einem Horn versehenes Thier vorgestellt hat, soll von einigen Hottentotten auf der senkrecht herabgehenden Seite eines Steinfelsen in ihrem Lande eingegraben oder darauf abgezeichnet gefunden worden sein, wiewohl völlig auf die ungestalte und nachlässige Art, wie man es von einem so rohen und unausgebildeten Volke erwarten kann.

Barthema sagt von diesen jetzt fabelhaften Thieren, daß er sie in Mecca selbst gesehen habe. Er erzählt wörtlich (Ramuno Venedig 1563. p. 163.) Auf der anderen Seite des Tempels ist ein mit Mauern umgebener Hof, in dem wir zwei Einhörner sahen, die man als große Seltenheiten zeigte, und die auch wirklich Bewunderung verdienen. Ihre Gestalt ist wie folgt: das größte ist einem Füllen von dritthalb Jahren ähnlich, und hat ein Horn ungefähr drei Ellen lang auf der Stirn. Das andere war kleiner, beinahe von der Größe eines jährigen Füllens, und das Horn war vier Spannen lang. Die Farbe dieses Thieres ist wie die eines dunkeln Pferdes, der Kopf gleicht einem Hirsch, der Hals ist mittelmäßig lang und mit einigen wenigen kurzen Haaren versehen, die an einer Seite hinunter hängen, die Beine sind lang und fein wie bei einem Rehe, der Fuß vorne ein wenig gespalten, und der Huf wie bei den Ziegen. Die Beine sind hinterwärts mit vielen Haaren bewachsen, welches dem Thiere ein wildes Ansehen gibt, obgleich es von Natur zahm und sanft ist. Diese beiden Thiere wurden dem Sultan von Mecca von einem äthiopischen Könige, der sich um seine Freundschaft bewarb, als ein sehr kostbares und äußerst seltenes Geschenk zugeschiedt.

Hinterbruhntjesberg oder Hinterbruhntjeshöhe ist der nördlichste Theil der Kolonien, den ich besucht habe. Meinem Ermessen nach war er auch der schönste. Er hatte noch eine mehr wiesenähnliche Grüne, als man sonst in diesem Lande gewohnt ist, behalten, welche durch den Schatten der dornigen Milsinnpflanze begünstigt, und durch ihre vielen gelben Blumen noch mehr erhöht wurde. Die vielen prächtigen Frühlingslilien und ein besonders blutrothes parasitisches Gewächs, welches auf der hier grasreicheren und grüneren

Flur hervorsteicht, tragen zur Zeit ihrer Blüthe zur Verschönerung eines so reizenden Anblicks viel bei. Und durch ein fließendes Wasser, den kleinen Fischfluß, der sich da hindurch schlängelt, wird diese Anmuth noch weiter vermehrt. An den beiden Ufern desselben sieht man nebst Ackerland hie und da kürzlich angelegte und manchmal mit Wasserleitungen versehene Baum- und Kohlgärten, die, obgleich noch klein, dennoch mit der Zeit viel versprechen. Die Häuser sind freilich kleine simple Hütten. Dagegen sind sie aber auch mit einem lebendigen Reichthum, nämlich zahlreichen Heerden Schaafen und Kühen umgeben, und von Leuten bewohnt, die ihr hinreichendes Auskommen haben, und nicht aus Nebenabsichten, sondern mit gastfreien Armen mich und meinen aus der Wüste kommenden Begleiter aufnehmen. Die Ursache davon, daß ich hier mehr, als anderswo Fruchtbarkeit und wiesenartiges Grün antraf, ist wohl in einer mit schönen grünen und waldigen Thälern durchschnittenen Reihe von Bergen auf der Ostseite des kleinen Fischflusses zu suchen, welche die Wolken versammelt, daß sie hernach in erquickende Regenschauer auf die zu beiden Seiten des Flusses liegende Flur herabfallen. Diese größere Fruchtbarkeit lockt nicht nur vierfüßiges Wild in diese Gegend, sondern reizt auch verschiedene Arten schöner Vögel, den Strand dieses Flusses zu besuchen und in seinen Bäumen zu nisten. Doch ist dieser Distrikt auch deswegen vorzüglich fruchtbar, weil das Land durch oftmaliges Abweiden von den vielen Heerden der Christen noch nicht abgezehrt worden.

Diejenigen Kolonisten, welche eigentlich ein Hirtenleben führen, besonders die hinter Bruhntjesshöhe, leben ein bequemes und vergnügtes Leben. Ein solcher Bauer spannt gewöhnlich vor seinen Pflug oder hölzernen Bock acht oder zehn seiner fetten gemästeten Ochsen. Mit wie geringer Mühe kann er auf diese Weise nicht ein mäßiges Ackerfeld bestellen? da er gewöhnlich einer reichen Ernte von einem noch nicht ausgemergelten und allezeit dankbaren Boden versichert ist, spielt er nur mit der Ackerbestellung, mittlerweile ein anderer Ackermann schwitzen und ein Sklav sein muß, um sich die nöthigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Durch hinlänglichen Ackerbau und weitläufige Viehweiden ist er im Stande, eine zureichende Anzahl Pferde zu halten, die oft blos dazu gebraucht werden, einige wenige Tage hindurch seinen Ge-

treidevorrath auszutreten. Ohne die geringste Beschwerde, vielmehr mit Vergnügen sieht er seinen Reichthum, das ist seine Heerden vermehren sich täglich ansehnlich. Ein oder ein Paar Hottentotten führen sie auf die Weide und wieder zurück, das Buttern verrichten diese Leute auch, so daß das Melken fast das einzige ist, wobei der Bauer, seine Frau und seine Kinder Hand anlegen dürfen; und auch zu diesem Geschäfte hat er nicht nöthig, sich vor 7 oder 8 Uhr aus dem Bette zu heben. Bei aller dieser Gemächlichkeit kann er, ohne etwas Wichtiges zu versäumen, sich einen Mittagschlaf erlauben, welchen die Hitze des hiesigen Klima viel angenehmer als in mehreren nördlichen Gegenden macht.

Den 5. Januar ritt ich mit zwei Bauern auf die Jagd. Unsere vornehmste Absicht war auf das t'Gnu gerichtet. Wir fanden hier große Heerden dieser Thiere und schossen ein Männchen mitten durch den Leib, das aber nichts desto weniger, obwohl taumelnd, zwischen achtzig und hundert Schritt weit davon lief, ehe es stürzte. Da wir diesmal geschwinde Jagdpferde hatten, konnten wir einen von den Haufen t'Gnu vorbeireiten, auseinander jagen und den Vorsprung vor einem Kalbe gewinnen, das wir lebendig mit nach Hause brachten. Und dies Kalb ist es, mit welchem ich die oben angeführte Zergliederung vornahm. Die Höhe desselben war 2 Fuß und die Länge von den Ohren bis zum Schwanz betrug ungefähr eben so viel; der Schwanz war $\frac{1}{2}$ Fuß lang, auf allen Seiten sehr haarig und an der Spitze mit weißen, etwas pferdehaarartigen Haaren besetzt. Die Hauptfarbe dieses Kalbes war sehr bleich oder hellbraun; der Bauch weiß, das Maul schwarz; um die Augen war eine schwarze Stelle; die Ohren hatten auch etwas Schwarzes; die Stirn war dunkelbraun, die Mähne etwas pferdehaarartig und schwarz; 2 Zoll lang; an den Seiten waren eben so lange Halshaare, die an den übrigen Stellen nur halb so lang sind; der Bart fiel mehr ins Graue oder Helle, als der übrige Körper. Ich hatte vorhin schon ein anderes zahmes Kalb von gleicher Größe untersucht, das dem Gouverneur zum Geschenke bestimmt war; man befürchtete indessen, daß sowohl dies als einige Hirschthierkälber, die man aufzuziehen suchte, sehr leicht von der Tollheit oder Raserei befallen wurden. Das Geschrei dieser t'Gnukälber war bisweilen Onje und bisweilen

Nabend, welches mit dem Nonje (Jungfer) der Kolonisten, und ihrem zusammengezogen ausgesprochenenen Geede Avond (guten Abend) viel Aehnlichkeit hat, so daß man es im Dunkeln sehr leicht irriger Weise für das Rufen eines Kindes oder einen Gruß halten konnte. Der Braten von einem noch zarten t'Gnuakalbe war fast zu weichlich.

An dem genannten Tage schossen wir auch eine Quagga, die binnen wenigen Stunden von Raubvögeln, nachdem sie ihrer Gewohnheit nach mit den Augen den Anfang gemacht hatten, beinahe ganz aufgefressen wurde.

Den 21. Januar reiseten wir von Hinterbruchntjeshöhen ab und kamen des Nachmittags beim großen Fischflusse an. Hier lagerten wir uns, um unser Glück auf der Jagd der Seekuh oder des Hippopotamus zu versuchen.

Bei unserer Ankunft am Fischflusse fanden wir daselbst einige Bauern aus demselben Distrikte, den wir jetzt verlassen hatten. In ihrer Gesellschaft war auch ein Ackermann, oder eigentlich sogenannter Kornbauer aus der capschen Gegend dahin gekommen. Ihn trafen wir zuerst, und zwar wie er unter einem schattigen Baume an der Seite einer im Sommeranzug gekleideten Schönen schlief. Kein Wunder, daß ein so seltener und romanhafter Anblick in einer Wüste alle Vorstellungen von Einöde und Wildheit plötzlich aus unsrer Seele vertrieb. Unser wollüstiger Kornbauer und seine reizende Frau erzählten, daß sie seitdem sie ihre Anverwandten hinter Bruchntjeshöhe besucht, und daselbst ein halbes Jahr lang die Süßigkeiten des Hirtenlebens, verglichen mit den Mühseligkeiten des Ackermanns und Weinpflanzers erfahren, alle Lust zu ihrer bisherigen Lebensart verloren hätten, und nun Willens wären, ihren Weinberg, ihren Hof und ihr Ackerland, das sie näher nach Cap besäßen, zu veräußern und irgendwo in der hiesigen Gegend eine zur Viehzucht taugliche Stelle auszusuchen.

Unsre Unterredung über diesen Gegenstand wurde durch die Ankunft eines andern Bauern und eines kleinen Knaben, die zu der oben erwähnten Gesellschaft gehörten, unterbrochen. Diese erzählten, es hätte sich so eben ein wildes Thier, vermuthlich ein Tiger, zu einen von den Hunden geschlichen und ihn todt gebissen, während dessen er aus dem Flusse

getrunken, und zwar gerade auf der Stelle, wo sie beide vorhin sich gebadet hätten, und wo sie erst vor einer halben Minute von ihrem Mittagschlaf aufgestanden wären. Sie sowohl als wir hatten blos ein kurzes Geschrei des Hundes gehört, worauf er sogleich völlig todt gefunden wurde. Vermuthlich hat also das Raubthier anfänglich dem kleinen Knaben aufgelauert, um ihn, wie er es auch mit dem Hunde gemacht hatte, erst hinterlistiger Weise zu tödten, und dann nach einer kleinen Weile wiederzukommen und ihn fortzuschleppen. Dieser Vorfall setzte uns indessen sogleich in Bewegung und brachte uns unters Gewehr. Wir hetzten einen Haufen Hunde in das Gehölz nahe beim Flusse, wo das Raubthier sich noch verborgen hielt; und wir selbst postirten uns rund herum. Die Hunde, welche sehr eifrig der Spur nachliefen, jagten den Tiger bald heraus, und zufälliger Weise so, daß er nur vierzig bis fünfzig Schritte von dem geschwindesten Schützen unter uns allen entfernt war. Dieser war ein alter Bauer, ein kleiner Kerl, der den Tiger, wie er eben einen starken Satz that, schoß. Die Kugel hatte, wie wir hernach fanden, den obersten Rand des Afters getroffen, war in die Länge durch den ganzen Leib gefahren, und endlich zum Maule wieder hinaus gegangen, denn ein großer Theil des Bodens des Mauls war weg, und der übrige Theil dicht bei den Vorderzähnen blutete noch, doch so, daß diese letztern nicht im Mindesten beschädigt waren; ob dieser Umstand sich aus einer besondern Stellung, in der das Thier gerade damals gewesen, oder daraus erklären läßt, daß die Kugel des dafelbst gefundenen Widerstandes wegen von ihrer schnurgeraden Fahrt abgewichen ist, weiß ich nicht.

Diejenigen Thiere, welche ich mit den Kolonisten hier in Afrika Tiger nenne, sind von der Gattung, welche bei Buffon unter dem Namen des Panthers und Leoparden abgebildet sind. Zu Cap habe ich auch einige Felle von Buffons Unze gesehen, welche einige Kolonisten von dem hier zu Lande sogenannten Tiger unterschieden, und mit dem Namen Leopard bezeichneten: der Erzählung dieser Leute zufolge hält er sich am liebsten in Gebirgen auf, ist nicht so häufig anzutreffen, auch nicht so dreist und muthig, dagegen falscher und heimtückischer, als der am Cap gewöhnlich so genannte Tiger, oder Buffons Pantherthier, mit dem die Unze übrigens gleich groß aber nicht so schön ist; ihr Fell wird auch nicht so gesucht, weil es langhaariger, zottiger,

nicht so fleckig, auch nicht so glänzend ist. Beide Arten lassen sich indessen leicht fangen und zu Tode setzen, wenn sie einmal mit sechs bis acht gewöhnlichen Hunden zu thun bekommen. Bei einem einzigen Bauer zu Ganzekral sah ich gegen fünfzehn Felle von sogenannten Tigern, die in einer Zeit von drei Jahren von den gewöhnlichen Hoshunden getödtet waren; bisweilen hatte aber doch ein und der andere von den Hunden das Leben dabei zusetzen müssen oder war wenigstens stark und vielfältig verwundet worden.

Man erzählte, daß einmal ein Hirt auf dem Felde zwischen den Tigerbergen und der Stadt Cap einen Tiger, der ihn angefallen, und mit dem er lange auf der Erde gerungen, seiner schweren Wunden ungeachtet glücklich bezwungen habe.

Sogleich nach Mittag reiste die gedachte Jagdgesellschaft ab, und ungefähr eine Stunde vor der Dämmerung kam ein Schwarm Kaffern an. Sie waren uns schon bis auf dreihundert Schritt nahe, als wir sie zuerst entdeckten. Ihrer waren ungefähr hundert, alle Männer, und jeder mit einigen Fassagaien und einem Paar Kirries bewaffnet. Sie rückten gerade auf unsern Wagen los, nicht mit dem nachlässigen Gange des Wandersmanns, sondern mit abgemessenen Schritten, und noch dazu, als sie uns näher kamen, mit einem angenommenen Stolze in ihren Geberden. Kein Besuch konnte uns an diesem Orte unermutheter und beunruhigender sein. Einige meiner Hottentotten wurden auch merklich darüber bestürzt, und ich und mein Begleiter kamen in Verlegenheit, wie wir diese Leute empfangen sollten, um nicht Heuppenars oben erzähltes Schicksal zu haben. Meine Hottentotten waren an Anzahl zu geringe, und auch zu feig, als daß ich mich auf sie hätte verlassen können. Diejenigen von ihnen, welche Buschmänner, und beim Sonntagsflusse zu Hause waren, hätten vielleicht unsern Wagen mit plündern helfen; und wer weiß, ob sie nicht mit einigen Buschmännern, die jetzt im Dienste und der Gesellschaft der Kaffern waren, in einem geheimen Verständnisse standen. Sie hatten wenigstens schon lange auf meine Abreise aus Hinterbruyntjeshöhe gedrungen; und hernach bekam ich Veranlassung zu glauben, daß dieser Besuch von den Kaffern nicht von ungefähr geschehen, sondern die Folge eines Auskundschaftens bei mir durch Hottentotten hinter Bruyntjesberg war. Jetzt hatte ich indessen nicht Zeit, der-

gleichen Betrachtungen anzustellen; ich fürchtete nur, meine Leute möchten durch das geringste Zeichen von Feigheit oder Ungehorsam die gewöhnliche Dreistigkeit und den Muth der Kaffern erwecken. Zwar wußte ich wohl, daß mein Reisegesellschafter und ich als Reiter ihnen ebensogut, als diejenigen, welche Heuppenar's Tod rächten, allein gewachsen sein würden; aber wir hatten gegenwärtig keinen Augenblick zu versäumen, noch weniger Zeit unsere Pferde von der Weide zu holen. Ich stimmte daher sogleich den höchsten Ton an, der mir möglich war und den Umständen gemäß schien; zumal da ich vorher erfahren hatte, daß man dadurch manchmal Indianer wie Kinder in Schrecken gesetzt habe. Ich fing bei meinen eigenen Hottentotten an, und schwur ihnen mit dem tönendsten und schrecklichsten Eide, den ich auf holländisch hervorzubringen vermochte, denjenigen von ihnen, der ohne meine Erlaubniß sich von der Stelle bewegen, oder seinen Mund gegen die Kaffern aufthun, oder sonst nicht auf den kleinsten Wink meinen Befehlen gehorchen würde, sogleich vor den Kopf zu schießen. Herr Zimmelman, der noch eine Hand voll Kaugummi oben auf die Ladung in eine ungewöhnlich lange Büchse schüttete, sprach bisweilen mit mir, als von einer entschiedenen und leichten Sache, daß er damit auf einen einzigen Schuß den ganzen Haufen Kaffern, wenn sie sich feindlich beweisen würden, tödten könne; und um eine so ungereimte Prahlerei wahrscheinlich zu machen, versäumte er nicht eine Menge Hofuspokus zu machen. Unterdessen, daß nun dieser mit seinem langen Gewehre in den Augen der Kaffern ohne Zweifel eine fürchterliche Figur schien, und ich mich mit meiner Büchse und der trotzigsten Miene, die ich annehmen konnte, bewaffnete, rückten die Kaffern in einen zusammengebrängten Haufen, mit drei Anführern an ihrer Spitze gegen uns. Einer von ihnen, ein Hottentotte, der den Dolmetscher vorstellte, schien seine Stimme zu einer langen Rede aufheben zu wollen; allein ich verrückte ihm mit einigen rauh in die Ohren gellenden schwedischen Wörtern, und, daß ich ihm den Rücken zuehrte, das Concept. Diese stolze und unhöfliche Begegnung, welche jeden andern, als Hottentotten und Kaffern, hätte aufbringen müssen, schlug im Gegentheil ihren Troß so sichtbar nieder, daß sie hernach wie artige oder gefechte Schulknaben da standen, und meine Fragen erwarteten, die wir denn auch unserm Dolmetscher in unserm Namen

als der vornehmsten Söhne der Compagnie ihnen vorzulegen befohlen. Diese Fragen gingen dahin: von welcher Nation sie wären? woher sie kämen? wohin sie gedächten? und mehr. Sie auf diese Art zu befragen, dazu rief ich Jean Schroper, den besten und brauchbarsten Kopf unter meinen Hottentotten, auf. Ich hatte das Vergnügen, ihn wie einen Blitz kommen zu sehen: ein Gehorsam, der bei den Kaffern hohe Begriffe von unserm Ansehen und unserer Macht erregte. Allein seine noch höhern Begriffe von diesen Leuten und seine Furcht vor ihnen machten, daß er am ganzen Leibe so heftig zitterte, daß es ihm am Sprechen hinderlich war. Diese unvermuthete Feigherzigkeit schien mir meinen ganzen Plan zu verderben. Theils also aus Verdruß, theils um die Ursache seines Zitterns zu verdecken, drohte ich ihm auf das stärkste und redete ihm recht heftig zu. Ich bin indessen ungewiß, ob nicht die Kaffern scharfsichtiger waren, als ich wünschte. Mittlerweile hesteten einige von ihnen mit Lachen die Augen auf ihn. Als hernach der Dollmetscher der Kaffern verschiedenemal im Begriff war, sich mit meinem Hottentotten in ein besonderes Gespräch einzulassen, verhinderte ich solches allezeit. Die Antwort, welche uns die Angekommenen geben ließen, bestand übrigens darin: sie wären Kaffern vom Konapsflusse, und bloß in der Absicht hierher gekommen, uns zu treffen und zuzusehen, ob wir viel Eisen und Messing mitgebracht hätten, das sie gegen ihr Vieh eintauschen könnten; denn sie wüßten durch Gerüchte, daß wir aus fremden Gegenden gekommen wären und uns in diesem Distrikte lange aufgehalten hätten. Ihr vorgeschlagener Tauschhandel kam mir inzwischen sehr verdächtig vor, weil sie kein Stück Vieh mitgebracht hatten, und dasjenige, welches ihre Vieh Jungen mitgebracht, bloß in einigen milchenden Kühen und jungen Ochsen bestand, auf welche sie einen ungewöhnlich hohen Preis setzten, und das sie vermuthlich nur zu ihrem Unterhalte auf ihrem Zuge bestimmt hatten. Damit sie sich nicht ungeheißer niedersetzen möchten, eilte ich durch die Dolmetscher ihnen andeuten zu lassen, daß sie meine Erlaubniß hätten, sich zu setzen, unterdessen daß ich ihren Handelsvorschlag beantworten würde. Sie setzten sich in eben der Ordnung nieder, in welcher sie gekommen waren, nämlich die drei Anführer vorn vor den übrigen. Nichtsdestoweniger fragte ich sie, wie viele von ihnen Capitaine oder

Oberhäupter seien; und als die Vordersten als solche angegeben wurden, gab ich jedem von ihnen ein gutes Stück Tabak, mit dem Beifügen, daß die Söhne der Compagnie auf diese Art ihre Freunde, die Kaffernhauptleute, bewirthen wollten, daß wir aber in diesem Lande schon an andere Freunde unter den Kaffern unser Eisen und Messing vertauscht hätten, daß ich indessen glaubte, sie hätten ihre Reise dennoch nicht vergeblich gethan, wenn sie in Hinterbruhntjeshöhe ansprächen, wo sie von den Bauern sehr viel von diesen Waaren würden bekommen können. Als sie sahen, daß es etwas einbrachte, Capitain zu sein, und daß man es sein müsse, um Tabak zu bekommen, stellten sie mir noch verschiedene andere aus dem Haufen ebenfalls als t'Ku-t'Koi oder Hauptleute vor, und forderten für dieselben Tabak. Als aber dieser Versuch mißlang, lachten sie selbst die, welche sie jetzt eben als Capitaine präsentirt hatten, herzlich aus, und bezeugten auch keine Lust, meinem Vorschlage zufolge, ihnen von meinem geschenkten Tabak etwas abzugeben. Um aber die wirklichen Oberhäupter bei guter Laune zu erhalten, gab ich ihnen nachher auch eine Hand voll trockenen Hanf, den sie als ein kostbares Geschenk annahmen, zu ihrem Tabak mischten und mit vielem Appetite, während wir mit einander sprachen, rauchten. Ihre Tabakspfeife, die nur unter den Anführern herumging, bestand aus einem mehr als zwei Ellen langen Pfeifenstiele, wovon drei Vierteltheile in der Mitte ausgehöhlt waren; da wo diese Höhlung unten im Stiele aufhörte, war ein drei Zoll langer, aber ganz dünner Pfeifenkopf eingesetzt und mit einem Bande befestigt, auf ähnliche Art wie das Tau, welches den Mast festhält: aus dem kleinen Kaliber des Kopfes konnte man schließen, daß diese Kaffern in Vergleichung mit den Hottentotten schlechte Schmaucher waren. Als sie von unserer bevorstehenden Seefuhjagd und dem seltenen Aufenthalte, auch der Schüchternheit dieser Thiere in der hiesigen Gegend hörten, sagten sie, daß man dieselben um den Monapfluß am hellen Tage aus dem Wasser hervorkommen und auf ihren Fluren nicht nur schlafen, sondern auch weiden sehe, und zwar ihnen zur Beschwerde, in eben der Menge, als hier um den Fischfluß kleine Steine lägen. Dies war freilich ein morgenländisches Gleichniß der ersten Größe; allein ich glaube wirklich, daß diese Thiere um den erwähnten Fluß zahlreich genug sein mögen und am lichten

Tage auf dem Lande weiden und schlafen; denn wegen ihres Mangels an Schießgewehren müssen diese Leute wohl jenen starken und großen Thieren weichen. Als es dunkel wurde, standen die Kaffern auf, und gingen ohne die geringste Ordnung und ohne Abschied nach einem großen Gebüsch, einen Flintenschuß weit von uns, und zündeten daselbst ein großes Feuer an, bei welchem sie sich lagerten. Nach einer Weile hörten wir bei ihnen ein gräßliches Gebrüll. Wir vermutheten sogleich, und zwar ganz recht, daß es von einem Stücke Rindvieh kommen müsse, das man schlachtete. Herr Immelmann und ich liefen geschwind dahin, und fanden die Kuh auf der linken Seite, das linke Vorderbein über den Kopf gespannt, an der Erde liegen. Mehr als dies Bein so zu spannen oder zu schnüren, schien es nicht zu bedürfen, um das Vieh festzuhalten; denn es lag ziemlich still, ob es gleich noch lebte, mittlerweile fünf oder sechs Leute dabei standen und mit ihren Hassagaien ihm den Magen, welchen man durch eine zu diesem Ende unterhalb der Brust gemachten Oeffnung herausgezogen hatte, zerrigten. Ob diese Art zu schlachten auch bei irgend einem andern Volke üblich ist, weiß ich nicht. Grausam ist sie gewiß; indessen lief dieses Geschäft nicht ohne lautes Gelächter, und wie es schien, nicht ohne Scherz ab. Lange dauerte dieß Schlachten aber doch nicht; sondern so viel wir abnehmen konnten, hörte die Marter zwei Minuten, nachdem man den ersten Schnitt gethan hatte, nebst dem Leben auf. Sogleich hernach schritt man dazu, mit Hülfe der Hassagaien die Haut stückweise abzuziehen, und zwar in größeren oder kleineren Striemen von allerhand Gestalt. Diese werden ebenfalls gegessen, wie ich nachmals von einem meiner Hottentotten erfuhr, der den Tag darauf gegen Tabak sich ein gebratenes Stück davon erhandelt hatte und hinzusetzte, daß ein Stück Kuh- oder Ochsenhaut, wenn es gut zubereitet, nämlich zuerst in Wasser und hernach in Milch gekocht worden ein leckeres Gerücht sei. — Während wir dem Schlachten zusahen, bemerkten wir auch, daß alle Spieße und Hassagaien, außer denen, die beim Schlachten gebraucht wurden, vor dem einen von den drei Anführern neben einander gestellt waren. Dieser fing jetzt an, denjenigen, welche das Feuer schürten, sehr ernsthafte Befehle zu ertheilen, und sie gehorchten ihm auf die unumschränkteste Art. Dies schien zwar auf unsere Anwesenheit nicht den

geringsten Bezug zu haben; weil es aber sonst schon ganz finster war, hielten wir es für rathsam, nicht lange zu verziehen. Wir waren kaum zu Hause, als der Dolmetscher nebst einigen Kaffern kam, um unsern Kessel zu leihen. Unsere Hottentotten verdolmetschten uns dies mit vieler Besorgniß und dem Zusatze, daß die Kaffern was sie borgen gern behielten, oder daß man sich mit ihnen in Handel einlassen müsse. Da dieß Gefäß wirklich ein Kleinod für uns und mithin auch für unsere Hottentotten war, um kochen, oder Fett schmelzen zu können, und die Kaffern der Versuchung, ihn zu behalten, vermuthlich nicht widerstanden hätten, dachte ich, es sei der erste Verstoß mit ihnen ebenfogut als der letzte. Inzwischen versuchte ich durch eine höfliche Antwort allem Unfrieden vorzubeugen, und ließ ihnen sagen, daß, wenn die Söhne der Compagnie zwei Töpfe hätten, ihre Freunde, die Kaffern, den einen davon gewiß hätten erhalten sollen; jetzt aber wären wir hungrig und wollten diese Nacht unser Essen kochen. Ich ließ noch hinzufügen, daß es eine Kunst sei, in unserem Topfe zu kochen, wenn man das Essen nicht verderben wollte; ich würde daher morgen ihr Fleisch selbst zurechten lassen, sobald sie es meinen Hottentotten zuschicken wollten. Mit diesem Bescheid ließen sie sich zwar abspesen, wir waren aber nichts desto weniger ungewiß, ob es ihnen nicht einfallen könnte, in dieser Nacht, wie ehemals auf den unglücklichen Heupenar eine Menge Wurfspieße regnen zu lassen. Wir verschanzten daher den hintern Theil des Wagens mit Fellen, Häuten von Thieren und unsern Satteln und umgaben uns auf den Seiten mit Bündeln, Papier, Kleidungsstücken und Stücken getrockneter Rhinoceroshaut, wie mit Schilden. An jedem Ende des Wagens legten wir zwei Büchsen, die Mündung nach außen gekehrt, zurecht, so daß wir sogleich beim ersten Angriffe vier Schüsse thun konnten. Um den Feind so viel mehr in Furcht und Schrecken zu setzen, waren wir jetzt sowohl, als bei der gestrigen Ankunft der Kaffern bereit, nöthigen Falls Pulverhörner und große Päckchen Pulver in's Feuer zu werfen, welches wir etwa neun Schritte von uns unterhielten. Wir würden auch sehr bald eine Menge Schießpulver los in die Taschen haben schütten können, um damit aus unsern Gewehren ein desto schnelleres, obgleich noch lässigeres Feuern und Knallen zu unterhalten, und dadurch den Feind zu schrecken und seine Annäherung zu verhindern. Unsere

Pferde und Ochsen, die nach Gewohnheit um den Wagen festgebunden waren, dienten uns auch als eine Art Befestigung; und besonders konnten wir erwarten, daß uns die Pferde durch ihr Scheuwerden eine gute Warnung geben würden. Wir schloßen also getrost und sicher ein. So lieb es uns auch gewesen wäre, eine unterhaltende Erzählung von einem Gefechte mit den Kaffern mit nach Hause zu bringen, und so sorgfältig unsere Vertheidigungsanstalten getroffen waren, so war es uns doch jetzt am angenehmsten, daß wir von den Feinden nicht beunruhigt wurden. Ähnlichen Argwohn muß man aber doch gegen solche Barbaren in dergleichen Fällen immer hegen, und ähnliche Maßregeln der Vorsicht ergreifen, weil man von der unter ihnen allgemeinen Falschheit und Mordbegierde gar zu viele Beispiele hat.

Noch neulich habe ich von Herrn Zimmelman in einem Briefe vom Cap vom 25. März 1781 die Nachricht erhalten, daß die Kaffern kurz vorher in den von den Christen bewohnten Gegenden noch ärger als vorher alles verheert haben. Unter andern hat Printslloo, mein alter biederer und erster Wirth hinter Bruhntjesberg, sein neues Haus von diesen wilden Leuten müssen einäschern sehen, nachdem er von allen seinen großen Rinderheerden nur sechs Ochsen retten konnte. Eine Frau Namens Kötßen hat ihrer Verfolgung mit genauer Noth entgehen können, und noch dazu eins ihrer Kinder, das sie mit sieben Fassagastichen durchbohrt hatten, im Stiche lassen müssen. Der Verlust der Christen an Vieh wird auf 21,000 Stück angegeben, von dem Vieh der Kaffern hat man dagegen nicht ein Drittheil so viel habhaft werden können. Die Anführer der Kaffern sind die Capitaine Mosa und Koba gewesen; ich weiß nicht gewiß, ob diese beiden zu denjenigen gehören, die uns jetzt besuchten, denn ich habe vergessen die Namen der letzteren aufzuschreiben, kann mich also derselben nicht zuverlässig erinnern. — Nach Mitternacht regnete es unter Donner und Blitz. Am folgenden Morgen um 10 Uhr zog der ganze Schwarm der Kaffern, ohne im geringsten Abschied zu nehmen, wieder ab. Sie richteten ihren Weg darauf nach Hinterbruhntjeshöhe, und begegneten unterwegs drei Bauern, nämlich Jakob Pottgünter mit seinem Sohne Philipp und seinem Schwiegersohne Franz Labeskanje, die der Abrede gemäß nebst drei Hottentotten kommen sollen, um meine Gesellschaft

zu verstärken, damit wir die Seekühe so viel besser möchten schießen können. Da den Kolonisten aller Handel mit den Hottentotten und Kaffern streng verboten ist, und die drei jetzt genannten außerdem von der Absicht der Kaffern sehr gegründete argwöhnische Vermuthungen hegten, auch glaubten, daß sie wenigstens durch ihre Ankunft ihre zu Hause gebliebenen Angehörigen sehr in Schrecken setzen könnten, widerriethen sie es ihnen zuerst freundschaftlich, und hernach, was bessere Wirkung hatte, mit der Bedrohung, wofern sie nicht sogleich ihres Weges zögen, mit ihren Schießgewehren eine große Niederlage unter ihnen anzurichten, was sie auch, weil sie zu Pferde waren, ohne Gefahr hätten bewerkstelligen können.

Dem äußerlichen Ansehen nach fand ich übrigens diese Kaffern nicht so durchgängig groß als die Gonaquahottentotten. Diejenigen Kaffern, die ich dorten sah, waren auch bei weitem nicht so sehr mit Messing und Korallen geschmückt; indessen waren sie nicht weniger stark und mannhaft.

Während ich auf die Ankunft jener drei Bauern wartete, und hier nichts Vorzügliches aus irgend einem Reiche der Natur vorhanden war, das unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen konnte, nahm ich mir vor, in der Erde nach Alterthümern zu graben. Schon das vorige mal hatte ich während meines Aufenthalts beim großen Fischflusse ziemlich große und von sehr großen Steinen zusammengelegte Steinhaufen, die größer waren, als die ich in der Gegend des Krafelsflusses angetroffen hatte, bemerkt. Sie waren 3, 4, bis $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und die Grundfläche hatte 6, 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Sie standen 10, 20, 50, 200 und noch mehr Schritt von einander, aber allezeit zwischen zwei gewissen Windstrichen, folglich in geraden und untereinander allezeit parallel laufenden Linien. Ich fand hier auch sehr viele, und wußte, daß sie dem Zeugnisse der Kolonisten gemäß auf diese Art verschiedene Tagreisen weit von Norden durch unbewohnte Gefilde bis in die sogenannten chinesischen Ebenen (Sneese-Vlaaktens) sich erstreckten, wo sie in noch mehr parallel laufenden Linien vorhanden sein sollen. Man sieht daher diese Denkmäler als unwidersprechliche Beweise an, daß hier ehemals Völker sich aufgehalten haben, die mächtiger als die Hottentotten und Kaffern waren; denn die Begräbnißbräuche und andere Sitten, vor allen Dingen aber

die unbeschreibliche Faulheit dieser beiden Nationen kennt man zu gut, als daß man ihnen dergleichen weitläufige, und wie es scheint unnütze Werke zuschreiben könnte. Den 30. reiseten wir zum kleinen Fischflusse, in der Hoffnung, daß da die Seefuhjagd besser glücken werde.

Am Tage darauf jagten wir Elenne. Zuletzt trafen wir in diesen öden Gegenden einen jungen Bauer aus dem Kamdeboschen Distrikte, der nebst einem Sklaven und zwei seiner Hottentotten hierher gereiset war, um sich einen bequemen und vortheilhaften Wohnplatz auszusuchen, und hier mittlerweile an den besten Stücken eines von ihnen erlegten Büffels sich pflegte. Der von diesem Manne uns gegebenen Anleitung zufolge suchten wir drei Rhinoceros auf, nämlich ein Weibchen mit einem halberwachsenen Jungen, und ein Männchen, das beträchtlich größer, als das Weibchen und das größte von allen Rhinoceros, die ich gesehen habe, war. Dieses letztere traf die Kugel eines Hottentotten in den Vorderbug; hiedurch wurde es gereizt und rannte aus dem Gebüsch in das freie Feld, wo alle mit Pferden versehenen Jäger ihre Posten genommen hatten, und sich jetzt so in Schrecken setzen ließen, daß sie die Flucht ergriffen. Der größte Großprahler unter uns war der erste, welcher den anderen das Beispiel zur Flucht gab, und der letzte welcher wieder umkehrte, um das hinkende Thier zu verfolgen, da es denn bald zu einer andern Seite sich wandte, und auf diese Weise durch Hülfe eines dichten Gehölzes entkam. Einer von meinen Hottentotten, der eigentlich unser Fuhrmann oder Kutscher war, den ich aber ein wenig zum Schützen abgerichtet und jetzt mit einer Flinte versehen hatte, wurde ebenfalls beschuldigt, daß er bei dieser Gelegenheit mehr darauf bedacht gewesen sei, sich zu verkriechen, als zu schießen. Wie ich ihm nun deswegen seine Flinte nahm und einem von den Buschmannhottentotten gab, schien er zwar keinen Verdruß merken zu lassen, aber doch die Strafe so viel schmerzhafter zu empfinden, da er von der Zeit an, obwohl ganz unbewaffnet, viel Muth und Thätigkeit bewies, und dadurch des Abends in Gefahr kam, von einem anderen Rhinoceros zertreten zu werden. Wir ließen übrigens nunmehr unsere Pferde stehen, um nebst einigen von unsern Hottentotten zu Fuß dem verwundeten Rhinoceros auf der Spur zu folgen. Dies Nachspüren setzten wir eine halbe Stunde fort. Am Abend ritten wir zu unsern Wagen zurück; der größte

Theil der Hottentotten kam aber erst den folgenden Morgen zu Hause, nachdem sie einen jungen Büffel geschossen hatten.

An eben diesem Abend fanden zwei unserer Hottentottenjäger ein Rhinoceros auf der rechten Seite liegen und so hart schlafen, daß es nicht aufwachte, unerachtet sie zufälligerweise ein nicht geringes Getöse durch das Zusammenstoßen ihrer Flintenläufe gemacht hatten. Sie waren nur drei bis vier Schritte von ihm entfernt, als sie seiner im Gebüsche zuerst ansichtig wurden, und von hinten auf dasselbe zukamen. In der ersten Bestürzung legten sie sogleich an, als sie aber fanden, daß es davon nicht erwachte, nahmen sie einen Umweg um einige Büsche, um die Mündung ihrer Gewehre dem Thiere vor den Kopf zu halten, und die Kugeln ihm in's Gehirn jagen zu können. Weil es aber dem ungeachtet hernach noch einige starke Bewegungen machte, besorgten sie gleichwohl, es möchte von seiner Betäubung oder Ohnmacht wieder zu sich selbst kommen; deswegen luden sie von neuem und gaben ihm einige Schüsse in die Brust. Als ich am andern Tage das gestern geschessene Rhinoceros zergliedern und genauer betrachten wollte, fand ich, daß die gedachten beiden Hottentotten das Eingeweide sogleich nach dem Tode herausgenommen hatten, um das Fleisch desto besser vor Fäulniß zu bewahren. Indessen war ich doch im Stande, an der Leber zu sehen, daß diese Art Thiere keine Gallenblase haben (?), ein Umstand, den einer von unserer Jagdgesellschaft mir hatte streitig machen wollen.

Einer meiner Waldhottentotten, dem von uns befohlen war, bei der Zerlegung des Rhinoceros den andern behülflich zu sein, setzte uns durch sein Ausbleiben in große Verlegenheit. Er hatte sich nämlich, statt zu thun, was ihm aufgetragen war, lieber zu dem vorher geschessenen Elenuthiere, begeben, weil die Hottentotten auf die Sehnen und sehnartenigen Ausbreitungen (Aponeuroses), auf dem Rücken dieser Thiere, einen großen Werth setzen, und solche zu Schnüren und Befestigungen ihrer Pelze brauchen. Ob nun gleich dieser Hottentotte, unsern Kriegsartikeln gemäß, Ohrfeigen zu erwarten hatte, stellte er sich doch mit Freimüthigkeit, und mit verschiedenen Honigscheiben ein, und brachte in seiner Sprache eine Entschuldigung vor, die wir so erklärten: der Honigweiser habe ihn ganz und gar von der Gegend, wo das Nashorn gelegen, weggelockt, und dahin wo das Elenn

gewesen geführt; er bringe dagegen jetzt eine ansehnliche Menge Honig mit, um mir den Mund damit zu schmieren. Diese Entschuldigung ließ ich jetzt auch gelten, da meine Gesellschafter zu den Honigscheiben so großen Appetit hatten, und einmüthig erklärten, der Kerl habe vernünftiger gehandelt, dem Honigkuck als unserem Befehle zu folgen. Wie hatte aber ein in den wilden Fluren um den Sonntagsfluß geborner und erzogener Buschmannhottentott die Kunst zu bestechen gelernt? Von seinen einfältigen Landsleuten, oder durch den Umgang mit mehr aufgeklärten Kolonisten? Die Kenntniß des menschlichen Herzens im wilden Zustande verliert dabei, daß ich hier diese Frage nicht so genau untersuchen konnte, als nöthig gewesen wäre. Es verdient indessen angemerkt zu werden, daß die mehr kultivirten Hottentotten in Houtniquas oft den Versuch machen, durch Honig ihre Richter zu besänftigen, und sich gewisse Freiheiten zu erwerben.

Heute beraubten wir ein Straußneft. Auch jagten wir das Elenuthier, welches vorhin erzähltermaßen Blut schwigte. — In der Nacht belagerten wir eine Seekuhdiefe, aus welcher zwar auch eine Seekuh hervorkam, aber entfloh, nachdem zwei Schüsse im Dunkeln vergeblich nach ihr geschehen waren.

Den 3. Februar sahen unsere Hottentotten wieder zwei Rhinoceros. Dies ist als ein Beweis der Anzahl und des gleichsam eigentlichen Aufenthaltes dieser großen Thiere in diesem Lande, ehe die Europäer hierher kamen, sehr wichtig. Auch verdient als ein Beitrag zur Kenntniß der Denkungsart der Hottentotten überhaupt, angeführt zu werden, daß unser Kutscher zwölf Stunden darauf verwandte, nach einem Orte, wo er einige Tage vorher seine hölzerne Tabakspfeife liegen ließ und von da wieder zurückzulaufen, da er doch in der Hälfte dieser Zeit eine andere, eben so gute hätte anfertigen können; dazu kommt, daß er diesen Weg allein und unbewaffnet wanderte und mithin in Gefahr war, von Löwen gefressen zu werden.

Am 5. nahmen die drei uns zu Hilfe gekommenen Bauern Abschied von uns, um nach Hause zu reisen, nachdem wir in diesen Gefilden einander länger, als wir vermuthet, Gesellschaft geleistet hatten. Die Ursache dieses längeren Zusammenbleibens war, daß uns die Seekuhjagd so sehr mißlang.

Den 6. Februar begab ich mich mit Herrn Immelmana und

meinen neun Hottentotten auf den Rückweg nach dem Cap, und traf am selbigen Tage Nachmittags bei der Quelle Quammadaka ein. Nun fing ich erst recht an, mich nach der Capstadt zu sehnen, nachdem ich, so gut ich gekonnt, den Zweck meiner Reise in diesen Gegenden erfüllt, und bisher wirkliche merkwürdige Vorfälle und so manches mir vorher Unbekannte gesehen, und meine Zeit ziemlich angenehm zugebracht, aber auch weit mehr Ungemach und mannigfaltigeren Beschwerden, als man sich vorstellen kann, ausgestanden hatte. Auch mußte ich jetzt deshalb nach der Stadt des Cap zurückeilen, damit der Winter mich nicht überfallen, und ich die Gelegenheit mit den aus Ostindien nach Hause segelnden Schiffen nach Europa zu reisen oder wenigstens zu schreiben, nicht versäumen möchte.

Den 15. April kamen wir in Capstadt wieder an.

Dritter Abschnitt.

Le Baillant's Reise zu den Hottentotten (1781).

Le Baillant's Reise in das Innere von Südafrika, eifrig unterstützt durch den Schatzmeister der ostindischen Gesellschaft Temminck, begann im Jahre 1781, und zwar erfolgte die Einschiffung auf dem Schiffe Woltemade. Die Leser erinnern sich aus Sparrmann's Reisen an das schreckliche und rührende Ereigniß, welches den Namen Woltemade so berühmt gemacht hat.

Man hatte Nichts thun können, um den Namen des Helden zu ehren, als daß man ein neues Schiff Woltemade taufte und auf diesem Schiff „Held Woltemade“ fuhr Le Baillant nach dem Cap, eine glückliche Fügung, denn durch sie sind der edle Heldenmuth Woltemade's zu ewigem Ruhme und die erbärmlichen Verfügungen elender Behörden zu ewiger Verachtung aufbewahrt. Der Tag der Abreise war der 19. Dezember 1781, wäre er für einen Tag später festgesetzt gewesen, so würde die ostindische Gesellschaft ohne Zweifel die Expedition untersagt haben, denn an diesem folgenden Tage brachen die offenen Feindseligkeiten zwischen den Holländern und den

Engländern aus, in deren späterem Verlaufe die ganze Capküste in englischen Besitz überging.

Während Le Baillant in der Capstadt, wohin er ohne sonderliche Fährlichkeiten gelangte, Studien über Land und Leute machte und sich für die Reise in das Innere vorbereitete, waren diese Feindseligkeiten Ursache, daß der Befehl erging, alle im Hafen befindlichen Fahrzeuge der ostindischen Gesellschaft sollten ohne Verzug nach der nordwestlich von der Capstadt gelegenen Saldanha-Bai abgehen, um sich dort vor den Verfolgungen der ungleich stärkeren englischen Flotte zu verbergen. Unser Reisender, dem es weniger um die Erforschung der Stadt mit ihrem wenig veränderten holländischen Typus zu thun war und der keine Gelegenheit versäumen wollte, seine Sammlungen zu vervollständigen und seine Anschauungen zu vermehren, ließ sich leicht durch den Capitain Bangenep bestimmen, auf dessen Schiffe Middelsburg mit nach der Bai abzugehen. Er verabschiedete sich von seinen holländischen Freunden, besonders dem damaligen Fiskal Boers, der auf Empfehlungsbriefe hin ihn mit ächter, alter holländischer Gastfreundlichkeit aufgenommen hatte, war bald mit seinen Habseligkeiten am Bord und schon andern Tags in der Bai.

Von der Capstadt bedarf es nach dieser Bai einer Landreise von zwei Tagen. Sie ist weniger reichlich mit gutem Trinkwasser versehen, als die Stadt, oft gar nicht, aber sie geht fünf deutsche Meilen tief in das Land und hat hier in der Hontjnsbucht einen vortrefflichen Ankerplatz für große Kriegsschiffe. Während drei Monate hier die holländischen Schiffe für gesichert gehalten wurden, machte Le Baillant tägliche Jagdausflüge in das Land, die oft mit heiteren Abenteuern, in deren Darstellung er Meister ist, verbunden waren, und sammelte in überraschender Menge bis dahin unbekannte Vögel, Insekten, Muscheln, Steinpflanzen u. dgl. m. so daß er bereits daran dachte, eine äußerst werthvolle Sendung nach der Heimath abgehen zu lassen. Da hatte der feindliche Admiral Johnson den Versteck der holländischen Flotte ausgekundschaftet, und erschien plötzlich, zuerst unter französischer Flagge vor der Saldanha-Bai, so daß die holländischen Truppen nichts Uebles ahnten. Kaum aber nahe genug, eröffnete er ein so mörderisches Feuer auf die zum Theil abgetackelten Schiffe, daß der Erfolg nicht lange zweifelhaft bleiben konnte.

Le Baillant war zur Zeit des Angriffs wie gewöhnlich auf einem Forschungsausfluge tief im Lande und hielt die Kanonensalven für das Zeichen irgend eines Flottenfestes. Aber wie war er überrascht, als er sich Abends der Bai wieder näherte. Um das Schiff Middelburg nicht in die Hände der Engländer fallen zu lassen, hatte es der patriotisch gesinnte Capitän Middelburg in die Luft gesprengt. Die übrigen Schiffe hatte man auf den Strand laufen lassen, um sich schneller von ihnen retten zu können. So existirte sehr schnell diese schöne Kriegsflotte nicht mehr und mit dem Schiffe Middelburg waren auch die kostbaren, mühselig gesammelten Schätze unseres Reisenden mit einem Schlage vernichtet.

Rauchende und brennende Schiffstrümmer in der Brandung und auf dem Gestade das war Alles, was Le Baillant, von seiner Streiferei zurückkehrend, wieder sah. Hin und wieder erblickte er auch noch Flüchtlinge, aber kaum daß Einer sich die Zeit nahm, ihm auf seine Fragen Rede und Antwort zu stehen, denn noch unausgesetzt feuerten die englischen Kanonen auf die ihrem Gesichtskreise noch nicht entflohenen Holländer; an Le Baillant's Seite riß eine Kugel einem Matrosen den Kopf ab, wie er berichtet. So mußte er schnell an seine eigene Rettung denken und begab sich zu einem holländischen Colonisten Namens Elaber, dessen Bekanntschaft er auf der Jagd gemacht hatte, und wurde von dem Ehrenmanne auf das Zuborkommendste empfangen und bewirthet. Sofort begann er mit der Emsigkeit einer Spinne, die keinen Moment versäumt, das zerrissene Netz wieder herzustellen, seine Sammlung von Neuem anzulegen, Muscheln zu suchen, Pflanzen zu sammeln, Raubthiere und Vögel zu jagen, aber wie er jetzt, wo sein sämmtliches Hab und Gut bis auf einige Goldstücke verloren war, in das noch unbekannte innere Land dringen könnte, das mußte er sich nicht zu sagen. Ehe er von Europa her neue Geldmittel erhielt, mußte lange Zeit verstreichen. Da suchte ihn der vortreffliche Voers, der ihn vergeblich unter den nach der Capstadt gelangten Flüchtlingen zu finden erwartet hatte, auf dem Landgute Elaber's auf und erklärte sich mit der größten Liberalität bereit, ihm seinen ganzen Verlust, soweit es durch Geld und gute Dienste möglich sei, zu ersetzen, damit die Reise in das Innere ohne viel Zeitverlust ausgeführt werden könne.

Als Hausgenosß Voers, bereitete Le Baillant sich also von Neuem zur Abreise vor und ließ sich auch durch die Mittheilung des holländischen Oberbefehlshabers Gordon, daß zwischen den Kaffern und den Pflanzern und Hottentotten der Krieg ausgebrochen, in seinem muthigen Vorhaben nicht irre machen. Aber, erzählt Le Baillant, Alles, was er mir über die Gefahr, der ich mich aussetzte, zum Theil aus eigener Erfahrung mittheilte, konnte mich nicht abschrecken, es reizte vielmehr meinen Muth und feuerte meine Begierde nur noch mehr an.

So war er denn bald wieder ausgerüstet, wie vor der Unglücksfahrt nach der Saldanha-Bai, und vielleicht noch besser. Zwei große mit Segeltuch überspannte Wagen führten in zweckmäßiger Verpackung die Reiseeffecten, der erste davon der sogenannte Herrenwagen enthielt die Waffen, darunter allein 14 Flinten, viele hundert Pfund Pulver und mehrere tausend Pfund Kugeln. Für die Jagd der Elephanten, Rhinocerosse und anderer Dickhäuter war ein Gewehr mitgenommen, das viertelpfündige Kugeln schoß. Dieser Wagen war zugleich so eingerichtet, daß auf den geschlossenen Kisten eine Matratze als bequemes und nach oben gut geschütztes Bett für unsern Reisenden aufgeschlagen werden konnte. Der andere war der Küchenwagen und barg in seinen wohlgeordneten Kisten außer Kaffee, Thee, Chokolade, Zucker u. dgl., Koch- und Bratgeschirr, Porzellan, Messer und Gabeln, Tabak und Brantwein, diese Artikel für die Dienerschaft berechnet und unentbehrlich, Glasforallen, kleine Spiegel und ähnlichen Tand zu Geschenken für die Häuptlinge, Eisen, Nägel, Garn und Handwerkszeug jeder Art. Außerdem war das Erforderliche zur Hand, um ein großes und ein kleines Zelt aufzuschlagen zu können, sogar an einem Pultisch hatte der vorsorgliche Reisende es nicht fehlen lassen. Jeder Wagen trug an fünftausend Pfund und wurde von zehn Ochsen gezogen, doch wanderte dem Zuge eine größere Zahl Zugochsen zum Wechseln und zum Vorspann bei Berg und Thalfahrten nach. Pferde waren nur drei mitgenommen, hauptsächlich für die Jagden bestimmt, neun Hunde und ursprünglich fünf Hottentotten, deren Zahl sich aber oft auf dreißig bis vierzig steigerte.

Gern hätten sich, als die Vorbereitung so untadelhaft ausgeführt war, noch manche Weiße in der Capstadt freiwillig angeschlossen, doch

wies Le Baillant Jeden zurück, da er sein eigener Herr bleiben wollte. Er erkannte bald, daß ein einziger strenger Wille entscheiden müßte, wenn nicht Widerspruch und Eigensinn bald zu Zwiespalt führen und vielleicht den ganzen Reisezweck vereiteln sollte. Bei aller Freundlichkeit gegen seine Leute rügte und strafte er deshalb jeden leichten Fehler, stets auf das Sorgsamste sein Augenmerk auf die dienstlichen Obliegenheiten eines Jeden richtend, und erreichte es dadurch, daß seine Leute ihn als einen scharfsehenden und aufmerksamen Herrn erkannten, der im Dienste unnachlässig sei, dem sie aber seiner Güte wegen um so mehr mit Treue und Eifer ergeben waren.

Der erste Tagemarsch war kurz und diente eigentlich nur dazu, Dienerschaft und Thiere in Bewegung zu bringen und zu prüfen, ob Alles zweckmäßig und zuverlässig sei. Le Baillant ließ frühzeitig das Lager aufschlagen und ritt in die Berge vor, um die dortigen Wege zu prüfen. Leider fand er die einzige Straße so unwegsam, steil und beschwerlich, daß er fürchtete, seine Karawane würde sie nicht ohne Unfall passiren. Es gelang aber besser, als er erwartet hatte, Dank der festen Bauart der Wagen, und er war um so mehr beruhigt, als er, auf der Höhe des Berges angelangt, sich überzeugte, daß jenseits der Weg sich in eine Art Hochebene verlor und keine weitere Gefahr bot. Den Rückblick auf die Capstadt und das Meer schildert er als überaus reizend und er hat darin ohne Zweifel Recht. Wenn aber frühere Reisende das Cap als ein irdisches Paradies schilderten und mit dem stolzen Namen der guten Hoffnung belegten, so hatte sie ohne Zweifel die Freude getäuscht, nach einer langwierigen und mühseligen Seereise einmal wieder eine behaute Landschaft zu betreten. Selbst Cook und seine bewährten Gefährten bezeichneten das Capland nach ihrem ersten Besuche als reich an fruchtbaren und blühenden Gefilden, während sie doch später gestehen mußten, selten ödere Haide und unfruchtbarere Wüsteneien angetroffen zu haben, als auf der Nordseite der Stadt.

Der zweite Tag brachte den Zug bis zu dem Palmitflusse, wie er wegen des reichlich auf seinen beiden Seiten wachsenden Uferrohres genannt wird. Das Ueberschreiten dieses Stromes wäre am andern Morgen schnell und ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen gewesen, wenn nicht zum Entsetzen unseres Reisenden alle Ochsen entlaufen

gewesen wären. Sie hatten noch nicht gelernt, sich über Nacht ruhig neben dem Wagen zu lagern, um Morgens sofort zum Einspannen wieder zur Hand zu sein. Sie waren nach den verschiedensten Seiten Futter suchend davongegangen, und so wurde es Mittag, ehe alle wieder beisammen waren und der Zug sich von Neuem in Bewegung setzen konnte.

Bei befreundeten Pflanzersfamilien vorüber ging es nun rasch bis zu dem Duwe Höf vorwärts, der Fluß Bot wurde überschritten und an einem andern Flüschen die nächste Nacht gerastet. Brücken gab es in jener Zeit über diese Flüsse so wenig, wie jetzt über die im Inneren. Man mußte mit Pferden und Rindvieh hindurchschwimmen oder aber am Ufer gelagert, geduldig abwarten, bis das Regenwasser, welches im Allgemeinen allein diese Flüsse irgend erheblich anschwellt, sich verlaufen hat. Trifft man es ungünstig, hat das Wasser erst kurz vor dem Eintreffen einen hohen Stand eingenommen, so kann das Abschwellen wohl 14 Tage anstehen. Manche, welche aus Mangel an Mundvorrath oder Zeit nicht warten wollten, sondern das Wagniß begingen, mit Roß und Wagen den Durchmarsch zu forciren, haben ihre Unvorsichtigkeit mit dem Verlust ihrer Habe, Andere auch mit dem ihres Lebens büßen müssen.

Unter den jagdbaren Thieren dieses Landstrichs waren es besonders einige Antilopenarten, die damals fast noch unbekannt waren, welche das Interesse des Reisenden erregten. Sowohl die Jagd als die Naturreize und das Gefühl der Freiheit und der Alleinherrschaft, die ihm hier gewissermaßen zufließ, erfüllten ihn mit solchem Entzücken, daß er sich langsames Reisen, sogar einen Abstecher nach den „warmen Bädern“ gestattete. Für diese warmen Bäder war damals Seitens der Regierung noch blutwenig geschehen, es war nicht einmal ein Wirth, noch viel weniger ein Arzt dort stationirt, Jeder mußte sich selbst rathen und helfen, der vom Cap aus hier Hülfe gegen Gicht und Gliederreißen suchte. „Daher kommt es“, sagt unser Reisender, „daß Einige allerdings bei dem Gebrauche der Bäder genesen, Andere aber sterben, oder doch ihr Leiden nicht gebessert sehen.“

Auf dem Zuge nach dem Tigerhöf stieß man auf einen Trupp äußerst armseliger und gänzlich verwahrloster Hottentotten. Sie hatten nicht ein Stück Vieh und waren in gänzliche Abhängigkeit von den

Pflanzern gerathen, bei denen sie Tagelöhnersdienste verrichteten. Le Baillant, dem es zur Zeit leicht fiel, die kleine Heerde zu beköstigen, lud sie ein, sich seiner Gesellschaft anzuschließen, doch waren sie nicht eher zu einem Entschluß zu bringen, als bis ihnen auch täglich eine genügende Portion Tabak zugesagt war. So zogen sie mit und Le Baillant hatte diesen Zuwachs seiner Mannschaft nicht zu bereuen, denn einem von diesen neuen Dienern gelang es andern Tags durch vorsichtiges Anfrischen sich einem „Blaubock“, einer der schönsten und seltensten Gazellenarten, auf Schußweite zu nähern und ihn auch mit dem ersten Schuß zu erlegen. Ueberhaupt war die Gegend, welche man jetzt durchzog, überreich an Wild, Gazellen, Zebra's, Straußen u. d. m., so daß unser Reisender versichert, ihrer oft von einem Höhepunkte aus vier bis fünf Tausend gesehen zu haben. Eine andere Jagd war die auf Schildkröten, die man nicht bloß in allen sumpfigen Strecken in Unmasse antraf, die man sich auch dort, wo früher Wasser gestanden hatte, leicht verschaffen konnte, wenn man das Erdreich nur ein wenig aufwühlte. Le Baillant erfuhr von seinem neuen Hottentotten, daß die Schildkröten sich bei Beginn der Dürre eingraben und bis zur wiederkehrenden Regenzeit in ihren Höchern wie im Schlafe ausharrten. Er machte sich diese Erfahrung häufig zu Nutze, da das Fleisch dieser Thiere auf Kosten gebraten, ein äußerst schmackhaftes und gesundes Mahl giebt.

Nachdem man noch zwei Flüßchen mit geringer Schwierigkeit überschritten, war Swellendam erreicht, eine der wichtigsten holländischen Colonien. Der Landdrost Rhneveld empfing den Reisenden auf das Gastlichste, und bat ihn einige Tage zu verweilen. Diese Bitte wurde um so lieber gewährt, als es wünschenswerth war, noch einen leichten, zweirädrigen Karren, Zugochsen, Milchkühe und Ziegen anzuschaffen, noch einige der Gegend kundige Diener zu miethen und die Mundvorräthe zu vermehren. Ein nützliches Thier, das von hier noch mitgenommen wurde, war ein — Hahn, weil er durch helles Krähen die Aufbruchszeit der ganzen Gesellschaft verkündigte, sodann folgte von hier aus Le Baillants bewährter Gefährte und Freund, der Pavian Nees, der sich mit einer Treue, die bei Affen selten ist, an seinen Herrn attachirte, und durch tolle und possirliche Streiche

viel dazu beitrug, Einförmigkeit und Langeweile während der Lagerzeit fern zu halten.

Die Richtung, welche Le Baillant im Allgemeinen einhielt, war die östliche, doch richtete er es stets so ein, daß er sich der meist öden Meeresküste nicht zu sehr näherte, sondern vorzugsweise Landstriche durchzog, die für seine Sammlungen reiche Ausbeute gewährten.

Der Fluß Dnybenochs, der einige Tage später überschritten werden mußte, war zu angeschwollen und reißend, als daß Le Baillant den Uebergang ohne große Gefahr hätte wagen dürfen. Er ließ deshalb lagern und bald hatten seine Hottentotten auf einer bebuchten Höhe am Ufer auch ihre Hütten aus Baumzweigen, Laub und Moos errichtet, so daß die Ansiedlung behaglich und freundlich, den Eindruck eines Jahrmarktes im Walde machte. Le Baillant hatte außerdem Hoffnung, in der Umgegend neue Schmetterlinge, Käfer und Vögel zu finden, so daß ihm der Aufenthalt anfänglich keineswegs unwillkommen war. Bald aber, als seine Ankunft weiter herum den holländischen Kolonisten bekannt geworden war, bestürmten ihn dieselben dergestalt mit Einladungen und Besuchen, daß er des Verkehrs mit ihnen herzlich müde wurde und schwankte, ob er sich von ihnen flüchten und den Flußübergang wagen, oder ob er sich der lästigen Schwärmer und Störefriede durch vornehme Kälte und zugeknöpftes Wesen entledigen sollte. Er versuchte das letztere Mittel und es gelang. Er wurde wieder freier Herr seiner selbst, seiner Zeit, er konnte wieder seinen Berufsgeschäften, die zugleich, wie es stets sein soll, seine Liebhabereien waren, nachgehen und erfreute sich nach seiner Versicherung eines überaus glückseligen Wald- und Jagdlebens. Nachdem er Morgens den selbstbereiteten Kaffee getrunken, besuchte er das gleichzeitig gefütterte Zugvieh und begab sich dann auf die Jagd. Vor Tisch zurück, wurden die mitgebrachten Pflanzen sofort bestimmt und eingelegt, die Vögel genau untersucht, ausgebalgt und die Bälge zur Aufbewahrung präparirt, ein Geschäft, das bis auf den Abend fortgesetzt wurde, wenn nicht wieder Jagd den Reisenden hinauslockte. Mit der Dunkelheit wurde im Zelte Licht angezündet und im Tagebuche sorgfältig alles Tags über Erlebte und Erforschte eingetragen. Während dieser Zeit war das Vieh gefüttert, Kühe und Ziegen waren gemolken, und dann lagerte sich die ganze Gesellschaft um ein großes

Feuer, an dem Bratpfannen und Kochtöpfe standen, denn die Abendmahlzeit war die Hauptmahlzeit des Tages. Alle hatten ihre Pflicht erfüllt, Jeder durfte ruhen, lachen, singen, plaudern und Le Baillant war mitten unter diesen Naturfindern der Glücklichs- und Befriedigste, denn er hatte in den großen Städten, wie er mit viel Worten erzählt, zu lange die Falschheit, die eiteln Bestrebungen der sogenannten Gebildeten kennen gelernt, das Scheinglück, dem man in thörichter Verblendung nachjagt und dem der gute Name und das Lebensglück des lieben Nebenmenschen auf das Leichtfertigste geopfert wird. Oft erzählte er seinen afrikanischen Freunden von den infamen Niederträchtigkeiten, die sich in Europa hinter der Larve des Wohlwollens, unter dem Deckmantel der christlichen Liebe und dem Vorwande höherer Pflichten verbergen, und war stets entzückt durch den Abscheu, mit dem seine einfachen aber herzensguten Afrikaner, über die man in unsern gebildeten Kreisen die Achseln zuckt, sich gegen solches Treiben aussprachen.

Vierzehn Tage wurden hier in solch schöner und zugleich doch nützlicher Weise verbracht. Ehe dann der Strom so weit gefallen war, daß man ihn ohne Fährlichkeit durchschreiten und weiter ziehen konnte, hatte Le Baillant eine gute Gelegenheit seine eingesammelten Naturmerkwürdigkeiten in sicherer Weise Herrn Boers in der Capstadt zuzusenden und seine Kisten für weitere Schätze leer zu machen. Dann ging es durch eine sowohl für Kornbau als ziemlich jede Kultur geeignete Landschaft nordöstlich vorwärts. Das Flüschen Falso machte keine Schwierigkeiten, wohl aber der Gaurit, der zur Zeit so breit war, wie die Seine zu Paris. Aber wieder sein Fallen abzuwarten, hätte zu viel kostbare Zeit weggenommen. Es wurden deshalb Flöße gebaut, die Wagen auseinandergenommen und die einzelnen Stücke, Kisten und Kasten nacheinander auf das jenseitige Ufer geschafft. Vieh und Menschen schwammen hinüber und was man vorsichtig auseinandergenommen hatte, konnte man auch schnell wieder zusammensetzen. Die Arbeit dauerte allerdings drei Tage, aber sie gelang ohne Unfall und Verlust und war unserem Reisenden auch deshalb erwünscht gewesen, weil sie ihm gezeigt hatte, in welch hohem Grade seine Leute anständig und zuverlässig waren.

An der Muschelbai vorüber, an der sich schon damals viele

Pflanzer angesiedelt hatten, eine Stelle, die später unter dem Statthalter Plettenberg ihrer guten Anfahrt halber und auch wegen des prächtigen Bauholzes in unmittelbarster Nachbarschaft wohlangebaut worden ist, ging die Fahrt vorwärts in eigentliches Hottentottengebiet, so daß Le Vaillant hier zuerst Gelegenheit erhielt, sich von der Natur und Lebensweise dieses Volkes aus eigener Anschauung ein klares Bild zu verschaffen. Durchschnittlich von der Größe der Europäer, sind die Hottentotten regelmäßig gebaut und von straffer und runder Muskulatur. Hände und Füße pflegen im Verhältniß zum übrigen Körper klein zu sein, die Nase, in der Jugend eingedrückt, ist platt, so daß der Abstand zwischen beiden Augen größer zu sein scheint, als bei uns.

Ihre natürliche Hautfarbe ist ein schmutziges Gelb, das aber ihnen selbst so wenig schön erscheint, daß sie sich über dem ganzen Körper mit Fett einschmieren und das Kohlenpulver der Buchupflanze und noch unappetitlichere Dinge, — Kuhmist, auftragen, wodurch sie ein dunkleres, fast schwärzliches Aussehen, von dem sie glauben, daß es sie schöner mache, erhalten. Das ist nun allerdings ein lächerliches Vorurtheil, aber wir dürfen, zumal jetzt in der Periode der Krinoline, mit dem Geschmacke der Hottentotten nicht rechten. Haben sie doch vor uns manche Vorzüge, z. B. zwei untadelhafte Reihen fester, elfenbeinweißer Zähne, Gesundheit und Geschmeidigkeit des Körpers und keineswegs so häßlich aufgeworfene Lippen wie die Negervölker Afrika's. Dabei sind sie von munterem, sorglosem Geiste und einer Gutmüthigkeit, die anderen Völkerstämmen zum Vorbilde dienen könnte. Der Bart der Männer ist kurz, gekräuselt und dunkel und kommt fast nur am Kinn vor. Von derselben Beschaffenheit ist bei beiden Geschlechtern das Haupthaar, das sie nun freilich auch stark fetten und dergestalt mit Buchupulver bestreuen, daß es in Zotten zusammengebacken erscheint und daß öfters häßliche Fett- und Buchuklumpen an den Spitzen dieser Zotten hängen. Es wird auch dadurch nicht schöner, daß sie, wie in den Ohren, so auch im Haare Muscheln, Schnecken, Messingknöpfe, Blechstücke und Glasforallen tragen, aber es ist einmal — Mode, und sie selbst halten diese glitzernden Zuthaten für eine beneidenswerthe Zierde.

Zwei zusammengenähte Schaaffelle bilden ihr Hauptgewand,

den Kropf, der von den Schultern bis auf die Waden niederhängt und vorne wie ein Rock geschlossen werden kann. Bald tragen sie die rauhe Seite nach Außen, bald nach Innen; an dem Kropfe der Weiber befindet sich hinten in der Art einer Kapuze ein Beutel, in dem die Säuglinge mitgeschleppt werden. Um den Unterleib tragen beide Geschlechter kurze Schürzen aus Schaaf- oder Schakalsfell, die oft mit Korallen oder anderm landesüblichen Schmuck verziert sind. Ihre Fußbekleidung ist eben so einfach und besteht aus Stücken Büffelfell, die mit Bindfaden und Riemen an den Füßen befestigt werden. Meist gehen sie barhaupt oder tragen eine Art Hüte aus Thiermagen oder Leder bereitet und meistens mit aufgerichteten Schneckenhäusern umwunden, was dieselben von Fern wie eine Krone erscheinen läßt und besonders den jungen Weibern gut steht.

Eine übele Gewohnheit bei Männern und Frauen ist das leidenschaftliche Rauchen von Tabak und wildem Hanf (Dacha), das ihnen für den höchsten Genuß gilt, mit dem sie sogar die kleinsten Kinder schon frühzeitig vertraut zu machen wissen. Ebenso ist es althergebracht, den Neugeborenen den Nasenknorpel einzudrücken, um dem Kopfe mehr Aehnlichkeit mit dem eines Löwen und anderer starker Waldthiere zu geben, vor deren Kraft sie großen Respekt haben.

Die Heirathen werden bei den Hottentotten ohne irgend sonderliche Feörmlichkeiten eingeleitet und vollzogen. Bei einer Pfeife Tabak oder dem noch mehr betäubenden Hanf wird der Antrag gestellt und in der Regel genehmigt. Aber auch ein Korb beunruhigt einen braven Hottentotten wenig und stört die Freundschaft in keiner Weise. Was die Neuvermählten bedürfen, ist leicht beschafft, einiges Rindvieh und wenige Schaafse, eine Hütte, die in wenigen Stunden errichtet ist, zum Wohnen noch dazu, — das ist Alles. Die jungen Leute geben sich das gegenseitige Versprechen, einander treu zu bleiben, so lange es ihnen gefalle, es wird ein Stück Vieh geschlachtet und verschmaust, es wird gezecht, getanzt und vor Allem geraucht und die Ceremonie ist vorüber. Vielweiberei treibt, wer Lust und Gelegenheit dazu hat, in der Regel aber begnügt sich der Hottentotte mit einer Frau und ist ihr auch treu.

Nicht mit Unrecht ist den Hottentotten der Vorwurf stumpfsinniger Gefräßigkeit gemacht. Ihr Viehbestand ist im Vergleich zu dem,

was sie auf den unendlich ausgedehnten Weideplätzen züchten könnten, ein so außerordentlich dürftiger, daß sie nur bei besonders festlichen Gelegenheiten ein Stück zur Mahlzeit einschlachten. Selbst Kranken opfern sie nicht einmal ein einziges Schaaf, sie hauen höchstens einen feisten Schwanz einem Schaafse ab und lassen den Kranken mit dem Fett sich einschmieren, und den Knochen dann abnagen. Ackerbau treiben sie wenig oder gar nicht und sind deshalb für ihre gewöhnliche Kost auf wildwachsende Wurzeln, Kräuter und Früchte angewiesen, die von den Weibern gesammelt werden müssen. Der hungernde Hottentotte schläft indessen und raucht lieber, um seinen Hunger zu bekämpfen, als daß er nützlich arbeitet. Nur die Nähe eines jagdbaren Wildes, sei es Elephant, Nashorn, Büffel oder Seeuh, vermag es, ihn zu lebhafter Thätigkeit anzuspornen, und zwar um so mehr, als er Fleischkost jeder andern Nahrung vorzieht. Da nun aber ein Einzelner solche Thiere nicht erlegen kann, der elenden Angriffswaffen halber, so vereinigt sich stets ein ganzes Dorf zu einer solchen Jagd. Ist sie glücklich, so geht die ganze Beute in viele Theile, so daß selten Viel zur Aufbewahrung übrig bleibt. Aber das Aufbewahren, das Sorgen für den andern Morgen liebt der Hottentotte auch nicht. So lange der Vorrath reicht, wird Tag und Nacht geschmaust. Was er verschluckt hat, hat er sicher, es kann nicht verderben und nicht von wilden Thieren gestohlen werden. Er verspeißt Alles und erwartet dann, was es weiter giebt, ein neues Jagdwild, Wurzeln und Beeren oder — Hunger; er hofft wohl das Erstere, fürchtet aber auch nicht den Mangel und die Entbehrung.

Die Wohnungen der Hottentotten sind niedrige runde Hütten, die aus biegsamen Stangen, mit Mattenwerk und Thierhäuten schnell aufgerichtet und beim Weiterziehen noch schneller abgebrochen und auf Tragochsen verpackt werden können. Aufgebaut werden sie stets im Zirkel und zwar so, daß die zwei bis drei Fuß hohen Thüröffnungen nach Innen sehen. Der so gebildete freie Raum innerhalb dieser Hüttenbauten oder Kraale, dient Nachts zur Hürde für die Schaafse, während das Rindvieh außerhalb angepflöckt wird. Ihr Hab und Gut beschränkt sich auf Binsenmatten, Thongeschirr, lederne Schläuche und Korbgeflechte, welche letzteren so fest gearbeitet zu sein pflegen, daß auch saure Milch, ihre Lieblingskost, die sie für gesünder als süße

Milch halten, nicht durchrinnt. Diese Gegenstände dürftigen Kunstfleißes werden ausschließlich von den Weibern angefertigt. Nur seine Waffen hält der Hottentotte nicht für unter seiner Würde sich selbst zu machen, zuerst die Hassagai, eine Art Wurfspeer, oben mit Eisen oder Knochen versehen, und zu Zeiten mit Schlangengift oder Euphorbiasaft vergiftet, dann die aus dem Holze der wilden Olive geschnitzten Bogen und Pfeile, der aus einem Hollunderaste angefertigte Köcher und endlich der Wurfschlauch, den sie mit großer Geschicklichkeit zu handhaben wissen.

Die Sprache der Hottentotten und der ihnen verwandten afrikanischen Völkerstämme ist vielleicht das Interessanteste in seiner Art. Fast scheint sie gar nicht Lautsprache und von derselben Bildung zu sein, wie die übrigen in Europa bekannt gewordenen Sprachen, denn Worte und Sätze werden mehr gehaucht, gezischt, geseufzt, geschmazt und geschmalzt, als gesprochen. Der Ton, den bei uns die Fuhrleute gebrauchen, um die Pferde anzuspornen und der dadurch hervorgebracht wird, daß man, ohne die Luft ein- oder ausströmen zu lassen, die Zunge vom harten Gaumen oder den Zähnen abschnelles läßt, dieser Ton wird bei jedem Worte und sogar bei jeder Sylbe, die ein Hottentotte spricht, gehört und ist von Europäern nur schwer nachzuahmen. Die Hottentottensprache ist aber nicht bloß als sprachliches Nachwerk auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung, sie ist auch sehr arm an Wörtern, weshalb oft die Zuflucht zu Umschreibungen genommen werden muß.

Die religiösen Begriffe der Hottentotten sind eben so untergeordneter Natur. Sie haben weder eine Gottesahnung noch Götzendienst, aber sie schreiben Elementarereignisse günstiger und ungünstiger Art höheren Wesen zu, mit denen sie und ihre Angelegenheiten durch Zauberkünste in Verbindung gebracht werden zu können wähnen. Diese Zauberkünste treiben nicht eigentliche Priester, sondern Liebhaber vom Gaukelwesen und Hallunkerei, wobei zu merken ist, daß dieselben vielfältig an ihre Albernheiten selbst glauben, oder doch zu glauben scheinen, wie das denn eben in der menschlichen Natur liegt, die sich im Grunde bei allen Völkern, gebildeten und ungebildeten, gleich bleibt.

Alles dies über Eigenthümlichkeiten und Gebräuche der Hottentotten Gesagte gilt nun aber nur von dem eigentlichen Ur- und

Stammvolke derselben. Die aus der Vermischung mit Weißen und Schwarzen entstandenen Bastarde der Hottentotten, die besonders im Capgebiete vorkommen und fast ausschließlich in dienstlichen Verhältnissen leben, sind ein sittlich verwahrloster und unzuverlässiger Menschenschlag, während der eigentliche Hottentotte ein treues, sanftes Gemüth hat.

Auch die sogenannten Buschmänner muß man wohl unterscheiden. Sie gehören allerdings ursprünglich zum Stamm der Hottentotten, führen aber, durch ihren Aufenthalt in den Bergen und Wäldern darauf hingewiesen, ein unstätes Jägerleben. Entschieden abgeneigt dem Ackerbau und der Viehzucht, bauen sie nicht einmal Hütten und Dörfer, sondern schlafen in dichtem Walde, Schluchten und Bergklüften, gehen fast splitternacht, nähren sich von Wurzeln und Kräutern, Ameisen, Heuschrecken, Würmern und dergleichen und magern bei dieser elenden Lebensweise oft zu wahren Gerippen ab. Kommt dann einmal irgend ein größeres Wild oder ein gefallener Büffel in ihren Besitz, so verschlingen sie Fleisch und Haut, bis Alles verzehrt ist, darin mehr Thieren als Menschen ähnlich.

In nordöstlicher Richtung seine Reise fortsetzend, gelangte Le Vaillant über zum Theil steile Bergzüge in das Land der Hutingua's das er als überaus fruchtbar und reizend schildert. Die wenigen Pflanze, die sich hier noch finden, hatten ohne sonderliche Arbeit jederzeit frische Gemüse und Wildpret, Honig und Butter, Seefische und Holz in Ueberschuß, mit dem sie nach dem Cap Handel treiben. Uebrigens lebten sie in schlechten Hütten, ärmlich genug, aber ihrem Bedürfniß angemessen. Wenige Meilen in diesen gesegneten Landstrich eingedrungen, machte unser Reisender hier längere Zeit Aufenthalt, um den Reichthum der Gegend, besonders an seltenen Vögeln, auszubeuten. Als aber die Regenzeit mit wildem Unwetter und sehr lästiger Uebersfluthung ihn mit Dienerschaft und Vieh in große Noth gebracht hatte, zog er nach dem Fambren-Kraal weiter, wo es wieder der Mühe lohnte, Raht zu machen und zu jagen. Als Wohnung ließ er in einem dichten Urgebüsch sich eine Klause aushauen, die wenigstens gegen Sonne und Regen ein undurchdringliches Dach bildete und die er als einen ebenso angenehmen wie sichern Aufenthalt schildert, nach dem er sich später oft zurückgesehnt habe.

Nach Abenteueru mancher Art, unter Anderem nach einem sehr ergiebigen Fischzuge, der eine vortrefflich leckere, aber fast vergiftende Mahlzeit lieferte, ging es nun im Gebiete vorwärts, in denen noch keine Pflanze angesiedelt waren. Der Boden wurde immer fetter und fruchtbarer, die Landschaften lachender, die Berge höher, die ganze Natur gleichsam stolzer und majestätischer. Der schwarze und der Nisenafluß wurden glücklich überschritten, im Poortwalde manche gute Beute erlangt, besonders auch mit Elephanten gekämpft und dann, als gute Nachrichten aus der Heimath angelangt und die wohlgefüllten Schätze nach der Capstadt abgesandt waren, erst zurück nach dem Raismansloch und dann über die Berge, an dem Teufelskopf vorüber, nach dem Vangethal gezogen. Dieses Thal, bis zum Entsetzen wild, schroff und nackt, trennt zwei Bergzüge, die ebenfalls nur mit verküppelten Gewächsen bedeckt sind, und wird von dem krummen Flusse durchströmt, der dem Reisenden um so unwillkommener war, als er ihn mindestens zehnmal überschreiten mußte. Der tiefe Fluß setzte weniger Schwierigkeiten entgegen, an der Mündung des Gamtoos aber, wo wieder ein längerer Aufenthalt gemacht wurde, gingen zwei Ochsen verloren, wie schon vorher im Vangethal ein entkräftetes Pferd. Mit herumstreifenden Hottentottenhorden wurde bald ein bequemer Verkehr hergestellt, mit den Kaffern wäre dies trotz der gutmüthigen Sinnesart dieses Volkes damals nicht zu erwarten gewesen, da sie durch das ungerechte und unmenschliche Verfahren der Pflanze gereizt waren und sich in offenem Kriegszustand mit allen Weißen befanden. Wirkliche Gefahr drohte aber mitten in einer Nacht, als bereits Alle im Schlafe lagen. Es brach nämlich eine Elephantenherde aus dem Dickicht mit großem Lärme hervor und nahm ihren Weg unmittelbar am Lager vorüber. Da jeder sich indeß still verhielt, so nahmen die riesigen Geschöpfe weder von unsern Reisenden, noch von einem befreundeten und in der Nähe lagernden Stamme Eingeborner Notiz und begaben sich in einen nicht sehr entfernten Sumpf. Le Baillant beschloß nunmehr, Jagd auf sie zu machen und als sämmtliche Hottentotten ihm davon abriethen, weil die ganze Herde aus rothen Elephanten bestehe, die sehr wild, sehr schwer und nur mit großer Vorsicht zu jagen seien, und deren Fleisch außerdem

giftige Substanzen enthalte, fühlte er sich dadurch in seinem Entschluß die Jagd zu unternehmen, nur um so mehr angefeuert.

In dem von dichtem Gebüsch umgebenen Sumpfe die Elefanten anzugreifen, erschien ihm nicht rathsam und überaus gefährlich. Er umstellte deßhalb die ganze Sumpfgegend von drei Seiten mit seinen Hottentotten und ließ sie durch Anzünden des trockenen Sumpfsgrases und durch stete Flintenschüsse nach der vierten Seite hintreiben, wo er sich an einem Felsabhang mit seinen besten Schützen sicher und vortheilhaft aufgestellt hatte, sie zu empfangen. Dieser Jagdplan bewährte sich auf das Beste. Aufgeschreckt und schon in einiger Unordnung, brachen die Kolosse plötzlich auf der Stelle hervor, wo die Jäger sie erwarteten und sofort ein Duzend wohlgezielter Schüsse unter sie abfeuerten. Viele Thiere waren verwundet, und waren sie vorher schon in wildem Ungestüm gewesen, so waren sie jetzt in einen Zustand von Wuth und Raserei versetzt, von dem es schwer fällt, sich eine Vorstellung zu machen. Unter furchtbarem Gebrüll und mit Geberden und Ohrenschlagen, das grauenerregend und doch zugleich komisch war, setzten sie ihre Flucht fort. Ein Weibchen war indeß ohne Zweifel tödtlich getroffen, was man von dem mehr ängstlichen und schmerzhaften Geschrei abnehmen konnte. Le Vaillant zog es aber vor, die Habhaftwerdung auf den folgenden Tag zu verschieben und rief seine Leute wieder in das Lager zurück.

Die rothe Beschaffenheit des sumpfigen Erdreichs der ganzen Landschaft weithinher führte ihn zu der Vermuthung, daß sie die Ursache der rothen Färbung dieser Elefanten sein möchte. Denn dieselben halten sich nicht bloß gern in wasserreichen und sumpfigen Gegenden auf, sondern sie lieben es auch, sich in dem aufgewühlten Rothe zu wälzen. Seine Vermuthung sollte bald bestätigt werden.

Man hatte andern Morgens kaum angefangen, den Wald zu durchstreifen, als man das glücklich getroffene Elefantenweibchen auch schon auffand und sich sofort überzeugte, daß die Vermuthung Le Vaillants bezüglich der Entstehung der rothen Farbe richtig war. Trotzdem ließen die Pflanzeer nicht bereden, von dem Fleische, das sie nun einmal für ungesund hielten, auch nur zu kosten. Uebrigens war das Thier ein sehr kleines und nur wenig über neun Fuß hoch, der rechte Zahn hatte ein Gewicht von dreißig, der linke nur von

zehn Pfund, eine Erscheinung, die fast regelmäßig beobachtet wird, und ihren Grund darin haben soll, daß der linke Zahn ausschließlich zum Aufwühlen der Erde und zum Niederreißen von Zweigen gebraucht wird.

Am 11. September brach Le Baillant aus der für seine Sammlungen eben so fruchtbaren, als für Jagdabenteuer geeigneten und wirklich lachenden Umgegend des Gamtoor auf, um sich von vielen, ihm freundlich gesinnten Hottentotten begleitet, nach dem einige Meilen entfernten Flusse Vari zu begeben. Als er seine Freunde dort reichlich mit Branntwein und Tabak beschenkte, um sich ihre Freundschaft auch für später zu sichern, nahmen Alle herzlichen Abschied. Nur ein Mädchen zog es vor, der Gesellschaft des weißen Mannes zu folgen und zwar als Frau des treuen Dieners Klaas, der sie denn auch alles Ernstes von Le Baillant zur Frau begehrte. Sie war eine brauchbare fleißige Person, hatte sich schon länger der Wartung des Viehs und der Wäsche zur Zufriedenheit ihres neuen Herrn angenommen, der deshalb denn auch um so weniger Anstand nahm, in das Begehren der beiden schwarzen Liebesleute zu willigen. Rachel, wie Le Baillant sie taufte, blieb auch bis zur Rückkehr des Reisenden nach der Capstadt mit ihrem Manne als treue Dienerin bei ihm.

Da die weitere Reise nunmehr in Gebiete der feindlich gesinnten und im Kriegszustande befindlichen Kaffern führte, so riethen die Eingebornen, Le Baillant möge nicht in gerader Richtung über den Buschmannsfluß gehen. Selbst bedacht, blutige Abenteuer, die seine Unternehmungen unterbrechen könnten, zu vermeiden, folgte unser Reisender diesem Rathe und schlug die Richtung auf den Kugafluß ein, nachdem die Hottentotten selbst aufzubrechen wünschten. Sie baten deshalb, sich dem Zuge Le Baillants anschließen zu dürfen, was dieser gerne, aber doch erst nach einigem anscheinenden Widerstreben genehmigte. Zu dieser anfänglichen Weigerung veranlaßte ihn die Absicht, über die Horde einen gewissen Einfluß zu erlangen und während des Zusammenseins als Herr des ganzen Zuges zu walten. Und diese Absicht gelang ihm vollkommen. Auf seine Weisung hatten die Hottentotten in kaum zwei Stunden ihre Hütten abgebrochen, auf Packochsen geladen und sich mit all ihrem Hab und Gut in reisefertigen Zustand versetzt.

Le Baillant traf sofort, wie ein Feldherr, seine Dispositionen und ließ mit seinen zwei besten Schützen, von denen einer gewissermaßen als Adjutant zu Pferde war, die Mehrzahl der Männer den Vortrab bilden. So durfte man hoffen, falls ein Kaffernangriff erfolgte, demselben erfolgreichen Widerstand entgegen setzen zu können. Dann folgte das Vieh der Horde, darauf das eigene Vieh und endlich die Weiber und Kinder der Hottentotten auf Ochsen reitend, und beschützt von sechs der besten und mit Flinten versehenen Jägern und Le Baillant selbst. Er war auf seinem besten Pferde und fast zu sehr mit Waffen überladen, denn ein Paar Doppelpistolen trug er in den Hosentaschen, ein zweites im Gürtel, die Doppelflinte lag über dem Sattelnopf, ein großer Säbel hing an seiner Seite und dazu paradierte noch ein zierlicher Dolch im Westenknopfloch. So bildete er mit seinen zehn Schüssen ziemlich die halbe Armee, die er in Feindesland einrücken ließ. Bald hinten, bald auch wieder vorne reitend, stärkte er überall das Vertrauen, falls es weichen sollte, und freute sich über den langen stattlichen Zug, dessen Führer er war und der sich in malerischen Schlangenlinien in den Waldschluchten, zwischen Felsen und Bächen hinwandte.

Aber viele Tage, während der Marsch den Kuga und den Sonntagsfluß wiederholt kreuzte, ließ sich der gefürchtete Feind nicht sehen. Oft wurde die Gesellschaft alarmirt, aber es hatte der Vortrab nur menschliche Fußstapfen im Sande gesehen. In einer Nacht war der Lärm groß, Jeder rüstete sich zum Kampfe, die Hunde bellten unaufhörlich und sprangen zum Angriff aus der Lagerumzäunung hervor. Als der Feldherr endlich dem Feinde Gehör gab, erkannte er bald an dem gebrochenen Holländisch, daß er es nur mit einem Trupp versprengter Hottentotten zu thun habe, der, um vor den Kaffern sicher zu sein, sich der Expedition anzuschließen und in ihrem Schutze weiter zu wandern wünschte. Diesen Wunsch erfüllte Le Baillant gern und erfuhr von seinen neuen Schützlingen, mit denen er den ganzen Rest der Nacht verplauderte, daß die Kaffern nichts weniger als kriegerisch und blutdürstig, vielmehr ein sanftes friedliches Volk seien, daß sie aber von den Pflanzern durch unmenschliche Grausamkeiten gezwungen worden seien, die Waffen zu ergreifen, um ihr

Eigenthum vor Raub und sich und ihre Familien vor den ewigen Angriffen zu schützen.

Von den Ankömmlingen erfuhr er auch, daß ein englisches Schiff mit französischen Kriegsgefangenen an der Kaffernküste gescheitert sei, daß ein Theil der Mannschaft in den Wellen umgekommen, ein anderer von den Kaffern erschlagen sei, daß aber noch Viele in den Bergen und Gebüsch versteckt seien und sich dort auf die kümmerlichste Weise das Leben fristen. Auf's Aeußerste für die Unglücklichen, besonders für die unter ihnen befindlichen Landsleute besorgt, beschloß Le Baillant nun keinen Augenblick mehr zu zögern, sondern geraden Wegs in das Kafferngebiet vorzudringen, einmal um wo möglich die Kaffern und die Pflanzer zu versöhnen, dann aber vorzuglich um den Schiffbrüchigen hülfreiche Hand zu leisten.

Aber weder durch Bitten und Versprechungen, noch durch ernste Vorstellungen und Drohungen konnte er die Horde bewegen, ihm in das Land der Kaffern zu folgen. Die Strandgüter von den englischen Schiffen, bemerkten die Pflanzer selbst sehr richtig, würden die Kaffern längst an sich genommen haben und um Nichts und wieder Nichts würden sie sich nicht einem Wagniß zur Rettung der Schiffbrüchigen aussetzen, da ihre Weiber und Kinder daheim gewiß inzwischen von den Kaffern würden erschlagen werden. Ein Metisshottentott, d. h. Sohn eines weißen Vaters und einer schwarzen Mutter, den unser Reisender neuerdings in Dienst genommen, erzählte aber auch in der That kaum denkbare Gräuel, die sich die Pflanzer gegen die armen Kaffern hätten zu Schulden kommen lassen und die er theilweise selbst hätte mit ansehen müssen. Bei der Plünderung eines Kaffer'schen Dorfes war ein zwölfjähriges Mädchen entwischt, aber aus seinem Versteck hervorgeholt und sollte eben von dem, der es entdeckt hatte, als Sclavin fortgeführt werden, als der Hauptmann selbst an dem Kinde Vergnügen fand und es dem Pflanzer streitig machte; dieser will es aber nicht hergeben, worauf der Hauptmann ausruft: „Wird das Mädchen nicht mein, so sollst du es auch nicht haben!“ und damit schießt er das junge Geschöpf in die Brust, daß es todt niedersinkt. — Die Pflanzer hatten die gefangenen Kaffern bei ihren Schießübungen sogar an Bäume gebunden und als — Zielscheiben benutzt. Es ist natürlich, daß durch solche Mißhandlungen die armen „Wilden“,

wie Le Baillant die Eingebornen noch stets nennt, zum Verzweiflungskampfe empört werden mußten und den Begleitern unsers Reisenden keineswegs in der geneigten Stimmung erschienen, um einen Besuch, der unter der Anführung eines Weißen sich näherte, gastlich zu empfangen.

Le Baillant verzichtete deßhalb auch darauf, ohne Weiteres tiefer in das Gebiet der Kaffern einzubringen, sondern sandte zunächst nur einige seiner Leute an deren Oberhaupt, den er Faroo nennt, ab, um ihn durch Geschenke und gute Worte vorher zu seinen Gunsten zu stimmen. Der Erfolg dieser Gesandtschaft war auch in sofern günstig, daß er sich wirklich später zu den Kaffern begab. Wir aber wollen ihm zu dieser Völkerschaft nicht folgen, nicht etwa, weil bei ihnen nicht auch lehrreiche und interessante Beobachtungen zu machen werden wären, sondern weil wir aus den Sparrmann'schen Reisen die Kaffern schon kennen gelernt haben und weil Le Baillant in seinem Berichte dergestalt Dichtung und Wahrheit untereinander mischt, daß wir, die wir eben nur die Wahrheit hören wollen, seinen Berichten nur einen sehr geringen Werth beimessen können.

Aber ehe wir von diesem Reisenden Abschied nehmen, wollen wir unsern Lesern gewissermaßen als Probe seiner Schilderungsart und als Beleg unserer Behauptung, daß er mehr Poet als Reisebeschreiber ist, eine jetzt folgende Episode in wörtlicher Uebersetzung aus seinem Werke zum Besten geben. Niemand wird sagen, daß sie nicht artig geschrieben ist, aber Jeder wird auch zugestehen, daß man nicht in solcher Weise Reisebeschreibungen zur Romanlektüre erniedrigen darf.

Am 18. Oktober brachten wir, erzählt Le Baillant, einen Theil der Nacht mit Schießen zu, um einige Löwen und die gefräßigen Heerden der Hyänen zu verjagen; ich schlief erst sehr spät ein. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meinem Erwachen mich inmitten meines Lagers von etwa zwanzig wilden Gonaqua's umgeben sah. Dieser Besuch und seine Folgen verdienen, daß ich sie mit allen Einzelheiten erzähle. Der Leser wird durch diese einfache Erzählung ein wahreres Bild von dem wirklichen Zustande eines afrikanischen Wilden bekommen, als durch alle philosophischen Abhandlungen.

Der Häuptling näherte sich mir, und begrüßte mich, seine Frauen

gingen in vollem Schmucke hinter ihm; sie strahlten förmlich und waren ganz frisch bukkirt, d. h. sie hatten sich mit Fett beschmiert und dann mit einem rothen Pulver bestreut, welches sie aus einer Wurzel bereiten, die sie Bukku nennen, und die einen ganz angenehmen Geruch hat. Alle hatten die Gesichter auf verschiedene Weise bemalt und jede machte mir ein kleines Geschenk. Die Eine gab mir Straußeneier, die Andere ein kleines Lamm, Andere boten mir einen großen Vorrath von Milch in Körben, die aus Weiden geflochten schienen. Ueber dieses letzte Geschenk erstaunte ich: Milch in Körben, dachte ich, das läßt auf viel Gewerbsleiß schließen. Dabei fielen mir die kupfernen Milchgefäße ein, deren man sich früher in Paris bediente, ehe die Weisheit der Polizei sie auf immer verbannte, und fand bei der Vergleichung mit diesen zweckentsprechenden Gefäßen, die ich vor mir hatte, wie wenig oft ein großes Volk mit allen seinen Künsten, seinen großen Männern, seinem Louvre, mit der Befriedigung der einfachsten Lebensbedürfnisse Völker erreicht, die es so tief verachtet.

Diese niedlichen Körbe werden von so feinem Rohr gemacht und haben ein so dichtes Flechtwerk, daß man sogar Wasser darin tragen kann; sie sind mir später, eben zu diesem Zwecke von großem Nutzen gewesen. Der Häuptling der Gonaquas belehrte mich, daß sie von den Kaffern gemacht würden, mit welchen sie Tauschhandel treiben.

Der Häuptling, welcher sich Habas nannte, schenkte mir eine Hand voll Straußfedern von ausgezeichnete Schönheit, und um ihm zu zeigen, wie hoch ich sein Geschenk anschlug, nahm ich sofort den Federbusch von derselben Art, den ich an meinem Hute trug, herab, und setzte den Seinigen an die Stelle. Ich sah an dem Gesichte des guten Alten, welche Genugthnung er darüber empfand; er gab mir durch Geberden und Worte zu erkennen, wie sehr ihn mein Verhalten freute.

Jetzt kam die Reihe an mich, ihm meine Erkenntlichkeit zu bezeugen; zuerst gab ich ihm einige Pfunde Tabak und verschaffte mir so mit wenigen Kosten ein wirklich köstliches Schauspiel und machte mehr als einen Glücklichen. Auf ein einfaches Zeichen, welches Habas gab, näherten sich Alle; im Augenblicke hatten sie einen Kreis geschlossen und kauerten nieder, wie Affen. Der ganze Tabak wurde vertheilt, und ich bemerkte mit großem Vergnügen, daß der Antheil

den sich Habas zurückbehielt, ziemlich dem der Andern gleichsam. Ich war gerührt von dieser Gutmüthigkeit und diesem Geiste der Gleichheit, den ich an ihm auf eine so einfache und natürliche Weise sich geltend machen sah, und fügte dem ersten Geschenke noch für ihn persönlich ein Messer, einen Feuerstahl, eine Dose Feuerschwamm und ein Halsband von sehr großen Glasperlen hinzu. Den Frauen gab ich Halsbänder und Kupferdraht zu Armbändern. Während wir uns gegenseitig beschenkten und den freundlichen Gefühlen, welche dadurch in uns erregt wurden, Ausdruck gaben, bemerkte ich ein Mädchen von 16 Jahren, welches zwischen den Uebrigen versteckt, keine Eile zeigte, auch von den Kostbarkeiten zu erhalten, die ich an ihre Gefährtinnen austheilte, wohl aber Neugierde für meine Person; sie beobachtete mich so aufmerksam, daß ich mich ihr etwas näherte, um ihr Gelegenheit zu geben, mich nach ihrem Gefallen zu betrachten. Ich fand ihr Gesicht sehr hübsch, sie hatte die weißesten und schönsten Zähne von der Welt; ihr eleganter schlanker Wuchs, und die lieblichen Formen ihres Körpers wären des Pinsels eines Alban würdig gewesen. Kurz, es war die jüngste der Grazien in der Gestalt einer Hottentottin.

Der Eindruck der Schönheit bleibt überall derselbe. Ihr Reich ist an allen Orten. Ich merkte an der Reichlichkeit meiner Geschenke, daß ich mich ein Wenig unter ihre Macht beugte. Meine junge Wilde hatte sich bald an mich gewöhnt; ich hatte ihr eben einen Gürtel, Armbänder und ein Halsband von kleinen Perlen geschenkt, welche sie zu entzücken schienen; von meinem Halse nahm ich ein rothes Tuch, mit welchem sie ihren Kopf umwand. In diesem Puz war sie, was man in gewählter Sprache „reizend“ nennen würde. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sie selbst zu schmücken. Als sie ganz im Puz war, bat sie mich um einigen Schmuck für ihre Schwester, welche bei der Horde geblieben war; sie bezeichnete mir ihre Mutter mit dem Finger und erzählte mir, daß sie ihren Vater verloren habe. Ich überhäufte sie mit Fragen, so viel Zauber lag in ihren Antworten. Nichts kam dem Vergnügen gleich, sie zu sehen, außer vielleicht dem, sie zu hören; ich bat sie bei mir zu bleiben und gab ihr alle möglichen Versprechen; aber als ich ihr endlich davon sprach, sie in mein Vaterland mitzunehmen, wo alle Frauen Königinnen seien und großen Schaaren von Sklavinnen Befehle erteilten, ohne sich

selbst mit irgend einer Arbeit zu befassen, verwarf sie alle meine Vorschläge und gab sich ohne Weiteres einer Regung von Ungebuld und Unmuth hin. Kein König hätte ihren Widerstand und den Kummer, welchen ihr bloß der Gedanke, ihre Familie und ihre Horde zu verlassen, verursachte, überwinden können. Zuletzt bat ich sie, mir wenigstens ihre Schwester zuzuführen, welche ihrerseits Grund zur Zufriedenheit haben würde. Sie versprach es mir. In diesem Augenblicke hafteten ihre Augen auf einem Stuhle, der nicht weit von mir stand. Sie zeigte mir ein Messer, welches ich zufällig darauf hatte liegen lassen; als ich mich beeilte, es ihr anzubieten, gab sie es so gleich ihrer Mutter.

Sie war unaufhörlich mit ihrem Putze beschäftigt, der ja neu für sie war; sie befühlte ihre Arme, ihre Füße, ihr Halsband, ihren Gürtel, fuhr zwanzig Male mit der Hand über den Kopf, um ihr Tuch, welches ihr viele Freude machte, zu berühren und wieder zu erkennen. Ich öffnete mein Reisekästchen, nahm daraus einen Spiegel und hielt ihr denselben vor: sie besah sich sehr aufmerksam, fast mit Vergnügen, sie zeigte genugsam durch ihre Geberden und verschiedenen Stellungen, wie sehr sie befriedigt war, ich will nicht gerade sagen, von ihrem Gesichte, sondern von ihrem Anzuge, welcher einen immer lebhafteren Eindruck auf sie machte. Bei ihrer Morgentoilette und bei dem Auszuge der Horde zu meiner Begrüßung hatte sie ihre Backen mit Fett und Ruß eingerieben; ich ließ sie waschen und wohl reinigen, war aber nicht im Stande sie zu überzeugen, daß die Hülfe ihrer Kunst der Natur, die sie sehr hübsch geschaffen hätte, schadeten. Wie schlagend auch meine Gründe waren, welchen Erfolg sie auch bei der Gefälligkeit hatte, ihren frischen Wangen das Sammetweiche der Jugend zu geben, das so zart und flüchtig ist; sie hielt mit derselben Hartnäckigkeit an ihrem eckelhaften fettigen Schwarz fest, mit der man bei uns nicht von der rothen oder den andern nicht weniger widerlichen Schminken läßt, wenn sie auch nicht gar so traurig sind.

Meine schöne Schülerin bat mich, ihr meinen Spiegel zu lassen, und ich willigte ein; auf eine wirklich wunderbare Weise verstand sie es, von der Gewalt, die sie allmählig über mich bekommen hatte, Nutzen zu ziehen, indem sie mich um Alles bat, was ihr Vergnügen machte. Ich ließ mich immer bereden; doch war ich gezwun-

gen, ihr mehrere Dinge zu versagen, sowohl weil ich sie selbst unbedingt gebrauchte, als auch in der Furcht, sie möchte einen für sie selbst schädlichen Gebrauch davon machen. Meine Kniebandschnallen hatten sie auch gereizt, der Glanz der Rheinkiesel zog ihre Augen auf sich. Wie wünschte ich mir in dem Augenblicke die elendesten eisernen Schnallen, um dieses sonst ganz unnütze Luxusstück zu ersetzen! Unglücklicherweise war es das einzige Paar, welches ich besaß; ich machte ihr also begreiflich, daß diese Schnallen mir unentbehrlich wären. Von dem Augenblicke an war keine Rede mehr davon; sie war so vernünftig, sich über keine abschlägige Antwort beleidigt zu fühlen. Es war genug, daß ich einmal „nein“ sagte, und sie wechselte sofort den Gegenstand des Gespräches.

Ich fand ihren Namen schwer auszusprechen, unangenehm für das Ohr und sehr wenig bezeichnend dem Sinne nach; deßhalb taufte ich sie um und nannte sie Marina, was in ihrer Sprache „Blume“ bedeutet. Ich bat sie, diesen schönen Namen, der in tausend Hinsichten paßte, zu behalten; sie versprach mir, ihn ihr Leben lang zu tragen, als ein Andenken meiner Reise in ihrem Vaterlande und als ein Zeugniß ihrer Liebe, denn auch dieses Gefühl war ihr nicht mehr fremd. In ihrer natürlichen und rührenden Sprache ließ sie mich oft die Herrschaft des ersten Eindruckes über die Natur erkennen, und zugleich, daß es selbst mitten in den Wüsten Afrikas keines großen Wagnisses bedurft hätte, um glücklich zu sein.

Ich hatte zur Bewirthung unserer Gäste einen Hammel schlachten und ein großes Stück von einem Flußpferde braten lassen; sie überließen sich jeder Art von Fröhlichkeit; jeder tanzte. Als höfliche und gebildete Menschen erfreuten meine Hottentotten die Wilden durch ihre Musik; mit großer Fertigkeit ließen sie den Gura, den Innum, und das Rabukin ertönen; auch die wundervolle Manteltrommel wurde nicht vergessen. Dieses neue Instrument brachte die lebhafteste Wirkung bei allen Anwesenden hervor. Marina, die, wie alle hübschen Frauen, sich Alles zutraute, wollte es versuchen; aber wie alle hübschen Frauen wurde sie bald ungeduldig beim Lernen und warf das Instrument, das sie nun abscheulich fand, weit von sich.

Der ganze Tag ging unter Festlichkeiten und Scherzen hin. Meine Leute vertheilten ihre Ration Branntwein unter sie, unab-

hängig von dem, welchen ich ihnen besonders hatte geben lassen. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß Marina davon nicht trinken mochte. Diese Enthaltfamkeit verdoppelte das Interesse, welches sie mir eingeflößt hatte. Ich verabscheue dieses Getränk, und kann nicht begreifen, wie unsere Frauen die Artigkeit gegen ihre Männer so weit treiben können, selbst von diesem widerlichen Gifte zu trinken.

Ich war bedacht, bei Zeiten das für unsere Feuer nöthige Holz zusammensuchen zu lassen. Das dauerte aber nicht lange; denn die Gonaquas nahmen Theil an dem Geschäfte und suchten auch noch einen großen Vorrath für sich selbst. Ich hatte ihnen nämlich erlaubt, bis zum nächsten Tage dazubleiben, und ihnen einen von meinem Lager entfernten Platz zuzuweisen, um daselbst die Nacht zuzubringen.

Als am Abend die Feuer angezündet waren, bewirthete ich meine Gesellschaft mit Thee und Kaffee. Marina fand Gefallen am Thee, aber die Farbe des Kaffee's flößte ihr einen Widerwillen gegen dieses Getränk ein. Ich legte ihr die Hand auf die Augen und ließ sie eine halbe Tasse hinunterschlucken; sie lobte ihn jetzt, kehrte aber mit Vorliebe zum Thee zurück; sie trank denselben sogar ziemlich rasch. Es war das eine Schlanheit, die ich nicht zu bemerken mir den Anschein gab, und welche mir vielen Spas machte. Ich bin überzeugt, daß dieses Getränk nicht so unendlich ihren Gaumen reizte; sie beeilte sich nur, es auszutrinken, um auf den Grund der Tasse zu kommen, zu dem Stücke Kandiszucker, welches sie mich hatte hineinwerfen sehen.

Nachdem das einfache Mahl mit allen seinen für mich so ergötzlichen Scenen vorbei war, fing man wieder an zu tanzen, und erst gegen Mitternacht machte das Bedürfniß nach Ruhe den Vergnügungen ein Ende.

Seit einiger Zeit schlief ich in meinem Wagen um die Feuchtigheit der Nächte zu vermeiden.

Ich war gegen den Häuptling der Gonaquas so aufmerksam, ihn im Lager zu behalten und brachte selbst den guten Alten im Wagen unter.

Der Leser erwartet ohne Zweifel, meine Geliebte von dem Gesetze ausgenommen, zu sehen, welches die ganze Horde in die Grän-

zen beschränkte, die ich ihr angewiesen hatte, und glaubt wohl nicht an meine Enthaltſamkeit. Marina hielt ſich bei mir, und dachte nicht mehr daran, ihren Freund zu verlaſſen, — ich zeigte auf ihre Mutter und ihre Gefährtinnen, die ſich von uns entfernten, — und hörte Marinas Abſchiedsgruß.

Ich ſchickte zwei von meinen Leuten bewaffnet ab, um die Nacht bei den Gonaquas zuzubringen und ſie gegen die Annäherung der reißen den Thiere zu ſchützen. Als die ganze Geſellſchaft ſich zurückgezogen hatte, befahl ich, Niemand weder hinaus noch herein paſſiren zu laſſen.

Ich hatte viele Mühe mit dem Einſchlafen; Alles, was mir begegnet war ſeit der Ankunft der Wilden, trat mit ſeinen ungewöhnlichen und neuen Bildern wieder vor meine Einbildungskraft. Alles, was ich von dem Charakter und den Sitten dieſer Völker vernahm, ſchien mir gegen die ſaden und lächerlichen Erzählungen unſerer dichterischen Reiſenden ſo rein, einfach und rührend, meine Zwiegeſpräche mit Habas, mit Marina, hatten mich ſo lebhaft intereſſirt, daß ich ſelbſt die kurzen Augenblicke verwünſchte, die zwiſchen dieſen belebten Scenen lagen, und es beklagte, ihre Dauer nicht verlängern zu können.

Bei meinem Erwachen beſuchte ich den Lagerplatz der Gonaquas, die Morgenröthe fing kaum an zu leuchten. In Knäuel zuſammengerollt unter ihrem Kros oder Mantel lagen ſie in dem tiefſten Schlafe. Marina lag bei ihrer Mutter auf einer Matte, die ich ihnen zum Schutze gegen die Feuchtigkeithatte geben laſſen. Die ſieben andern Frauen, bei einander im Haufen liegend, bildeten eine komiſche Gruppe. Man ſah weder Köpfe noch Füße, Alles war unter der Decke verborgen. Ich wünſchte ihnen einen guten Morgen durch einen Flintenſchuß, den ich gerade vor ihren Ohren loſſchoß; augenblicklich ſah ich ſämmtliche Köpfe erſchreckt unter dem Kros hervorkommen, für mich ein ungemein komiſches Bild. Einige Schläfer wurden indeſſen nicht wach; doch darf dieſes nicht überrafchen, denn der Schlaf der Hottentotten kommt dem Scheintode nahe.

Ich ließ ſie nach Belieben wieder zur Beſinnung kommen und ging am Ufer des Fluſſes entlang, um, ehe die Hitze ſich fühlbar machte, meine Vögel zu ſchießen.

Ich war um 10 Uhr wieder im Lager mit einigen Vögeln, unter andern einem Fliegenschnäpper mit langem Schwanze. Ich hatte Grund, ihn als einen guten Fund zu betrachten. Dieses hübsche Thier, dessen vorherrschende Farbe wirklich das schönste Roth ist, hat als Kopfschmuck eine noch schönere Haube und zwei sehr lange Federn im Schwanze. Dadurch erhält er ein stattliches Aussehen, welches er vor dem Weibchen voraus hat. Doch dauert diese Zierde nur während der Hedezeit, ungefähr 3 Monate; ist diese Zeit verstrichen, so fallen diese beiden Federn von selbst aus. Nichts unterscheidet ihn dann von dem Weibchen, als eine etwas dunklere Farbe.

Man muß diesen Vogel nicht mit dem zu derselben Familie gehörigen und von Buffon und Brisson unter dem Namen: „Fliegenschnäpper mit Haube und langem Schwanze vom Cap der guten Hoffnung“ beschriebenen verwechseln; es ist falsch, daß sich dieser Vogel am Cap finde. Er gehört Indien und bekanntlich auch Ceylon an und unterscheidet sich wesentlich von dem meinigen. Die unterscheidenden Merkmale werde ich in meiner Ornithologie bringen. Ich kann hier nur im Voraus versichern, daß die beiden unter dem Namen Fliegenschnäpper beschriebenen Vögel, von denen der eine weiß, und der andere roth ist, und welche man als verschiedene Arten an giebt, nur eine Art bilden und daß die Verschiedenheit der Farben in den Jahreszeiten seinen Grund hat. Man kann sich davon überzeugen, wenn man ein Exemplar in meiner Sammlung betrachtet, welches, beiden Jahreszeiten angehörend, deutlich den allmählichen Uebergang vom Weißen zum Rothen zeigt. Der, welchen ich schoß, erfährt niemals eine solche Veränderung, und diese Eigenschaft allein reicht hin, um ihn nicht mit dem andern zusammen zu werfen, sondern eine neue Art daraus zu machen.

Nachdem ich meine Jagdbeute in meinem Zelte niedergelegt hatte, kehrte ich zu dem Lager meiner Gastfreunde zurück; ich traf daselbst nur die Männer, alle Frauen waren verschwunden. Man sagte mir, daß sie eben zum Baden gegangen seien. Neugierig, diesem Geschehense zuzusehen, ging ich zum Flusse; ich hatte nicht viel Zeit nöthig, um sie zu suchen, ihre Stimmen und ihr Lachen hatten mich bald auf die Spur gebracht. Ich schlich leise zwischen den Bäumen und dem

Gesträuch hin, und kam ganz nahe an das Ufer, ohne gesehen zu sein. Sie schwammen Alle muthwillig scherzend mitten im Wasser und tauchten mit einer bewunderswerthen Geschicklichkeit.

Als ich die Badenden mit aller Ruhe beobachtet hatte, machte ein Flintenschuß, den ich abschoss, um mich anzukündigen, ihren Spielen ein Ende. Alle stürzten sich zur selben Zeit ins Wasser und zeigten nur noch die Nasenspitze. Ich hatte mich auf ihre aufgehäuften Kleidungsstücke gesetzt, und da es mir Vergnügen machte, sie zu necken, zeigte ich ihnen nacheinander die kleinen Schürzen und lud sie ein, sie sich zu holen. Marinas Mutter lachte laut über die Verlegenheit ihrer Gefährtinnen, die so unvorbereitet überrascht waren. Sie war, eher, als die Andern aus dem Wasser gekommen und ruhte, die Andern erwartend, unter einem Baume aus. Sie baten mich lange vergebens, mich zu entfernen. Es blieb ihnen nur ein Ausweg; ich erstaunte über die Klugheit, mit der sie ihn ergriffen, Sie kannten alle die Neigung, welche Marina für mich hatte. Ihre Mutter warf ihr ihren Schurz und ihren Kros zu; sie kleidete sich im Wasser an und kam bald mit der zärtlichsten und treuherzigsten Miene zu mir und beschwor mich, auf einige Augenblicke zur Seite zu treten, und den Frauen Zeit zum Ankleiden zu geben. Ich stellte mich, als wollte ich ein wenig Widerstand leisten, aber Marina nahm mich bei der Hand und zog mich glücklich mit sich fort, bis wir außer Sehweite waren und sie ihren Gefährtinnen zurufen konnte, daß sie aus dem Wasser kommen und sich ankleiden könnten.

Unterdessen gingen wir, mehr und mehr vertraulich werdend, nach meinem Zelte, wobei Marina eben so unbefangen mit mir scherzte, als sie es mit ihrem Bruder, ihren Verwandten, ihren Gespielinnen gethan haben würde. Sie neckte mich auf ihre Weise, quälte mich aufs Komischste, bald mit Gewalt gegen mich ankämpfend, um sich aus meinen Armen zu befreien, bald fliehend und Buschwerk, Hohlwege, die breitesten Gräben überspringend. Jung und kräftig, seit langer Zeit mit den größten Anstrengungen vertraut, bei einem tausendmal härtern Leben, als es die Wilden selbst führen, hätte ich mich mit jedem Herkules Europas gemessen; aber vielleicht bewogen mich die Gewohnheit und ein Rest von Galanterie dazu, gegen die junge Marina nur die Hälfte meiner Gewalt zu gebrauchen,

vielleicht hatte sie wirklich mehr Gewandtheit und Biegsamkeit in den Bewegungen, kurz, sie zwang mich um Gnade zu bitten, und ich beugte mich unter ihren Anstrengungen. Als sie nun aber endlich, meinen Neckereien entflohen, und, nachdem sie etwas Zwischenraum zwischen uns gebracht hatte, mich zum Wettlauf aufforderte und dann vorwärts eilte, mit welcher Geschwindigkeit lief sie da über den Weg, kam dann auf hundert Umwegen wieder zurück und versteckte sich im Saume des Holzes, um mich beim Vorübergehen zu überraschen!

Verschiedene Vögel, die ich in den Zweigen sich wiegen sah, zwangen mich, alle Augenblicke in den Wald zu treten, und das war das einzige Mittel, welches mir blieb, um den Uebermuth meiner jungen Wilden zu beruhigen. Nichts kam dem Vergnügen gleich, welches sie empfand, wenn sie mich schießen sah, ich sparte die Schüsse nicht und tödtete auf diesem einen Wege wenigstens 20 Vögel. Ich hatte keinen Hund bei mir, aber Marina verrichtete leicht und gut seinen Dienst und fing auf bewundernswerthe Weise die Vögel, die nur verwundet waren. Unterdessen fing ich an, mein Lager aus dem Gesichte zu verlieren; ich hatte mich ein wenig weit mitlocken lassen.

Alle die Spiele und Eulenspiegeleien meiner jungen Gefährtin hatten nur den Zweck, mich in die Irre zu führen, und hörte erst auf, als sie mir auf ganz natürliche Weise eine gute Lehre gegeben hatte, und zugleich die letzte Antwort auf den komischen Scherz, den ich mir einige Augenblicke vorher mit ihnen an den Ufern des großen Fischflusses erlaubt hatte. Wir waren wieder an den Fluß, der mich unfehlbar zu meinem Lager zurückbringen mußte, herangekommen. Ein Reiher, den ich geschossen hatte, war gerade auf das Ufer des Flusses gefallen; durch den Strom gefaßt und fortgerissen kam er in die Mitte und schien mir schon zu entrinnen. Das würde mir um so verdrießlicher gewesen sein, als ein ähnlicher, den ich mir nur mit vieler Mühe hatte verschaffen können, durch die Nachlässigkeit einer meiner Leute in meinem Zelte auf entstellende Weise beschädigt war. Schon war ich mit halbem Leibe im Flusse, aber da mich die am Ufer stehenden Wassergewächse hinderten, und ich eine frühere Gefahr im Wasser noch nicht vergessen hatte, so ließ ich mich nicht weiter vom Strome mitnehmen. Marina, die meine Verlegenheit bemerkte, und sah, wie linksich ich mich bei der Erlangung meines Vo-

gels anstellte, wunderte sich über meine große Furcht, mich ins Tiefe zu wagen, und stürzte sich plötzlich ganz unversehens ins Wasser. Ich kehrte wieder zum verlassnen Strande zurück; doch die Grausame, die meinen Vogel in Händen hielt, ruft mir zu und ladet mich ein, ihn mir zu holen. Nach hundert vergeblichen Bemühungen und den lebhaftesten Bitten, einerseits gewinnt sie endlich, statt sich meinen Wünschen zu fügen, das andere Ufer, von wo sie mich recht nach Herzenslust auslacht und sich über meine Feigheit belustigt. Ich glaube irgendwo gesagt zu haben, daß ich nicht schwimmen kann. War mir diese Unkenntniß je unangenehm, so war das sicher hier, weshalb ich mir fest vornahm, diese nicht zu entschuldigende Versäumniß in meiner Erziehung nachzuholen. Als ich einsah, daß ich von meiner unbefonnenen Schönen nichts erlangen konnte, entschloß ich mich, mich am Ufer des Flusses niederzusetzen und sie geduldig zu erwarten. Sie wurde auch bald selbst müde, stürzte wieder in die Fluthen und kam endlich nicht ohne öfteres Tauchen wieder da an, wo ich sie erwartete. Während sie schwamm, versuchte ich einigemale, sie zu erschrecken, indem ich mehrmals auf sie anlegte. Sie wurde aber nur noch übermüthiger und eigensinniger in ihrer Weigerung, mir den Reiher zu geben. Schließlich jedoch legten wir den Rest des Weges zu meinem Zelte friedlich zurück.

Die andern Gonaquas, die wir etwas weiter unterhalb am Ufer zurückgelassen hatten, zögerten nicht, sich zu uns zu gesellen. Einen Rest von Scham las ich in ihren Blicken und auf ihrer Stirne. Ich erröthete, daß ich mit ihrer Sittsamkeit ein grausames Spiel gespielt hatte. Es war die kindliche Scham in ihrer ganzen Verlegenheit, sehr verschieden von dieser falschen Zurückhaltung, womit sich einige mit Stolz schmücken, und die eigentlich nur eine verführerische Verlockung ist, gefährlicher als das Aergerniß selbst.

Ich ließ meine Wilden frühstücken; dann brachte man mir den Tisch, auf welchem ich meine Zergliederungen vornahm. Er machte, zwei Stühle ausgenommen mein ganzes Mobiliar aus. Ich fing an, die Vögel abzuzeichnen, die ich am Morgen geschossen hatte. Dieses Verfahren interessirte sie sehr; sie betrachteten mich mit Verwunderung und konnten nicht begreifen, zu welchem Zwecke ich den Vögeln das Leben nähme, um

sie zu berauben und ihnen gleich darauf ihre Gestalt wiederzugeben. Daß ich nicht meine Zeit damit verlieren wollte, ihnen von den Sammlungen in Europa und den Werth, den man darauf legt, zu erzählen, ist wohl begreiflich. Sie würden sich sehr gewundert haben, hätten sie geglaubt, ich sei einzig zu diesem Zwecke so weit hergekommen, und Marina's Frage, ob es keine Vögel in meinem Vaterlande gäbe, schien mir natürlich und einfach. Ich meinte auch, daß keine Besprechung über diesen Gegenstand mit Wilden, die mich ohnehin nicht verstanden hätten, das Vergnügen aufzuwiegen im Stande sei, das ich empfand, indem ich einen Eisvogel ausstopfte und ihn meiner schönen Neugierigen verehrte.

Habas lud mich ein, mein Lager lieber in der Nähe seiner Horde aufzuschlagen, wo ich eine große Menge Vögel jeglicher Art finden würde. Er suchte mir begreiflich zu machen, daß ich nur zwei Meilen ungefähr davon entfernt sei, worauf ich ihm denn auch versprach, ihn in einigen Tagen besuchen zu wollen. Er machte darauf Anstalt uns zu verlassen. Ich ließ ihn noch mit seiner ganzen Gesellschaft zu Mittag essen und gab ihm dann noch besonders ein wenig Tabak, worüber er große Freude äußerte. Marina versprach, mir Milch zu bringen und mir bald ihre Schwester zuzuführen. Und darauf nach tausendfach wiederholtem Lebewohls und gegenseitig mit einander sehr zufrieden, verließen mich die guten Leute. Einige der Meinigen begleiteten sie, um den Weg kennen zu lernen und um mir gegen einige Schaafe allerlei Anderes einzutauschen.

Um Le Baillants Manier genauer kennen zu lernen, wie er Reflexionen einspricht, besonders über die Züchtigkeit und Natureinfalt der Hottentotten, sein Lieblingssthema, und wie er Vergleiche mit den Sitten der Culturvölker anstellt, möge hier einer kurzen Stelle aus seinem Tendenzwerke in der Ursprache Platz gegönnt sein. „Jose donc attester“, sagt er, „que s'il est un coin de la terre où la decence dans la conduite et dans les moeurs soit encore honorée, il faut aller chercher son temple au fond des déserts. Le Sauvage n'a reçu ces principes ni de l'éducation, ni des préjugés; il les doit à la nature. L'amour en lui n'est qu'un besoin très-borné; il n'en a point fait, comme dans les pays civilisés, une passion tumultueuse, qui traîne le désordre et le ravage

après elle. En vain, à l'exemple de Buffon, tenterois-je de déraciner cette fièvre de l'ame, cette maladie des imaginations exaltées; je ne briserai point un autel couvert des riches présens des romanciers et des poètes: j'aurois trop à combattre; et la Divinité qui doit sa naissance à d'aussi belles chimères, ameûteroit contre moi ses Brames, et ne me pardonneroit pas ce grand sacrilège."

Zweites Buch.

Neuere Reiseberichte.

Erster Abschnitt.

Livingstone's erste Reisen von 1840—1852 und die Entdeckung des Ngami-See's (1849) und des Zambesi (1851).

Dr. David Livingstone hatte sich als Arzt und Geistlicher ausgebildet, um als Missionär nach China zu gehen, der Opiumkrieg aber, der um die Zeit seiner beabsichtigten Abreise zwischen England und dem Reiche der Mitte ausgebrochen war und noch viele Jahre zu währen drohte, zwang ihn dieses Vorhaben aufzugeben. Der Missionär Moffat machte ihn auf Afrika aufmerksam, in dem er selbst längere Zeit stationirt gewesen war, und Livingstone entschloß sich bald, Afrika statt China zum Felde seiner Thätigkeit zu erwählen, und schiffte sich im Jahre 1840 nach der Capstadt ein, das er nach einer Seereise von drei Monaten erreichte. Hier hielt ich mich nur kurze Zeit auf, erzählt er, fuhr dann, um mich in das Innere zu begeben, zu See nach der Algoa-Bai, wandte mich bald landeinwärts und habe die darauf folgenden 16 Jahre meines

Lebens, von 1840—56, dort unter Arbeiten als Arzt und Missionär verbracht, ohne den Einwohnern irgend welche Kosten zu verursachen.

Er wandte sich sofort nach Kuruman, der damals am weitesten landeinwärts vorgeschobenen Missionsstation, wo er indeß nur so lange rastete, bis sein Zugvieh sich hinlänglich erholt hatte; dann zog er mit noch einem Missionär in das Bakwena-Land, wo der eingeborne, dem Christenthum sehr geneigte Häuptling Setschele mit seinem Stamme in Schoswane angesiedelt war. Nach einigen kleineren Streifzügen in das Innere, die ihn belehrt hatten, wie er mit Erfolg wirken könne, begab er sich nach Litubaruba, wo er sich von allen Europäern abschloß und mit rastlosem Eifer sechs Monate nur die Sprache und Gesetze, Lebens- und Denkweise der Bakwena studirte. Dann machte er verschiedene Reisen und kam schon im Jahre 1842 dem Ngami-See bis auf einige Tagereisen nahe, meist zu Fuß wandernd, da das Zugvieh erkrankt war.

Erst im Jahre 1843 siedelte er sich im Bakwena-Lande an, um einen festen Ausgangspunkt für seine gesammte Thätigkeit als Lehrer, Arzt und Naturforscher zu haben. Und dort in der Nähe des schönen Thales Mabotsa (25° 14' südl. Br. 26° 30' östl. Br.) hatte er jenen berühmten Kampf mit einem riesigen Löwen, um den sein Name zuerst in Europa viel genannt worden ist. Zahlreiche Löwen wurden den Dorfbewohnern so zudringlich, daß er Abhülfe versprach, hoffend wenn er einen erlegt habe, würden die übrigen die Umgegend des Dorfes meiden. Viele Eingeborne begleiteten ihn auf die Jagd, wagten aber nicht die glücklich umzingelten Löwen anzugreifen. Wiederholte Schüsse seiner Gefährten waren ohne Erfolg, endlich schoß Livingstone auf ein großes Thier und traf ihn mit beiden Kugeln, doch nicht gleich tödtlich. Als er wieder lud, sprang der Löwe hinter einem Gebüsch hervor plötzlich auf seinen Angreifer los, statt ihn aber fest zu fassen, stürzte er mit ihm von einer Felshöhe hinunter und kam oben zu liegen. Da schüttelte er dann den Unglücklichen, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt, und versetzte ihn in einen Zustand, den Livingstone mit theilweiser Chloroformation vergleicht, wo man Messer und Wunde sieht, aber den Schmerz nicht fühlt. Das heftige Schütteln hob die Furcht auf, erzählt der Reisende, und ließ keine Regung von Entsetzen beim Umblick nach dem Thiere auf-

kommen; es mögen wohl auch alle Thiere diesen eigenthümlichen Zustand empfinden, die von den großen Fleischfressern getödtet werden. Als ich mich umdrehte, um das Gewicht abzuschütteln, denn der Löwe hatte mir eine Tasse auf den Hinterkopf gesetzt, sah ich seine Augen auf Nebalwe, einen ausgezeichneten Jagdgenossen, geheftet, welcher aus einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten auf ihn zu feuern versuchte. Sein Gewehr mit Feuerschloß versagte aber auf beiden Läufen. Der Löwe verließ mich nun augenblicklich und griff Nebalwe an, den er in den Schenkel biß. Ein anderer Mann, dem ich früher einmal das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel in die Luft geschleudert worden war, versuchte nun den Löwen mit dem Speer niederzustößen. Jetzt packte das Thier diesen an der Schulter, allein in demselben Augenblick wirkten die beiden Kugeln und er brach verzehrend zusammen. Das Ganze war die Sache eines Momentes und wohl eine Wirkung des Todeskampfes. Livingstone hatte elf Zahnwunden an sich, außerdem war der Schulterknochen zersplittert und das Gelenk ist steif geblieben.

Settschela ist eines der interessantesten Beispiele eines mit Ueberzeugung zum Christenthum übergetretenen Eingebornen. Er war ein Mann von einer gewissen Intelligenz und wurde nicht nur Lehrer seines Volkes, sondern auch aufrichtiger Freund der Europäer und besonders Livingstone's. Schon seine Vorfahren waren Häuptlinge gewesen und zwar in jenen glücklichen Zeiten, wo alle die Flußbetten, die nun seit Menschengedenken trocken liegen, noch reich an dem herrlichsten Wasser waren. Aber sie wurden der Herrschaft beraubt und erst Settschela durch Sebituane, den Häuptling von Makololo, wieder in die Macht seiner Vorfahren eingesetzt. Früher ein eifriger Jäger, wurde er durch seinen Verkehr mit den Europäern ebenso lernbegierig und erhielt von Oswell den ersten Unterricht im Lesen. Wenn Livingstone irgend Zeit hatte, mußte er ihm einige Kapitel aus der Bibel vorlesen und besonders aus Jesaias, von dem er sagte: „Er war ein ganzer Mann dieser Jesaias, er wußte zu reden.“ Um ihm und seinem Stamme die christlichen Lehren, für die Settschela schwärmte, recht einzuprägen, richtete Livingstone einen Hausgottesdienst ein, doch mußten Beide beklagen, daß die übrigen Eingeborenen, die früher Settschela gern folgten,

als er jagte, Tanz und Musik liebte, Biergelage veranstaltete, sich jetzt von ihm ferne hielten. Nach drei Jahren eifrigen Lernens wurde Setschele von Livingstone zum Christen getauft. Sein Erstes war, jedem seiner überflüssigen Weiber eine neue Kleidung zu geben und alle Sabeligkeiten, die sie für ihn bewahrten und sie mit der Weisung ihren Eltern wieder zuzuschicken, er habe ihnen keinerlei Vergehen vorzuwerfen, er entäußere sich ihrer nur, weil er den Willen Gottes zu erfüllen wünsche. Aber die Taufe hatte zunächst viel übele Folgen für den armen Setschele. Seine Freunde weinten über ihn, daß es mit ihrem „Vater“ ein solches Ende genommen habe, und glaubten, Livingstone habe einen bösen Damm über ihn geworfen, durch den er ihm nun gänzlich verfallen sei. Die Verwandten der entlassenen Weiber wurden sofort auch die entschiedensten Widersacher der christlichen Religion und der Besuch der Schule und Kirche verminderte sich bis auf Wenige. Trotz des Restes von Wohlwollen, das sie gegen Livingstone und Setschele nicht verhehlten, sagten sie dem Letztern Dinge, wegen deren er nach seiner eigenen Aussage, wenn sie ihm früher gesagt worden wären, unversöhnliche Rache genommen haben würde.

Der Right Reverend J. W. Colenso, Bischof der Gottesgelahrtheit und Bischof von Natal in Südafrika, hat an den Erzbischof von Canterbury ein Sendschreiben gerichtet, worin er der Vielweiberei unter gewissen Verhältnissen das Wort redet. Eine zwanzigjährige Erfahrung habe ihn gelehrt, sagt er, daß die Bekehrung von Kaffern, Zulus, Maoris, nordamerikanischen Indianern und anderen Heiden in dem christlichen Ehegesetz auf eine Hauptschwierigkeit stoße. Der Bekehrer muthe dem Heiden zu, sein Familienleben zu zerstören, seine zweite oder dritte Frau, wenn nicht — nach der wohlbekannten Anekdote aufzueffen, doch sammt ihren Kindern zu verstossen, und die Zuthung solcher Härte erwecke in ihm ein natürliches Vorurtheil gegen die neue Religion. Bischof Colenso empfiehlt daher, in solchen Fällen die Vielweiberei zu dulden. Er weist aus der Bibel, den Kirchenvätern, den Schriften moderner Theologen und Missionäre nach, daß es für eine solche Politik gute Gründe gebe. Die Polygamie stehe zur christlichen Ethik in demselben Verhältnisse, wie die Sklaverei. Beide seien gegen den Geist des Christenthums; weder

die eine noch die andere sei durch das Gesetz verboten. Während das mosaische Gesetz den Ehebruch mit dem Tode bestrafe, nehme es von der Vielweiberei nur Notiz, um gewisse, damit zusammenhängende Uebel abzustellen. Bei den alten Juden sei somit die Vielweiberei kein Ehebruch gewesen. Die Ehen der Kaffern und Zulus seien in demselben Lichte zu betrachten, und vermuthlich hätten sie, vermöge ihrer arabischen Abstammung, ihr Ehegesetz von Abraham selber geerbt.

Livingstone hatte indeß ein größeres Stück Land in Tschonuanane im Bakuenalande für ungefähr 36 Thaler gekauft, obwohl die Verkäufer kaum ein Recht zu haben glaubten, dies Geld zu empfangen, und richtete sich möglichst bequem ein, um nun durch Lehre und freundliches Gespräch den geistigen Zustand des Volkes zu heben. Manchen thörichten Aberglauben gab es zu bekämpfen, wie z. B. das Regenmachen, in welcher Kunst es einige Eingeborne weit gebracht zu haben glaubten. In fünf Fällen gelang es unserem Freunde, drohenden Krieg zu verhindern, und überhaupt stieg sein Einfluß so, daß er außerordentlich viel Nutzen stiften konnte. In religiösen Dingen machten die Eingebornen im Allgemeinen sehr dürftige Fortschritte, waren aber in allen Fragen, die sich auf ihre weltlichen Zustände bezogen, sehr einsichtig und auf ihre eigenen Interessen bedacht. In der Kenntniß der Bodenarten, der Behandlung des Viehs, der Jagd, des Wildes zeigten sie sich erfahren und überlegsam, wie ihnen denn auch die niedrige politische Weisheit, wie wir sie auch bei unsern Bauern zu beobachten hatten, keineswegs abging.

Um von dem so oft ausbleibenden Regen nicht zu sehr zu leiden, setzte Livingstone es durch, daß der ganze Stamm nach dem 40 engl. Meilen entfernten Kolobeng übersiedelte, um dort durch eine planmäßige Kanalisirung die Fruchtdäcker aus dem Flusse zu bewässern. Und der Erfolg war im ersten Jahre außerordentlich günstig. Es wurden Schule und Häuser gebaut und der neue Ort Kolobeng getauft. Livingstone selbst griff am rührigsten zu und wurde geschickt in den meisten Handwerken. Er erlernte das Eisen zu schweißen, wurde Tischler, Gärtner u. s. w. und betrieb daneben eifrig das Predigen und die Ausübung der Heilkunst, dabei verstand sich seine Frau auf jede Art weiblicher Handarbeit, auf die Anfertigung von Seife,

Kerzen u. dgl. und schämte sich keiner Arbeit, so daß diese Missionar-familie wirklich Alles leistete, was man irgend von ihr erwarten durfte.

Ein sehr großes Mißgeschick war die auffallende Dürre, die in den nächsten Jahren eintrat. Es fielen im Ganzen keine zehn Zoll Regen, so daß der Fluß gänzlich austrocknete und selbst die in seinem Bette gegrabenen Brunnen nur sehr wenig Wasser gaben. Fische und Alligatoren kamen in solcher Menge um's Leben, daß die unzähligen Hyänen sie nicht wegfressen konnten und die Luft von den faulenden Thieren verpestet wurde. Nadeln lagen Monate hindurch im Freien, ohne zu rosten. Das Laub fiel von den Bäumen, nur verschrumpft, nicht todt. Die Mischung der galvanischen Batterien, Schwefelsäure und Wasser, gab alles Wasser an die Luft ab, statt es aus der Atmosphäre anzuziehen. Ein Thermometer, drei Zoll tief in die Erde gesteckt, zeigte bald 132 — 140 ° an und Käfer, die einige Secunden an der Glasröhre herumliefen, starben sofort. Ueberraschend war es in dieser Zeit, daß die Gänge und Bauten der zahlreichen Ameisen stets feucht blieben und die Thiere von der Trockenheit nicht im Geringsten litten, im Gegentheil nur um so munterer und thätiger waren. Sollten sie etwa, fragt unser Reisender, die Fähigkeit haben, den Sauerstoff und Wasserstoff ihrer Pflanzenkost durch ihre Lebenskraft so mit einander zu verbinden, daß daraus Wasser entsteht? In dieser Zeit schwerer Heimsuchung wurde der Stamm nur durch die großen Opfer Aller erhalten. Die Kinder suchten weithinher Wurzeln, die Frauen gaben freiwillig ihren Schmuck her, um Getreide von entfernten Stämmen anzukaufen, und die Männer erlegten in ihren Fallgruben unzählig viel Wild jeder Art, oft sechszig bis siebenzig große Thiere in einer Woche. Zu andern Zeiten war die Noth aber so groß, daß Livingstone froh war, wenn er für sich und seine Familie Kleien hatte, und was mag er empfunden haben, wenn seine Kinder begierig Raupen und Frösche verspeisten, die ihnen von mitleidigen Negern gereicht wurden?

Das häusliche Leben, welches Livingstone später, außer den Reisezeiten, Jahr aus Jahr ein führte, war ungefähr folgendes. Morgens früh, wenn die Luft noch von ihrer köstlichen Frische war, wurde aufgestanden, und bis zu der Familienandacht zwischen 6 und 7 Uhr gearbeitet, was im Haushalt noth that. Dann ging es zur

Schule, zu der sich Männer, Frauen und Kinder einstellten und die bis elf Uhr dauerte. Während dem die Hausfrau das Mittagessen besorgte, war der Missionär Gärtner, Zimmermann, Schmied, wie er denn eben Alles selbst besorgen mußte, denn wenn die Bakuena auch gern um Lohn arbeiten, so sind sie doch von einer seltsamen Ungeschicklichkeit. So vermögen sie Nichts viereckig zu arbeiten, sondern machen, was sie angreifen, rund, wie ihre Hütten. Bei den drei großen Häusern, die er zu verschiedenen Zeiten erbaute, mußte er jeden Backstein und jedes Stück Holz mit eigener Hand viereckig machen. Nur im Garten konnten die Bakuena nützliche Anshülfe gewähren. Nach Tisch und einer Stunde Mittagsrast besorgte die Frau die Kleinkinderschule, die den Kindern so lieb war, daß meist über Hundert sich einstellten, oder sie hielt Nähsschule, die ebenfalls gern besucht wurde. Aber jede Handleistung und Arbeit mußte überwacht werden und so arbeiteten Mann und Frau, bis die Sonne unterging. Dann begab Livingstone sich in die Stadt, um sich mit Jedem zu unterhalten, der dazu aufgelegt war, bald über allgemeine Gegenstände, bald über Religion. An drei Abenden in der Woche war öffentlicher Gottesdienst, verbunden mit einer Art Anschauungsunterricht über profane Gegenstände, der durch Bilder und Muster unterstützt wurde. Die übrigen Abende waren der Ausübung der Heilkunst, dem Besuche der Kranken und der Austheilung von Aromosen gewidmet, und hiebei befolgte Livingstone die Grundsätze des heiligen Xaver, der sagt, daß die kleinsten Freundschaftsdienste, ein verbindliches Wort und ein höflicher Blick ein nicht zu verschmähernder Theil der Waffenrüstung eines Missionärs seien. Behandelt man die Eingebornen mit steter Achtung und Freundlichkeit, so können sie niemals die persönlichen Feinde der Missionäre werden, denn, wenn irgendwo, so erzeugt hier Liebe wiederum Liebe.

Auf die rastlosen Bemühungen, die Cultur und das Christenthum in diesen Gegenden zu fördern, ist der Widerstand vom nachtheiligsten Einflusse, den die „Boers“ denselben entgegensetzen. Man darf diese Boers nicht mit dem nüchternen, fleißigen und höchst gastlichen Bauernstande des Caplandes verwechseln, die sich in jeder Hinsicht auf das Vortheilhafteste von diesem niederträchtigen Gefindel unterscheiden. Sie sind verlaufenes Volk aus aller Herren Län-

bern, die sich aus Furcht vor Strafe dem Bereiche der englischen Gesetze entzogen haben. Englische Deserteure haben sich ihnen beigesellt und so bilden sie jetzt eine Art Freistaat, in denen das Verbrechen geheiligt ist. Allen Versuchen, sie zu einer Art von Gesetzmäßigkeit und gesellschaftlicher Ordnung zurückzuführen, setzen sie den Vorwurf entgegen, das englische Gesetz mache zwischen Schwarzen und Weißen keinen Unterschied und sie seien durch die Emancipation ihrer hottentottischen Sklaven in so sehr hohem Grade benachtheiligt. Einer ihrer frühern Hauptleute, Hendrik Potgeiter, hatte einen großen Haufen dieses Gefindels in das Innere bis zu den Gaschan=bergen geführt, von denen er Besitz nahm, als damals der Häuptling Dingaan die Zulu=Kaffern unter Mosilikaze vertrieben hatte. Die Betschuanen dortiger Gegend hatten Anfangs die Weißen als Freunde und Befreier begrüßt, aber bald waren sie zu der Einsicht gelangt, daß sie unter die Oberbotmäßigkeit schlimmerer Feinde gekommen waren. Mosilikaze war grausam gegen seine Feinde, sagten sie, aber freundlich gegen diejenigen, welche er sich unterwarf; die Boers aber erschlugen ihre Feinde und machen ihre Freunde zu Sklaven. Und so ist es in der That. Bei einem dürftigen Scheine von Unabhängigkeit müssen die Eingeborenen alle Feldarbeiten für die Boers zwangsweise verrichten, sie müssen düngen, jäten, erndten, Häuser, Dämme und Kanäle bauen und gleichzeitig für ihren eigenen Unterhalt sorgen. Livingstone hat es mit eigenen Augen gesehen, wie die Boers in ein Dorf kamen und dreißig Weiber zum Jäten ihrer Gärten verlangten, und wie sich dann diese Weiber mit ihren Nahrungsmitteln auf dem Kopfe, ihren Kindern auf dem Rücken und den Feldbaugeräthschaften auf der Schulter, nach dem Schauplaze der unvergüteten harten Arbeit begaben. Den Vorwürfen wegen solcher, in unsern Feudalzeiten kaum erhörten Tyrannei gegenüber sagen die Boers offen, wir lassen die Leute für uns arbeiten, zum Ersatz dafür, daß wir ihnen erlauben, in unserm Lande zu wohnen. Es ist wahr, diese Boers, von Gott und seiner Kirche verlassen, sind tiefer gesunken und mehr entartet, als die Schwarzen, welche sie ihrer Farbe wegen verachten zu dürfen behaupten.

Es ist eine grausame Anomalie, daß diese Boers, die auf den Christennamen Anspruch erheben und ihren Ursprung von den Hugen-

notten und Holländern herleiten, die selbst besseren Regungen nicht fremd sind und zärtlichen Abschied von Weib und Kind nehmen, wenn sie auf Raub und Mord ausziehen, nicht zu der Einsicht ihrer frevelhaften Denk- und Handlungsweise gelangen können. Bald bedauernd und entschuldigend, bald prahlerisch und mit befriedigter Eitelkeit, machen sie selbst aus den blutigen Ereignissen, die sie hervorrufen, kein Geheimniß. Wo irgend sie von Streitigkeiten eingeborener Stämme hören, machen sie sich dahin auf, um „Frieden zu stiften“, wie sie es nennen; sie morden und plündern, wie es vielleicht selten in der Weltgeschichte dagewesen ist, und bemächtigen sich besonders der Kinder in so zartem Alter, daß sich dieselben ihrer Heimath und Eltern später nicht mehr erinnern können und ihre Muttersprache vollständig vergessen. Auf diese Weise sorgen sie für dienstwillige Hausflaven zur Verrichtung der Arbeiten, zu denen die erwachsenen Eingeborenen kein Geschick haben.

Den Kaffern, welche im Gebrauch der Schießwaffen wohlverfahren sind, gehen die Boers mit großer Vorsicht aus dem Wege und überlassen es den theuer bezahlten englischen Truppen, die lästigen Angriffe derselben zurückzuweisen. Es ist ihre Weise, sich an die sanften und verweichlichten Betschuanenstämme zu machen, um sie in ihre ruchlosen Frohndienste zu knechten, und bereits sind die Bakatla, Batlokua, Bahnkeng, Bamosetla und zwei Bakuenastämme diesem elenden Loose unrettbar verfallen. Manche jüngere Männer dieser Stämme gehen zeitweilig als freiwillige Arbeiter in die Capkolonie, wo sie täglich einen Schilling und Brod verdienen, um das sauerverdiente Geld zum Ankauf von Vieh zu verwenden; aber nicht nur, daß sie ihre Arbeiter nicht bezahlen, diesen Armen, die Jahre lang um einige Ochsen sauer gearbeitet haben, rauben sie ihr Verdienst mit kaltem Blute und sagen dabei, wenn diese Bursche arbeiten wollen, so sollen sie für uns arbeiten. Diese freiwilligen Arbeiter werden Mantatees genannt.

Livingstone machte wiederholt Versuche, sich und seine Freunde mit den Boers in ein besseres Einvernehmen zu setzen, und sie zu einem menschlicheren Verhalten gegen die Eingebornen zu stimmen, doch blieben seine Bemühungen nicht blos erfolglos, sondern zogen ihm auch noch viele Verdrießlichkeiten und schändliche Behandlung zu.

Dieses Alles war eine der Ursachen, weshalb er seine Augen vorwärts richtete, und den Plan faßte, nach dem Ngami-See zu reisen. Die genaue Lage desselben war schon seit etwa 50 Jahren von allen Eingebornen, die ihn besucht hatten, als in der dazwischen liegenden Wüste Calahari noch reichlicher Regen fiel, richtig nachgewiesen und bezeichnet worden. Allein in neuester Zeit waren alle Versuche, ihn zu erreichen, gescheitert, so daß Livingstone nur auf Erfolg rechnete, wenn er die Reise um die Wüste herum machte, anstatt sie der Mitte nach zu durchschneiden. Die Calahari-Wüste erstreckt sich vom Orange-Flusse im Süden bis zum Ngami-See im Norden und wird Wüste genannt, weil sie kein fließendes Wasser und nur wenige Brunnen enthält. Ohne Pflanzenwuchs ist sie keineswegs; denn sie ist mit Gras und Schlingpflanzen bedeckt, und hat an manchen Stellen sogar Buschwerk und Bäume, in denen ungeheure Heerden von Antilopen, die wenig oder kein Wasser bedürfen, sich aufhalten. Auch wird sie von Buschmännern durchzogen, die ein sehr ärmliches Leben führen.

Als Livingstone's Absicht, den Ngami zu bereisen, in der Capstadt bekannt wurde, wünschten Oswell und einige Andere, sich dem Zuge anzuschließen, um an den Freuden der afrikanischen Jagden und der Ehre der Entdeckung des See's Theil zu nehmen. Oswell entsagte sogar einer hohen Stellung und brachte bedeutende pecuniäre Opfer, um die Grenzen unseres geographischen Wissens auszu dehnen. Es war gegen Ende Mai, als er mit Murray bei Livingstone eintraf, und schon am 1. Juni 1849 brachen die drei Reisenden wohl ausgerüstet und in bester Gesundheit nach der unbekannten Gegend auf.

Sie wandten sich zunächst nordwärts, an einer mit Hochwald bewachsenen Hügelkette entlang nach Schokwane, dem früheren Wohnsitz der Bakuena, und setzten dann ihre Reise in einem ausgetrockneten Flußbette fort, der durch ein flaches, mit lichtigem Wald und Busch bewachsenes Land führte. Die nächste Station Boatlanama ist ein lieblicher Ort in der übrigens trostlosen Gegend. Die Brunnen sind tief, aber reichlich mit Wasser gefüllt. Der Weiher bei Ropope, der bei Livingstone's früherer Reise viel Wasser enthielt, war gänzlich ausgetrocknet, aber bei Maschul fanden sie eine nie versie-

gende Quelle frischen Wassers in einer Sandsteinhöhle, wo sie sich für längere Zeit versahen; denn nun betraten sie die eigentliche Wüstenei.

Nach Schwierigkeiten mancher Art hatten sie am 4. Juli den nach N.=Ost strömenden Zonga erreicht und hörten von den Eingeborenen, daß derselbe aus dem Ngami-See hervorkomme. So durften sie hoffen, wenn sie sich an dem Zonga hielten, früher oder später „das große Wasser“ zu erreichen. Nachdem sie 96 engl. Meilen den schönen Fluß verfolgt hatten, ließen sie ihre Ochsen und Wagen bis auf ein einziges Gespann zurück, um den Rest des Marsches schneller ausführen zu können, und erreichten das nord-östliche Ende des Ngami-Sees am 1. August 1849. Es bedurfte noch eines weiteren Marsches, um einen Blick auf seine ganze Breite zu haben, dann aber war ihre Freude auch um so größer, als sich der prächtig große Wasserspiegel vor ihnen ausdehnte. Sie waren die ersten Europäer, welche sein Ufer betraten. Nach dem Kompaß schien er sich in der Richtung von N.=Ost nach S.S.=West zu strecken. Der südliche Theil soll eine Krümmung nach Westen beschreiben, und von Norden her den Teaughe aufnehmen. Nach S.=Südwesten hin vermochten die Reisenden von dem Punkte aus, wo sie standen, keinen Horizont zu erkennen und sich keinen deutlichen Begriff von seiner Ausdehnung zu machen. Nach der Behauptung der Eingeborenen würde er, wenn man 25 engl. Meilen auf die Tagereise rechnet, ungefähr 75 engl. oder etwa 15 geogr. Meilen im Umfang haben. Nach den späteren Erforschungen des muthigen Reisenden Merkabe, der von S.=Osten her an den See gelangte, den Teoughe überschritt, und der einzige Europäer ist, der den See in ganzer Ausdehnung gesehen hat, muß derselbe einen Umfang von 90—100 engl. Meilen haben. Er ist so leicht, daß die Eingeborenen ihre Rähne über große Strecken hin mit kurzen Ruderstangen fortstoßen, und kann auch deshalb als Handelsstraße niemals von großem Werthe sein, weil er in den Zeiten, welche dem reichlichen Wasserzufluß aus dem Norden vorangehen, noch leichter und mehr zu einem Sumpfe wird. Sein Gestade ist niedrig und an der Westseite stellenweise von Bäumen frei, ein Zeichen, daß sich das Wasser erst vor Kurzem von hier zurückgezogen hat. Dort herum lagen viel abgestorbene Baumstämme,

und die Baheine, welche an dem See wohnen, erzählten, daß die jährlichen Ueberschwemmungen nicht bloß große Bäume, sondern auch Antilopen, Springböcke u. s. w. in ihren tosenden Fluthen mit sich brächten.

Der Ngami-See hat auch insofern Aehnlichkeit mit dem Tsabsee, als sein Wasser, so lange er gefüllt ist, vollkommen süß ist; einen salzigen Geschmack erhält es erst zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes. Die Reisenden schätzten die Lage des Sees auf 2000 Fuß über dem Meerespiegel, nach welcher Berechnung sie von Kolobeng aus 2000 Fuß zu dem See niedergestiegen waren. Er ist der südlichste und niedrigste Theil von dem jenseits liegenden großen Stromsysteme, dessen Reservoir er wird. Es fließt, berichtet Livingstone, anfangs der Embara herunter, der sich in die Ströme Tzo und Teoughe theilt. Der Tzo theilt sich in dem Tamunakle und Mababe; der Tamunakle ergießt sich in den Zonga, der Teoughe in den See. Das Anschwellen der Flüsse beginnt im März oder April, und die herunterkommenden Gewässer finden die Betten aller dieser Ströme ausgetrocknet, einige Tümpel ausgenommen, zwischen welchen weite trockene Stellen liegen. Der See selbst ist sehr niedrig. Der Zonga ist nur eine Verlängerung des Tamunakle und ein Arm des Sees reicht bis zu dem Punkte hinauf, wo der eine endet und der andere beginnt. Der Tamunakle ist schmal und seicht, der Zonga breit und tief. Der schmale Arm des Sees hat keinen Abfluß, er stagnirt wie der See selbst. Der Teoughe und der kleinere Tamunakle, die im Grunde ein und derselbe Fluß sind und ihr Wasser aus derselben Quelle erhalten, nämlich dem Embara, können einander niemals überholen, denn wäre dies möglich oder könnte der Teoughe den See füllen, was jedoch in neuerer Zeit niemals vorgekommen ist, so würde der Tamunakle einen passenden Abzugskanal bilden und einer Ueberschwemmung vorbeugen. Wenn der See je einmal tiefer wird, als das Bett des Zonga, so würde ein Theil des Tamunakle sich in ihn ergießen, statt sein Wasser dem Zonga abzugeben, dann könnte dieser Fluß abwechselnd nach beiden Seiten fließen. Die Strömungsverhältnisse dieser Gewässer scheinen noch einer sehr genauen Untersuchung zu bedürfen, da sie nach den bisherigen Mittheilungen von nicht gewöhnlicher Art sein müssen. Livingstone nimmt nicht an, daß

das Wasser, vom Boden aufgesogen, im Sande verläuft, er sagt ausdrücklich, daß es in den breiten Flußbetten von der Luft und Wärme verzehrt werde. Auch wie weit er in dieser Hinsicht Recht hat, muß durch weitere Beobachtungen ermittelt werden.

Nachdem sich die Reisenden einige Tage am Ngami-See aufgehalten hatten, beschloßen sie, dem großen Häuptling der Makololo, Sebituane, einen Besuch abzustatten, und vorzüglich wünschte Livingstone, mit diesem energischen Manne in Verbindung zu treten und von ihm in seiner Lehrthätigkeit unterstützt zu werden. Derselbe wohnte nur ungefähr 200 Engl. Meilen nördlich vom See, doch war es nicht möglich, ohne Boote voranzukommen, auch waren keine Führer aufzutreiben, weshalb sie sich zurück wandten, Oswell, um aus der Kapstadt ein Boot zu beschaffen. Livingstone, um Setschele und seine Familie abzuholen und auf dieser Reise mit sich zu nehmen. Die schönen Ufer des Flusses, an dem sie sich noch eine Zeitlang hielten, bestehen aus weichem Kalktuff, der überhaupt den Boden dieses ganzen Beckens bildet. An den grasigen Böschungen stießen sie auf zahlreiche Fallgruben, die meist paarweise, von dem Bahehe mit großer Sorgfalt angelegt werden. Sie sind 7 bis 8 Fuß tief und etwa 4 Fuß lang und breit, unten dagegen sehr eng, so daß die gefangenen Thiere wenig Spielraum haben, um sich zu retten. Doch gelingt es den scharfsinnigen Elephanten leicht, ihre Jungen wieder herauszuholen. Obgleich obenauf Schilf und Gras liegt, das man mit Sand bestreut und mit Wasser begießt, so daß es fast ganz aussieht wie der umgebende Boden, erkennen alte Elephanten doch die Gefahr und weichen den Gruben nicht bloß selbst aus, sondern schieben auch die Bedeckung von ihnen fort, um ihre Genossen auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

Die Umgegend war durch prächtige Bäume belebt und besonders fesselten zwei riesige Baobob (*Adansonia digitata*, Kufa, auch Mowara genannt,) die Aufmerksamkeit der Reisenden. Livingstone hat einen solchen Baumriesen näher beschrieben, dessen Stamm aus sechs Armen bestand und drei Fuß vom Boden einen Umfang von 85 Fuß hatte. Diese Bäume haben eine merkwürdige und wohl die größte Lebenskraft von allen Pflanzen, so daß Adamson u. A. angenommen haben, sie hätten zum Theil schon vor der Noahischen Fluth gestanden! Als ob diese Fluth eine über den ganzen Erdball sich er-

streckende gewesen wäre, als ob Bäume Jahrtausende alt werden könnten, und als ob eine solche Fluth nicht auch diese Bäume, die zudem damals jung sein mußten, zu vernichten Kraft gehabt hätte! Die Eingeborenen machen aus den Fibern der Rinde starke Seile und schälen ihn oft so weit ab, als sie reichen können, ohne daß der Baum abstirbt; es bildet sich vielmehr durch Granulation eine neue Rinde, sogar abgerissene, nur oben noch festhaltende Rindenstücke wachsen fort. Ueberhaupt, sagt unser Berichterstatter, vermag keine äußere Gewalt, nicht einmal Feuer, den Baum zu zerstören; auch von Innen heraus kann er nicht verletzt werden. Meist sind diese Bäume hohl und bergen oft so viel Raum, daß 20 bis 30 Menschen sich in ihm, wie in einer Hütte, schlafen legen können. Selbst umgehauen geht er noch nicht ein, sondern wächst, auf der Erde liegend, ungestört fort. Der Grund dieser überraschenden Eigenthümlichkeit ist, daß der Baum endogen und exogen ist und jede Schicht ihre besondere Lebenskraft hat. Man zählt ihn deshalb auch passender zu den Zwiebeln, als zu den Bäumen; in dem Stamme einer solchen Riesenzwiebel zählte Livingstone 84 concentrische Ringe und überzeugte sich, daß jeder Ring, nachdem man den Baum gefällt hatte, noch einen Zoll gewachsen war. Ebenso behalten die Wurzeln, die sich oft 40 bis 50 Fuß vom Stamme über die Oberfläche ausdehnen, ihre Lebenskraft nach dem Fällen, weshalb auch die Portugiesen, um durch diese Zwiebel nicht zu viel Platz zu verlieren, darauf verzichten, ihn umzuhauen, sondern sie lassen ihn stehen wo er steht. Das Holz ist so weich und schwammig, daß eine kräftig geschwungene Art so tief in ihn hineinfährt, daß sie nur schwer wieder herausgezogen werden kann. Unmöglich erscheint es bei einer mäßigen Schätzung allerdings nicht, daß einzelne der Mowara das Alter der Egyptischen Pyramiden haben.

Bemerkenswerthe Baumarten am Zonga waren außerdem die Palmgra-Palme, der schöne Moschoma-Baum, der eine eßbare Frucht trägt und dessen Stamm zu Kanoes das Material hergibt, und der Motfouri, der eine fleischfarbene Pflaume mit angenehm säuerlichem Saft trägt und in der Gestalt der Cypresse, in dem dunkeln, immergrünen Laube mit dem Orangenbaume ähnlich ist. Auch zwei Arten Baumwolle kamen vor, die zu Zeug verarbeitet und dann mit dem ebenfalls wild wachsenden Indigo blau gefärbt werden.

Abends hatten die Reisenden Gelegenheit, eine erstaunliche Menge Elephanten zu beobachten. Mit donnerähnlichem Getöse kamen die Anthiere aus weiter Umgegend heran, um nicht bloß am Flusse den Durst zu löschen, sondern auch um allerlei Pöffen zu treiben. Sie übergossen einander und sich selbst mit reichen Wasserstrahlen, schrieten dabei vor Vergnügen laut auf und lärmten in der Weise, während alle anderen Thiere sich in ängstlicher Ferne hielten, bis plötzlich einer der Heerdenführer das Zeichen zum Aufbruch gab. Er rannte plump, aber schnell gerade in's Land hinein, unverweilt folgten die Uebrigen und so ging es meilenweit bis sie sich vor den Fanggruben in Sicherheit wußten. Das Erstaunliche dieses Anblicks wird noch durch das dumpfe Dröhnen übertroffen, von dem noch lange der Boden zu zittern scheint.

Die Rhinocerosse waren ebenfalls häufig und zwar kamen hier auch grauhäutige vor, die eine Spielart der plattnäsigen (*R. sinues*) sind und die ihrem ersten Beschreiber zur Ehre R. Oswelli heißen. An dem Zonga war es auch, wo die Reisenden die noch unbekannte Antilopenart, Vetschen, entdeckten, braungelb von Farbe, weiß an der Brust, dem Bauche und um die Augen, mit nach Vorne ragenden Hörnern, die Männchen mit einer Mähne versehen und einem Haarbüschel am Schweife. Diese Antilopen halten sich stets am Wasser auf und da sie sehr neugierig sind, so hatten die Reisenden oft den ungestörten Anblick der edelgebauten Thiere, deren hochemporgerichteter Kopf sogar etwas Imponirendes hat, wie bei dem Edelhirsche. Der Zonga ist auch sehr reich an vortrefflichen Fischen, von denen die Eingeborenen nicht bloß gerne essen, sie sind stolz auf diesen Reichthum, denn sie haben zehn verschiedene Arten, und sagen in ihren Lobliedern auf den Strom: „Ein Eilbote ist stets gezwungen, unterwegs zu übernachten, weil man ihm zu viel Nahrung vorsetzt.“ Die Netze der Bapeihe sind ganz wie die unsrigen gestrickt, doch erlegen sie die Fische auch mit Wurfspeeren.

Sehenswerth ist die Jagd der Eingeborenen auf die Flußpferde, die sie ebenfalls und mit großer Geschicklichkeit harpuniren. Von der mit Widerhaken versehenen Harpune, deren Seil an dem Kanoe befestigt ist, wird das Thier so lange gezerrt, bis man ihm den Todesstoß geben kann, oder — bis es den Rahn zertrümmert, was keineswegs selten geschieht.

Auch die zweite Reise mit Oswell führte Livingstone nicht bis zu Sebituane. Sie brachen zu derselben im April 1850 von Kolobeng aus, Oswell beschäftigte sich aber ausschließlich mit der Jagd, besonders auf Elephanten, in der er es bis zur Meisterschaft brachte. Livingstone sah Kinder und Dienerschaft gefährlich am Fieber erkranken, so daß ihn deren Pflege ganz in Anspruch nahm und er nach ihrer endlichen Genesung darauf bedacht sein mußte, sie wieder in die Sicherheit des häuslichen Heerdes zu bringen. Am Ngami-See hatte er einige am Fieber erkrankte Engländer getroffen, welche die Entdeckung auszunutzen gekommen waren. Alfred Riber, ein Maler, war bereits erlegen. Livingstone's und seiner Frau Sorgfalt gelang es, die Uebrigen zu retten.

Erst eine dritte Reise, die Livingstone ebenfalls mit Frau und Kindern und zahlreichem Gefolge an Menschen und Vieh machte, führte ihn bis in das Land Makololo und zu dem vortrefflichen Sebituane. Unter den Leiden dieser Reise führt Livingstone vorzüglich die Verfolgungen durch die Tsetse, eine giftige Fliege, nicht größer als unsere Stubenfliege, auf, deren Bissen in sehr kurzer Zeit 43 Ochsen, die Livingstone's Eigenthum waren, erlagen. Dieses bössartige Thier ist sehr flink und über Tag nicht zu fangen. Nur Morgens und Abends, wenn die Luft kühl ist, läßt sie sich ergreifen. Es ist eigenthümlich, daß Menschen und wilden Thieren das Gift der Tsetse nicht im Geringssten schadet, während es Ochsen, Pferden und Hunden den sichern Tod bringt. Maulthiere, Esel und Ziegen sind vor diesem Gifte ebenso geschützt wie Menschen, weshalb auch in Gegenden, wo die Tsetse viel vorkommt, z. B. am Zambesi, die Eingeborenen nur Ziegen als Hausthiere halten. Bemerkenswerth ist noch, daß Kälber, so lange sie noch an der Euter saugen, nicht vergiftet werden. Geräth eine übelgeführte Rinderheerde in den nicht sehr bestimmt umgrenzten Bezirk der Tsetse, so kann man überzeugt sein, daß sehr bald nur noch die Milchkälber am Leben sind. Sebituane verlor einmal fast alles Vieh, viele Tausend Stück, weil es, ohne daß man es wußte, in das tödtliche Gebiet der Tsetsefliegen kam. Am Tsoba beobachtete Livingstone auf dem einen Ufer unzählige solcher Fliegen, während er auf dem anderen Ufer, wo seine Heerde gelagert war, auch nicht eine einzige zu entdecken vermochte.

Schon an diesem Strome, der aus N. W. kommend, in den Zambezi strömt, vernahm Livingstone, daß Sebituane sein Eintreffen längst erwartet habe und ihm von der Barotsche-Stadt Naliele nach Geschenke entgegengereist sei. Die Freude der endlichen Begegnung war bei beiden Männern gleich groß, Livingstone schilderte dem Häuptling die Mühseligkeiten der Reise, worauf dieser sofort ausrief: „All Guer Vieh wird in Folge des Bisses der Tsetsefliege sterben, aber ich bin reich an Heerden und will Euch geben, so viel Ihr bedürft.“ Er bewirthete seine Gäste mit Fleisch, Milch und Honig, befahl sie der Fürsorge von Mabale, der die Gesandtschaft von Kolobeng hergeführt hatte und ließ ihnen Decken und Ochsenhäute für die Nacht bringen, die so weich waren wie Tuch. Schon lange vor Tagesanbruch kam er wieder persönlich zu Livingstone, lagerte sich bei dem Feuer in einem Buschwerk zu ihm und erzählte von seinem Leben und seinen Absichten.

Sebituane war ein Mann von etwa 45 Jahren, hoch gewachsen und straff, olivengelb von Farbe und bereits etwas glatzköpfig. In seinem Auftreten war er ernst, kaltblütig und würdevoll und von einer Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit, wie sie bei den Häuptlingen all dieser Völkerstämme fast niemals vorkommt. Er war der größte Krieger, dessen Ruf jemals bis über die Kolonie hinausgedrungen ist, denn muthiger wie Mosilikaze und Dingaan führte er seine Krieger stets selbst in das Gefecht und feuerte sie zur Tapferkeit an. Seine Streitart war stets von schneidender Schärfe und vor jeder Schlacht zeigte er sie den Seinigen mit den Worten: „Wehe dem, der den Feinden den Rücken kehrt, er soll die Schneide meiner Art fühlen!“ Er war ein so behender Läufer, daß ihm kein Feigling entrinne konnte. Wer floh, war bald von ihm eingeholt und wurde sofort von ihm niedergehauen. Wer sich versteckte, und statt ins Feld zu ziehen zu Hause blieb, mußte nachher von dem Häuptling hören: „Also du willst lieber zu Hause sterben, als in das Feld ziehen? du sollst deinen Willen haben.“ Und auf diese Worte folgte sofort die Hinrichtung.

Sebituane stammte aus den weit südlich gelegenen Gegenden an den Quellen des Likwa und Namagari und hatte sich nach einem vielbewegten Leben in einer fast 1000 Meilen von seinem Geburts-

orte entfernten Gegend zu einer verhältnißmäßig sehr erheblichen Macht emporgeschwungen. Er selbst war nicht Häuptlingssohn, aber dem Herrscher der Basata nahe verwandt und wurde mit dem ganzen Stamme nach dem Norden versprengt, als zuerst Sikongele den Stamm aus seinen alten Sizen vertrieb und dann die Griquas von Kurumann, Mischlinge von Holländern und Eingeborenen, jenen berühmten Zug gegen eine unzählige Heerde ursprünglicher Landesbewohner im Jahre 1824 ausführten, den Moffat in seinem Werke „Missionary Enterprise in Afrika“ eingehend mitgetheilt hat. Mit nur wenig Leuten kam er nach Meliba, wo er von vier gegen ihn vereinigten Stämmen vernichtet, „aufgefressen“ werden sollte. Aber durch die Umsicht, mit welcher er deren Angriff begegnete, errang er einen so vollständigen Sieg über seine Gegner, daß Makabe, deren Hauptführer, flüchtig werden mußte und er sofort von dessen Stadt und sämmtlicher Habe Besitz nehmen konnte. Er nahm seinen Wohnsitz in Vitubaruba, doch erlitt er daselbst sehr bald schwere Verluste durch neue Angriffe und erlag unerhörten, von der Geschichte nicht aufbewahrten Missetheilen der Weißen. Andere Umstände schlimmer Art kamen hinzu und verdrängten ihn noch weiter nordwärts.

Zweimal verlor er durch die Matebele all seine Heerden, doch raffte er beide Male seine Krieger wieder zusammen, ereilte den Feind und holte sich mehr wieder, als er verloren hatte. Auf einem Zuge durch die Wüste entlief ihm, vom Durste toll geworden, fast all sein Vieh, doch verschaffte er sich neues unter dem Batletli am See Kumadau. Er eroberte alles um den See gelegene Land und hörte damals zuerst von den Weißen. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb ihn, mit denselben in irgend eine Verbindung zu treten, — ein Wunsch, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, — und so zog er in die durch Galton und Andersson später erschlossenen Gebiete des Süd-Westens von Afrika, aber auch hier war er nicht glücklich. All sein Vieh entlief ihm und wurde von dem Damara aufgefangen.

Nimmer als je vorher kehrte er nach dem Osten wieder zurück und zog am Teoughe aufwärts bis zum Hügel Soriba und dann bald durch ein sumpfiges Land weiter. Aber lange fand er kein für Hirtenvölker geeignetes Land, bis er am Zambesi hinunter ziehend

unter die Baschubia und Batoka gelangte, welche damals auf dem höchsten Punkte ihres Ruhmes standen. Sie hatten besonders auf den Inseln des breiten Zambesi sehr sichere Zufluchtsorte, die sie auch dazu benutzten, feindliche Stämme hinzulocken und daselbst dem Hungertode preiszugeben. Sebituane entging der auf ihn gelegten Falle durch seine Vorsicht glücklich und benutzte die Angriffe der Batoka dazu, um sie den Makololo gänzlich unterwürfig zu machen. Damals bemächtigte er sich so großer Rindviehheerden, daß seine Leute die Schaaf- und Ziegenheerden nicht einmal beachteten. Nun überzog er auch die ganze Hochebene bis nach Kafue und ließ sich mit den Seinigen in einer durch kurzen Grasswuchs und wenig Wald für Hirten sehr geeigneten, leicht gewellten Ebene nieder; für diese ebenso schöne als gesunde Gegend bewahren die Makololo eine treue Anhänglichkeit bis auf den heutigen Tag.

Aber Sebituane konnte sich auch hier des friedlichen Lebens, nach dem er trotz seines kriegerischen Treibens von Jugend auf das größte Verlangen getragen hatte, nicht lange erfreuen. Die Matebele, ein Stamm der Zulusaffern, setzte unter Mosilikake über den Zambesi, griff ihn plötzlich an und entführte ihm Vieh und Weiber. Sofort sammelte er seine Krieger, suchte sie auf und war so glücklich, ihnen Alles wieder abzujauchen. Auch spätere Angriffe des unermüdlichen und raublustigen Mosilikake schlug Sebituane glücklich ab und schien endlich nun der Ruhe, nach der er sich sehnte, theilhaftig werden zu können. Da war es ein Prophet seines eigenen Stammes, eines wenn auch überspannten, doch jedenfalls richtig beobachtenden Kopfes, der seine Augen wieder dem Westen zuwandte.

Dieser Prophet, Thapane genannt, galt für einen Senoga, d. h. für Einen, der mit den Göttern Verkehr unterhält. Er verschwand oft, so daß Niemand wußte, wo er sich aufhielt, wahrscheinlich in irgend einer Höhle in einem schlafähnlichen Zustande. War der Mond voll, so erschien er plötzlich wieder im Volke, abgemagert und elend und sich bald bis zur höchsten Ekstase aufregend. Er stampfte, sprang, schrie auf eigenthümliche Weise und schlug mit einem Knüttel heftig auf den Erdboden, bis er in eine Art von Verzauberung gerieth, während der er seine, angeblich ihm selbst unbewußten Aussprüche that. Er deutete gen Osten und rief: „Ich sehe dort ein Feuer, Sebituane,

das dir verderblich werden wird. Weiche ihm aus, damit es Dich nicht verzehrt. Die Götter sagen, gehe nicht dorthin!" Dann zeigte er gen Westen und rief: „Dort sehe ich eine Stadt und schwarze Menschen, über die du herrschen wirst, und rothes Vieh, das dein sein wird. Wenn Deine Krieger das rothe Vieh fangen, so laß sie die Eigenthümer nicht tödten, denn diese sind dein künftiger Stamm! — Aber jetzt rufen mich die Götter hinweg, ich kann nicht länger unter Euch weilen“.

Stillschweigend und unbedingt unterwarf sich Sebituane dieser Weisung. Das Feuer im Westen waren die Feuergewehre der Portugiesen, der Stamm im Osten waren die Barotse oder Baloviana, wie sie sich selbst nennen. Trotz des Widerstandes, den sie in Gemeinschaft mit den Matebele leisteten, unterwarf Sebituane sie theils in Gefechten, theils durch Krieglisl vollsländig und herrschte jetzt, selbst von dem schrecklichen Mosilikaze gefürchtet, über alle schwarzen Stämme eines sehr ausgedehnten Landstriches. Die Batoka, welche den Feind über den Zambesi gesetzt hatten und sich in ihren Insel-festen für unangreifbar hielten, waren ihm noch feindlich. Er über-zog sie plötzlich und es gelang ihm, sie zu vertreiben. Sie flohen über den Zambesi zu Mosilikaze, wo sie ihm ungefährlich waren, der Zambesi wurde jetzt aber frei und die Ausbreitung des Handels-verkehres nach dem großen Centraltheile hin nicht mehr gehemmt. Der Fluß wurde seine Vertheidigungslinie gegen Mosilikaze und längs demselben wurden an vielen Plätzen Kriegerhaufen als Schildwachen aufgestellt, um alle Bewegungen des Feindes stets zu überwachen.

Ebenso sorgte er innerhalb seines Gebietes für strengste Ordnung und wußte Alles, was im ganzen Lande vorging, denn er verstand die seltene Kunst, sich sowohl die Zuneigung seiner eigenen Leute als die der Fremden zu erwerben. Alle Ankömmlinge lernte er kennen, selbst die ärmsten, und entließ Niemanden ohne ein Geschenk. Deshalb hingen Alle an ihm wie an einen Vater, und allgemein hieß es von ihm: „Er hat ein Herz, er ist weise.“

Auch Livingstone's Reise und Anwesenheit hatte ihm Gelegenheit geboten, seinen Eifer im Unterstügen nützlicher Forschungen und seine Gastfreundlichkeit an den Tag zu legen. Besonders erfreute ihn das Vertrauen Livingstone's, mit Frau und Kindern ihn zu besuchen. Des-

halb versprach er auch sofort, während Oswell den Zambesi weiter nach Osten hin verfolgte, die ganze Missionär-Familie mit sich in sein Land zu nehmen, damit sie selber sich einen Platz für ihre zukünftige Niederlassung aussuchen möchten. Denn da keine Hoffnung vorhanden war, daß die Boers die Belehrung der Eingeborenen in Kolobeng auf friedlichem Wege zugeben würden, so hatte Livingstone den Plan schnell und kurz und gut fest beschloffen, seine Familie nicht länger mehr jener ungesunden Gegend auszusetzen, sondern sie nach England zurückzusenden und dann allein in diesen Gebieten Sebituane's einen Mittelpunkt für die anzubahnnende Civilisation zu gründen.

Bevor er aber irgend etwas, diesem Zwecke Dienliches ins Werk richten konnte, sollte er den vortrefflichen Sebituane sterben sehen. Eine bei Melita erhaltene Brustwunde hatte ihm schon früher eine Lungenentzündung zugezogen, welche die Barotse damals durch zahlreiche Einschnitte in die Brust glücklich gehoben hatten. Jetzt brach sie von Neuem auf. Livingstone erkannte bald den bedenklichen Zustand, in dem sich sein Freund befand, durfte aber als Fremder nicht wagen, die Behandlung zu übernehmen. Dann hätte der tödtliche Ausgang ihm, den Seinigen und der ganzen Mission den größten Nachtheil bringen können. So mußte er ihn unter den unzulänglichen Mitteln der Makololo-Aerzte, die ihm kaum die Haut ritzten, einem allzufrühen Tode entgegengehen sehen.

„An dem Sonntage, an dem er starb,“ erzählt Livingstone, „besuchte ich ihn nach dem Nachmittagsgottesdienste mit meinem kleinen Robert. „Komm näher,“ sagte Sebituane, „und sieh, ob ich noch ein Mann bin. Es ist um mich geschehen.“ Er fühlte so deutlich den gefährlichen Charakter seiner Krankheit, daß ich ihn darin zu bestärken wagte und noch eine Aeußerung hinsichtlich der Hoffnung nach dem Tode hinzufügte. „Warum sprichst du vom Tode?“ fragte einer der neuangekommenen Doctoren. „Sebituane wird niemals sterben.“ Hätte ich auf meiner Ansicht beharrt, so würde ich mich dem Argwohn ausgesetzt haben, daß ich durch weiteres Sprechen über diesen Gegenstand seinen Tod herbeiwünsche. Nachdem ich einige Zeit neben ihm gesessen und ihn der Gnade Gottes anempfohlen hatte, stand ich auf und wollte mich entfernen. Da richtete sich der sterbende Häuptling so gut er vermochte von seinem Lager auf, rief einen Diener

herbei und sagte: „Bringe Robert zu Mannku und sage ihr, sie solle ihm etwas Milch geben.“ Mannku war eine seiner Frauen. Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als er zurücksank. Dies waren die letzten Worte des tapferen Håuptlings gewesen.

Nachdem er zur Erde bestattet war, wurde, wie es hier zu Lande Brauch ist, um die Stätte unkenntlich zu machen, sein sämmtliches Vieh einige Stunden auf dem Grabe herumgetrieben. Nachher suchte Livingstone seine Familie auf, um sie zu trösten und ihr zu rathen, daß sie zusammenhalten und seinen Nachfolger in jeder Hinsicht unterstützen möchten. Sie nahmen ihn gut auf, beruhigten ihn hinsichtlich seiner eigenen Zwecke im Lande und sagten gefaßt, ihr großer Håuptling sei nun auch den Weg seiner Väter gegangen, und obschon in ihm ein starker Vater und Führer des Stammes gestorben sei, so habe er doch Kinder hinterlassen und sie würden dasselbe freundliche Verhältniß zu den Fremden fortbestehen lassen, wie Sebituane es in das Leben gerufen habe.

Er war ohne Zweifel einer der tüchtigsten und besten Håuptlinge, die mit den Europäern in Berührung gekommen sind, und trotz seiner vielen Fehden ein friedlich gesinnter Mann. Ging doch Jahre lang sein heißester Wunsch dahin, eine Kanone zu haben, um durch den Besitz dieser gefürchteten Waffe vor den Angriffen seiner Gegner und besonders Mosilikatses gesichert zu sein. Livingstone selbst erklärt, es sei ihm nie der Tod eines schwarzen Mannes so zu Herzen gegangen, als der Sebituane's, und er habe für das Wohl seiner Seele ein inniges Gebet an Gott richten müssen.

Nach des Verstorbenen eigener Ansicht ging nach seinem Tode die Håuptlingsstelle auf seine Tochter Mamotsihisane über, die 12 Tage nordwärts in Naliele wohnte. Livingstone und Oswell sandten sofort Boten an dieselbe ab, um die Erlaubniß ihres Vaters, das Land bereisen und sich in ihm niederlassen zu dürfen, von ihr bestätigen zu lassen. Diese Erlaubniß wurde unbeschränkt auf das Bereitwilligste gegeben, und so setzten die Reisenden ihren Marsch sofort nordöstlich fort und fanden 130 engl. Meilen weiter bei Gesheke den etwa 1000 Fuß breiten prächtigen Zambesi an einer Stelle, wo ihn die portugiesischen Karten bisher nicht gekannt hatten. Nach den bisherigen Angaben erstreckte er sich nicht so tief

bis in den Continent, sondern war mehr ein Fluß der Ostseite Süd-Afrika's und kein Verkehrsmittel für Dampfschiffe bis in das Centrum des Landes. Daß er sich hiefür aber, abgesehen von etwaigen Stromschnellen und Wasserfällen, wohl eigne, bewies seine bedeutende Tiefe trotz des augenblicklich niedrigen Standes. Oswell versichert, daß er niemals einen schönern Strom gesehen habe, selbst in Indien nicht. Zur Zeit seiner periodischen Ueberschwemmung steigt er um 20 Fuß und überfluthet 15 bis 20 Meilen weit das umliegende Flachland. Oft steht die ganze Gegend zwischen dem Tschobe und Zambesi unter Wasser; dasselbe hinterläßt jene schilfreichen Sumpfsgebiete, die den Eingebornen bei feindlichen Einfällen als Zufluchtsstätten dienen. Uebrigens ist das Land zwischen beiden Strömen so eben, daß die Ameisenhaufen, die aber immer einige Fuß hoch waren, allein die Fläche unterbrachen. Unter den Bäumen, welche die Gegend belebten, waren Datteln und Palmen die schönsten, Mimosen- und Mopano-Bäume kamen am häufigsten vor und bildeten ganze Wälder.

Der Sklavenhandel, den die Portugiesen an allen afrikanischen Küsten treiben, hatte seine nichtswürdigen Wirkungen sogar damals schon bis zu den Makoloso ausgedehnt, die selbst erklärten, sie hätten von jeher den Menschenhandel mit Abscheu betrachtet, schließlich aber doch nicht widerstehen können, für eine Flinte einen 14jährigen Knaben abzugeben. So wurden acht Knaben, aber von einem fremden Stamme, verkauft. Einige Araber aus Zanzibar hatten für drei englische Musketen sogar dreißig Gefangene erhandelt.

Im April 1852 langte Livingstone mit seiner Familie in der Capstadt an, wo er nach elf Jahren zum ersten Male wieder den Anblick civilisirter Zustände genoß und wo es ihm bald gelang, die Seinigen auf einem nach der Heimath fahrenden Schiffe unterzubringen. In zwei Jahren versprach er ihnen nachzukommen, bis dahin aber das Innere des Landes noch fleißig zu durchforschen und einen gefunden und auch übrigens geeigneten Mittelpunkt für die Ausbreitung der Civilisation und Cultur ausfindig zu machen, auch die Wege in das Innere, sei es von der West- oder Ostküste her, aufzuschließen.

Er hatte denn auch bald die Freude, daß die Directoren der Londoner Missionsgesellschaft diesen Plan vollständig billigten und ihm für die Ausführung desselben freie Hand ließen.

Zweiter Abschnitt.

Francis Galton's und Charles J. Andersson's Reisen zu den Damara und Ovambo. 1850—51.

Francis Galton, ein reicher, Jagd- und Abenteuer liebender Engländer, wurde im Jahre 1850 durch die Entdeckung des Ngami-See's zu dem Entschlusse bestimmt, von der Capstadt aus eine Reise in diesen Theil des afrikanischen Continents zu unternehmen. Er war schon früher über die Wüsten, Tempel und Wasserfälle Aegyptens bis in die Zone der Tropenvegetation, den Sudan, vorgebrungen und diese Reise wirkte wie ein Zauber und Gift, wie er sagt, in ihm fort, daß es ihn drängte, noch einmal Bequemlichkeit, Gesundheit und Leben auf das Spiel zu setzen und wieder in ein Land forschend und jagend einzudringen, das indeß „wenig Anderes, als Gefahren und Mühseligkeiten, Elfenbein und Fieber zu bieten scheint.“ Zu der nachfolgenden Darstellung ist sein Bericht in das tropische Südafrika (27. April 1853) und der seines Reisegefährten Andersson benutzt, der zuerst (1855) in englischer und dann auch (1856) in schwedischer Sprache erschien. Obgleich Galton nach seiner Rückkehr von der Royal Geographical Society die goldene Medaille als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft erhielt, so stehen wir doch nicht an, mit Galton selbst zu erklären, daß das größere Verdienst um die Wissenschaft Charles John Andersson gebührt.

Wir haben von diesem, einem Schweden von Geburt, doch halb Engländer durch Verwandtschaft, die Schilderungen zweier Expeditionen in das südwestliche Afrika, von denen er die erste in Gesellschaft Galton's durch die Länder der Damara's und Ovambo's im Jahre 1850 antrat, bei der zweiten, von der er im Jahre 1854 zurückkehrte, war er auf sich und seine eigenen, wenig bedeutenden Hülfsmittel beschränkt. Es gelang ihm indeß, auf dieser zweiten Reise den kürzesten und besten Weg an den See Ngami aufzufinden, der bisher für unzugänglich galt, auf dem aber Handel und Civilisation am

Sichersten in die Ngamiländer vordringen werden. Seine Mittheilungen über die geologische Beschaffenheit dieser Länder und ihren Mineralreichtum, über die Sitten, Gewohnheiten und religiösen Gebräuche der Einwohner, über die Flora und Fauna der von ihm besuchten Länder sind einfach und anspruchslos, doch bieten sie manches Neue von ungewöhnlichem Werthe. Von frühester Jugend auf hatten ihn lebhaftere Träume in die Wildnisse Afrika's versetzt; leidenschaftlicher Jäger, abgehärtet auf Reisen in den unwirthbaren Gegenden seiner Heimath, Freund naturwissenschaftlicher Studien, besaß er fast alle für einen Forscher in Afrika erforderlichen Eigenschaften. Allein die großen Kosten solcher Reisen, wie er sie im Sinne hatte, schienen ihm ein unübersteigliches Hinderniß.

Schon wollte er jeden Gedanken an Afrika aufgeben und Island zum Gegenstand weiterer Entdeckungen machen, als er in England, wo er seine naturwissenschaftlichen Sammlungen verkauft hatte, den reichen Francis Galton kennen lernte, der gerade in jener Zeit seine Reise in das südliche Afrika beabsichtigte, und den in Geschmack und Denkungsart mit ihm übereinstimmenden Andersson gerne an dieser mühe- und gefahrvollen Unternehmung sich theilnehmen ließ. Erfreut der Genossenschaft, säumten Beide nicht lange, eine große Menge Waaren, für den Tauschhandel und Geschenke bestimmt, aufzukaufen. Waffen und Instrumente, rohe Kleiderstoffe und alte Uniformen, und jede Art von Gegenständen zum eigenen Bedarf, Schreibmaterialien, Kochtöpfe, Kompass. Galton hatte sogar eine messingne Theaterkrone angeschafft, um sie dem Fürsten Süd-Afrika's auf das Haupt zu drücken, der ihm dieser Auszeichnung am würdigsten scheinen würde. Andersson scheint mehr auf wissenschaftliche Ausbeute bedacht gewesen zu sein. Er sammelte alles irgend Erforderliche und seiner Ausdauer und Energie ist wohl hauptsächlich das Gelingen der Reise zuzuschreiben. Nichts fehlte, sogar drei Boote zum Befahren des Ngami-See's wurden sorgfältig ausgewählt und bei der Abfahrt von Plymouth am 7. April 1850 mit an Bord des Schiffes geschafft, das die kühnen Reisenden am 23. Juni nach der Capstadt brachte.

Hier wurden sofort noch viele weitere Anschaffungen für die Reise in das Innere gemacht, zwei große Wagen, mehrere Pferde, neun Maulthiere und sechs Hunde wurden gekauft, Kutscher, Köche,

Hirten gemiethet, und so sollte die Reise eben in bester Ordnung nach dem Norden angetreten werden, als zuverlässige Mittheilungen den Weg nach dem See Ngami, den man betreten wollte, so unsicher erscheinen ließen, daß es Wahnsinn gewesen wäre, denselben zu wählen. Die holländischen Bauern des Cap, die Boers, die sich als freie Herrn der Umgegend des Trans=Baal=Flusses betrachten, hatten allen Reisenden den Durchzug bei Todesstrafe untersagt, und Sir Henry Smith, der Gouverneur der Capcolonie, gestand selbst, daß diese Boers entschlossen genug seien, ihnen, wenn auch nicht das Leben, so doch ihr Hab und Gut abzunehmen und damit jedem weitern Vordringen ein Ende zu machen. So blieb nur übrig, von der Ost- oder Westküste her den Marsch in das Innere anzutreten, obwohl das Land auf beiden Küsten als höchst ungesund geschildert wurde.

Der Portugiese Isidore Pereira, dessen Vater angeblich von Mozambique quer durch Afrika bis Benguela gereist war, und der selbst auf eigenen Reisen mit vielen Häuptlingen im Innern Bekanntschaft angeknüpft hatte, wünschte sehr, daß von Kilimane aus die Expedition in das Innere angetreten werden möchte. Er gab manche nützliche Auskunft, doch zog Galton es vor, seinem Freunde Andersson Wort zu halten und ihm zu wissenschaftlichen Sammlungen Gelegenheit zu geben. Er verzichtete deshalb auf die Ostküste. Sie lernten einen Missionär Namens Schöneberg kennen, der im Begriff war, eine Wanderung in das Damara-Land zu unternehmen, und von der Wallfischbai an der Westküste, 700 geographische Meilen nördlich von der Capstadt, diese Reise antreten wollte. Sie beschloßen, mit ihm gemeinschaftlich zu reisen und waren bald einig. Galton miethete ohne Weiteres einen kleinen Schooner, auf dem indeß nur ein Theil der Reisevorräthe mitgenommen werden konnte. Man ging am 7. August unter Segel und lag am 20. desselben Monats in der Wallfischbai sicher vor Anker.

Das Auge gewahrte überall ein nur vom Horizont begrenztes Sandmeer, das bald in unregelmäßigen Dünen bis zu ansehnlicher Höhe aufstieg, bald als wüste Fläche in's Unabsehbliche sich ausdehnte. Nach den Einwohnern, einem halbcivilisirten Hottentottenstamme, Namens Namaquas, wird das Land Groß=Namaqua genannt, in welches die Bai der Zugang ist. Der Oranje-Fluß bildet die Südgrenze, im

Norden wohnen die Damara, östlich erstreckt es sich bis an die Kalahari-Wüste. Die Bai ist geräumig und ein bequemer Hafen, selbst für große Schiffe, die in ihr einen guten Ankergrund finden. Sie hat Ueberfluß an Fischen aller Art, besonders an Humpbacks, einer kleinen Art Wallfische, auf die des Thrans wegen Jagd gemacht wird und der die Bai ihren Namen verdankt. Außer vielen andern Fischen, die sowohl von den Einwohnern als auch von Hyänen und Schakals beim Eintritt der Ebbe leicht erhascht werden, ist die Umgegend reich an Wasservögeln, Gänsen, Enten, Seeraben, Pelikanen, Flamingo's und Strandschnepfen, die aber nicht an der Bai selbst nisten. An Gelegenheiten zu ergiebigen Jagden fehlt es somit an der Bai keineswegs.

Am Strande fand sich hier indeß kein menschliches Wesen; nur ein kleines, verlassenes, aber noch gut erhaltenes Bretterhaus, bei Hochwasser vollständig vom Meere umgeben, bot den Reisenden Zuflucht in den kalten, vom Nebel feuchten und deshalb ungesunden Nächten. Ursprünglich zu Handelsgeschäften bestimmt, war es in den Besitz der Rheinischen Missionsgesellschaft übergegangen, die von hier aus ihre Sendlinge die Reise in das Innere antreten läßt. Man hatte dasselbe kaum betreten, als sich einige halbnackte, ausgehungerte Eingeborne von abschreckendem Aeußeren zeigten. Alle waren bewaffnet, zum Theil mit Flinten, doch erschienen sie Andersson in ihrem ganzen Auftreten ebenso lächerlich als ungefährlich. Schmutz und Elend waren ihre Hauptabzeichen, doch waren sie nicht undienstfertig und für etwas Tabak gern bereit, einen Brief nach dem 20 Engl. Meilen ostwärts liegenden Scheppmansdorf zu bringen. Sie waren so schnell, daß Herr Bam, an den der Brief gerichtet war, schon vor Anbruch des nächsten Tages in der Bai eintreffen konnte. Derselbe war auf's Freundlichste bereit, ihnen bei der Auschiffung behülflich zu sein und die Thiere und Sachen der Reisenden 3 Meilen weiter in's Land nach Sand-Fountain zu schaffen, einer ähnlichen Bretterwohnung, wo es bald gelang, einen alten Brunnen wieder in Stand zu setzen. Das Wasser war aber so schlecht, daß es erst nach geschehener Reinigung vermittelst eines Destillirapparates zur Bereitung von Kaffee und Thee benutzt werden konnte.

Am vierten Tage war man mit der Auschiffung fertig, daß der

Schooner zurückkehren konnte und die Reisenden nun auf der nackten Küste allein sich selbst überlassen waren. Der Aufenthalt war keineswegs angenehm. Der feine Sand drang durch die Haare und Kleider bis auf die Haut, ebenso in alles Gepäck, sogar aus den Speisen und Getränken war er nicht zu verbannen. Die Seewinde kühlten die Luft angenehm ab, trotzdem sank das Thermometer nicht unter 75° F. Außer Myriaden von Flöhen waren aber besonders die afrikanischen Zecken (*Ixodes*) in hohem Grade lästig, die tief in die Haut sich eingraben, so daß beim Herausziehen der Kopf abreißt und zurückbleibt. Eine Art derselben ist so giftig, daß ihnen Hunde und selbst Ochsen unterliegen; Andersson selbst wurde später einmal von einer solchen Zecke verletzt und die Wirkung war so heftig, daß er eine 3 Monate währende, partielle Lähmung davontrug. Die beste Hülfe ist, unmittelbar nach dem Biß die Stelle mit Tabakschmergel zu bestreichen; bei Affen that Theer dieselben Dienste.

Eine Unnehmlichkeit auf Sand-Fountain ist das häufige Vorkommen der *Naras-Gurke*, welche die Größe von Kohlrabi erreicht, äußerlich grüngelb, im Innern dunkelorange-farben ist und angenehm erfrischt. Sie bekommt, mäßig genossen, nicht schlecht, und bildete ein Vierteljahr hindurch die Hauptnahrung der Eingebornen, sowohl im natürlichen Zustande, als gekocht; auch die Samenkörner werden getrocknet und für Zeiten der Noth aufbewahrt. Auch Ochsen, Hunde, Ragen, Strauße sind Liebhaber dieser Frucht, sogar den weißen Aegyptischen Geier sah Andersson einmal von derselben essen.

Der Transport des Gepäcks nach Scheppmansdorf stieß insofern auf Schwierigkeiten, als das erforderliche Zugvieh aus einer Entfernung von 200 Engl. Meilen herbeigeschafft werden mußte, und Herr Galton entschloß sich selbst dazu, die Reise anzutreten, um Scheppmansdorf kennen zu lernen, und von dort aus diese Ankäufe zu besorgen. Diese Missionsstation ist im Jahre 1846 durch den Missionsgeistlichen Scheppman gegründet worden. Es liegt am linken Ufer des Flusses Kuisip, der in die Wallfischbai mündet und hier von hohen Sandbergen umgeben ist. Er gehört zu den periodischen Flüssen Afrika's, und hatte als solcher die letzten Jahre kein Wasser gehabt, während er zu andern Zeiten, wenn im Innern des Landes viel Regen gefallen ist, gewaltige Fluthen entsendet, und nicht bloß das Land weit

umher fruchtbar macht, sondern es auch überhaupt augenfällig verändert. In Scheppmansdorf regnet es überhaupt selten oder nie, doch ist der Nachtthau so reichlich, daß an süßem Wasser und Brennholz, zwei der nothwendigsten Lebensbedingungen, kein Mangel ist.

Der Herr Bam, der die Reisenden mit großer Gastfreundschaft bei sich aufnahm, hatte bereits längere Zeit in verschiedenen Theilen von Groß-Namaqua sich aufgehalten, doch waren seine Civilisations- und Befehrungs-Versuche bisher von wenig, oder vielmehr gar keinem Erfolge gewesen. So lange er die Eingeborenen beschenkte, waren sie seine andächtigen Zuhörer, dann aber hatte ihre erheuchelte Ergebenheit für seine Person und seine Lehren ein Ende. Sie machten sich sogar kein Gewissen daraus, ihren Wohlthäter mit Undank zu lohnen und ihm das Leben auf jede erdenkliche Art sauer zu machen. Er war deshalb vor Kurzem nach Scheppmansdorf gekommen, wo er sich mit Gartenkultur beschäftigte; doch war auch diese Arbeit keineswegs dankbar, da plötzliche Ueberschwemmungen oft in Minuten gänzlich zerstören, was durch monatelangen Fleiß zu Stande gebracht ist. Ein Missionär in dieser Gegend muß sein eigener Baumeister, Schmied, Stellmacher, Kesselflicker, Gärtner u. s. w. sein, während seine treue Gattin Kinderfrau, Köchin, Wäscherin u. s. w. ist. Werden arme Knaben oder Mädchen mit unendlicher Mühe zu nützlichen Handleistungen angelernt, so laufen sie doch später plötzlich davon, oder werden, was noch schlimmer ist, faul und träge. Ueberhaupt scheint ein Namaqua Güte und Wohlwollen nicht würdigen zu können, wie sich denn auch weder in ihrer, noch in der Damara-Sprache ein Wort findet, welches Dankbarkeit bedeutet. Von dem Grade ihrer Unkultur liefert ein charakteristisches Zeugniß, daß sie die Wagen der Reisenden für riesige lebende Thiere halten. Der Prediger Schmeler hatte einmal einen zerbrochenen Wagen im Sande zurückgelassen, und mußte später von einem Eingebornen hören, er habe seinen „Packochsen“ schon lange Zeit in der Wüste mit einem zerbrochenen Beine stehen sehen, und da er nicht bemerke, daß er Gras bekäme, so sei zu fürchten, daß der Ochse schnell vor Hunger sterben würde, wenn man ihn nicht fortjagte.

Um eher in das Innere aufbrechen zu können, wurde ein Theil der Bagage in Scheppmansdorf in Verwahrung gegeben, und nur das Nothwendigste auf Saumochsen zur Mitnahme gepackt. Diese Art

des Transportes ist keineswegs leicht, da die Ochsen wild und eigensinnig sind, und nur von geübten Eingebornen oder Landeskundigen zum Lasttragen abgerichtet werden können. Glücklicherweise hatte Galton um diese Zeit einen gewissen Stewardson kennen gelernt, und noch in Dienst genommen, einen Mann, der durch langjährigen Aufenthalt in dieser Gegend in allen Mytherien des Bändigens der Ochsen vollkommen eingeweiht war, und sich dieser schwierigen Aufgabe als durchaus gewachsen zeigte. Mit seiner Hülfe war man am 19. September hinlänglich vorbereitet, daß der Marsch in die Naarip-Ebene angetreten werden konnte, eine weite Debe, der es gänzlich an Wasser und fast jeder Spur von Vegetation fehlt. Nach einer höchst beschwerlichen Reise von 12 Stunden wurde Abends an einem kleinen Granitberge gerastet. Andern Morgens gelangte man an den periodischen Fluß Swakop, wo man ausspannte, um nach Wasser für das Vieh umzusehen. Durch einen engen und wüsten Bergpaß näherte man sich dem eigentlichen Flußbette; je weiter die Reisenden vordrangen, um so düsterer, aber auch imposanter wurde das Aussehen der thurm hohen phantastisch geformten Granitfelsen; und obgleich der Fluß augenblicklich kein Wasser hatte, so gewährte er doch einen lachenden und einladenden Anblick; denn sein Bett war mit Gras, Schlingpflanzen und mancherlei lieblichen Blumen bedeckt, beide Ufer waren mit riesigem Schilf bewachsen, und über demselben erhoben sich prächtige weitspannende Bäume, unter denen sich besonders Akazien und der schwarze Ebenholzbaum auszeichneten. Unter einer vorspringenden Granitklippe entdeckte man endlich auch ein Bassin mit herrlichem Wasser, aus dem Menschen und Thiere sofort den brennenden Durst stillten. Dann nahmen die Reisenden auch ein Bad, das köstlich war, und ihre ermatteten und bestäubten Glieder außerordentlich erquickte.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen sie in das Lager zurück, wo sie, obgleich die Erde ihr Bett und der Himmel ihr Zelt war, doch gut schliefen, und mit frischen Kräften andern Morgens aufwachten. Den Swakop entlang, der direct nach Osten strömt, ging es nun durch die nahe Ebene weiter, auf dem Rande wüster Klippen, durch welche der tiefe und lärmende Strom sich hindurcharbeitet. Die Sonne stieg eben in all ihrem Glanze empor, als sie die wilde und schreckliche

Einöde betraten, und verwandelte wie mit einem Zauberschlage den ganzen östlichen Himmel in eine Masse blendenden Lichtes, färbte die Berge in der Ferne mit einem saften Rosenschimmer, und ließ die thaubesprenkten Steine wie funkelnde Diamanten glänzen. Bald aber steigerte sich die Temperatur zu einer fürchterlichen Höhe. Gegen Mittag trafen die Sonnenstrahlen senkrecht das Haupt der Reisenden, und da auch nicht ein einziges Lüftchen die siedend heiße blendende Luft bewegte, so litten Menschen und Thiere außerordentlich. Das Wasser in den Schläuchen war wie gekocht und vermehrte den Durst, statt ihn zu löschen. Der heiße Sand verbrannte die Füße; es schien fast, als sei es unmöglich, weiter vorzubringen. Einer der Maulesel stürzte kraftlos zusammen und mußte zurückgelassen werden, und nur schwerfällig und mühsam schleppten die andern sich fort bis zu der Stelle, wo man sich dem Flusse wieder näherte und zu rasten beschloß.

Das erste Geschäft war, die durstigen und ermatteten Thiere auszuspannen und zur Tränke zu führen, doch schien das Wasser seine Eigenschaften verloren zu haben, denn alle Versuche von Menschen und Thieren, ihren Durst zu stillen, waren vergeblich. Diese Gegend, die den Namen Daviep führt, wurde als Lieblingsaufenthalt von Löwen bezeichnet, da sich indeß kaum Spuren derselben wahrnehmen ließen, so wurden keine besondern Vorsichtsmaßregeln getroffen, ein Fehler, den die Reisenden theuer büßen mußten. Denn als Galton und Andersson andern Tages den Fluß entlang gingen, um nach ihren frei weidenden Thieren zu sehen, kam ihnen plötzlich ein Diener mit der Schreckenspost nach, daß sich mehrere Löwen nicht bloß gezeigt, sondern auch sich eines Pferdes und eines Maulesels bemächtigt hätten. Die Reisenden eilten an Ort und Stelle, begierig an den Räubern Rache zu nehmen, doch hatten sich dieselben auf das Geschrei der Diener bereits wieder entfernt, und waren trotz längeren Suchens nicht mehr aufzufinden. Da der Fleischvorrath schon zu Ende gegangen war, so schnitt man von den getödteten Thieren die besten Stücke ab, um dieselben getrocknet für die weitere Reise mitzunehmen, obgleich die Diener zu dem Fleische wenig Appetit zeigten. Galton und Andersson fanden es dagegen ganz schmackhaft, und aßen selbst später noch von dem Pferdefleische, als man Gelegenheit gehabt hatte, einige Schafe zu erhandeln und zu schlachten.

Andern Abends gingen die beiden Reiſenden wieder an die Stelle, wo die Ueberreſte der getödteten Thiere lagen, und waren erfreut, ſechs prächtige Löwen die Knochen abnagen zu ſehen. Doch merkten dieſelben kaum, daß ſie entdeckt waren, als ſie ſich hinter den Felfen zurückzogen, und ſtets außerhalb Schußweite blieben. Sie kamen noch wiederholt zum Vorschein, ließen die Jäger aber nicht näher als auf 600 Fuß herankommen, ſo daß dieſelben, als die Finſterniß bereits angebrochen war, verdrießlich genug die Jagd aufgaben, und wider Willen die Löwen in vollem Beſitz der Wahlſtatt und der Beute ließen. —

Stewardſon, der die Anordnungen zum Weitermarſch zu treffen hatte, war ein läſtiger Zauderer, ſo daß meiſtens die Sonne ſchon ziemlich hoch am Himmel ſtand, ehe wirklich aufgebrochen wurde. Anderjſſon jagte inzwiſchen, und da zwei Tage nach dem Abenteuer mit den Löwen die Jagdbeute recht ergiebig war, ſo kam er weiter von der Geſellſchaft ab, als er ahnte. Bald waren es Gnus, Gemsböcke, Rhinoceroſſe, denen er nachſtellte, mehr um ſie zu beobachten, als um ſie zu erlegen, bald ſchöne Papagaien und andere ſeltene Vögel, bald buntfarbige Schmetterlinge und Käſer. Ein weſpenartiges Inſekt von der ſchönſten dunkelblauen Färbung erhaſchte er, wurde aber von ihm ſo heftig in die Finger geſtochen, daß unter den empfindlichſten Schmerzen die ganze Hand zu außerordentlicher Dicke aufſchwoll. Ueber dieſe Jagdabenteuer war es Mittag geworden und er eilte, die kleine Karawane einzuholen, als plötzlich die Hitze, die er der eines Backofens vergleicht, ſo heftig auf ihn einwirkte, daß er von Schwindel betäubt niedersank. Der ſchreckliche Gedanke, vom Sonnenſtich befallen zu ſein, durchfuhr ihn ſofort, er erkannte die Gefahr, in der er ſich befand, vollkommen, und ſtrengte alle Kräfte an, die Freunde, die er endlich ſah, zu erreichen. Seine Stimme war ſo ſchwach, daß er nicht rufen konnte. Endlich ſah Walton zum Glück auf ſeinem Pferde nach ihm um, eilte zu ihm und hob ihn auf das Pferd. So gelangte er bis zu einer Baumgruppe, in deren Schatten er ſich vom Pferde zur Erde gleiten ließ, um mehrere Stunden liegen zu bleiben, ehe er ſich erheben konnte. Erſt gegen Abend ließen die ſtarken Kopfschmerzen nach, doch war er erſt nach Monaten gänzlich von den Folgen dieſes Leidens befreit, das bekanntlich entweder auf

der Stelle tödtet oder für Lebenszeit die schlimmsten Nachwehen hat. Späterhin lernte Andersson Hitze und Anstrengungen in der Hitze ertragen wie ein Eingeborener. Galton hatte an diesem Tage um 3 Uhr 143° in der Sonne und 95° im Schatten beobachtet.

Einige Tage später erreichten sie die Stelle, wo der Tjosis in den Swakop mündet. Während Andersson die hier zahlreichen Perlhühner und Papagaien, besonders *Schizorhis concolor* Smith, jagte, war Galton so glücklich, eine schöne Giraffe zu schießen. Alle waren erfreut, zum Theil des Fleisches wegen, zum Theil, weil das Ausweiden einige Stunden fordert, in denen man ausruhen konnte. Leider war die Giraffe sehr alt und ihr Fleisch zähe und kaum genießbar. Als Abends geraselt wurde und die Eingeborenen von der glücklichen Jagd hörten und die Erlaubniß erhielten, nach Belieben von dem Fleische zu nehmen, waren sie über alle Maassen erfreut und eilten noch in der Nacht hin, um die Beute in Besitz zu nehmen und jedenfalls den Hyänen und ihren Gefährten streitig zu machen.

Aus Dankbarkeit hatten die Glücklichen Galton's Koch mehrere Straußeneier geschenkt, die dieser in der landesüblichen Weise bereitete. Durch ein kleines Loch wurden Pfeffer und Salz in das Ei geschüttet, mit dem Dotter und dem Weiß gehörig gemischt und dann das Ganze in heißer Asche gebacken. Das Gericht schmeckte wie ein Eierkuchen und war für eine Person nicht eben zu viel, obwohl ein Straußei den Inhalt von 24 Hühnereiern haben soll.

Kurz ehe die Missionsstation Richterfeldt in den nächsten Tagen erreicht wurde, blieben plötzlich alle Thiere vor übergroßer Erschöpfung stehen und waren durch kein Mittel zum Weitermarsch zu bewegen. Galton ritt endlich selbst vor und holte Hülfe, durch die es gelang, den Zug bis zu diesem Wirkungskreise des Missionsgeistlichen Rath zu bringen. Dieser Herr, ein Mitglied der rheinischen Missionsgesellschaft, empfing die Reisenden herzlich und gastfreundlich und war ihnen zu jedem Beistande erbötig. Richterfeldt, im Jahre 1848 gegründet, liegt angenehm am Ufer des Swakop, es hat gutes Wasser, fruchtbaren Boden, in dem bei sorgfältiger Behandlung alle europäischen Gewächse gedeihen, besonders Waizen, und an den Ufern des Swakop und eines Nebenflusses weit ausgedehntes und ganz vortreffliches Weideland. Der Ort selbst ist noch recht armseelig. Die etwa 200

Einwohner haben 50 bis 60 Hütten und nur wenige Ziegen und Schaafse. Auch ihr Geistlicher, der Herr Rath, wohnt noch sehr provisorisch in einem Hause, das nur 4 Fuß hohe Lehmwände hat, über die Rohrmatten und Leinwand ein spitzes Dach bilden.

Wegen der großen Dürre kam das Wild Nachts bis in das Dorf selbst, um an den Brunnen seinen Durst zu löschen. Einmal war die dadurch entstandene Unordnung in dem Lager der Reisenden sehr groß, den ungefährlichen Thieren folgten Schaaren von Löwen, welche besonders auf die Zebra's Jagd machten. Das Springen, Rennen, Schreien der Thiere, die wahnsinnige Angst und das Geheul der Diener, die sich Vorwürfe machten, die Capstadt verlassen zu haben, wurden zeitweilig durch das dumpfgeschallende-Gebrüll der Löwen unterbrochen, die des Wachtfuers halber in gewisser Entfernung blieben. Als Andersson aber mit der Büchse in die Dunkelheit trat, erkannte er die glühenden Augen der Löwen deutlich und nahm dieselben als Zielpunkt für seine Kugeln, jedoch ohne zu treffen. Wenigstens wurden bei Anbruch der Helligkeit keine getödteten Thiere gefunden.

Die Bewohner von Damara, dessen Flächenraum etwa zwanzigtausend engl. Quadratmeilen beträgt, theilen sich in zwei große Stämme, die Ovaherero, die dem Meere näher wohnen, und die Ovapantierus. Außerdem kann man noch die Ovagimba unterscheiden, die verarmte Klasse, die zur Sklaverei erniedrigt, und in dem Grade verachtet wird, daß die Reichen kein Bedenken tragen, ihnen das Leben zu nehmen. Die Damara's sind durchschnittlich ein schönes Volk, wohlproportionirt, von regelmäßigen Gesichtszügen, sanften schwarzen Augen, angenehm und ausdrucksvoll in ihrem Benehmen, und dabei hochgewachsen und kräftig. Ihre Hautfarbe ist dunkel, doch keineswegs vollkommen schwarz, bei einigen Stämmen geht die Farbe sogar in's Röthliche. Die Frauen zeichnen sich durch sehr kleine Hände und Füße und symmetrischen Bau ihres meist üppigen Körpers aus. In der Jugend können sie sogar schön heißen, werden aber vor der Zeit zu den abscheulichsten und häßlichsten Wesen, die man denken kann. Leider sind beide Geschlechter in kaum begreiflicher Weise unsauber. Der Schmutz liegt oft dick auf der Haut, die sie außerdem noch mit rothem Ocker und Fett zu beschmieren lieben. Außer leichten Schürzen aus Schaaf- und Ziegenfellen gehen sie unbekleidet, nur bei Regenwetter tragen die Männer ein Stück

Fell auf dem Kopfe, dem sie jede mögliche Form geben können. Die Frauen schmücken sich mit allerlei Zierathen aus Straußeneierschalen, aus denen sie eine Art Leibchen zu fertigen verstehen, ebenso einen nicht unmalerischen, helmartigen Kopfsputz. Kinder gehen ganz nackt. Die Vermögenderen, Männer und Weiber, haben als Schmuck wohl noch Ringe und Kügelchen aus Kupfer und Eisen an den Gelenken. Gold und Messing wissen sie nicht zu schätzen. Einige besitzen Schießgewehre; die hauptsächlichsten Waffen sind aber Speere mit eisernen Spitzen (*assegaïs*), die sie auch als Messer gebrauchen, und Kiries, Stöcke mit einem Knoten am Ende und einem Riemen, die sie mit solcher Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen, daß sie Vögel im Fluge, besonders Perlhühner und kleine Vierfüßler, damit erlegen. Ein einziger wohlgezielter Schlag mit dem Kirie reicht hin, den stärksten Mann zu Boden zu strecken.

Die Damara's wohnen noch nicht lange in dem Landstriche, den sie jetzt inne haben, doch ist es zweifelhaft, woher sie gekommen sind. Sie legen ihre Todten mit dem Gesichte nach Norden, wie sie sagen zur Erinnerung an ihr Stammland im Norden; ist diese Vermuthung richtig, so sind auch die Bechuanas, die jetzt südwestlich von dem Damara-lande ihre Sitze haben, daher gekommen, denn beide Stämme haben fast dieselben Traditionen. Ohne Zweifel sind die Damara vor Zeiten ein sehr mächtiges Volk gewesen, denn sie waren Herren des Landes vom Ngami-See bis zum 24. Breitengrade. Nachdem sie aber zuerst von den Matjona's wiederholt besiegt und zurückgedrängt wurden, drohen ihnen jetzt die Namaqua's den Untergang.

Diese Namaqua's, ein Hottentottenstamm, sind erst seit Jonker Africaner's Dynastie, wenn dieses Wort von einer wüsten Räuberhauptmannsfamilie gebraucht werden darf, zu ihrer jetzigen Bedeutung gelangt. Jonker's Vater, Christian Africaner, lebte früher unter den Capkolonisten, bis sein Bruder einen Holländer ermordete und nun die ganze Familie auswandern mußte. Christian zog an den Oranjefluß, wo er sich bald durch seine muthigen und grausamen Unternehmungen gegen die Grenzvölker berüchtigt machte. Der berühmte Missionär Moffat machte ihn nach viel vergeblichen Versuchen allerdings zum Christen, doch ist es mehr als zweifelhaft, ob der neue Christ dem Christenthum große Ehre machte. Er blieb Räuber nach

wie vor und war in den vielen Kämpfen, in die er verwickelt war, glücklich durch seine vom Cap mitgebrachte Kenntniß in Intriguen und im Gebrauch der Feuerwaffen. Als er starb, folgte ihm sein Sohn Jonker in der Regierung des Oranjegebietes, obwohl ein älterer Bruder der berechnigte Nachfolger war. Nach längerem Zwiespalt trennten sie sich und das Land, Jonker erhielt die nördlichen Distrikte, die er nun unausgesetzt zu vergrößern bemüht war, und wurde bald, da seine Leute Pferde und Feuergewehre hatten, für seine Feinde ein furchtbarer Gegner.

Um diese Zeit bedrängten die noch mächtigen Damara's die vereinzelt Namaqua-Stämme und drohten sie zu vernichten, so daß dieselben es vorzogen, sich dem siegreichen Jonker zu unterwerfen, um durch ihn vor den Damara's Schutz zu erhalten. Diese Aufforderung kam Jonker durchaus gelegen, sofort erfüllte er ihre Bitte und kam, sah und siegte wie ein zweiter Cäsar. Die Namaqua's, früher die Unterdrückten, wurden jetzt die Unterdrücker und nahmen in den vier Jahren, die Andersson in diesen Gegenden lebte, den Damara's alle Viehheerden, welche dieselben noch besaßen, und damit den Rest ihrer Macht und ihre ganze Freiheit und Selbständigkeit.

Ihr Land, obgleich ausgedehnt, ist nur streckenweise bewohnbar. Der größte Theil des Damara- wie des Namaqua-Landes ist entweder eine traurige Dürre oder eine undurchdringliche Wildniß voll stacheliger Bäume und Gebüsch. Oft treiben die Wirbelwinde gleichzeitig 12 bis 15 Sandfäulen von mehreren Fuß Dicke und mehreren Hundert Fuß Höhe über die Fluren und zerstören Alles, wo sie niederfallen. Außer der eigentlichen Regenzeit im December und Januar kommen auch mit starken Ostwinden wohl Regenschauer, die aber mehr schaden, als nützen, da ihnen stets die empfindlichste Kälte folgt und in den Nächten das Eis oft über Fingerdicke gefriert. Schneefall ist selten.

Ihre Gottheit heißt Omukuru, doch legen sie ihr keine besonderen Attribute bei. Vom Tode und der Unsterblichkeit haben sie äußerst verworrene Vorstellungen; sie geben ihren Todten Speisen mit in's Grab und erbitten sich dafür ihren Segen und rufen sie an um Sieg, Viehreichthum, viele Frauen und Glück überhaupt. Eine Art Seelenwanderung, ein Wiedererscheinen Verstorbener in der Gestalt von Hunden mit Straußenbeinen wird außerdem geglaubt und soll dan-

jenigen, der so Etwas sieht, baldigen Tod anzeigen. Schwarzkünstler und Zauberer (Omundu Organsa) machen bei dem allgemein herrschenden Aberglauben und religiösen Vorurtheilen gute Geschäfte, Kranken beschmieren sie Stirn und Mund mit Hyänenkoth und treiben Unsinns der Art viel.

In gewissem Sinne sind sie auch Feueranbeter und die Tochter des Häuptlings ist die Hüterin des „heiligen Feuers“, das vor ihrer Hütte oder bei Regenwetter in derselben brennt. Wird ein anderer Lagerplatz gewählt, so geht die Ondangere, wie diese Priesterin genannt wird, mit dem Feuer vor den Ochsen her und muß sorgen, daß es nicht erlischt. Auch wird dem Anführer eines abziehenden Unterkraals ein Brand von dem heiligen Feuer mitgegeben und seine Tochter übernimmt dann die Dienste der Ondangere.

Sie verheirathen die Töchter früh, oft als Kinder, doch bleiben sie in diesem Falle bis zur Mannbarkeit noch bei den Eltern. Für jede Frau wird eine besondere runde Hütte gebaut und weiß angestrichen. Den Knaben wird der Kopf kahl geschoren, den Mädchen läßt man einen Schopf stehen, in dem sie später allerlei Zierrathen befestigen. Die Beschneidung wird allgemein geübt, doch nicht in dem frühesten Lebensalter, sondern gelegentlich. Seltsam ist die Sitte bei allen Erwachsenen, sich die mittleren Schneidezähne ganz oder theilweise ausbrechen zu lassen.

Ihren Todten zerschmettern sie unmittelbar nach dem Verschneiden, auch wohl im Todeskampfe, das Rückgrath, begraben sie in Rindshäuten und drücken dann ihren Schmerz durch sehr unharmonisches Klagegeheul aus. Armen Frauen geben sie ihre Kinder nicht selten lebendig mit in das Grab. Der Missionär Rath rettete einmal ein Kind, das auf solche Weise um das Leben kommen sollte. Je reicher Jemand ist, um mit so größeren Ehren wird er zur Erde bestattet, die Trauerzeit dauert länger, die Abzeichen der Trauer sind umständlicher. Das Grab eines Häuptlings wird nicht nur hoch mit Steinen beschützt, um es vor den Hyänen zu sichern, man hängt an einem Baume daneben auch seine Waffen und übrigen Kriegsgeräthschaften und die Köpfe aller Ochsen auf, an denen man sich bei der Beerdigung gütlich gethan hat. Manche Häuptlinge ziehen es vor, sich in sitzender Stellung auf einem Hügel begraben zu lassen; dann wird die Stelle,

wo er hingekauert wird, mit einer Hütte überbaut und mit festen Pallisaden umgeben.

Dem Häuptling folgt der älteste Sohn seiner Lieblingsfrau. Nachdem er die sterblichen Ueberreste seines Vaters bestattet hat, verläßt er mit dem Kraal die Gegend auf mehrere Jahre und kommt dann zurück, um an dem Grabe knieend und mit leiser Stimme zu beten und den Verstorbenen um Segen anzusprechen. Dann wird der Kraal genau an derselben Stelle aufgebaut, wo er beim Tode des früheren Häuptlings gestanden hat. Die Macht der Häuptlinge ist im Allgemeinen nicht groß, der Gehorsam, der ihnen gezollt wird, ist mehr Sache der Gewohnheit, als der Unterthänigkeit.

Die Damaras zeichnen sich aus durch Trägheit, alle Arbeit wird von den Frauen oder Sklaven verrichtet. Im Zählen sind sie sehr ungeschickt und rechnen an den Fingern, wie Kinder; ihre Zahlwörter gehen überhaupt nur bis Hundert. Von der Sonne glauben sie, daß wenn sie am Abend untergehe, sie abgenutzt sei und daß Morgens jedesmal ein neues Exemplar am Himmel aufsteige.

Da die bisherigen Erfahrungen die Reisenden hinlänglich belehrt hatten, daß sie sich weder auf ihre mitgebrachten Diener, noch auf die Eingebornen bei ihrem Einbringen sonderlich verlassen konnten, so war es von großem Werthe für sie, in einem gewissen Hans Larson, einem gebornen Dänen, einen weitem Reisegefährten zu gewinnen, der durch Muth, Stärke, Standhaftigkeit und Ausdauer ein höchst merkwürdiger Mann war. Früher Matrose, hatte er sein Schiff verlassen, und seit Jahren als Viehhirt und besonders als Jäger ein ziemlich freies Leben in diesen Theilen Afrika's geführt, in dem er bereits wie zu Hause war, und dessen Beschaffenheit er von Grund aus kannte. Weiße Haut, blondes Haar, blaue Augen machten ihn zu einem ächten Nordlandssohne, und obgleich nur von mittlerer Statur, war er doch von ganz ungemeiner Muskelkraft; so trug er einmal einen Felsblock fort, den zehn Personen auf seine Schultern heben mußten. Dabei war er von größter Gutherzigkeit und Sanftmuth und ein so vortrefflicher und unermüdlicher Jäger, daß er einmal an einem Tage neun Rhinoceros erlegt haben soll. Bekleidet war er gewöhnlich nur mit einem groben blauen Kittel, den er mit einem Gürtel zusammenhielt, und in dem er Pulver und Blei, Mund-

vorrath und sonstige Jagdbedürfnisse aufbewahrte. Fleisch genoß er fast nie, Kaffee und saure Milch dagegen in Schrecken erregender Menge. Er hatte einen englischen Burschen bei sich, der ebenfalls früher Seemann gewesen, und den Galton, weil er ein flinker und brauchbarer Bursche war, ebenfalls in seine Dienste nahm. Unter den vom Cap mitgebrachten Dienern war der junge Gabriel, ein trotz seines freundlichen Gesichtes jähzorniger und gefährlicher Mensch, der sogar seinen Gefährten im Zank nach dem Leben trachtete, dann Wenzel und Waggener, zwei Erzspitzbuben, John St. Helena, der Kutscher, ein reizbarer, aber recht brauchbarer Mensch, wenn man ihn gewähren ließ, dann Williams, ein flinker, zu allen Diensten recht brauchbarer Mann, aber gedankenlos und unreinlich, ferner Mortar, der Koch, nicht ungeschickt in seiner Kunst, und dabei ein Geschichtenerzähler und Spaßmacher sonder Gleichen. Endlich Timbo, der Interessanteste von Allen, tief im Innern von Afrika geboren, von wo er nach der Nidermischung seines Stammes flüchtig wurde, um nun für lange Zeit ein Fremdling auf Erden zu sein. Bald aber wurde er als Sklave an die Portugiesen verkauft, war aber nach einiger Zeit so glücklich, entfliehen zu können. Seine Freiheit dauerte indeß nicht lange; er wurde bald ergriffen und an Bord eines Sklavenschiffes gebracht. Glücklicher Weise fiel dieses einem englischen Kreuzer in die Hände, auf dem er zu einem freien Mann erklärt, und nach der Capstadt gebracht wurde. Nun war Timbo, obgleich vom glänzendsten Schwarz, doch ein ungewöhnlich schöner Mann, und so hieß es, daß er nicht bloß von seinen Landsmänninnen, sondern auch von den weißesten Europäerinnen sehr gern gesehen worden sei. Deßhalb fand er auch leicht eine Frau, die ihm aber bald, indem sie während seiner Abwesenheit mit einem Andern durchging, und seine mühsam erworbenen Ersparnisse mitnahm, alle Freude an dem schönen Geschlechte verdarb, so daß er auf Andersson's Frage, ob er nicht wieder heirathen wolle, rundweg erklärte; Nein, Master, ich nicht heirathen mehr; Weiber sein große Canaillen auf Cap." Er hatte manche vortreffliche Eigenschaften, Gleichmuth, Ehrgefühl, Ehrlichkeit, Klugheit und Fleiß, und war seinem Herrn aufrichtig ergeben. Auch wegen seiner stets guten Laune, seiner meist recht guten Witze und eines seltenen Erzählungstalenten stand er bei Galton und Andersson in hoher Gunst. Von

großem Nutzen auch war er durch sein Sprachtalent, das er indeß nicht weiter ausgebildet hatte, als viele Sprachen, aber nur soweit zu kennen, daß er sich in ihnen verständlich machen konnte. In Begeisterung gerieth er, wenn er von seinem Heimathlande Mazapa sprach, und kaum ein Europäer kann stolzer auf sein Vaterland sein, wie Timbo auf das seine war. Gleichen ihm seine Landsleute, so müssen sie einen hohen Grad von Bildungsfähigkeit besitzen.

Diese Reisegesellschaft bildet gewiß eine wunderliche Musterkarte, und obwohl sich unter ihnen manches rüddige Schaf befand, wie sich indeß erst im Lauf der Zeit herausstellte, und Manche nur mit Mühe in der nöthigen Zucht gehalten werden konnten, so wäre doch wohl nur kaum eine bessere aufzutreiben gewesen; jedenfalls konnten Galton und Andersson im Allgemeinen über sie nicht klagen.

Nach einigen Tagen der Erholung in Richterfeldt gingen Andersson und Larson mit dem größten Theile der übrigen Leute nach Scheppmansdorf zurück, um die Wagen und Vorräthe herbeizuschaffen. Larson hatte Andersson einen Ochsen mit Namen Spring überlassen, der als Reitthier gut abgerichtet war, und auf dem Andersson seitdem über zweitausend engl. Meilen geritten ist. Auf einem Ochsen zu sitzen ist unbequem und schwierig. Er läßt sich nur regieren, wenn man an beiden Zügeln gleichzeitig nach derselben Seite zieht, nach der man ihn haben will, dazu ist seine Haut locker im Gegensatz zu der des Pferdes, und wenn der Sattel noch so fest gebunden ist, schwankt man doch zu beiden Seiten wie ein Kind in der Wiege. Gewöhnt an solches Reiten ist es indeß nicht so unangenehm, namentlich wenn man ein sanftes Thier hat. Im Durchschnitt machen sie nur drei engl. Meilen in der Stunde, doch können sie auch in Trab gebracht werden; so ritt Galton einmal vierundzwanzig engl. Meilen in vier Stunden, und zwar durch tiefen Sand.

Also beritten schlugen Andersson und Larson an der Spitze ihrer Leute den Weg nach Scheppmansdorf ein, waren aber noch nicht weit gekommen, als frische Rhinoceros-Spuren die lebendigste Lust bei Beiden erregten, auf ein solches Thier Jagd zu machen. Sie empfahlen das Vieh Stewardson und folgten einige Stunden der Spur, ohne indeß ein Rhinoceros zu sehen. Schon wollten sie zum Lager zurückkehren, als Andersson fern in einer Schlucht einen Gegenstand bemerkte,

der ihm auffiel, doch glaubte Larson, es sei nichts als ein Felsblock. Sie gingen indeß näher, und Andersson entdeckte, daß die formlose Masse wirklich ein Rhinoceros sei. Larson, der dieses Thier doch in allen möglichen Stellungen bereits gesehen hatte, überzeugte sich davon erst, als sie nur noch zwanzig Schritte davon entfernt waren. Leise, eilig und mit gespanntem Gewehr näherten sich die Schützen dem Ungethüm, das nicht eher ein Lebenszeichen von sich gab, als bis Larson hell pfiff. Da sprang es, schnell wie ein Gedanke, auf und betrachtete seine Angreifer mit neugierigen, zornigen Blicken, aber nur einen Moment, denn ehe es Zeit hatte, sich zu bewegen, wurde es von zwei wohlgezielten Kugeln getroffen und stürzte sechs Schritt von den Schützen zu Boden. Ueberglücklich sprang Andersson sofort auf seinen Rücken, um ihm mit seinem Jagdmesser den Rest zu geben, hätte aber diese Unvorsichtigkeit bald schwer büßen müssen, denn das Thier zuckte plötzlich noch einmal so gewaltsam zusammen, daß Andersson von der Erschütterung weit weggeschleudert wurde. Während andere Thiere nach einem tödtlichen Schuß auf die Seite zu fallen pflegen, erzählt Andersson, daß er von den etwa hundert Stück Rhinoceros, die er erlegt hat, mindestens neunzig auf den Knien liegend todt gefunden habe, wobei der Vorderkopf auf der Erde ruhte.

Stewardson und die Uebrigen waren über den glücklichen Erfolg der Jagd ebenso erfreut als die Jäger selbst. Man rastete einen Tag, um das Thier auszuweiden und die besten Stücke als Reisefkost zu trocknen. Das Fleisch war mager, aber keineswegs unschmackhaft. Aus der dicken Haut machte man sogenannte Schamböck, unglaublich zähe und biegsame Peitschen, mit denen man sehr schwere Wunden beibringen kann, und die in der Capkolonie außerordentlich geschätzt werden.

Der weitere Marsch, besonders durch die Naarip-Ebene war ungemein schwierig, da die dichten Nebel nicht selten Ursache sind, daß selbst eingeborne Reisende die Richtung gänzlich verlieren, weßhalb Galton zu sagen pflegte, dies Mißgeschick sei hier die Regel, nicht die Ausnahme, und wer ihm auf seiner Reise durch eine solche Ebene entgehe, dürfe mit Recht stolz auf seine That sein. In der letzten Nacht, ehe der Zug Scheppmansdorp erreichte, kam plötzlich vom Meere her ein finsterner und schneidend kalter Nebel, der sie bald in vollkom-

menes Dunkel hüllte, und jeden Faden, den sie auf dem Leibe hatten, gänzlich durchnähte. Die nächste Folge war, daß man irre ging, und daß die nackten Damara's, die von der Kälte entsetzlich zu leiden hatten, nur durch die größte Strenge zum Weitergehen zu bewegen waren. Wären sie, wie sie es wollten, im Sande liegen geblieben, so würde es sicher ihr Tod gewesen sein. — Am Morgen wurde die Kälte so heftig, daß Anderfson die Zügel nicht länger halten konnte, sondern absteigen und zu Fuße gehen mußte. Da der Tag den Nebel nicht zerstreute, so würde man vielleicht noch lange in der Irre umhergezogen sein, wenn man sich nicht dem Instinkt der Ochsen überlassen hätte, die endlich den Zug wohlbehalten nach dem Orte seiner Bestimmung brachten.

Von Herrn Bam und seiner Familie in Scheppmansdorf auf's Freundlichste aufgenommen und bewirthet, wurde alsbald mit der Dressur der Ochsen begonnen, die Anderfson sich nicht so schwierig und umständlich gedacht hatte. Manche waren so wild, daß nicht einmal zehn Mann sie bändigen konnten. Dann war das einzige Mittel, sie mit dem Rasso, (Lederröcken) auf die Erde zu werfen, und eine starke nachschleppende Eisenkette an ihrem Halse zu befestigen. Die Wirkung hiervon ist auffallend; statt wild, eigensinnig und unbändig zu sein, werden sie in Kurzem umgänglich und folgsam, manchmal sogar zu faul, als daß sie noch zu gebrauchen wären.

Die Abrihtung der Ochsen war in drei Wochen ziemlich vollendet, so daß am 13. November Scheppmansdorf verlassen und der Marsch nach Richterfeld von Neuem angetreten werden konnte. Die langweilige und mühselige Reise durch die Kaarip-Ebene wurden nur durch einige Jagdabenteuer belebt. Beide Schützen folgten einem Nashorn mit seinem Jungen und obwohl sie dem Nashorn verschiedene Kugeln beibrachten, war doch keine so tödtlich, daß sie nicht sich und ihr Junges hätte in Sicherheit bringen können.

Außer den schönen schwarzstämmigen Acaoianart waren die Abhänge vielerwärts mit der prächtigen Giftpflanze *Euphorbia candelabrum* besetzt, in deren Saft die Pfeile vergiftet werden; auch werden die Trinksätten des Wildes mit diesen Pflanzen vergiftet, ohne daß dadurch der Genuß des Fleisches der vergifteten Thiere irgend gefährlich wird. Seltsam ist, daß eine Rhinocerosart dieses Gift ohne Nachtheil fressen

kann und daß die wilden Bienen ihren Honig damit vergiften, ohne sich selbst zu schaden. Solcher Honig erregt ein Gefühl in der Kehle, als ob Feuer darin brennte. Auch der klebrige Milchsafte der Pflanze ist scharf von Geschmack.

Ghe der Zug Richterfeld am 22. November erreichte, machte ihnen das Jagen oder — Gejagdwerden von Löwen noch viel zu schaffen, doch erlegten sie keines dieser mächtigen Thiere, kamen aber auch selbst mit dem bloßen Schrecken davon. Außerdem war die Gegend reich an Giraffen, Zebra's, Gnu's, Gemsböcken, Rhinocerossen und an — Perlhühnern, welche manchen sehr willkommenen Braten in die Reisefüße lieferten. Das Fleisch, vorzüglich der Jungen, ist zart und wohlschmeckend, besonders aber sind die Eier vortrefflich.

Galton war bereits nach Varmen vorausgeritten, Andersson mußte also allein für Wagen und Vieh sorgen und brachte dieselben, um durch die jetzt bevorstehenden Ueberschwemmungen nicht in Gefahr zu kommen, zu Larson. Dort verbrachten auch seine Leute die Nächte und so war er ganz allein, als er zuerst den Besuch eines Löwen erhielt, der ganz nahe an ihn herantrat, ohne daß Larson auf ihn zu schießen einen passenden Moment gefunden hätte. Er wünschte ihn sicherer zu nehmen, sobald er ihm eine Seite böte. Nach einem dumpfen Gebrüll war das Thier aber plötzlich wieder in den Tamarisken verschwunden. Auch gesteht unser kühner Jäger selbst ein: „Es liegt etwas so Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes darin, den König der Thiere mitten in der Wüste auftreten zu sehen, die er beherrscht, namentlich wenn er überrascht oder eine trotzig Haltung annimmt, daß man unmöglich es hindern kann, wenn bei seinem Anblick das Herz schneller als gewöhnlich klopft.“

In einer der folgenden Nächte hörte er plötzlich einen Ton kläglichster Art, ähnlich dem Stöhnen eines Menschen, der dem Ersticken oder Ertrinken nahe ist. Hatten die Löwen einen Unglücklichen überrascht? Was konnte es sonst sein? In banger Erwartung dem Klagegelaute lauschend, der immer schwächer wurde, hörte er plötzlich von einer andern Seite ein undeutliches Gewirr menschlicher Stimmen und eilige Schritte. Nun sprang er auf, und eilte trotz der ungewöhnlichen Finsterniß in das Gehölz, von der Hoffnung beseelt, vielleicht ein Menschenleben retten zu können. Endlich stieß er auf eine große

schwarze Masse, über die er fast gestürzt wäre, und hörte gleich dicht neben sich Vogen schwirren und Pfeile sausen. Erwartungsvoll drängte er sich an einen Baum, um den Ausgang des räthselhaften Vorganges zu erwarten. Da erklang das zornige schreckliche Brüllen eines Löwen, wovon die Erde zu erbeben schien; gleich darauf hörte er aber auch das wilde gellende Geschrei der Eingeborenen, und er erkannte nun, daß diese Letztern einem Löwen seine Beute, ein glücklich erjagtes Zebra geraubt hatten, und daß der gehörte Klagelaut der Todesseufzer des Zebras gewesen war. Schnell flackerte ein helles Feuer auf, in dessen schauerlicher Beleuchtung die Eingebornen einen wilden phantastischen Kriegstanz um das todte Zebra ausführten, ohne sich um den Löwen, der nur wenige Schritte von ihnen im Gesträuche hin und her rannte, im Geringsten zu bekümmern. Die Wuth des zürnenden Löwen war augenscheinlich auf das Höchste gesteigert, trotzdem wagte er sich dem Feuer nicht zu nahen, aber einem Hunde, der ihn allzu vorwitzig anbellte, riß er mit einem leichten Tackenschlage den Leib vom Kopf bis zu den Füßen auf. Das arme Thier, das seine Eingeweide auf der Erde nachschleppte, konnte doch noch bis an das Feuer herankriechen, wo es nach wenigen Sekunden starb. Es war ein rührender Anblick, wie das treue Thier dankbar mit dem Schwanz noch seinem Herrn zuwedelte, der bemüht war, die Eingeweide wieder hineinzustopfen, und das Blut zu stillen. „Der wilde Ausdruck in den Zügen der Eingebornen,“ sagt Andersson, „der sich unwillkürlich bei dem auf sie fallenden Scheine des ausflodernden Feuers steigerte, — der sterbende Hund, über den sich in tiefer Betrübniß sein aufgebrachter Herr hinneigte, — der verstümmelte Körper des Zebras und der nur wenig Schritte von uns auf- und abgehende Löwe, — alles dieses bildete einen der imponirendsten Auftritte, bei denen ich je Zeuge war.“ —

Manche Eingebornen machen ein Geschäft daraus, Abends und Nachts am Flußufer den Löwen ihre Beute abzujaßen, das nur mißglückt, wenn letztere sehr hungrig sind. In diesem Falle stürzen sich dieselben auf die Angreifer, und machen ihnen schnell den Garaus. Meistens aber gelingt der Angriff, da die Löwen vor den Feuerbränden, mit denen sie geworfen werden, große Furcht haben. Trotzdem fliehen sie nicht, sondern lassen sich oft stundenlang mit den Feuer-

bränden werfen. Man erzählt sogar, daß sie durch solche Würfe in dem Grabe verletzt worden seien, daß man sie kurz darauf an den Wunden verstorben gefunden habe.

Die Eingebornen machen sich übrigens auch nichts daraus, die Reste der von Löwen erjagten und nur halbverzehrten Thiere aufzusuchen und als willkommenene Mahlzeit zu benutzen.

Um diese Zeit war die Hitze so gestiegen, daß trotz der kühlen Westwinde um Mittag das Thermometer 110° F. erreichte, und alle Werkzeuge aus Horn und Holz sich merkwürdig krumm zogen. Selbst die aus bestem englischen Wallnußholz gearbeiteten Büchsen schäfte gaben $\frac{1}{8}$ Zoll nach. Die Dinte vertrocknete in der Feder fast in demselben Augenblicke, nachdem man sie eingetaucht hatte. Die Speichen und Zapfen an den Wagen waren locker, und in den Felgen und Naben zeigten sich große Risse und Sprünge. Auch die Thiere litten unter der Hitze. Schon um acht Uhr Morgens hörten sie auf zu weiden, und suchten unter einem Baum oder Busch Schutz gegen die brennende Sonnengluth.

Troßdem brach Anderßon auf, um Galton in Barmen aufzusuchen, und Schöneberg, der den dort stationirten Missionsgeistlichen Hahn, seinen künftigen Amtsbruder, kennen zu lernen wünschte, schloß sich ihm an. Sie ritten auf Ochsen, und ein Hottentotte, der außer seiner Muttersprache fließend holländisch und die Damara-Sprache zu sprechen verstand, diente als Begleiter und Dolmetscher. Anderßon schoß unterwegs ein Zebra, dessen Fleisch indeß seines starken Geruches und öligen Geschmacks halber ihnen nicht sonderlich mundete. Die Vegetation der Gegend, welche sie durchzogen, wurde von Stunde zu Stunde üppiger und reicher, besonders in den Betten mehrerer breiten periodischen Flüsse, die sämmtlich in den Swakop mündeten. Der Giraffendorn (*Acacia giraffae*) bildete prächtige Waldungen und war ein vorzüglicher Schmuck der Landschaft. Die Akazie wird außerordentlich hoch und hat einen sehr eigenthümlichen Wuchs. Da die Blätter vom Gipfel bis auf den Boden herab in sonnenschirmähnlicher Anordnung stehen. Er wächst außerordentlich langsam und wird mehrere Jahrhunderte alt. Sein Holz ist deßhalb so dicht und schwer, daß es im Wasser untersinkt, wenn es nicht Jahre lang vorher ausgetrocknet ist. Zu Baumaterial und Ackergeräthschaften eignet es sich

ganz vorzüglich, ist aber begreiflicher Weise sehr schwer und nur mit den besten Werkzeugen zu bearbeiten.

Bei Burton Fountain wurde das erste Nachtlager aufgeschlagen. Das sehr salzige Wasser dieser Quelle, das aus einem Granitfelsen hervorsprudelt, ist fast kochend heiß. Trotzdem sammelten sich Löwen und andere wilde Thiere Nachts bei ihr an, um ihren Durst zu löschen, verschonten aber glücklicher Weise unsere Reisenden, indem sie sich in ehrerbietiger Ferne hielten. Rüstig wurden nur Skorpione, die zahlreich herumkrochen, und von denen der schwarze ebenso giftig sein soll, wie irgend eine Schlange. Ein Pächter, welcher in Paarle, nahe am Cap, wohnte, wurde während Anderfsson's Aufenthalt daselbst von einem schwarzem Skorpion in den Fuß gestochen, und starb nach wenigen Stunden. Anderfsson tödtete ein solches Thier von fast sieben ein halb Zoll Länge, das ohne Weiteres Platz in seinem Bette genommen hatte.

Endlich trafen sie in Barmen ein, gerade als Herr Hahn sich mit seiner Familie und Galton zu Tische setzen wollten. Sie wurden auf's Freundlichste eingeladen, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, und besonders war Galton erfreut, seine Reisegefährten wohlbehalten wiederzusehen.

Barmen liegt einige Büchschuß vom Swakop entfernt, dessen Lauf deutlich durch schöne, schwarzstämmige Mimosen bezeichnet wird; jenseits des Stromes wird der Osten von einer schönen Kette pittoresker Berge begrenzt, die sich 6 — 7000 Fuß über die Meeresfläche erheben und mit den Bergen des Cap zusammenhängen. Im Westen von Barmen drängen sich regellose Massen niedriger, zerrissener Felsen, die mit Buschwerk und Acacien bewachsen sind, bis an die Wohnungen selbst; das Trinkwasser ist hell und gesund, doch giebt es auch Quellen, die bis 157° F. haben und zu angenehmen, aber etwas erschlassenden Bädern benützt werden.

Der Missionar Hahn, in Rußland geboren, hatte zuerst bei einem Namaqua-Stamme sein Heil als Verbreiter des Christenthums versucht. Doch war er dem Häuptlinge Jonker nicht sehr willkommen, und fand selbst, daß die Eingebornen lieber ihren Nachbarn die Aehlen abschnitten, als daß sie seine Lehren hörten. So kam er zu den Damaras, mit denen er sich aber erst nach Jahren verständlich machen

konnte. Er lernte ihre Sprache genau kennen und gab eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben heraus, ohne damit indeß der Verbreitung des Christenthums viel Vorschub zu leisten. Im Gegentheil blieben die Damaras nach wie vor mißtrauisch gegen die Geistlichen und können absolut nicht begreifen, daß dieselben nichts Anderes im Sinne haben sollten, als ihre Wohlthäter zu sein. Die Reichen sind vollends entschieden gleichgültig gegen die Predigten und Lehren, die sie nicht einmal anhören wollen. Auch verkehren sie auf den Missionsstationen nur, um Tabak oder Eisenwaaren einzutauschen. Aber auch die Armen, die Hahn für mancherlei Wohlthaten zu großem Danke verpflichtet sind und ihn achten und lieben, wollen sich doch nicht bekehren. Einer war einmal fast reis, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, demnächst als Christ mit nur einer Frau sich zu begnügen; in allen übrigen Stücken, erklärte er, wolle er den Missionaren gern gefällig sein, aber eine Frau sei ihm zu wenig, und so versank er wieder in die Finsterniß des Heidenthums.

Auch auf die englischen Reisenden waren die Häuptlinge keineswegs sonderlich zu sprechen, weshalb Galton Boten und Briefe an die vornehmsten, besonders Jonker sendete, um sie von seinen friedlichen Absichten zu unterrichten.

Die Cap-Regierung hatte sowohl Dswell als auch Galton offiziell autorisirt, bei ihren Reisen in das Innere freundschaftliche Beziehungen mit den schwarzen Stämmen anzuknüpfen, die von den Boers und den Namaqua's belästigt werden, und ihnen die Versicherung zu geben, daß die Boers von dem Gouvernement keineswegs unterstützt würden. In dem Sinne war denn auch Galton's Brief abgefaßt. Die ausgewanderten Boers, heißt es darin, hätten das Mißfallen der Regierung erregt, wenn Jonker handele wie die Boers, so werde die Regierung gegen ihn auftreten, wie gegen die Boers vorzüglich jetzt, nachdem er offiziell verwarnt sei, von seinen Angriffen gegen die Damaras abzustehen.

Es dauerte lange, ehe Jonker antwortete.

Die Zwischenzeit wurde mit Jagden und naturwissenschaftlichen Sammlungen, mit Erkundigungen über das Land und seine Bewohner, mit dem Ankauf und der Abrichtung von Ochsen ziemlich nützlich verbracht. Galton besuchte den Berg Grongo, der wie eine Bergfestung

aus der Ebene sich erhebt, nur von zwei Seiten zugänglich ist und den eine Handvoll Leute gegen ein ganzes Heer vertheidigen könnten. Die Höhe des Berges schätzte Galton auf etwa 3000 Fuß über der Ebene, seine ganze Ausdehnung etwa 15 engl. Meilen; dazu war er von einer üppigen Vegetation bekleidet und besonders reich an Feigen, deren Früchte die Reisenden recht wohlschmeckend fanden.

Die Damaras haben von festen Wohnplätzen keine Vorstellung sondern lassen Zeden, und so auch die Missionare, als Eigenthümer der Stelle gelten, auf der er sich zuerst niedergelassen hat. So war einst ein mächtiger Häuptling, Namens Nahichene, mit seinen Heerden nach Richterfeld gekommen, um dieselben dort einige Zeit weiden zu lassen, und gewissenhaft den Herrn Rath vorher um Erlaubniß gefragt. Er hatte erklärt, er könne keine Erlaubniß ertheilen, da er nicht Herr des Landes sei. Dabei hatten sich die Gesandten nicht beruhigt, sondern erklärt, es könne ihrem Häuptling nicht in den Sinn kommen, ihn mit seinen Heerden zu belästigen, ohne besondere Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Die war denn endlich ertheilt, aber nun zogen auch endlose Heerden von Morgens früh bis Abends spät auf die schönen Weidegründe der Station und es dauerte kaum drei Wochen, so war ringsum meilenweit kaum ein Hälmschen noch zu sehen.

Am 30. Dezember 1850 brach Andersson mit dem gesammten Train von Richterfeld nach Barmen auf, kam aber, da Ochsen und Maulesel gleich widerspenstig waren, am ersten Tage nur drei Stunden weit. Dafür entschädigte ihn die Jagd auf Gemshöcke oder Dryx, das vermeintliche Einhorn Südafrika's, von denen er so glücklich war, ein feistes Exemplar zu erlegen. Einige Tage zuvor hatte er ein Gnu geschossen, ein nicht großes Thier, aber von imposantem und sogar furchtbarem Aussehen wegen seines hohen Vordertheils, seiner starken buschigen Mähne und seines Büffelkopfes. Auch Hyänen kommen häufig in die Nähe, ohne indeß zu schaden, aber auch ohne daß man ihnen hätte beikommen können.

Die ganze Reise bis Barmen kostete sieben Tage, was nicht zu lang genannt werden darf, wenn man erwägt, daß die Ochsen außerordentlich störrig waren und besonders die Hügel nur mit größter Mühe hinan zu bringen waren. Die Peitsche hatte keine andere Wirkung, als daß sie wie rasend brüllten, ausschlugen, den Kopf hin

und herwarfen und heftig mit den Schwänzen hin und herschlugen. Oft drehten sie sich dabei im Joch herum und brachten den ganzen Zug in die größte Unordnung. Die bequemste Fahrstraße war das augenblicklich trockene Bett des Swakop, aber eine keineswegs sichere, denn in jedem Augenblick konnten reißende Fluthen dem Zuge entgegenbrausen und Leben und Habe vernichten. Ruhig fühlte sich Andersson deshalb auch erst, als er am 9. Januar 1851 wohlbehalten in Barmen eingetroffen war. Drei Tage später stand das Flußbett voll Wasser, denn die Regenzeit beginnt im Innern des Landes mit einzelnen Schauern schon im September und Oktober, obwohl die wirkliche Regenzeit erst in die Monate Dezember und Januar fällt.

Inzwischen langte auch ein Brief von dem Häuptlinge Jonker Afrikaner an, der Galton zu sich beschied, um in persönlicher Conferenz über die Lage des Landes und die Zwecke der Reisenden zu verhandeln. Galton war eine Zeit lang unschlüssig, da hinter dem Vorschlage Jonkers Heimtücke verborgen sein konnte, doch entschied er sich endlich, so schnell als thunlich den Häuptling aufzusuchen. Da Barmen für das Vieh keine hinreichende Weide bot, wurde das Lager inzwischen einige Stunden weiter nach Schmelen's Hope verlegt, einem vorgeschobenen Posten der Missionäre, nach dem sehr thätigen und verdienstvollen Schmelen benannt.

An dieser Stelle hatten die Befehrungsversuche unlängst unter Kolbé günstige Fortschritte gemacht und man war schon im Begriff, Rahichend und seine Damara zu taufen und zu civilisiren, — erst zu civilisiren und dann zu taufen wäre vielleicht erfolgreicher, aber gewiß auch weit schwieriger gewesen, — als Jonker mit den Namaqua's einen Kriegszug auf Schmelen's Hope ausführte und viele Damara's niederschlug und alle Heerden Rahichend's fortführte. Vexterer entging nur dadurch dem Tode, daß er sich auf der Flucht gegen seine Verfolger umwandte und dieselben mit eigener Hand niedermachte. Kolbé verließ damals mit seinem besten Hab und Gut Schmelen's Hope; was er zurück ließ, raubten oder vernichteten nicht etwa die Namaqua's, sondern — seine Freunde, die Damaras, die er schon drei Viertel zu Christen gemacht zu haben geglaubt hatte.

Ueberhaupt ist Treulosigkeit ein Kennzeichen dieser Volksstämme. Andersson erzählt manche betrübende Züge der Verrätherei, durch die

sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Die Namaqua's waren bei den Ueberfällen stets die Grausamsten, indem sie die Männer niederschossen, den Weibern die Hände abhieben, den Kindern den Leib aufrißten, — Alles ohne Erbarmen, um ihren Blutdurst zu stillen. Für den Charakter des Häuptlings Jonker ist folgender Zug bezeichnend. Als er einst einen Damara-Häuptling im Verdacht hatte, ihm einige Stück Vieh gestohlen zu haben, ließ er denselben, statt ihn anzugreifen, freundschaftlich zu sich in das Lager bitten, und dann in der Nacht auf das Grausamste ermorden. Ehe der arme Mann starb, wünschte er Frau und Kinder noch einmal zu sehen, aber Jonker war unermesslich genug, ihm die Erfüllung dieser Bitte abzuschlagen. Als der Unglückliche dies erfuhr, wendete er sich nach seinem Mörder, wischte das Blut von seinem Gesichte und rief ihm zu: „Da Du so treulos an mir gehandelt und mir verweigert hast, die Meinen zu sehen, sollst Du nie mehr Glück haben, und mein Vieh, nach welchem, wie ich recht wohl weiß, Dein Gelüste steht, soll ein Fluch für Dich werden.“

Jonker soll einst den Plan gehabt haben, um seinen Stamm zu dem mächtigsten in diesem Theile Afrika's zu machen, alle erwachsene Damaras auszurotten und ihre Weiber, Kinder und Heerden unter die Seinigen zu vertheilen. Und zu diesem Fürsten von Gottes Gnaden reiste Galton am 16. Januar 1851 mit seiner Friedensmission ab, nur von Larson, Mortar und einigen eingeborenen Dienern begleitet.

Von der wüsten Grausamkeit, mit der die Häuptlinge zu verfahren gewohnt sind, wurde Galton ein Beispiel mit allen Einzelheiten erzählt. Der Sohn des Häuptlings Umap wurde krank und welkte zusehends hin, wie man sagte, durch den Zauber einiger benachbarten Buschmänner. Um dieselben zu strafen, ließ Umap eine Grube von fünf Fuß in's Geviert und acht Fuß tief graben, in derselben ein Feuer anzünden und warf die acht beschuldigten Buschmänner nebst ihren Frauen lebendig hinein. Dann ließ er die Grube mit heißer Erde zuschütten und oben ein zweites Feuer anzünden, ein Freuden- und Siegesfeuer. Und dieser Umap wird überall als einer der respektabelsten Hottentotten von der alten Schule bezeichnet.

Andersson jagte inzwischen nicht ohne Glück außer den schon genannten Thieren noch Spring- und Steinböcke, Fudus und Pallahs;

auch zählte er junge Steinböcke und Kudu's, die aber leider umfamen, und vervollständigte seine Sammlungen durch manches schätzenswerthe Stück, glückliche Tage an diesem ruhigen, abgelegenen, reizenden Orte in voller Benutzung schrankenloser Freiheit genießend. Das Mißgeschick wollte, daß auch die Maulesel von großem Freiheitsdrange beseelt waren und zurückliefen, woher sie gekommen waren. Einmal schickte Hahn sie von Barmen zurück, nachher verschwanden sie wieder und kamen bis auf zwei, die bei Richterfeldt von Löwen zerrissen wurden, schließlich in Scheppmansdorf an; sie machten also allein einen Weg von etwa 200 engl. Meilen.

Um sich der Hyänen, die den Jägern auf's Vorsichtigste aus dem Wege gehen, zu entledigen, muß man ihnen durch Selbstschüsse beizukommen suchen. Einen Leopard, der Andersson's besten Hund beinahe zerrissen hätte, gelang es auf einem Baume, auf den er sich geflüchtet hatte, zu erlegen. Auch Karakals (*Felis Caracal*), wie hier die wilde Katze genannt wurde, gehörten keineswegs zu den Seltenheiten der Jagd. Für die Küche waren es besonders Gänse, Enten, Perlhühner, Frankolinen und Trappen (*Otis Kori*, Burch.), welche eifrig und mit bestem Erfolge gejagt wurden. In hohem Grade lästig waren indeß die Termiten, die Häute, Filze, Teppiche, Kleider, die man nicht sorgfältig vor ihnen schützte, in kürzester Frist bis zur Unbrauchbarkeit durchlöchernten.

Am 6. Februar traf der frühere Häuptling William Zwartbooi in Schmelen's Hope ein und meldete die kurz bevorstehende Rückkunft Galton's, der in Eikham, der augenblicklichen Residenz Jonker's, mit diesem Häuptlinge in ein günstiges Verhältniß getreten war. Früher war William gewalthätig, räuberisch und blutdürstig gewesen, wie es Jonker noch jetzt war, doch hatten ungünstige Kämpfe und anderes Mißgeschick seine Macht gebrochen, wodurch es kam, daß allmählig auch die Missionäre Einfluß über ihn erlangten und ihn zu einem friedlichen und sogar recht umgänglichen Manne umschufen.

Als Galton am 8. Februar ankam, berichtete er mit Freude und Genugthuung, daß auch Jonker auf seine Vorstellungen, Ordnung und Gerechtigkeit im Lande herrschen zu lassen, eingegangen sei und den Fremden wie seinen Nachbarn Friede und Freundschaft gelobt habe. Jonker hatte sich sogar förmlich hinsichtlich seiner früher verübten

Grausamkeiten entschuldigt und einen besseren Wandel versprochen. Aber es war leichtsinnig, den Gelübden solcher Fürsten irgend Vertrauen zu schenken. Zu tief ist Haß und Argwohn bei ihnen eingewurzelt, als daß sie ihre eigene und die Natur der überkommenen Verhältnisse dauernd bekämpfen können. Galton ließ alle Häuptlinge der Nachbarschaft zu einer Conferenz einladen, um seine Grundsätze, durch die ein friedlicher Verkehr zwischen ihnen und dem Auslande angebahnt werden sollte, vor ihnen zu entwickeln, aber sie fürchteten Verrath und blieben aus. Er hatte in Rehoboth, dem Wohnsitz Williams, die unter Kleinschmidt und Vollmer blühende Missionsstation besucht und knüpfte an die Unterstützung dieser Herren seine Hoffnungen, doch sollte er Afrika wieder verlassen, ohne auch nur den geringsten seiner Pläne verwirklicht zu sehen.

Was er erfuhr, war sehr unerfreulich, zwei fortgejagte Diener, Gabriel und Waggener, hatten sich als Sendlinge Galton's und der englischen Regierung, überall, wohin sie kamen, vorgestellt und unter diesem Deckmantel viele schlechte Streiche vollführt. Galton entließ auch den Dieb Wenzel und ließ zwei Eingeborne, Onesimus und Wenzel, neu bei sich in Dienst treten; besonders der erstere zeichnete sich als Dolmetscher und durch Treue und gutes Betragen vortheilhaft aus.

Als nächstes Reiseziel wurde der Omambonde-See auszuweisen, von dem die Eingebornen viel Wesens machten, der Flußpferde enthalte und den noch kein Europäer besucht habe. Die Nachrichten über dieses Binnenwasser gingen so in's Große, daß Galton und Andersson vor Begierde brannten, ihn zu sehen. Deshalb übernahm Andersson es gern, eine Voruntersuchung des Weges zum See vorzunehmen und zu prüfen, ob man mit den Wagen hingelangen könne. Er sollte bis zu dem Berge Omatako vordringen und brach zu dem Ende mit Timbo, Allon und einigen andern Dienern am 24. Februar auf.

Gleich die erste Nacht war sehr unerfreulich und schneidend kalt. Dazu goß der Regen in Strömen, so daß Andersson gezwungen war, die ganze Nacht auf einem Steine sitzend zuzubringen, die Beine an das Kinn heraufgezogen und der Kopf dicht in einen Pelz gehüllt. Um so schöner war der Morgen. Die köstlichsten Wohlgerüche der tropischen Vegetation stiegen von der Erde auf, die Landschaft war

lachend vor ihm ausgebreitet, und so ritt er freudigen Sinnes in den hellen und warmen Tag hinein. Bald zeigte sich der etwa 2000 Fuß hohe Omatako-Berg, der trotz seiner Entfernung von ca. 60 engl. Meilen in Folge der reinen afrikanischen Luft so deutlich zu sehen war, als sei er eine Vierteltunde entfernt. Das Plateau, auf dem Andersson sich befand, und von dem die Hauptflüsse des Damara-Landes entspringen, schätzte er auf 6000 Fuß über der Meeresfläche. Nach einem Marsche von drei Tagen langte er auf der Nordseite des Omatako an, wo ein Fluß strömen sollte, nach dem wegen des bisherigen Wassermangels Menschen und Thiere gleiches Verlangen trugen. Der Name dieses Flusses, der nach Nordwesten fließen sollte, ist Omaramba l'Omatako. Doch zum Entsetzen fand man sein Flußbett trocken, und wollte bereits umkehren, als sich dasselbe plötzlich mit schäumenden Wogen anfüllte. Diese oft in Verlauf von fünf Minuten vor sich gehende Verwandlung ist Folge von starkem Regenfall oberhalb oder unterhalb, und charakteristisch für diese periodischen Flüsse, die übrigens eigentlich nur nach der eigentlichen Regenzeit ihre Wassermenge bis zum Meere führen.

Die Nachrichten, welche Andersson bei den Eingebornen über den Omambonde-See einzog, waren sehr widersprechender Natur. Ein alter Damara sagte, wer dorthin reisen wollte, würde, wenn er auch noch so schnell wäre, ein alter Mann werden, ehe er zurückkomme. Doch gaben die Reisenden auf alle Mittheilungen der unglaublich lügenhaften Damara's so gut wie Nichts. Andersson hatte sich inzwischen überzeugt, daß die Reise mit den Wagen ausgeführt werden könne, daß an Gras und Wasser für das Vieh kein Mangel sein werde, und kehrte mit diesen Nachrichten nach Schmelen's Hope zurück, von wo die ganze Gesellschaft sodann am 3. März nach dem Omambonde-See aufbrach.

Das langsame Vorrücken auf dem sandigen Boden gab Andersson willkommene Muße, unter den zahlreichen und mannichfaltigen Vögeln manches schöne Exemplar für seine Sammlung zu schießen und auszubalgen. Vorzüglich interessirten ihn Webervögel (*Ploceus Cuv.*), deren schöne und kunstreiche Nester zu Tausenden in den Bäumen hängen. Dann in dem hohen Grase und Röhricht die seltensten Wasservögel, von denen sich einige durch ihren kostbaren Feder Schmuck

auszeichneten. Bei einem großen Tümpel, Kotjiamkombé genannt, trafen sie mit dem früher mächtigen Häuptling, Kahichend, zusammen, einem schon ältlichen Manne, der sich würdevoll und höflich benahm, und durch Muth und Wahrheitsliebe, zwei bei seinen Landsleuten seltenen Tugenden, berühmt war. Er wurde von den Missionaren als der Eckstein der künftigen Civilisation angesehen, doch sollte sich auch diese Hoffnung der guten Leute nicht erfüllen. Von seinen vielen Kindern waren die Erwachsenen im Kampfe mit dem kriegerischen Damara-Stamme unter Omugundé gefallen, die Andern unglücklicher Weise lebend in die Hände der Feinde gerathen. Er hatte nur noch einen jungen Sohn als Trost seines Alters, doch erklärte er mit rührendem Ernste, er habe fest beschlossen, sich seine Kinder und sein Eigenthum wieder zu erkämpfen, oder bei dem Versuche zu sterben. Die Hülfe der Reisenden lehnte er ab. Denn, sagte er, wenn der Krieg einmal anfängt, kann Niemand wissen, wie oder wann er endet. Das ganze Land kann in Aufruhr kommen. Jedenfalls wird viel Blut fließen, und auch Ihr Fremden würdet in große Mühseligkeiten und Gefahren gerathen.

Einige seiner Leute hatten vier der besten Tragochsen der Reisenden gestohlen. Als der gute Kahichend das erfuhr, versprach er, dieselben wieder zu verschaffen, und wirklich kamen drei wieder zur Stelle. Einen hatten die Räuber bereits geschlachtet, doch mußten sie ihre Unthat schwer büßen. Sie wurden von den Häschern, die gegen sie ausgezogen waren, sämmtlich getödtet. Der Häuptling nahm die Reisenden in seinem Kraal auf das Gastfreundlichste auf, und überließ ihnen gutes Schlachtvieh zu billigem Preise. Auch war Wild in der Umgegend in Menge vorhanden, so daß Larsson manches gute Stück erjagen konnte, ein Umstand, den sich die Damara's nicht wenig zu Nutzen machten, indem sie mit einer Gefräßigkeit, die kaum ihres Gleichen findet, alle Jagdbeute verzehren halfen. Wenn diese Elenden Fleisch haben, so stopfen sie sich auf die widerlichste Weise Tag und Nacht voll, bis nicht ein Bissen mehr übrig ist. Dann ist oft die Folge, daß sie viele Tage lang hungern müssen, doch sind sie an diese Lebensweise so gewöhnt, daß sie ihnen nicht im Mindesten schadet. Soll Fleisch aufbewahrt werden, was bei der großen Hitze und dem Mangel an Salz anders kaum möglich sein würde, so schneiden sie es

in dünne, schmale, zehn bis zwanzig Schuh lange Streifen und hängen es an die Baumzweige zum Trocknen, um es dann in Zeiten der Noth ellenweise zu verschlingen. Vorher rösten sie es ein wenig in heißen Kohlen und verspeisen es mit der anhängenden Asche, welche die Stelle von Salz und Pfeffer vertritt und die Verdauung der Leckerei befördert.

Am achtzehnten März brachen die Reisenden gegen Norden auf, und vernahmen bald, daß Kahichené im Kampf gegen Omugundé gefallen sei. Seine Leute hatten ihn feiger Weise verlassen; er selbst, zu stolz um zu fliehen, war von einem feindlichen Pfeile zu Tode getroffen.

Nach drei Tagen gelangte der Zug an den Berg Omuvereoom und am folgenden Morgen an einen großen Sumpf, der das schönste Wasser enthielt, das Andersson im Damara-Lande gesehen hat, und das von Wasservögeln wimmelte. Auch hatte die Vegetation ein wahrhaft tropisches Aussehen. Leider waren aber unter den Büschen und Bäumen außerordentlich viel stachelige Gewächse, die so dicht bei einander standen, daß das Vordringen durch dieselben für Menschen und Thiere außerordentlich mühselig wurde. Von der Spitze des Berges hatte man eine weite Aussicht über das Land ostwärts, doch konnte man außer einigen periodischen Bächen, die an den Abhängen des Berges entsprangen, Nichts weiter sehen, als ein unermessliches, ununterbrochenes Buschwerk. Vergebens strengten die Reisenden ihre Augen an, um einen Schimmer des Omambonde-See's zu entdecken, der etwa fünf Tagereisen weiter am nördlichen Ende des Omuvereoom liegen sollte. Einige Buschmänner, die zerstreut zwischen den Damara wohnen, und in einer Art Lebensverhältniß zu ihnen stehen, nannten den See Saresab, und bestätigten, daß er Flußferde enthalte und daß „das Wasser so groß sei, wie der Himmel.“ Durch solche Nachrichten in ihrer Hoffnung bestärkt, einen noch unbekannten afrikanischen Binnensee zu entdecken, setzten die Reisenden unverdrossen ihre mühselige Reise fort. Endlich waren sie nur noch eine Tagereise von dem See entfernt. Aufmerksam untersuchten sie ihr Macintosh-Boot, um zu sehen, ob es sich noch in gutem Zustande befände; denn es war ihr fester Entschluß, einige Wochen am Ufer des Omambonde zuzubringen und sich an Jagd und Fischerei zu ergözen. Der Omuvereoom

war bereits nicht mehr zu sehen; der Marsch ging durch eine Sandebene, die mit einem niedrigen Gestrüpp von solcher Sprödigkeit bedeckt war, daß die schweren Wagen, denen sie den Durchweg versperrten, dieselben zermalmten, als wäre es dürres Stroh gewesen.

Endlich, um die Mittagszeit des fünften April, war man dem See so nahe gekommen, daß Galton und Andersson, denen der träge Gang der Ochsen für ihre Ungeduld und aufgeregte Phantasie zu langsam war, mit einem halben Duzend Damara's voraus eilten. Plötzlich erweiterte sich die Gegend; sie standen auf einer mäßigen Erhöhung, unter der sich das Bett eines ausgetrockneten Flusses zeigte. Und nun denke man sich das Erstaunen und Entsetzen der Reisenden, als die Eingebornen ihnen einstimmig erklärten, das sei der Omam-bonde-See.

Selten mag ein Sterblicher in seinen Hoffnungen ärger getäuscht worden sein. Sie konnten vor Niedergeschlagenheit kein Wort sprechen und setzten sich traurig nieder, um die Wagen zu erwarten.

Ein ausgetrockneter, wasserloser Sumpf, etwas mehr als eine englische Meile lang, eigentlich nur ein mit Rohr und Binsen bewachsener Fleck Landes war die einzige Belohnung für monatlange Mühe und Unruhe!

Inzwischen sagten sich die Reisenden, daß nach starken Regengüssen dieses Land sich von seinem normalen Zustande ebenso unterscheiden möge, wie ein trockenes Meeresufer von dem zur Zeit der Springfluth. Nun war dieses Jahr gar kein Regen in der Umgegend gefallen und der See existirte deshalb nicht. Galton besonders war sehr verdrießlich und fast geneigt, von weiterem Vordringen ganz abzustehen und zurückzureisen. Endlich entschloß er sich doch, den Ovambos noch erst einen Besuch abzustatten, einem, wie es hieß, mächtigen, reichen und gastfreundlichen Volke im Norden von Damara. Galton ritt voraus, um den Weg zu erforschen, und kehrte nach drei Tagen mit günstigen Nachrichten zurück, worauf sich denn am 12. April der Zug wieder in Bewegung setzte.

Zuerst zog man das Flußbett entlang, dann in mehr östlicher Richtung, in welcher Palmen der verschiedensten Art, darunter eine noch unbekannte Gattung, das Auge der Reisenden erfreute. Ihre Frucht ist ungefähr so groß wie ein Apfel und dunkelbraun von Farbe,

der Kern hart wie Stein und dem Elfenbein nicht unähnlich, das Fleisch sehr wohlschmeckend. Da die Stämme hoch und schlank sind, ist es indeß schwer, zu den Früchten zu gelangen. Andersson schoß eines Tages ein schönes, ausgewachsenes Giraffenweibchen und sah mit Erstaunen und mit Grauen, wie 20 bis 30 Damara's sofort über das noch warme Fleisch herfielen, es zerschnitten und nun, Schlaf und Alles vergessend, die ganze Nacht hindurch schmausten.

Am 15. April wurde von der südlichen Grenze der Palmen aufgebrochen, doch wurden sie auf der Weiterreise keineswegs häufig. Erst nach einem Monat kamen ihnen wieder diese schönen Bäume zu Gesicht. Der nächste Ort war Okama buti, mit dem das Damara-land abschneidet. Es liegt am Fuße waldiger Kalksteinberge, aus denen reiche Quellen hervorsprudeln, und ist von Savannen umgeben, deren Gras den berittenen Reisenden noch über die Köpfe ragte. Auch war prächtiger Hochwald in der Nähe, in dem eine Art Eiche (*Quercus africana*?), die auf dem Kap Stinkhout genannt wird, vorherrscht. Das Holz soll das beste sein, das sich in Süd-Afrika findet und eignet sich vorzüglich für Wagen, Büchschäfte und zum Schiffsbau. Der Häuptling des Kraals hieß Thopopa, und ist durch seinen Freund Rangoro, den König von Ovambo, ein Häuptling ersten Ranges geworden. Die Ovambo's stehen bei den Damara's in hohem Ansehen und leben seit einiger Zeit mit ihnen in freundschaftlichem Verkehre.

Einige Tage später ereignete sich ein sehr gefürchtetes Mißgeschick, die Achse eines der Wagen zerbrach an einem Baumstumpfe dergestalt, daß sie durch eine neue ersetzt werden mußte. Dies konnte geschehen, weil Holz in der Nähe war, doch kostete es Zeit und die Reisenden mochten nicht warten. So wurde beschlossen, daß Larson mit dem Wagentroß hier zurückbleiben und den Schaden ansbessern sollte. Wasser und Weide waren vorhanden, die Eingebornen von großer Gutmüthigkeit und somit jeder Umstand günstig. Die Reisenden selbst setzten mit ihren Pack- und Reitochsen die Reise allein fort und drangen durch waldiges Hochland nach Otjikango vor, das reich an Brunnen und Pavianen war, weshalb sie ihre dortige Lagerstätte „Baboon-Fountain“ taufte. Nahe bei dieser Stelle trafen sie mit einer Ovambo-Karawane zusammen, die aus 23 Personen bestand, schwarzen, riesig großen

und starkgebauten Menschen, die aber auffallend häßlich und wenig bekleidet waren. Der größeren Sicherheit halber beschloßen sie, sich dieser Karawane anzuschließen, mußten zu dem Ende aber erst noch einmal nach Thopopa's Residenz zurückkehren, wo die Ovambos ihre Waaren verkaufen wollten. Diese bestanden in Lanzenspitzen, Messern, Ringen, Kupfer- und Eisenkugeln, Alles so grob und schlecht gearbeitet, daß die Reisenden fürchteten, die Händler möchten für den Plunder keine Liebhaber finden, der außerdem sehr theuer war. So kostete eine halbfertige Affegaispize oder eine Elle Kugeln nicht weniger als einen Ochsen. Alle diese Handelsartikel wurden in kleinen Körben aus Palmblättern an langen Stangen auf den Schultern getragen; und trotz dieser Last kamen sie schneller voran, wie die Reisenden auf ihren Ochsen.

Während die Ovambo's ihre Waaren an den Mann zu bringen suchten, ging Andersson fleißig auf die Jagd von Vögeln und Insekten und brachte manche schätzenswerthe Beute heim. Er ertrug es leicht, daß die Eingebornen ihn deßhalb verlachten und ihm den Beinamen Karabontera, Vogeltödter, gaben. In dieser Zeit starb die alte Mutter Thopopa's, was zu tagelangem Klagegeheul der Weiber und — großen Schmausereien Anlaß gab. Man schlachtete und opferte ganze Viehheerden. Thopopa selbst konnte inzwischen ganze Tage im Lager der Reisenden verbringen, besonders um Tabak zu erbetteln, in den er kindisch vernarrt war. Wenn er das narkotische Kraut ruhig schmauchen konnte, ließ er geschehen, was wollte. Ueberhaupt war er meist bescheiden und nachgiebig, oft aber geizig und ungerecht. Die Reisenden hatten für allerlei Waaren einen Ochsen von ihm erhandelt, doch war er nicht zu bewegen, denselben herauszugeben und entschuldigte sich damit, es handle sich nicht um Kauf, sie würden lange Zeit seine Gäste sein und viel Lebensmittel gebrauchen, die sollten sie erhalten. Er hält einen Harem von 20 Frauen, unter denen Mütter und Töchter waren, eine Sitte, die indeß bei diesen Völkern häufig beobachtet wird. Stirbt ein Häuptling, so erbt sein Bruder oder ein anderer Verwandter die Frauen. Andersson faßt die Erfahrungen, die er hier machte, in einen bemerkenswerthen Ausspruch zusammen, indem er sagt: Dichter und Menschenfreunde bemühen sich vergeblich uns einzureden, daß wilde Völker, die mit Europäern keinen Umgang haben, in einem

Zustände beneidenswerther Glückseligkeit und Unschuld lebten, wobei Unkenntniß als tugendhafte Einfalt, Armuth als Mäßigkeit und Enthaltbarkeit, Faulheit als lobenswerthe Verachtung irdischer Glücksgüter geschildert werden. Nur einen Tag brauchten sie unter diesen Menschen zuzubringen, um einzusehen, wie irrig und falsch solche Vorstellungen sind.

Am 22. Mai erklärte Chikor Onkombè, der Führer der Karawane, daß alle Waaren verkauft seien, und daß jetzt die Abreise in ihre Heimath angetreten werden solle. Die Händler hatten 200 Stück Rindvieh erhandelt, so daß Andersson sie für bessere Kaufleute als Fabrikanten zu erklären geneigt war. Unsere Reisenden schlossen sich an, erfreut, endlich in neue Gegenden zu gelangen. Als man das erste Nachtquartier in einem der Viehtraale Thyopopas aufgeschlagen hatte und eben beim Abendessen saß, ertönte plötzlich der Ruf: „Dngoama!“ — ein Löwe! Und wirklich hatte ein solcher Wüstenkönig Lust, sich bei den Reisenden zu Gaste zu laden, doch wurde er durch einige Schüsse verscheucht. Ein Ovambo wies nachher stolz auf ein als Amulet dienendes Holzstückchen hin, das er am Halse trug und rief aus: „Glaubt Ihr, daß uns oder unserm Vieh irgend Etwas schaden könne, so lange wir dies in unserm Besitz haben?“ Auch die Damara's halten sich durch solche Amulette, Löwen- oder Hyänenzähne u. d. m. vor Gefahren und Mißhelligkeiten jeder Art geschützt. Doch gibt es ja sogar in Europa noch Personen genug, die auf Amulette und Medaillen großen Werth legen!

Mehr und mehr Eingeborne schlossen sich der Karawane bei ihrem Vorrücken an, so daß dieselbe bald aus 170 Personen bestand, unter denen sich 78 Frauen und Jungfrauen befanden. Diese letzteren suchten Männer oder irgend eine Arbeit, die sie ernähren möchte, oder sie waren Händlerinnen mit Schmuckfachen aus Straußeneierschalen, für die sie Tabak, Kugeln oder Korn zu erstehen beabsichtigten.

Die Frauen in Damara sind nicht eben kostspielig, denn sie graben sich ihre Erdnüsse selbst und bauen die Hütten, gipsen sie, kochen die Speisen und tragen das Gepäck, während die Männer sich nur mit dem Vieh beschäftigen. Von ehelicher Treue und Anhänglichkeit haben sie übrigens, wie Galton oft genug beobachtete, keinen Begriff, indem sie ihren Männern nur so lang treu bleiben, als sie gut behandelt

werden. Erhalten sie Schläge, so laufen sie auf der Stelle davon und nehmen andere Männer. Auf seiner Reise mit diesem Volke mußte Galton oft von Woche zu Woche Umfrage halten, wie jetzt die Einzelnen als Eheleute zusammengehörten. Die Mehrzahl wechselt von Woche zu Woche.

Nicht weit hinter Baboon-Fountain gelangten die Reisenden am 22. Mai an ein Bassin, Namens Otjikoto, vielleicht eine der merkwürdigsten Vertiefungen, die auf der Erdoberfläche vorkommt. Sie war mit einem Durchmesser von 400 Fuß in den harten Kalksteinfelsen wie eingesprengt und hatte, mit der Lothleine gemessen, eine Tiefe von 180 und an einer andern Stelle 250 Fuß. Das Wasser stand bis 30 Fuß unter dem oberen, sehr steilen Rand des Baches, der mit Bäumen so dicht bewachsen war, daß man in einer Entfernung von 50 Schritt nichts von diesem wunderbaren Naturspiel sehen konnte. Der Wasserstand wechselt nach den Aussagen der Eingebornen niemals, so daß es scheint, als müßte diese Grotte mit tiefen, unterirdischen Wasserhöhlen in Verbindung stehen. An den Wasserspiegel war nur auf einem schmalen Fußpfädchen zu gelangen, so daß weder Heerden noch die Thiere der Wüste hier leicht ihren Durst löschen können. Auch geht bei den Eingebornen die Sage, daß wenn ein Thier oder Mensch in das Wasser stürze, er unvermeidlich seinen Tod finde. Sie hatten deshalb eine große Scheu, sich dem Wasser allzusehr zu nähern und waren nicht wenig erstaunt, als Galton und Andersson, nachdem sie die erste Neugier befriedigt hatten, sich schnell entkleideten und vom oberen Rande her köpflings in die tiefe, klare Fluth hinabsprangen.

Tiefes Wasser ist den Eingebornen hier zu Lande so fremd, daß ihnen auch die Kunst des Schwimmens gänzlich unbekannt war, und sie zitternden Leibes den beiden muthigen Europäern nachstarrten, die sich mit großem Behagen in dem flüssigen Elemente herumtummelten. Sie fanden das Wasser sehr kalt und vermutheten, daß es seiner großen Tiefe wegen wohl das ganze Jahr hindurch denselben Temperaturgrad einhalte. Es gelang ihnen, eine der verdeckten Seitengrotten aufzufinden, und sie schwammen unter dem Wasser hinein, wo sich ihnen dann ein imposanter Anblick bot. Die Durchsichtigkeit der tiefen, meergrünen Fluth war höchst merkwürdig, und die Wirkung unsäglich schön, welche auf dem Wasserspiegel durch die Reflexion der krySTALLISIRTEN

Wände und des Daches der Grotte entstand. In den Felsenrigen hausten Eulen und Fledermäuse, die bei der Annäherung der Schwimmer nicht aufflogen. Sie griffen nach ihnen und hatten Mumien in den Händen. Die Thiere waren vermuthlich schon Jahre lang todt.

Das Wasser war auch fischreich und obwohl die Fische, welche man fing, nur klein waren, so lieferten sie doch ein schmackhaftes Gericht. Früh und Abends wurde Otjikoto von unzähligen, meist außerordentlich schön gezeichneten Tauben besucht, deren Gurren und Flattern weit durch den Wald erklang.

Eine ähnliche Felsgrotte von 90 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Tiefe, die Drujo genannt wird, findet sich näher bei Baboon-Fountain, war aber ohne Wasser, als Andersson sie besuchte. Später fand er auch noch einige andere, aber noch kleiner als Drujo.

Am 29. Mai erreichte die Karawane Omutjamatunda, den ersten Viehkraal der Ovambo's, wo die Händler mit Jubel über ihre guten Geschäfte empfangen wurden. Die Reisenden waren übrigens erstaunt über den Reichthum an Vieh, den sie hier bereits vorfanden. Andersson berechnete, daß der Kraal mindestens 4000 Stück Rindvieh enthielt. Die erste Begrüßung war eigenthümlicher Art und wollte unsern Reisenden, obwohl sie sich ihr anstandshalber nicht entziehen durften, keineswegs zusagen. Sie bestand nämlich darin, daß den Ankömmlingen Gesicht und Brust mit — Butter bestrichen wurde. Da die Aufnahme aber übrigens eine aufrichtig freundliche war, so ließen sich auch Galton und Andersson diese Ceremonien gern gefallen. Letzterer hatte Nachts das Unglück, mit seiner Decke dem Wachtfeuer zu nahe zu kommen, und erst zu erwachen, als dieselbe bereits in Flammen stand.

Durch die Salzflucht Etosha und dann über eine weitausgedehnte Grasfläche, von der es hieß, daß sie sich gegen Westen bis an das Meer ausdehne, wurde die Reise fortgesetzt, bis am 2. Juni plötzlich die schönen und fruchtbaren Flächen von Ondonga sich ihren entzückten Blicken zeigten. Goldenes Korn wogte auf der unabsehbaren Ebene, freundlich unterbrochen durch zahlreiche, friedliche Wohnungen, einzelne oder gruppenweise stehende Fächerpalmen und riesige, in dunkeln Laubschmuck prangende Nughölzer und Frucht bäume. Beide Reisenden waren glücklich im Anschauen dieser paradiesischen Landschaft, die oben

von dem milden Lichte der untergehenden tropischen Sonne beleuchtet wurde. Die herzlich wohlwollende Aufnahme bei dem bejahrten Naitjo, der den Europäern ein gutes Mal vorsetzte, steigerte noch mehr die Freude unserer Freunde, dieses gesegnete Land betreten zu haben; Timbo war vollends außer sich und erklärte, dieses Land gleiche fast seinem Heimathlande. Ueberall, je weiter man kam, zeigte es die üppigste Fruchtbarkeit; ein Fruchtbaum, der vorzügliche apfelähnliche Früchte trug, wurde genau gemessen und es ergab sich, daß seine Krone einen Umfang von 432 Fuß hatte. Die Schäfte der Palmen stiegen 50 bis 60 Fuß kerzengerade empor, so daß es schwierig war, der ganz vortrefflich schmeckenden Früchte habhaft zu werden. Zwei Arten Getreide wurden besonders viel gebaut, Kafferkorn und eine Art Kanariensamen, die beide vortreffliches Mehl liefern. Beide standen noch auf dem Felde mit Stengeln von 8 bis 9 Fuß Höhe. Außerdem werden Kalebassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen und Tabak fleißig gebaut, doch soll letzterer nicht sonderlich gut sein. Städte und Dörfer gibt es bei den glücklichen Ovambo's nicht, sie leben in Familien unter Patriarchen zusammen, jede Familie in einer wohlumzäunten Hütte zwischen ihren Feldern. Sie selbst sind friedlichen Sinnes und vergreifen sich, wenn sie nicht gereizt werden, an Niemandem. Auf jeder engl. Quadratmeile leben nach Andersson's Berechnung ungefähr 100 Menschen, die sich außer durch Landbau von Viehzucht nähren, doch stehen ihre Heerden auf entfernten Weidegründen. Sie ziehen auch Schweine und zwar eine riesengroße Art, wie sie nur hier vorkommt.

Galton und Andersson ließen, als sie am folgenden Tage Nan-goro's Residenz sich näherten, das Lager unter einer prächtigen Baumgruppe aufschlagen, mußten hier aber drei Tage warten, ehe die Hof-etiquette dem Fürsten erlaubte, sich den Fremden sichtbar zu machen. Indeß sendete er ihnen gleich nach ihrer Ankunft einen helllobernden Feuerbrand mit der Weisung, „ihr eigenes Feuer auszulöschen und mit dem Feuer ihres königlichen Schirmherrn, das von dessen eigenem Heerde genommen war, ein neues Feuer anzuzünden.“ So poetisch dieses Zeichen königlicher Huld genannt werden muß, so liefert es doch zugleich den Beweis, daß auch die afrikanischen Könige es verstehen, Gunstbezeugungen auszutheilen, ohne sich große Kosten zu machen,

während die Ungunst der Könige ihren Untergebenen das Leben oft recht gründlich verbittert.

Endlich war der Tag der Audienz gekommen, aber welchen Anblick bot sie den erstaunten Reisenden! Die plumpste, schwerfälligste Gestalt, fast ganz nackt, kam mit unsicherem Schritt zu ihnen herangewatschelt, daß sie erschreckt aus ihrem Baumschatten aufsprangen. Und dies war der König Rangoro, den einige seiner Hofleute begleiteten, wie es schien, besonders um die unbehülliche Maschine aufrecht zu erhalten und zu führen. Man darf nicht sagen, daß er sich von dem Marke seines Landes so genährt habe, denn er war kein habgieriger Fürst; wahrscheinlicher ist Andersson's Vermuthung die richtige, daß die Ovampo ihn mästen, wie bei uns Schweine gemästet werden, um ihn ungefährlich zu machen, denn dicke Leute sind gute Leute, und um an seinem Fette zu zeigen, wie ergiebig ihr Land ist. Die Geschenke Galton's wußte er wenig zu schätzen und die seine, wohlgesetzte Rede desselben hätte ebenso gut einem Klotze, als diesem Könige gehalten werden können. Er verstand nichts und sprach nichts, sowohl weil er nichts zu sagen verstand, als auch, weil er vor Fett kaum athmen, geschweige denn sprechen konnte. Seine „Stimme war gebrochen“, wie die Fallstaffs; er hatte auch die Aehnlichkeit mit einem Schweine, daß er, um seinen Beifall oder sein Mißfallen auszudrücken, nur grunzte.

Als er die Wirkung der Spitzkugeln sah, war er überrascht und beauftragte die Reisenden, die Elephanten zu erlegen, die in seinem Lande großen Schaden anrichteten und in Unzahl vorhanden waren. Diese scheuten aber einmal die gewaltige Arbeit, dann wußten sie auch sehr wohl, daß es ihm nur um das Elfenbein zu thun war, das er an die Portugiesen verkaufen wollte, und weigerten sich, seinem Wunsche zu entsprechen. Als sie dann Erlaubniß und Geleit von ihm erbaten, um den nur dem Namen nach bekannten Cuond im Norden von Ovambo zu besuchen, erklärte er rundweg, wenn sie ihm keine Elephanten jagen wollten, könne er ihnen auch nicht helfen, um diese Entdeckungsreise sicher zu machen. So mußte dieselbe unterbleiben, so wichtig dieselbe für die Wissenschaft gewesen wäre.

Rangoro war auch ein wahrer König Gambrinus im Biertrinken und lud seine Gäste wiederholt zu gleichem Genuße ein. Als Andersson

dem Gebräu keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte, und nur mäßige Portionen zu sich nahm, stieß ihm Rangoro plötzlich sein Scepter, das aber nur ein zugespitzter Stoch war, mit aller Kraft vor den Leib, so daß Andersson, der, wie Alle, auf der Erde hockte, vor Schmerz und Wuth augenblicklich auf die Beine sprang, nicht abgeneigt, diesen Bierwitz in geeigneter Weise zu beantworten und über die brutale Majestät herzufallen. Er überwand sich indeß in Betracht der Umstände, die es ihm nicht erlaubten, dem König die verdiente Tracht Prügel zukommen zu lassen, und nahm seinen Platz wieder ein, während Rangoro sich über seinen, wie er meinte, gelungenen Streich vor Lachen schüttelte.

Galton erlaubte sich übrigens auch mit ihm Späße, wie sie sonst nur Bierkönigen gegenüber angebracht sind. Er holte nämlich seine Theaterkrone hervor und hielt über diese fürstliche Kopfbedeckung eine pomphaft = burleske Rede, in der er sagte, die großen europäischen Häuptlinge trügen solche Dinger auf dem Kopfe, Rangoro möge denn ihm zu Liebe und zur Erinnerung des Besuches diese Krone fortan tragen. Sie war hinten so eingerichtet, erzählt Galton, daß sie jedem Kopfe passend gemacht werden konnte. Für Rangoro mußte sie auf ihre größte Weite gestellt werden, denn sein Kopf war wie ein Ochsenkopf, und dann setzte er sie ihm mit großer Feierlichkeit auf und drückte sie mit der Hand nieder, damit sie feststehe. Seine Höflinge hatten große Freude an der Ceremonie und dem Kopfschmuck, und als Rangoro ein Spiegel vorgehalten wurde, war er vor Entzücken außer sich. Aus Dankbarkeit wollte er Galton zu seinem Schwiegersohne machen und ließ die holde Chipagna herbeikommen, seine Stieftochter und präsumptive Nachfolgerin. Sie heißt Chipagna und war noch unverlobt. Galton bemerkte selbst, daß sein bärtiges Gesicht einigen Eindruck auf die junge Dame gemacht hatte, trotzdem verfolgte er sein Glück nicht weiter, sondern heirathete bald nach seiner Rückkehr eine liebenswürdige Engländerin. Die Hand der Prinzessin Chipagna von Ondonga ist also noch frei.

Auch zu den Hofbällen fanden die Reisenden Zutritt, die beim Klang der Tomtam's und einer Art Guitarre nach dem Eintritt der Dunkelheit stattfanden und das Einfältigste und Langweiligste von der Welt gewesen wären, wenn nicht der Anblick der Damen, die in

ganz außerordentlich weitausgeschnittenen Kleidern erschienen, sehr belustigend gewesen wären. Obgleich die Europäer an dem Tanze nicht Theil nahmen, so erwiesen ihnen die Tänzerinnen, deren Reize gar nicht zu verachten waren, doch so viel Achtung, daß sie ihnen vollständig den Seelenfrieden raubten. Ihre Züge sind grob, aber nicht unangenehm, besonders in der Jugend. Die alten Frauen waren schwerfällig und mit pfundschweren Kupferringen an den Gelenken belastet, die sie indeß auch nicht schöner machten. Ebenso wenig sagte es dem Geschmack der Reisenden zu, daß alle Frauen den ganzen Körper mit Fett und rothem Ocker schminkten.

Die Ovambo's haben viele vortreffliche Eigenschaften; sie sind redlich und ehrlich, jeden Dieb, der überführt wird, stechen sie vor der Residenz des Königs mit Spießen todt. Dann haben sie keine Arme im Lande und sorgen, daß ihre Bejahrten und Kranken mit der größten Sorgfalt abgewartet und beschützt werden. Sie lieben ihr Vaterland, auf das sie stolz sind, und sterben vor Heimweh, wenn sie es verlassen müssen. Die Portugiesen haben es deshalb aufgegeben, Ovambo's als Handelsartikel auf den Menschenmarkt zu bringen. Außerdem sind sie in seltenem Grade gastfreundlich und freuen sich, wenn sie Gäste haben und mit ihren besten Gerichten bewirthen können. Ein Mann darf bei ihnen so viele Frauen haben, als er ernähren und — bezahlen kann, denn für ein Mädchen giebt man den Eltern stets einige Stück Rindvieh. Nur der König erhält die Mädchen umsonst und so hatte der König Nangoro nach und nach 106 Frauen in seinem Harem angesammelt. Andersson irrt, wenn er dieses Umstandes wegen behaupten zu dürfen glaubt, „die Sittlichkeit stehe bei den Ovambo's auf einer sehr niedrigen Stufe“. Bei allen semitischen Völkern, wie bei diesen Eingebornen Afrika's, sind die Frauen seit Urzeiten stets nur als Waare, als Köchin, als Magd angesehen gewesen, unter der wohl eine als Favoritin ausgezeichnet wurde, ohne daß dadurch ihr Verhältniß zu ihrem Eheherrn ein anderes geworden wäre. Gemeinschaftlichkeit der Interessen, geistiger Verkehr, Gespräch, kurz, die gleiche Mitberechtigung der Gattin und die *individua vitae consuetudo*, wie das römische Recht es ausdrückt, und die Monogamie, welche für unsern Begriff der wahren Ehe ein nothwendiges Requisit sind, — das Alles kennen diese Völker nicht. Knüpft man die Aufnahme

in den Schooß der christlichen Kirche allzustreng an die Verzichtleistung auf Polygamie, so ist sehr zu fürchten, daß die Missionsberichte aus diesen Gegenden noch lange, lange Zeit mit den niedrigsten Ziffern auskommen werden, um die Zahl der Bekehrten zu melden.

Hinsichtlich des Charakters der Ovambo stimmt Galton mit Andersson durchaus darin überein, daß sie ein gutherziges, fröhliches Volk und sehr häuslich seien. Ich sah keine Armuth im Lande, erzählt er, Jedermann schien sich wohlzubefinden, und die wenigen sehr alten Leute, die ich sah, wurden mit besonderer Achtung und Sorgfalt behandelt. Wenn Afrika civilisirt werden soll, so zweifle ich nicht, daß das Ovamboland ein wichtiger Theil in der Civilisation seines südlichen Theiles sein wird. Es ist außerordentlich gesund und zur Ausdehnung seines Einflusses höchst günstig gelegen. Von der Meeresküste aus muß es zugänglich sein, und zu Mossamedes sollten wirklich über den Fluß, der seine Grenzen bildet, Nachfragen gethan werden. Vom Meere aus ist das Land nicht zu sehen, es zeigt sich nur der Sanddünenstreifen, durch den der Fluß wahrscheinlich durchsickert. Von der kleinen Fischbai aus würde ein Reiselustiger den nächsten Weg in das Land haben; dort könnte er auch leicht einen großen Theil seines Reisebedarfes sich verschaffen, Schwarze als Diener und Dolmetscher miethen und nach einigen Schwierigkeiten im Sande verhältnißmäßig bald fruchtbares Land mit viel Wild erreichen. Die Ovambo haben unendlich mehr Ansprüche auf die Sympathie der Weißen, als die Damara, denn sie haben in vielen Punkten einen hohen Begriff von Sittlichkeit und scheinen ein sehr forschendes Volk zu sein. Man würde in dem Lande außerdem deßhalb leicht den Fuß fassen können, da man nicht mit nomadisirenden Häuptlingen wöchentlich von Neuem anzuknüpfen, sondern sich nur die Gunst des Königs zu verschaffen brauchte, um alle seine Befehle im Lande ausführen zu können.

Lopez de Lima spricht sich in Bezug auf Benguela und seine Nachbarschaft ähnlich aus, indem er sagt, daß sich südwärts von dem Flusse Longa statt sandiger Ebenen reiche Wiesen, von Bergströmen (?) bewässert, dem Auge zeigen, die mit Rindvieh und Schaafen bedeckt sind, dem Hauptreichtume seiner Hirtenbewohner. Der Boden bringt alle Getreidearten und Früchte von Afrika, Europa und Amerika

hervor, während aus diesen gesegneten Ebenen die prächtigen Berge des Raumes emporsteigen, deren hohe Spitzen sich in den Wolken verlieren. Von diesen Bergen rauschen befruchtende Ströme herab; in ihrem Eingeweide werden Eisen, Kupfer, Schwefel und andere werthvolle Produkte gefunden, und die Wälder gewähren großen Heerden von Elephanten, Rhinocerossen, Hirschen und tausend verschiedenen wilden Thieren Schutz, die als Beute einen Haupttheil des Verdienstes der Kaufleute von Benguela und Mossamedes bilden. Diese Fruchtbarkeit erstreckt sich über die angebauten Ebenen von Bihe, Quilengues, Bumbo, Huila, Eudschau, Cacenda, Galengue und Sambos, die durch das Land der Mocconanden begränzt werden, welches die portugiesischen Besitzungen von den Sandwüsten trennt.

Pima kann hier nur die unmittelbar am Meere sich hinziehende Sandwüste gemeint haben, da nach Galton's Erfahrungen die fruchtbaren Districte im Inneren nicht durch Sandwüsten begränzt werden.

Da die Reisenden alle irgend wichtigen Eigenthümlichkeiten des Landes bald zur Genüge kennen gelernt hatten, wurde der 13. Juni zur Abreise bestimmt.

Nangoro gab ihnen auch für die Rückreise keinen Geleitsmann, trotzdem fanden sie den Weg, wenn auch nicht eben leicht. Zu leiden hatten sie außer vom Wassermangel besonders von der Nachtkälte, die einen so hohen Grad erreichte, daß Jeder seine wärmsten Kleidungsstücke hervorrief. In Folge einer sehr kalten Nacht erschien die glänzend schwarze Farbe Timbo's eines Morgens in ein blasses Aschgrau verwandelt.

Am 1. Juli trafen die Reisenden wieder in ihrem Lager ein und waren erfreut, daß der treue Larson die Wagenachse hergestellt, und auch alles Uebrige so gut in Ordnung gebracht hatte, daß die Weiterreise schon am 5. Juli erfolgen konnte. Er erzählte, daß wenige Tage vorher acht Damarafrauen von Buschmännern in der Nähe erschlagen worden seien; doch darf dies weniger befremden, da die Buschmänner in dieser Gegend von den Damara's wie wilde Thiere gehetzt und ohne Erbarmen niedergemacht werden, wenn sie sich einholen lassen.

Um bei der großen Dürre weniger vom Wassermangel zu leiden, hielten die Reisenden nicht den früheren Weg ein, sondern wandten sich mehr östlich, um am Ufer des Omuramba bleiben zu können, der, wenn auch kein Wasser, doch hin und wieder Tümpel und Brunnen enthält, deren Wasser auch brauchbar. Das Wasser in den letzteren, die oft 40 Fuß tief waren, hatte gegen Sonnenaufgang einige Male Eis von einem halben Zoll Dicke angelegt.

Von den Vögeln, die Andersson am Omuramba jagte, sind besonders drei Arten merkwürdig, die *Buphaga africana*, welche die Insekten von der Haut der Rhinocerosse absucht und in dieser löblichen Absicht sich auch um die Saumochsen verdient machen wollten, was diese aber nicht sonderlich freundlich aufnahmen, der *Textor erythrorhynchus*, der sich ähnlich beschäftigt, und die *Amadina squamifrons*, deren Nester von so reicher Substanz sind, daß sie als Verladung benutzt werden können.

Am 26. Juli sah man den Omatoko von Ferne ragen, am 3. August landete man in Schmelen's Hope an, dessen Weidegründe indeß durch Damarasheerden bis auf das letzte Hälmchen abgefressen waren, so daß gleich nach Barmen weitergegangen werden mußte.

Galton wäre gern ohne Weiteres wieder nach England zurückgereist, wie aus seiner Gefährten Bemerkungen zur Genüge hervorgeht, doch traf erst im Dezember das Schiff wieder in der Wallfischbai ein, welches die Missionsstationen mit Lebensmitteln versieht. Eine Landreise nach dem Kap hätte Monate gekostet und wäre sehr lästig und undankbar gewesen. So war denn auch Galton gezwungen, noch im Lande zu bleiben und benützte diese Zeit gern, um noch einmal direct nach Osten und wo möglich bis zum Ngami-See vorzudringen.

Sie brachen am 12. August auf und trafen schon nach drei Tagen in Gikhams ein, wo der Jonker Afrikaner jetzt residirte. Der Ort liegt zwischen herrlichen Mimosengruppen am Fuße einer pittoresken Bergreihe, hat gutes Wasser zum Hausgebrauch und zur Bewässerung der Gärten und Wiesen, vortreffliches Gemüse und besonders guten Tabak, zu dem sich der Boden ungemein eignet. Auch ist ein Gesundbrunnen von 194° F. in der Nähe, so daß Andersson diesen Ort zu den bevorzugten im ganzen Damaralande zählt. Gegründet ist er

1843 durch den Missionar Hahn, der es aber an die Wesley-Gesellschaft abgab, die, nachdem sie Kirche und Häuser gebaut, sich doch gezwungen sah, die Station wieder aufzugeben. Jetzt ist Githams als Station in Verfall, früher oder später das gemeinsame Loos dieser vorgeschobenen Posten der christlichen Propaganda. Einer der Missionäre ist Jonker's rechte Hand geworden, ein Mann Namens Gherbrecht, der sich der Ngami-Expedition angeschlossen und seiner großen Kenntniß afrikanischer Sprachen wegen von erheblichem Nutzen zu werden versprach.

Die erste Station, die nach einem mühseligen Marsche von 14 Tagen erreicht wurde, war Elephant-Fountain und stand unter dem Häuptling Amral, der, in der Kapkolonie geboren und erzogen, durch den Einfluß der Missionare seine Häuptlingsstelle erhalten haben soll. Als Station war der Platz, der 1847 von Tindal gegründet wurde, seit einer Epidemie, die Eingeborne und Europäer hinwegraffte, in Verfall. Die Aussicht auf eine ergiebige Jagd reizte noch Manchen im Lauf der Zeit mitzuziehen, so daß die Karawane aus mehreren Hundert Personen bestand. Aber der Erfolg belohnte die Mühen der Reise wenig. In Tunobis, dessen Lage Galton auf 21° 55' Br. und 21° 55' östl. Länge bestimmte, wurde die Rückkehr beschlossen, weil der Weg zum Ngami-See damals so beschwerlich war, daß vielleicht die Mehrzahl der Menschen und alle Thiere den Tod gefunden hätten.

Galton, der sich nach England zurücksehnte, bedauerte die Umkehr weniger als Andersson, der Tag und Nacht von dem Ngami-See träumte und seinen Wunsch, ihn zu besuchen, Galton mittheilte. Dieser war sofort dazu bereit, den Freund, wenn er ihn zuerst nach der Küste zurückbegleitete, für eine neue Expedition mit allem Erforderlichen auszurüsten. Nach mancherlei Abenteuern und Jagderlebnissen, deren Mittheilung außerhalb des Zweckes dieses Werkes liegt, langten sie wieder an der Küste an, wo sich am 31. September das Missionschiff zeigte. Am 6. Januar schiffte sich Galton mit der Mehrzahl der Diener ein, während Varson, der mehr wie ein Duzend anderer Leute werth war, John Allen und John St. Helena darauf eingingen, bei dem unverdrossenen Andersson zu bleiben und sich an dessen weiteren Unternehmungen zu betheiligen. Außer Briefen übergab derselbe

dem abreisenden Galton seine reichen naturhistorischen Sammlungen, unter denen sich außer vielen anderen Gegenständen etwa 500 Vogelbälge befanden.

Von England aus erklärte dann Galton im April 1853, daß die Philanthropen, welche sich die Civilisation Afrika's zum Ziele setzten, die merkwürdigen Vortheile des Ovambolandes zur Erreichung dieses Zweckes nicht außer Sicht lassen möchten. Das gesunde Klima, die günstige Lage des Landes, die höhere Intelligenz und Gesittung der Eingebornen, ihr Hang zum Reisen und Handeln, vor Allem endlich die leichte Zugänglichkeit von der Westküste aus seien unläugbare und genügende Empfehlungen. Dazu rechnet er noch die große Heimathliebe der Ovambo, die sie zur Sklaverei untauglich macht, denn sie sterben, wenn man sie wegführt, aber ihre Empfänglichkeit für die milden Lehren des Christenthums ist so groß, daß Missionäre kaum irgendwo in Afrika einen geeigneteren Boden für ihre Thätigkeit finden dürften, als bei den Ovambo.

Dritter Abschnitt.

Andersson's Entdeckungstreisen im Namaqua-Lande und am Ngami-See (1852—1854).

In der Absicht, seine naturwissenschaftlichen Sammlungen noch mehr zu bereichern und die geographischen Forschungen weiter fortzusetzen, war Andersson zurückgeblieben und associirte sich nun sofort mit dem zuverlässigen Larson, um dessen Sorge besonders den gemeinschaftlichen Viehbestand anzuvertrauen und um durch den Verkauf der besseren Stücke die Mittel zu den weiteren Reisen zu gewinnen. Einige der früheren Gefährten Galton's und mehrere Damara wurden in Dienst genommen und alle weiteren Einrichtungen getroffen.

Aber die Regenzeit hatte begonnen und die Ströme füllten sich so plötzlich mit mächtigen Wogen, daß mancherlei Gefahren drohten. Der Knisip überfluthete seine Ufer und zerstörte Alles, was ihn in

Schauenburg, Reisen.

seinem Laufe hemmte; der Swakop brauste plötzlich so mächtig durch sein kaum feuchtes Bett, daß der beste Theil der unter Allen's Aufsicht stehende Heerde auf der andern Seite ohne Obhut war. Der kühne Hirt schwamm mit großer Fertigkeit durch das brausende Wasser und hielt die Heerde zusammen, aber über Nacht, als er ohne Kleider und Feuer der Kälte, den Löwen und Hyänen ausgesetzt war, zerstreute sich die Heerde wieder und nun war der Strom so mächtig, daß er nicht zurückkonnte. Mehrere Tage war er gezwungen, auszuharren; auch von Hunger gequält, bedurfte er eines um so höheren Grades von Selbstverläugnung, um über bald steinigem Boden und durch tiefe Klüfte, bald durch brennende Sandflächen dem Vieh nachzulaufen und das werthvolle und fast einzige Eigenthum seiner neuen Herren zu retten. Die Rettung der Heerde gelang freilich, ehe man aber am 26. Januar von Scheppmansdorf aufbrechen konnte, fiel des veränderten, frischen Futtergrases wegen die Hälfte der Tragochsen.

Die Landschaft war durch den gefallenen Regen wie verwandelt und mit jedem Schritte schien die Vegetation reicher und herrlicher zu werden. Selbst die öde Maarip = Fläche war mit einem üppigen Teppich von Gras und Blumen überdeckt. Antilopen, Quagga's, Gnu's schwärmten zahllos über das Land hin, in den Klüften von Zincas und Onanis zeigten sich ganze Heerden von Löwen, Geier sammelten sich, wenn ein Jagdstück zerlegt wurde, in solchen Schaaren und mit solcher Dreistigkeit, daß um das zerlegte Fleisch mit diesen ungebetenen Gästen förmlich gekämpft und eine ziemliche Menge geschossen werden mußte, ehe sich die übrigen zurückzogen. Myriaden citronengelber Schmetterlinge umflatterten den Reisezug mehrere Tage so dicht, daß Andersson das Geräusch ihrer Flügel dem fernen Donner der Wogen verglich, die sich am Ufer brachen.

In Richterfeldt trennten sich Larson und Andersson am 5. Februar. Ersterer ging zu den Damara's, um Viehhandel zu treiben, Letzterer direct nach Barmen, wo nach sechs Tagen auch Larson wieder eintraf. Er hatte nicht nur schlechte Geschäfte gemacht, sondern war auch in Streit und Gefahr gewesen. Furchtsame Weiber und Kinder hatten nämlich berichtet, die Namaqua's seien in's Land gefallen, sofort stürzten einige Hundert mit Affegais bewaffnete Damara's herbei und umringten ihn in feindseliger Absicht. Nur durch die Kaltblütigkeit,

mit der er seine Büchse unter einen Baum stellte und unter sie trat, hielt er die bereits auf ihn gerichteten Waffen in Ruhe, bis es ihm durch herbeigerufene Dolmetscher gelang, sie von der Friedlichkeit seiner Absichten zu überzeugen.

In Barmen mußte der hier jetzt erst losbrechenden Regenzeit wegen eine Zeitlang gerastet werden. Es war eines Abends, als sich plötzlich schwere und drohende Wolken am östlichen Horizonte sammelten. Furchtbar rollte der Donner in der Ferne und die Wolken wurden von blendenden Blitzen zerrissen. Schnell wurde Alles unter Dach und Fach gebracht, was vom Regen leiden konnte. Das war kaum geschehen, als große, schwere Regentropfen zu fallen begannen und in wenigen Sekunden schienen alle Schleusen des Himmels geöffnet zu sein. Das Unwetter währte nicht über eine halbe Stunde, aber diese kurze Zeit reichte hin, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen. Das Getöse, welches von dem Strome und einer Anzahl kleiner Bergbäche erzeugt wurde, als sie ihre schwarzen, schmutzigen Wogen dahin rollten, die oft bis auf zehn Fuß stiegen, war wirklich betäubend. Riesen- große Bäume, frisch mit der Wurzel ausgerissen, und andere, in halb- verwestem Zustande, wurden mit unwiderstehlicher Kraft umgerissen und in die schäumenden Wogen geschleudert, als wenn sie Strohhalme wären. Von einer Menge Gartenland war kaum noch eine Spur übrig, und einige Hütten der Eingebornen, welche allzu nahe dem Strome standen, waren ebenso im Nu verschwunden. Aber eine einzige Stunde Sonnenschein reichte hin, um das überschwemmte Feld wieder in eine lachende Landschaft zu verwandeln. Solche Ausbrüche der Elemente sind unter den Wendekreisen zur Regenzeit keineswegs Seltenheiten.

Als man endlich aufbrach, kostete es noch fast übermenschliche Anstrengungen, um mit Wagen, Vieh und Gepäck den Swakop zu überschreiten. Mehrere Male wurde der Versuch vergeblich wiederholt, endlich gelang es, glücklich am andern Ufer emporzuklimmen und nun wurde zuerst nordöstlich, dann im Bette des Swakops oder am Ufer eines seiner Nebenflüsse der Weg verfolgt, der am Ufer der pittoresken Bergkette, die sich in nördlicher Richtung von Gifhams bis Schmelen's Hope erstreckt, anmuthig und reich an mancherlei Wild, besonders Dryx- arten, war.

Von Githams aus, wo Andersson am 20. Februar eingetroffen war, ritt er in den Kraal Jonker's hinüber, um einige Ochsen, die Jonker ihm schuldig war, in Empfang zu nehmen. Er traf den Häuptling aber nicht an und vermuthete sofort richtig, daß er sich auf einen neuen Plünderungszug gegen die Damara befinden möge. Im Kraal selbst waren fast nur Weiber und Kinder anwesend. Andersson zählte die Hütten und überschlug aus der Räumlichkeit derselben, daß die ganze Schaar der waffenfähigen Namaqua's Jonker's höchstens 500 betragen könne, Buschmänner, Berg-Damara's und verarmte Ovahereros eingerechnet vielleicht 2000; wenn auch meist mit Flinten bewaffnet, würde diese Macht ihrer natürlichen Feigheit wegen Europäern gegenüber doch keineswegs gefährlich genannt werden können.

Theils um Handel zu treiben, theils um Erkundigung über Land und Leute einzuziehen, stattete Andersson von hier aus der „rothen Nation“ einen Besuch ab, einem Namaqua-Stamme, der als besonders wild und barbarisch geschildert wurde und dessen Mitglieder gleich im ersten Kraale sich wenigstens diebisch und frech gegen die Reisenden benahmen. Andersson ließ sich aber nicht einschüchtern, er imponirte ihnen durch seine Festigkeit und so kam er noch gut genug fort. Der Häuptling Cornelius hatte Andersson gebeten, auch ihn zu besuchen. Er wohnte an dem Hauptsitze der „rothen Nation“, zwischen einer Anhöhe und den Ufern des Flusses Kubakop, der sich durch eine malerische Bergkette windet. Ein anderer Theil dieses Stammes wohnt am Fischfluß, der sich von Norden her in den Dranjesfluß ergießt. Ihr Land ist sehr unfruchtbar und felsig; sie selbst nennen sich zum Unterschiede von den *Khanrikhous* (kleine Berge) oder *Zwartboois* die *Kaikhoas* (große Berge) und tödteten früher alle ihre Feinde, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Erst in neuerer Zeit lassen sie die arbeitsamen Damara, die in ihre Hände fallen, am Leben, um sie als Sklaven zu beschäftigen.

Andersson ließ durch den Häuptling sofort eine Volksversammlung berufen und belehrte sie, daß sie zu ihrem größten eigenen Nachtheile Händler mißhandelten, indem sie ja nur durch diese mit Schießbedarf, Kleidern und andern nöthigen Artikeln versehen würden. Der Gedanke leuchtete ihnen ein und Andersson vernahm später mit Genugthuung, daß seitdem nicht bloß Händler gut von ihnen behandelt wor-

den sondern daß sie auch die Erlaubniß zur Gründung einer Missionsstation in ihrem Lande gegeben haben.

Der Handelsgeschäfte wegen zogen Andersson und Larson mehr und mehr dem Süden zu, um erst die Kapstadt zu erreichen, ehe sie sich dem Ngami-See und anderen wenig oder noch gar nicht betretenen Gegenden des tropischen Afrika zuwendeten. So gelangten sie nach Rehoboth, wo Larson die Beaufsichtigung der Viehheerden übernahm, während Andersson allein nochmals nach Gifhams und Barmen zurückkehrte, um Jonker an Ablieferung des schuldigen Viehs zu mahnen und um ihm Vorwürfe über seine Treulosigkeit zu machen, trotz des Galton gegebenen Versprechens wieder als Räuber und Mörder ausgegangen zu sein. Was er von dem Missionsgeistlichen Hahn und Rachamaka, dem seit Rahichind's Tode mächtigsten Damarahäuptlinge, über Jonker's Treiben erfuhr, war schlimm genug. Die Namaqua's unter Jonker hatten über 40 Damarakraale zerstört, viel Volks erschlagen und fast alle Heerden weggetrieben; ein mächtiger Stamm dieses unglücklichen Volkes war ganz aufgerieben.

Andersson suchte zunächst Rachamaka auf, dessen Kraal sehr malerisch an den steilen Ufern eines periodischen Nebenflusses des Swakop lag. Die üppig frische Vegetation, der rauschende Strom, die Feuer in den Kraalen, das bewegte Treiben rings um, waren ein erfreulicher Anblick für den Reisenden, der es aber nur um so mehr beklagte, daß stete Raubzüge den Damaras den friedlichen Genuß ihres Lebens nicht gestatten. Nach längeren Hin- und Herzügen traf er in Gifhams endlich mit Jonker's Truppen zusammen. Berge und Thäler ringsum wimmelten von den zahlreichen Heerden, die der arglistige Räuber gestohlen hatte. Andersson beschied ihn zu sich in die verfallene Missionskirche, aber erst nach einigen Tagen erschien er vor dem weißen Manne, dessen Strafreden er fürchtete. Er und zwanzig Häuptlinge verhielten sich schweigend bei Anderssons Verhaltungen, dann brachte er zu seiner Entschuldigung eine Reihe von Lügen vor, indem er behauptete, die Damaras hätten angefangen, sie hätten ihm immer und besonders in letzter Zeit große Verluste beigebracht, er habe nur im Stande der Nothwehr gehandelt; endlich fügte er sehr naiv hinzu, er habe den Damaras allerdings einiges Vieh geraubt, aber keineswegs Alles, es sei noch genug zurückgeblieben. Andersson wies ihm die

Ungerechtigkeit und Lügenhaftigkeit seines Verfahrens mit ernstern, aber milden Worten nach, überzeugt, daß er durch Härte ihn nur reizen würde, erhielt die Kinder, welche ihm noch zukamen, und begab sich dann wieder zu Larson nach Rehoboth.

Außer einer Verwundung am Beine, welche ihm ein widerspenstiger Ochse beigebracht hatte, war Andersson bis jetzt ziemlich wohl geblieben. Jetzt aber kam verschiedenerlei Mißgeschick zusammen. Das Erste war, daß seine Hütte in Flammen aufging und er bis auf seine Waffen und Papiere all sein Hab und Gut verlor. Dann wurde er vom Fieber ergriffen und durch dasselbe so geschwächt, daß viele Wochen verstrichen, ehe er nur wieder so viele Kräfte sammelte, um auf die Jagd des hier sehr zahlreichen Wildes gehen zu können. John Allen war ebenfalls erkrankt, aber auch die Eingebornen blieben nicht verschont. Wie ein Lauffeuer ging das Fieber durch das Groß-Namaqua-Land, ganze Dörfer starben aus, so daß in manchen Niemand übrig blieb, um die Viehheerden zu hüten.

Larson und Andersson schlugen ihr Lager zuerst am Hountop-Flusse, in einer Gegend auf, die reich an Wasservögeln jeder Art, an Wachteln, wilden Hühnern und Tauben, Straußen, Springböcken, Antelopen, Zebra's, Rhinocerossen und Löwen war und ihnen manche leckere Jagdbeute gewährte. Von hier zogen sie langsam weiter nach dem periodischen Flusse Namhoup, wo Wasser und Weide so gut waren, daß ihr Vieh sich zusehends besserte und sie am 9. Juli weiter nach dem Kaplande wandern konnten.

Zwischen malerischen Hügelreihen, die vorzugsweise aus Kalksteinen bestanden, ging der Weg insofern angenehm hin, als wenigstens kein Wassermangel war. Ueber die verlassene Missionsstation Bethania hinaus wurde es aber schwer und oft unmöglich für die aus 400 Stück bestehende Heerde den erforderlichen Wasserbedarf anzuschaffen, so daß unsere Reisenden trotz des eifrigsten Suchens und Grabens sich oft in wahrer Verzweiflung befanden. Am Tage, bevor sie den Dranje-Fluß erreichten, sahen sie zu ihrem größten Erstaunen, daß die Hottentotten dieser Gegend gänzlich ohne Wasser fertig zu werden wissen, indem sie selbst nur Milch trinken und ihrem Vieh die sehr wasserhaltigen Giespflanzen (*Mesembryanthemum*) geben, die auf dem steinigem Boden häufig vorkommen.

Groß-Namaqua, das eine Ausdehnung von 112,000 geographischen Quadratmeilen hat, aber kaum von 30,000 Menschen bewohnt wird, gehört zu den traurigsten Gegenden Afrika's, und steht der Sahara- und der Kalahari-Wüste vielleicht nur wenig nach. Westlich gränzt es an diese letztern; im Westen stößt es an das Meer; im Norden an das Gebiet der Damara; die Südgrenze bildet der Oranje-Fluß, den Andersson's Karawane am 21. August an einer Stelle überschritt, an der er gegen sechshundert Fuß breit war. Die Ufer, welche an beiden Seiten steil abfielen, und oft zwei- bis dreitausend Fuß hoch und offenbar vulkanischen Ursprungs waren, bildete mit dem reichen Gebüsch aus immergrünen Dornen, Weiden und Ebenholzbäumen eine malerische Schlucht; aber weiter ringsum war alles Land wüst und öde. Wahrscheinlich, weil nicht nur die Gewitterregen, sondern auch der sogenannte Nebelregen hier gänzlich fehlt, und eigenthümlicherweise erst seit den letzten fünfzig Jahren. Nach der Aussage der Eingebornen sowohl, als auch nach den zahlreichen aber gänzlich verödeten Flußbetten ist man zu der Annahme gezwungen, daß diese ausgedehnte Landstrecke sich früher eines gesegneten Klima's erfreut hat. Die Flüsse, welche gegenwärtig noch Wasser führen werden mit mehr Recht „Bäche“ genannt, so der Knisp, der sich in den Ocean ergießt, besonders aber der Fischfluß, der in den nördlichen Gebieten Groß-Namaqua's entspringt, und sich mit südlicher Richtung dem Oranje-Fluß zuwendet, den er wenige Tagereisen von dessen Mündung in den Ocean erreicht. Von Bedeutung wird das Land wahrscheinlich erst dann werden, wenn man anfängt, die geologischen Schätze seines Bodens auszubeuten. An Zinn, Blei, Eisenerzen ist Namaqua sehr reich. Andersson hat Stücke des letzteren Mineralen mitgebracht, die an neunzig pCt. reines Metall enthielten. Ueberraschend ist außerdem das häufige Vorkommen von Meteor-Eisen, das man besonders bei Bethania in unerschöpflicher Menge findet. Stücke, viele hundert Pfund schwer, sind keineswegs Seltenheiten und dabei ist es so rein und dehnbar, daß es ohne weitere Vorbereitung zur Anfertigung von Flintenkugeln benutzt wird.

Die Namen „Hottentott“, „Namaqua“, „Topnaars“, „Derlanes“, mit welchen die Eingebornen bezeichnet werden, sind wahrscheinlich sämmtlich europäischen Ursprungs, ebenso die Namen ihrer Haupt-

linge, deren vornehmste in jener Zeit außer Jonker Afrikaner und Cornelius folgende waren: Amral, Zwartbooi, Jan Boois, William Fransman, Paul Goliath, David Christian und Blondel Zwarts.

Die Namaqua's wohnen in kleinen runden, leicht transportablen Rohrthütten; ihr Hausgeräth besteht aus einigen Kalabassen, Milcheimern und Kochtöpfen. Gewaffnet sind sie seit mehreren Jahren nur mit Flinten, in deren Handhabung sie nicht ungeschickt sind. Von einem höheren übersinnlichen Wesen haben sie nur sehr undeutliche Vorstellungen; Andersson konnte nicht ermitteln, ob der Haitjebib, zu dem sie beten, ein Gott, ein Kobold oder ein vergötterter Mensch ist, doch versichern die Namaqua's, daß er sich in den Gräbern der Verstorbenen aufhalte. Jedenfalls sind sie bei Weitem mehr der Hexerei und Zauberei ergeben, als der Verehrung eines göttlichen Wesens, und stehen in dieser Hinsicht vielleicht mit am tiefsten von allen Menschen. Vorzüglich glauben sie von ihren Weibern, daß sie im Stande seien, die Gestalt von Löwen, Hyänen und anderen Raubthieren anzunehmen. James Alexander theilt eine Namaqua- Erzählung mit, der wir, weil sie heiter charakteristisch ist, hier einen Platz gönnen wollen.

„Es ging einmal ein Namaqua mit der Frau eines Buschmannes, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Weges zusammen gegangen, als eine Heerde wilder Pferde (Zebra's) erschien. Da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig, und da ich nun weiß, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst, so bitte ich Dich, dies jetzt zu thun und mir ein wildes Pferd zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen.“ Die Frau meinte, wenn sie dies thäte, würde er erschrecken. „Nein,“ sagte der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertode, aber nicht vor Dir.“ Während er noch sprach, begannen Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind bei Seite. Erschreckt durch die beginnende Verwandlung kletterte der Mann auf einen Baum in der Nähe, während die Frau ihn mit bösen Blicken ansah; hierauf ging sie bei Seite und legte ihren Lederschurz ab, worauf sie als Löwe über die Ebene hinjagte. Sie drang durch das Gebüsch bis nahe an die wilden Pferde hin, sprang auf eines los, riß es nieder und begann sein Blut aus-

zusaugen. Hierauf ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag und weinte, und der Mann rief vom Baume herab: „Genug! genug! Thue mir nichts! Lege die Löwengestalt ab! Ich mag das mein Lebenlang nicht wiedersehen!“

Der Löwe richtete seine Augen auf ihn und brüllte fürchterlich. „Ich bleibe hier, bis ich sterbe,“ rief der Mann, „wenn Du nicht wieder Weib wirst!“ Da begannen Mähnen und Schweif zu verschwinden, und der Löwe ging dahin, wo der Lederschurz lag; er legte ihn an, und die Frau, die nun ihre frühere Gestalt wieder angenommen hatte, nahm das Kind auf, der Mann stieg vom Baume herunter und aß von dem Fleisch des wilden Pferdes, wollte aber nie wieder, daß die Frau ihm Wild finge.“ —

Jeder Namaqua kann so viele Frauen nehmen, als er zu ernähren im Stande ist. Wird er einer seiner Frauen überdrüssig, so schickt er sie ohne viele Umstände wieder ihren Eltern zurück. Besonders in früherer Zeit war es Sitte, verkrüppelte und alte Leute fern von den menschlichen Wohnungen umkommen zu lassen; doch scheint dieselbe jetzt abgekommen zu sein. Im Allgemeinen sind die Namaqua's sehr faul und träge; nur wenn es Musik und Tanz gibt, sind sie unermülich. Dabei verstehen sie es, aus verschiedenerlei Beeren berauschende Getränke zu bereiten, von denen diejenigen, welche nicht daran gewöhnt sind, sehr bald schwindelig werden. Sie bringen die Beeren in einem großen Ledersacke zur Gährung, schütten die Masse dann in einen eisernen Topf zum Kochen, destilliren den Saft durch einen alten Flintenlauf in ein anderes Geschirr, in dem es einige Tage stehen bleibt und dann, wenn auch nicht an Wohlgeschmack, doch an Kraft dem Cognac gleich ist. Wohlschmeckend und wirklich erfrischend ist eine Art Meth, die in kleinen Portionen auch den Europäern recht wohl mundete.

Am 25. August wurde die Reise durch das Klein-Namaqualand nach der Kapstadt fortgesetzt. Nach acht Tagen erreichte man die Missionsstation Komaggas, die wasserreich und wohlgelegen ist; weiterhin war das Land aber wieder von so elender Beschaffenheit, daß viel Vieh vor Hunger und an Seuchen zu Grunde ging. Erst im Bereiche der Boers fand man hin und wieder gastliche Aufnahme und machte auch durch den Verkauf der Rinder erträgliche Geschäfte.

Am 22. September langte Andersson zuerst allein in der Kapstadt an, wo er den Verkauf der Heerden vorbereitete, dann holte er seinen braven dänischen Freund ab und als sie zu beiderseitiger Zufriedenheit ihre Geschäfte abgemacht hatten, — trennten sie sich, Larson ging nach Australien, um dort mit John Allen Goldsucher zu werden, Andersson aber, um neu ausgerüstet wieder nach der Wallfischbai zu fahren und jetzt endlich seine längst sehnlichst gewünschte Partie nach dem Ngami-See anzutreten. Es gehörte wirklich große Beharrlichkeit und Selbstverlängnung dazu, um nach den vielen bitteren Erfahrungen, die er bereits gemacht hatte, wieder den ungastlichen Boden des inneren Afrika's aufzusuchen.

Am 16. Januar ging er von Neuem nach der Wallfischbai unter Segel und gelangte ungefährdet nach Schepmansdorp, wo er seinen Freund Bam in übler Lage antraf. Der Knisip war plötzlich mit solchem Ungestüm über seine Ufer getreten, daß er die Wohnung Bam's und sämtliche übrige Gebäude mit weggerissen und die Gärten vollständig verwüstet hatte. Zugleich theilte derselbe mit, die Namaqua's hätten von Neuem die grausamsten Raubzüge gegen die Damara's ausgeführt und sogar die Weißen nicht geschont. Bei dem Ueberfall auf Richtersfeld hatten sie auf die Missions-Gebäude geschossen, glücklicher Weise ohne Jemanden zu verletzen, doch wäre der Schreck sehr groß gewesen, zumal Frau Rath mit ihren Kindern gerade krank gelegen hätte. Der neue Missionär Schöneberg, an solche Erlebnisse noch nicht gewöhnt, hatte bei dem plötzlichen Angriffe fast den Verstand verloren. Herr Rath selbst war von den Namaqua's ergriffen und auf das Unbarmherzigste durchgeprügelt; ein Damara war an seiner Seite todtgeschossen. Man war eben im Begriffe, die Station Richtersfeld gänzlich aufzugeben und sich auf Schepmansdorp zurückzuziehen.

Am 9. Februar brach Andersson mit den aus der Kapstadt neu mitgebrachten Gefährten, unter denen sich auch Timbo wieder befand, den Galton von St. Helena aus zurückgesandt hatte, über Tincas, Onanis und Tjobis nach Richtersfeldt auf, wo er ohne sonderliche Erlebnisse eintraf. In Eikhams hatte er eine Unterredung mit dem Häuptling Jonker, dem er die ihm gebührenden Vorwürfe machte, ohne daß dieser indeß sonderlich zerknirscht gewesen wäre. Er antwortete höflich und artig,

worauf Anderßon sich kalt und zurückstoßend von ihm abwandte, um den Häuptling Cornelius aufzusuchen. Er traf ihn in bestem Wohlfsein in seinem Kraale, erhandelte von ihm eine Heerde von 200 Rindern und besuchte dann den Häuptling Amral, der ihn ebenfalls als alten Freund herzlich aufnahm und von einer verunglückten Expedition nach dem Ngami-See Bericht erstattete. Sie hatten Elephanten jagen wollen, aber beim Marsch durch die Kalahari-Wüste mit ihrem Vieh so von Durst gelitten, daß sie unverrichteter Sache wieder umgekehrt war. Ein Trupp Buschmänner hatte die Wüste indeß zu den Namaqua's hin durchzogen und dem Häuptling Jonker einen Besuch gemacht. Fortwährend Geschäfte in Vieh machend, gelangte Anderßon am 17. März nach Rehoboth und erzählt selbst, daß er stolz darauf gewesen sei, bis dorthin durch Tauschhandel seine Heerde auf 300 Stück gebracht zu haben. Am 1. April hatte sie sich so vermehrt, daß er unter Aufsicht des alten Piet und einiger anderen zuverlässigen Leute eine Heerde von 360 Stück nach dem Kap senden konnte. Er selbst schlug eine östliche Richtung ein und gelangte nach 14 Tagen an die Vereinigungsstelle des weißen und des schwarzen Nosop, der von dieser Stelle ab Nosop heißt, bei Wesley Vale zusammenfließt und sich ohne Zweifel in den Dranje- (oder Gariep-)Fluß ergießt. Wenigstens findet man im Nosop und Dranje dieselben Fischarten; bereist und beschrieben ist der Nosop noch nicht.

Der frühere Missionar Eyebrecht hatte sich hier häuslich niedergelassen und eine wirklich schöne Griqua geheirathet. Er wohnte bei deren Vater Jan Zaal und war nicht wenig stolz darauf, daß seine farbige Schöne, die ihm indeß nur auf Namaqua-Weise angetraut war, ihm bereits einen Erben geschenkt hatte. Der ganze Haushalt war sauber und reinlich und der Empfang des Europäischen Freundes ein äußerst freundlicher. Anderßon nahm den Sohn seines Wirthes, Klaas Zaal, als Kutscher in seinen Dienst und brach am 4. Mai auf. Fleißig jagend und bald sehr glücklich auf der Jagd, bald aber auch sehr unglücklich, einmal sogar durch den Genuß von Beeren, die er nicht kannte, fast vergiftet, erreichte er Tanobis, den östlichsten Punkt, bis zu dem Anderßon und Galton auf ihrer ersten Reise vorgebrungen waren. Weiter östlich waren noch keine Europäer gelangt und es galt jetzt, den weitem Weg bis zum Ngami-See ausfindig zu

machen. Nach langem Fragen und Erwägen beschloß er, zumal die Eingebornen den geraden Weg für eine ununterbrochene, wasserlose Ebene erklärten, längs des sandigen und ausgetrockneten Bettes des Otiombondes zu reisen. Zehn halbzahme Oshen wurden mit dem Gepäck beladen, eine schwere Aufgabe, da die Thiere sich sehr übel gebehrteten und mehr als einmal Alles wieder abwarfen und zertrampelten. Endlich gelang es, den Zug zu ordnen und nun gelangte man, bald im trocknen Flußbette, bald am Ufer hinziehend, von einem zum andern Tümpel, die theilweise zu Brunnen umgeschaffen, aber mit Sand gefüllt waren, so daß viel Zeit verloren ging. Der Erdboden bestand aus weißem Sande und strahlte ein blendendes und die Augen empfindlich reizendes Licht aus; dabei war er so locker, daß die Thiere tief einsanken und nur langsam vorankamen. Glücklicherweise war das Futtergras frisch und gut und die Thiere litten wenigstens keinen Mangel.

In den nächsten Tagen verursachten die von Buschmännern sehr geschickt angebrachten Fallgruben viel Aufenthalt, da es sicherer war, sie zu umgehen und selbst Andersson, der es doch an aller möglichen Vorsicht nicht fehlen ließ, einmal mit seinem Pferde in eine Giraffengrube stürzte und sich nur schwer wieder aus derselben befreite. Auch waren die Dornestrüppe, je mehr man sich dem See näherte, um so lästiger und zerlegten nicht bloß Kleider und Haut, sondern zerrissen auch manches Gepäckstück und Packsattel. Endlich war die Wüstenstation Ghanzé erreicht, die Stelle, wo ein Weg in fast ganz südlicher Richtung nach Kuruman abgeht und wo der verschmachtete Reisende viel Wasser erwartet und wenig findet. Der Ort hat ein eigenthümlich trauriges Aussehen und besteht nur aus einer ausgehöhlten Vertiefung, über die viel kleines Gestein verstreut liegt und die an einer Seite von einer natürlichen, drei bis fünf Fuß hohen Kalksteinmauer begrenzt wird. Ringsum ist Wald, in dem sich besonders mächtige Eichbäume auszeichnen und in dem ausnehmend viele Rhinocerosse vorkommen, von denen Andersson so glücklich war, mehrere fette Stücke für die Reisefüße zu erlegen.

Am 23. Juni wurde von Ghanzé weitergezogen, aber nicht sofort dem See, sondern zunächst großem Ungemach entgegen. Man mußte nämlich eine durchaus wasserlose Ebene passiren, in der Vieh und

Menschen zu verschmachten drohten. Alle Versuche, durch Graben Quellädern zum Strömen zu bringen, erwiesen sich als eitel. Endlich in der höchsten Noth stieg Andersson zu Pferde, nahm zwei flinke Buschmänner als Führer mit sich und ritt vor, um Wasser zu suchen und womöglich den See zu erreichen. Seinen Leuten hinterließ er den Auftrag, auch fleißig nach Wasser umzusehen und, so gut es ginge, der Spur seines Pferdes zu folgen. Er ritt scharf zu. Bereits war die Sonne hinter den Baumwipfeln zur Linken herabgesunken und noch immer läßt sich kein Wasser sehen. Doch trösteten ihn seine Buschmänner, deren Sprache er nicht verstand, durch Zeichen, daß der See nicht mehr weit entfernt sei. Zahlreiche Fußspuren wilder Thiere, die lauttönende Stimme von Perlhühnern, Taubengegirr und Papageiengeschrei und ähnliche Anzeichen lassen Andersson bald nicht mehr an der Nähe des Wassers zweifeln. Er gibt seinem Thiere die Sporen, auch die Buschmänner setzen sich in Galopp und nun geht es auf einer breiten Wildspur rasch vorwärts. Und die Sonne verschwand eben am Horizonte, als eine große Sammlung hellen Wassers sich vor seinen Augen zeigt, die von den Buschmännern *Abeghan* genannt wurde.

Der Ngami-See selbst konnte nicht mehr weit entfernt sein. Andersson war außer sich vor Freude, daß seine Erwartung nicht wie auf der ersten Reise, als sie den Omambond-See aufgesucht und statt seiner eine trockene, mit Schilf bewachsene Niederung gefunden hatten, getäuscht worden war. Die Dämmerung trat rasch ein, er band sein Pferd in der Nähe des Wassers an einen Baum, schnitt ihm mit dem Jagdmesser einen tüchtigen Vorrath von Gras ab, machte ein mächtiges Feuer und ging dann selbst das Gestade entlang, um sich des feuchten Elementes zu freuen und irgend ein Wild zu erlegen.

Es war eine herrliche Nacht. Der Himmel war dunkel, aber mit unzählbaren funkelnden Sternen besäet, die sich in der klaren Wasserfläche prächtig abspiegelten. Er gelangte an eine Richtung, in der nur hin und wieder mächtige Bäume, oft in alleartiger Anordnung emporragten. Ringsum herrschte feierliches Schweigen und wurde nur in längeren Pausen von Schakalen und Hyänen unterbrochen, die zur Tränke gingen. Auch die grunzenden Töne von Rhinocerossen waren zu hören, doch kam ihm kein Stück Wild zum Schuß.

Erst andern Morgens fand er seine Buschmänner wieder auf, die sich inzwischen damit beschäftigt hatten, alle Mundvorräthe zu ver-
speisen, so daß Andersson gezwungen war, zu fasten, bis auch seine
Karawane endlich eintraf. Er machte an dieser Stelle, die Robis
genannt wurde, für einige Zeit Halt, sowohl weil ihn längeres Un-
wohlsein befiel, als auch, um Menschen und Thieren die hier günstige
Gelegenheit zu gönnen, sich gründlich von den überstandenen Stra-
pazen zu erholen. Der höchste Punkt der Landschaft war gegen 3800
Fuß über dem Meere, der Boden sandig mit Kalkgrund, aber doch
auch reich an dichtem Wald und schönen Weiden. Besonders reich
aber war die Gegend an Wild aller Art, so daß Andersson sein Ver-
gnügen am Schießen reichlich befriedigen konnte. Fast jede Nacht
wurde dieser Beschäftigung gewidmet und wenn er sich auch rühmt,
manches herrliche Stück erlegt zu haben, so verheimlicht er doch auch
nicht, daß er mehr als einmal in größter Gefahr gewesen sei, bei
der Jagd auf Elephanten und Rhinocerossen ein Opfer seiner Lust zu
werden.

Um durch die Häuptlinge der am See wohnenden Buschmänner-
stämme in seinen Unternehmungen nicht gestört zu werden, sandte er
Timbo und den Griqua Piet mit einigen Geschenken an den vornehm-
sten der Häuptlinge, Letcholetebe genannt, ab und ließ ihm seine
Ankunft im Betschuanen-Gebiete und die durchaus friedlichen Absichten
melden, die ihn hierher geführt hätten. Nach etwa acht Tagen kehrten
die Boten zurück und meldeten, daß ihre Nachricht viel Ueberraschung
und Schrecken bei ihm und seinen Leuten erregt hätten, und daß das
Erste, was sie gethan, gewesen wäre, ihre Heerden zu flüchten. Es
war ihnen nämlich noch in Erinnerung, daß vor vielen Jahren Da-
maras aus dem Westen zu ihnen gekommen waren und ihnen ihr
Vieh gestohlen hatten. Erst, als der Häuptling vernommen, daß die
Damara jetzt ein verarmtes und ganz heruntergekommenes Volk seien,
war er von seiner Furcht befreit gewesen, hatte sich gesprächig und
freundlich erwiesen und sogar gebeten, der weiße Mann mit seinem
Gefolge möge seine Reise zu ihm beschleunigen, denn er freue sich
des Besuches und werde den Fremdling gastlich bei sich aufnehmen.

Es wurde also nach der Residenz Letcholetebe's aufgebrochen.
Ehe man sie erreichte, mußte der Zouga passirt werden, denn die

Stadt war aus Furcht vor einem anderen Betschuanen = Häuptling, mit Namen Sekomo, an das nördliche Ufer dieses Flusses verlegt worden. Bald hätte ihn indeß das von seinen feigen Reisegefährten zu leicht geglaubte Gerücht, der mächtige Sebituane habe Mörder gegen den Reisezug abgesandt, in große Verlegenheit gebracht und seine Weiterreise vereitelt. Bereits hatten Alle ihr Hab und Gut zur Flucht zusammengerafft und waren im Begriff, davon zu laufen, als es ihm noch glücklich gelang, ihnen das Unwahre des ganzen Gerüchtes klar zu machen. Jedenfalls war viel Zeit verloren, so daß an dem bestimmten Tage der See nicht mehr erreicht wurde. In einem dichten Gebüsch, neben dem riesige Boabab-Bäume emporstiegen, wurde das Lager aufgeschlagen, Brennholz gab es in Menge und so loderten bald zahlreiche Wachtfeuer durch den Wald, an denen die Reisenden mit den lachenden und schwagenden Eingebornen zusammensaßen. Die Scene war malerisch und lebhaft, doch erfüllte Andersson vorwiegend der Gedanke an den See, den er in der ersten Frühe des anderen Tages zu erblicken hoffte.

Der Morgen war kühl und schön, in bester Laune zog die Gesellschaft durch das leichtgewellte Flachland dahin und in jedem scharf begrenzten Thale glaubte Andersson den Ngami zu sehen. Endlich erschien in der Ferne eine weithin sich erstreckende blaue Linie. Andersson war fest überzeugt, daß dies das längst ersehnte Reiseziel sein müsse, aber er hatte sich wieder getäuscht. Die Vertiefung, die sich wohl zur Regenzeit mit Wasser füllen mochte, war nur mit Salzin crustationen bedeckt und stundenlang mußte man noch durch Thäler hinziehen, die durch Sandflächen mit üppiger Vegetation bedeckt waren. Da endlich blieben die als Führer vorausgehenden Eingebornen plötzlich stehen und riefen laut: „Ngami! Ngami!“ Im Augenblick war Andersson bei ihnen und da lag der mächtige Spiegel des herrlichen See's, nur vom Horizont begrenzt, ausgebreitet vor seinen Augen.

„Ich war längst auf diesen Augenblick vorbereitet,“ erzählt Andersson, „aber doch überwältigte mich der erste Eindruck, den der See auf mich machte. Es überkam mich ein Gefühl zugleich von Glück und Schmerz. Meine Schläfen zitterten, mein Herz klopfte so gewaltig, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte, bis der Ueberreiz

sich gelegt hatte. Der Gegenstand meines Ehrgeizes lag jetzt vor mir, nach dessen Anblick ich viele Jahre lang getrachtet hatte, für den ich Heimath und Freunde hingegeben und selbst mein Leben auf das Spiel gesetzt hatte. Hunger und Durst, Hitze und Kälte hatte ich ertragen, ich hatte mich den verzweifeltsten Anstrengungen unterzogen, wie oft hatte ich einsam und ohne allen Schutz die finsternen Nächte in den endlosen Einöden, die nur von Raubthieren belebt waren, zugebracht. Meine Reisegefährten waren fast nur Wilde, die zum Theil gefährlicher waren, als die Raubthiere, von deren Zähnen und Klauen mein Leib die Spuren behalten wird, bis er in Staub zerfällt. Jetzt endlich konnte ich meine Augen an dem Anblicke des Ngami = Wassers erquicken und die frische Luft athmen, die von ihm zu mir herüberwehte.“

Es bedurfte indeß noch eines anderthalbstündigen Marsches die Anhöhe hinunter, ehe Andersson das Seeufer selbst erreichte. Die Vegetation rings umher war nicht so herrlich, wie er sie sich ausgemalt hatte, doch schrieb er dies mit Recht der Jahreszeit und dem Umstande zu, daß die östliche Seite, auf der Livingstone, Oswell und Murray den See sahen, schöner und reicher ist, als die westliche, auf der er sich befand. Das Wasser des See's war sehr niedrig und hatte einen bitterlich unangenehmen Geschmack. Fast ringsum war der Zugang des Schlammes oder hohen Köhrichs wegen außerordentlich erschwert, doch scheute Andersson weder Zeit noch Mühe, den See in allen seinen Eigenthümlichkeiten genau zu erforschen und behauptet, daß er ohne Widerrede ein schöner Binnensee sei. Seinen ganzen Umfang schätzt er auf 60 bis 70 englische Meilen und die Breite 7 bis 9 Meilen. Das nördliche Ufer ist niedrig und sandig und bis eine Meile in's Land hinein ohne jede Spur von Vegetation, dann folgt dichter Wald aus Acacien- und Baobabbäumen. Die Südküste des See's steigt bis zu einer ansehnlichen Höhe empor und ist von einer breiten Mauer aus Schilf und Rohr so dicht eingezäumt, daß das Wasser nur dort, wo die Heerden der Eingebornen zur Tränke gehen, zugänglich ist. Auch das westliche Ufer ist hoch, an der Ostküste ist das Wasser sehr seicht. Der See hat, wie die Eingebornen sagen, die Form einer Brille, d. h. er ist von Osten nach Westen aus schmal ausgestreckt und an seinen beiden Enden wieder breiter.

Ohne Zweifel hat er im Laufe der Zeit wiederholt seine Größe und Gestalt gewechselt, Waldpartien, die noch an mächtigen Baumstumpfen kenntlich sind, liegen jetzt innerhalb des See's; er soll größer geworden sein, doch wagt Andersson nicht zu behaupten, daß Senkungen des Erdbreichs, wie Barth und Vogel sie am Tjad beobachteten, die Ursache gewesen seien. Das Phänomen des periodischen Steigens und Fallens glaubt er der Anziehungskraft des Mondes zuschreiben zu müssen, doch mag auch der Wind, von dem er spricht, nicht ohne Einfluß auf diese Erscheinung gewesen sein.

Von Robis bis zum See war Andersson fünf Tage unterwegs gewesen, doch meint er, daß Reisende, die nicht so schwerbepackte Ochsen mit sich zu treiben hätten, den Marsch in der Hälfte der Zeit ausführen könnten. Letcholetebe empfing den Gast möglichst feierlich und dieser hatte sich seinerseits ebenfalls auf sein Bestes geschmückt, um einen möglichst vortheilhaften Eindruck zu machen. Andersson hatte sein Lager auf der Südseite des Zouga und mußte also zur Audienz nach der Batoanastadt, die am Ostende des See's liegt, überfahren. Der Häuptling saß auf einem Sessel, vor einer festen, halbkreisförmigen Umzäunung, von einem halben Hundert seiner Vornehmen umgeben und war beschäftigt, — Kaffee zu trinken. Er trug einige europäische Kleidungsstücke, weite Hosen, Strümpfe und Fellschuhe, die Blöße seines Oberleibes bedeckte aber nur ein schöner Schakalpelz, der ihm malerisch von den Schultern herabhing. Als sich Andersson näherte, legte er den Pelz aber sogleich ab und zog eine Weste und ein Wamms an, in denen er sich bei Weitem weniger vortheilhaft ausnahm. Während der Unterhandlung, bei der der Griqua-Piet und ein Betschuane als Dolmetscher fungirten, zeigte er sich mißtrauisch und wortkarg, verweigerte jede Auskunft über sein Land und Volk und wurde erst gesprächig, als Andersson ihn zu sich in sein Lager nahm, aber nur, um sich als der unverschämteste Bettler zu zeigen. Was er sah und was ihm gefiel, wollte er haben und trotz aller Weigerung ermüdete er nicht mit der schamlosesten Bettelei, bis er hatte, was er wünschte. Er selbst war der abscheulichste Geizhals und ließ seine Gäste fast Hungers sterben, ohne daß er irgend eine Spur von Theilnahme gezeigt hätte. Ueber sein Volk hatte er, sobald er wollte, viel Gewalt, doch rafft er sich selten zu irgend einer kräftigen Thätigkeit

auf. Dabei ist er gegen die Seinigen sehr grausam. Zwei Pferdehirten, die aus Nachlässigkeit es verschuldet hatten, daß eines seiner Pferde in einem Sumpfe erstickte, ließ er gebunden in denselben Sumpf werfen und rief den nun ebenfalls Erstickenden höhnisch zu: „So, nun werdet Ihr an mein Pferd denke!“ — Einem Buschmannsjungen, der Schaaf gestohlen hatte, ließ er an einen Baum binden und vergnügte sich dann mit seinen Vornehmen damit, aus einer Entfernung von 200 Schritt auf den armen Burschen zu schießen, so lange sich derselbe noch auf den Beinen halten konnte.

Andersson's Hauptwunsch war, die Wasserstraßen, die vom Ngamisee in das Meer führten, zu erforschen und zu diesem Zwecke das nordwestlich vom See gelegene Libebe aufzusuchen. Aber seine Leute weigerten sich entschieden, an irgend einem Marsche über den See hinaus, für den sie allerdings von Vorn her nicht gedungen waren, Theil zu nehmen. Sie fürchteten die Tsetse und die Fieberluft, die in diesen weiteren Gebieten das Reisen so sehr gefährlich machte, und so war Andersson gezwungen, Letcholetebe um Boote und Mannschaft zur Beschiffung des Ngami zu bitten.

Zu seiner größten Ueberraschung und Freude gewährte der Häuptling diese Bitte sofort und Andersson zögerte nicht, die Boote zu benutzen, obgleich er in der schnellen Erfüllung seiner Bitte eine hinterlistige Absicht witterte.

Die Schiffleute, welche der Häuptling unserm Reisenden mitgegeben hatte, waren keine Betschuanen, sondern gehörten zu dem unterdrückten Stamm der Bayeye. Sie verstanden es aber, die elenden vier Kanoe's mit großem Geschick und bedeutender Schnelligkeit voranzubringen, und als sich allmählich noch mehr Freiwillige anschlossen, so daß eine Flotte von 12 Schiffen zu einer gemeinsamen Fahrt die Bogen des Ngami durchschnitt, da begannen für Andersson die glücklichsten Tage seines Reiselebens, da wurde ihm in dem stolzen Bewußtsein, von allen Europäern zuerst eine größere Fahrt auf diesem seit 50 Jahren geheimnißvoll genannten See zu machen, ein schöner Lohn für jahrelange Mühseligkeiten zu Theil. Glänzend in all der Schönheit und Zartheit, welche die warmen, sich brechenden Strahlen einer tropischen Sonne erzeugen, lag die breite Fläche des See's vor ihm. Es war etwas Herrliches, erzählt er nach so langer Wanderung

durch brennende Einöden endlich wieder „auf heller, klarer, durchsichtiger Fluth“ dahinzuschwimmen, und „als nun ein kühles Lüftchen meine Wangen fächelte, da schien ein neues Leben in mir aufzugehen, und mein Herz klopfte laut vor frohem Entzücken.“

Tags über wurde gefahren und meist schon mit Beginn der Dämmerung an das Land gestiegen, um hier die Nacht zuzubringen. Man zog die Boote nur eine kurze Strecke auf das Land, was Andersson wegen etwaigen Steigens des Wassers mit Sorge erfüllte, doch hatten die Eingebornen, wie sich zeigte, eine genaue Kenntniß der Fluth und Ebbe des See's. Mit der Dämmerung wich das Wasser vom Ufer zurück und kehrte erst andern Morgens gegen 9 Uhr zurück, so daß die Boote ohne große Mühe wieder flott gemacht werden konnten. Diese Fahrzeuge waren äußerst einfach, ein Baumstamm von etwa 20 Fuß Länge, einerlei, ob gerade oder krumm, ausgehöhlt vorzüglich mit Feuer und mit der Art nachgearbeitet, das war das ganze Schiff. Vorn befand sich ein Eingeborner mit einer langen Stange, hinten ein Ruderer, der besonders für die Richtung zu sorgen hatte, d. h. möglichst nahe dem Ufer. Weit hinaus in den See wagen sich die Eingebornen nicht; vor wenigen Jahren haben einmal 12 Kanoe's quer über den See fahren wollen, doch hat man von den Muthigen Nichts wieder gehört; sie sind sämmtlich Opfer ihrer äußerst mangelhaften Schiffsbaukunst geworden.

Man war von Batoanastadt vom östlichsten Ende des See's ausgefahren und bedurfte zweier ganzen Tage, ehe man, an dem nördlichen Ufer hinsteuernd, an das westliche Ende gelangte, wo sich der Teoga in den See ergießt. Es war August, der Monat, in dem das Wasser im Steigen ist; trotzdem hemmte eine Sandbank vor dem Taoga die Einfahrt in den Fluß so vollständig, daß die Kanoe's über die Sandbank geschleift werden mußten. Später erfuhr Andersson, daß 2 englische Meilen weiter westwärts ein Arm des Teoga in den Ngami strömt, der zu allen Zeiten des Jahres schiffbar ist. Im See und im Teoga selbst befanden sich außer zahlreichen Untiefen einige kleine Inseln, die voll Wild, besonders Antilopen, waren und dem jagdlustigen Schweden hinlängliche und dankbare Gelegenheit gaben, dem Jagdvergnügen nachzugehen.

An der andern Seite der Sandbank war das Wasser tief und ohne sehr heftige Strömung, etwa 2 bis 3 Meilen in der Stunde. Am ersten Tage fuhr man durch einförmige Gegenden, das Wasser war aus seinen Ufern getreten und hatte oft meilenweit das nächste Land in einen unzugänglichen Sumpf verwandelt, mit Rohr und Schilf bewachsen, nur an einigen höheren Punkten traten malerische Gruppen von Fächerpalmen bis an den Strom. Das niedrige Ufer, an dem Abends angelegt wurde, war so vom Flusse unterpült, daß, wenn man einen Stock tief in den Boden stieß, sofort das helle Wasser hervorsprudelte. Brennholz fehlte. Man mußte es von den Anwohnern kaufen, die es ziemlich weither herbeigeschleppt hatten.

Je weiter die Reisenden vordrangen, um so reicher wurde die Landschaft, um so üppiger die Vegetation. Besonders der Baummuchs übertraf an Schönheit Alles, was Anderjſſon sich je vorher gesehen zu haben erinnerte. Timbo erkannte 6 bis 7 Arten von Fruchtbäumen wieder, die an der südafrikanischen Ostküste heimisch sind. Tagelang strich Anderjſſon in den herrlichen Wäldern umher und freute sich nicht weniger der Fächer- und Dattelpalmen, der schwarzstämmigen Mimosen, der wilden Sykomoren mit ihren weitspannenden Zweigen und der mit dunklem Laubwerk prangenden Moſſhomabäume, als der Menge des herrlichsten Jagdwildes. Rhinocerosse, Flußpferde, Büffel, Kudus, Sasababys, Hartbeests, Pallaß, Leschos und vieles andere Wild zeigte sich häufig und lieferte hinreichende Beute für seine aus etwa 60 Personen bestehende und stets hungrige Reisegeſellſchaft. Leider kam in dieser Gegend, wenn auch noch vereinzelt die große afrikanische Landplage, die Tsetsefliege vor, die der in Jahr und Tag ohne Zweifel hierher vordringenden Civilisation als eines der schwierigsten Hindernisse entgegen-treten wird. Weniger zu fürchten ist dies von den Krokodilen, die ziemlich häufig waren und sich vorzüglich an weniger besuchten Stellen im Sande behaglich sonnten. Einem großen schlafenden Krokodile kam Anderjſſon bei der Verfolgung einer angeschossenen Antilope einmal so nahe, daß er fürchten mußte, die Aufmerksamkeit des gefährlichen Ungeheuers auf sich zu ziehen, wenn er zurückginge. Ohne sich von der Stelle zu rühren, nahm er deßhalb vorsichtig sein Gewehr zur Hand und tödtete es durch einen wohlgezielten Schuß hinter das Ohr.

Der vielen Windungen des Teoga halber, auf die schon Letcholelebe

aufmerksam gemacht hatte, beschloß Andersson am neunten Tage der Fahrt, den Hauptstrom zu verlassen und auf einem in gerader Linie nördlich laufenden Seitenarme, dem Bavarra, der sich zwei Tage-reisen weiter oberhalb wieder mit dem Teoga vereinigt, die Reise fortzusetzen. Er durfte so früher den Häuptling anzutreffen hoffen, an den Petcholetebe angeblich Boten gesandt hatte, damit Andersson durch ihn Boote und Schiffsvolk zur weiteren Fahrt nach Libebe, dem Hauptorte der Bavidö, erhalte. Zwei Tage und zwei Nächte währte die mühselige Fahrt auf dem Bavarra, die Kanoe's waren so klein und so bepackt, daß Andersson kaum Platz hatte und es meist vorzog, auf dem Ufer zu Fuße zu gehen. Aber welch ein Ufer war dies! Eine zusammenhängende Kette von Sumpf, See, Kanal und Morast, so daß er mehr schwimmen und waten mußte, als daß er hätte gehen können. Schon am Teoga war es nicht viel besser gewesen und so war es gekommen, daß er fast den ganzen Monat bis zu seiner Zurückkunft an den Ngami Tag für Tag keinen trocknen Faden auf dem Leibe hatte, und nur Nachts seine Kleider nothdürftig an dem Wachtfeuer trocknen konnte. Hätte er seinen Körper nicht durch Strapazen jeder Art abgehärtet gehabt, so hätte er erliegen müssen.

Für die vielen Mühseligkeiten fand er sich indeß reichlich entschädigt durch die prachtvollen und in den großartigsten Formen vor ihm sich ausbreitende Pflanzenwelt. Und als er endlich das Dorf erreichte, wo er Unterstügungen zur weiteren Reise finden sollte, war er vollends voll Entzücken über die Herrlichkeit der Natur des Ortes. Das Dorf lag wunderbar schön auf einer mäßig langen und etwa halb so breiten Insel, und bestand aus über 100 Hütten, die in malerischen Gruppen zwischen Fächerpalmen und riesengroßen wilden Fruchtbäumen versteckt waren. Um die Insel herum wand sich der durchsichtige, klare Teoga und stand nach beiden Seiten hin, soweit das Auge reichte, mit einem Süßwassersee in Verbindung, dem Wasserpflanzen, in allen Farben glänzend, und unzählige kleine Inseln voll des üppigsten Pflanzenwuchses einen unbeschreiblichen Reiz verliehen. Besonders beim Auf- und Untergehen der Sonne war der Anblick bezaubernd und überall ein Farbenreichthum und eine Mannichfaltigkeit schöner Formen vor den Augen ausgebreitet, den die glühendste Phantasie nachzuschaffen außer Stande ist.

Aber ein großer Kummer stand Andersson hier bevor. Es ergab sich, daß Letcholetebe den Verräther an ihm gespielt hatte, daß nicht nur keine Vorbereitungen zur Weiterreise hier getroffen waren, sondern daß sogar Alles so eingerichtet war, daß er auf die Fortsetzung seiner Forschungen verzichten mußte. Der Häuptling und alle Männer mit ihm waren auf der Jagd nach Flußpferden abwesend und von den Weibern brachte der allezeit galante Timbo in Erfahrung, daß sie auch vor Ablauf eines Monates nicht zurückerwartet würden. So mußte Andersson die Reise bis Libebe nothgedrungen aufgeben. Er erbat sich einen Führer, um zu Fuß bis zu diesem Orte vorzudringen, den er für ein Emporium des Handels und Verkehrs in diesen Ländern zu halten sich für berechtigt glaubte. Man versprach ihm jede Förderung, aber es war Niemand da, um ihm Wort zu halten. Alle seine Vorstellungen blieben erfolglos. Er mußte sich auf dieser Ausfahrt mit dem bereits Erfahrenen genügen lassen und darauf denken, nach dem See zu seinem Lager zurückzukehren.

Die Heimtücke im Character dieser Völker hatte er an ihrem Benehmen gegen ihn selbst mehr kennen gelernt, als ihm lieb war. Die ganze Völkerfamilie führt den gemeinschaftlichen Namen der Betschuanen, der am See wohnende Stamm heißt wie die Hauptstadt Batona und ist erst unter dem Vater des jetzigen Häuptlings hierhergekommen. Seitdem sind die früheren Besitzer der Gegend ihre Sklaven und werden auch so genannt, denn Makoba oder Bakoba bedeutet Sklaven. Dieser unterdrückte Stamm nennt sich selbst aber Bayene, d. h. Menschen, also derselbe Namen, mit dem ihre Unterdrücker sich benennen, denn Betschuanen ist nur der Pluralis von dem Singularis Moschuana, d. h. ein Mensch. Die Betschuanen sind wahrscheinlich die verbreitetste und mächtigste Nation Südafrika's und waren zur Zeit der Gründung der Kapcolonie Herren des Landes bis zum Oranje-Fluß. Wie die Damara's aus einem Baume, so leiten die Betschuanen ihren Ursprung aus einer Grotte her, die in dem Lande Bakone liegen soll, wo noch die Fußstapfen der ersten Menschen in den Felsen eingedrückt zu sehen seien.. Für den Gedanken einer Gottheit scheint ihnen das Organ ziemlich vollständig abzugehen. Die Sonne betrachten sie als das Auge eines Ochsen und für keinerlei höheren Begriff findet sich in ihrer Sprache irgend ein Ausdruck. „Was für ein Unterschied,“

sagte einst ein Betschuane zu Moffat, „ist zwischen mir und diesem meinem Hunde? Du sagst, ich sei unsterblich, warum sind mein Hund und mein Ochs nicht unsterblich, wie ich es sein soll? Sie sterben, aber kannst Du ihre Seele sehen? Siehst Du die meine, wenn ich sterbe? Was ist also für ein Unterschied zwischen Mensch und Thier? Es ist eben kein Unterschied als der, daß der Mensch der größere Schuft von Beiden ist.“ Wollte Moffat ihnen die Lehren der christlichen Religion klar machen und als heilsam für das sündige Menschengeschlecht darstellen, so brachen sie vor Staunen in Gelächter aus, als wenn Moffat's Worte so albern wären, daß selbst die Dümmden nicht drauf hören könnten. Eine wichtige Rolle spielen bei ihnen die Regenmacher, die besonders in Zeiten anhaltender Dürre viel Unfug treiben und reich beschenkt werden, wenn Regen eintritt, aber fast stets schließlich ihrem Berufe zum Opfer fallen, indem bei dem von Jahr zu Jahr häufiger werdenden Regenmangel ihre Kunst sie oft so sehr im Stich läßt, daß ihre ungedulbigen Gläubigen sie todt schlagen.

Vielweiberei ist bei den Betschuanen erlaubt, ist aber nicht bloß an sich kostspielig, sondern unterliegt auch noch einer besonderen Steuer an den Häuptling. Die männlichen Kinder werden beschnitten, meist erst im Jünglingsalter, um den jungen Mann, der noch gehörig mit Fett beschmiert wird, dann als weissenfödig unter die Krieger einzuföhren. Auch die Mädchen müssen bei alten Matronen eine Art Probezeit durchmachen und sich an schwere Arbeit gewöhnen, ehe sie mit Fett eingerieben und ihnen der landesübliche Weiberschmuck gestattet wird.

Sterbende bringt man in eine hockende Stellung, wirft ihnen eine Haut oder ein Fell über und hält sie so fest, bis sie den letzten Athemzug gethan haben. Dann werden sie in dieser Stellung, das Gesicht gegen Norden gewendet, in eine sechs Fuß tiefe, drei Fuß breite mit einer Zwiebel ausgeriebenen Grube gesenkt und unter allerlei Ceremoniell mit Acazienzweigen und Erde bedeckt. Schließlich wird Wasser mit Zwiebelkraft auf den Hügel geschüttet, die Waffen des Todten werden auf demselben niedergelegt und sofort durch den Ausruf: „Pula, pula!“ — d. h. Regen! — seine Hülfe wie die einer Gottheit angefleht.

Bei einer gewissen äußerlichen Höflichkeit und dem Scheine von Wohlwollen sind die Betschuanen voll Falschheit und niedriger Hinterlist, ihre Kriege sind nur Raubzüge, da sie weniger die Gegner angreifen, als ihnen heimlicher Weise die Viehheerden wegzutreiben suchen. Dieberei ist an der Tagesordnung, selbst der Häuptling stiehlt und wird bestohlen, wie Andersson wiederholt erlebte. Er selbst büßte durch diese üble Liebhaberei manches werthvolle Stück ein und auf seine Klagen bei dem Häuptling antwortete dieser mit Lachen und Achselzucken: „Ich will Dir einen guten Rath geben. Wirfst Du wieder beraubt, so fange den Dieb, knüpfe ihn am ersten besten Baume auf und sei überzeugt, daß man Dich in Zukunft verschonen wird.“

Die Männer fangen an, wo sie mit Weißen zusammenkommen, europäische Kleider zu tragen, nicht so die Weiber, die in der alten Volkstracht einherlaufen, d. h. wie Mutter Eva im Paradiese. Sie sind plump und klein und oft so mit Perlen überladen, daß sie, wie Letcholetebe sich ausdrückte, „unter ihrer Last wie Schweine grunzen“. Den Körper zu waschen, statt ihn mit Fett und rothem Ocker zu beschmieren, halten beide Geschlechter für widerlich, und Reinlichkeit in Bezug auf Nahrung, Wohnung, Lagerstätten erregt bei ihnen Gelächter und Scherz. Sie sind leidenschaftliche Schnupfer und Raucher, im Rauchen thun es sogar die Weiber den Männern zuvor. Während die Männer sich mit Krieg und Jagd, Gerben der Felle und Melken der Kühe beschäftigen, die übrige Zeit aber mit Nichtsthun verbringen, liegt den Weibern außer der Kindererziehung alle Arbeit auf. Sie sammeln Holz, bauen die Hütten und bestellen Gärten und Felder und halten es für lächerlich, ihre Männer, die sich doch mit ihrer Kraft brüsten, an diesen schweren Geschäften Theil nehmen zu lassen. Mit Fischfang beschäftigen sich die Betschuanen nicht, obwohl der Ngami und die Flüsse reich an leckeren Fischarten sind.

Erfahrene und geschickte Fischer sind die Bayeye, das unterjochte Volk die jetzt vorzüglich nordwärts vom Teoga mit zerstreuten Buschmännern zusammenwohnen und mit ihnen Letcholetebe als ihren Herrn anerkennen. Nach Cosley sollen sie vor langer Zeit von der Westküste her eingewandert und lange Zeit mächtig über ein großes Gebiet geherrscht haben. Ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen nach zu urtheilen, sind sie mit den Oambo's und Berg-Damara's stammver-

wandt, hinsichtlich ihrer Sprache nähern sie sich sowohl den Ovahereros an der Westküste, als auch manchen Stämmen an der Ostküste, doch haben sie auch die Schnalzlauten der Hottentotten. Im Allgemeinen lustig und von heiterem Temperamente, sind sie betrügerisch, diebisch und mißtrauisch, wie die Betschuanen und halten dabei Lügen für eine Tugend. Die Männer beschäftigen sich nur mit Jagd und Fischfang, in welchen beiden Künsten, so wie auch in der Leitung ihrer elenden Kanoe's sie sehr geschickt sind; alle schwere Arbeit überlassen sie ihren Weibern. Hinsichtlich ihrer Lebensweise und Gebräuche stehen sie den Betschuanen nahe, von denen sie als die Unterjochten auch manche Eigenthümlichkeit angenommen haben mögen. Sie sind große Freunde des Tanzes und lieben es besonders, in mimischen Nachahmungen die Stellungen und Geberden der wilden Thiere auszudrücken. Ihre Hauptwaffe sind leichte Wurfspeere, oft mit mehreren Widerhaken versehen. Schilde aus Ochsenhaut zu führen haben sie erst von den Betschuanen gelernt und behaupten, nur durch ihre frühere Unkenntniß dieser Schutzwaffe von den Betschuanen unterworfen worden zu sein.

Außer von ihrer Jagdbeute leben sie vorzugsweise von den Früchten der wilden Fruchtbäume und vom Ertrage ihres Feldbaues. Kafferforn und eine Getreideart, die dem indischen Badjera verwandt zu sein scheint, kamen bei ihnen sehr gut fort, doch ziehen sie auch Kalebassen, Wassermelonen, Kürbiß, Bohnen, Erbsen, verschiedenen Knollenarten und Tabak, den sie zum Schnupspulver verarbeiten und um ihn scharfer zu machen, mit gepulverter Holzasche vermischen.

Andersson hätte gern auch noch die Matsangana besucht und kennen gelernt, die nördlich vom Bayeye-Lande wohnen, ebenso die Baviäo, die noch weiter nördlich wohnen und deren Hauptort eben jenes Libebe ist, das zu erreichen er vom Ngami-See wieder aufgebrochen war. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sowohl die Mambari, als auch die am Cunene wohnenden Ovapangari und Ovapanama des Handels wegen nach Libebe gelangten und gestreifte Baumwollenzeuge, Glasperlen und Aehnliches dorthin zu Märkte brächten, und hatte gehofft, in dieser Stadt, die ihm auch ihrer Wasserstraßen halber von Bedeutung schien, mancherlei wichtige Aufschlüsse zu erhalten. Durch die Falschheit Petcholetebe's war es ihm, wie wir schon sagten, geradezu unmöglich geworden, seine Forschungsreisen so weit auszu-

dehnen. So forderte er denn nach ungefähr achttägigem Aufenthalt in der Banenestadt am Bavarra und Teoga die zwei versprochenen Kanoë's, um nach dem Ngami=See zurückzufahren, erhielt zunächst aber nur ein aus Rohr, ohne weitere Verbindung zusammengelegtes Floß, das übrigens für Thalfahrten durchaus geeignet und sogar bequemer ist, als die schlechten Kanoë's. Um die im Flusse hervorragenden Schilfbänke bewegte es sich, ohne daß mit Rudern und Stangen hätte nachgeholfen werden müssen, mit Leichtigkeit herum, nur die oft tief auf den Wasserspiegel niederhängenden Baumäste machten Schwierigkeit, indem sie mehr als einmal das Gepäck der Reisenden und diese selbst vom rasch hinschießenden Rohrfloß in das Wasser zu reißen drohten.

Aber die Fahrt ging glücklich von Statten; ausschließlich durch die Kraft der Strömung, die selten zwei Meilen in der Stunde überstieg, wurden in 9 Tagen die etwa 150 englische Meilen bis zum Ngamisee zurückgelegt. Andersson war etwa einen Monat abwesend gewesen und sah bei seiner Rückkunft mit Freuden, daß in seinem Lager noch Alles in bester Ordnung war. Nur die Bettelei und Dieberei der Eingebornen hatte seine Leute sehr belästigt.

Letcholetebe empfing den Reisenden mit sanftem, listigem und lachendem Gesichte, so daß es diesem nicht möglich war, ihm für seine abscheuliche Verrätherie die gebührenden Vorwürfe zu machen. Er mußte sogar lachen, als der schlaue Häuptling ihn mit der Miene der größten Unschuld fragte, ob er mit den Erlebnissen auf seiner Fahrt zufrieden sei und ob er Liebebe gesehen habe. Andersson machte gute Miene zum bösen Spiele und sagte sich, daß der Häuptling nicht anders gegen ihn gehandelt habe, als wie es bei dem Charakter des Betschuanenstammes natürlich und zu erwarten war.

Er wäre gern sofort mit Hab und Gut nach der Kapstadt zurückgekehrt, um sich dort zu einer neuen Reise in die vielen noch wenig oder gänzlich unbekannten Gegenden nördlich vom Ngami=See auszurüsten. Er hatte erfahren, daß solch nomadenhaftes Ziehen, wie er es bisher betrieben, ebenso lästig als zeitraubend war, und wollte seine Erfahrungen benutzen, um bequemer und schneller zu reisen. In dieser Absicht wollte er seine großen Sammlungen von Elfenbein, naturwissenschaftlichen Gegenständen und Kuriositäten nach Europa hin verwerthen und dann in sein geliebtes Binnen=Afrika zurückkehren.

Besonders die äußerst mühselige Reise, die er jetzt noch zu machen hatte und die seine Gesundheit nachhaltig untergruben, waren aber, zum großen Nachtheile für unsere weiteren Kenntnisse des südlichen Central-Afrika's, Grund, daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam. Er überlegte, daß er seine Schätze auf Packochsen nur sehr schwer würde nach der Kapstadt schaffen können und ließ deßhalb Alles unter der Obhut des wackeren und treuen Timbo im Lager am Ngami = See zurück. Er selbst ritt, nur von einem Diener begleitet, am 10. September nach dem Namaqua = Lande zurück, um von Eyebrecht einen Wagen zum Transport seiner Sachen zu erhalten. Erst nach vier Monaten kehrte er nach dem See zurück und reiste dann nach der Kapstadt, so vollständig erschöpft und krank, daß er an weitere Reisepläne einstweilen nicht denken konnte. Diese vier Monate, in denen er ganz allein oder nur von einem Eingebornen begleitet, reiste, bald zu Fuß, bald zu Pferde oder zu Ochsen, waren das Entsetzlichste, was er je erlebt zu haben sich erinnerte. Keine Sprache kann ausdrücken, sagt er selbst, was ich auf dieser Wanderung von über 1000 englischen Meilen durch eine Gegend, die mit der Sahara an Wassermangel und Ungastlichkeit wetteifert, gelitten habe. Außer daß ich mit genauer Noth mein Leben vor Löwen und andern reißenden Thieren rettete, war ich fast stets dem grausamsten Hunger und Durst preisgegeben. Oft war ich so ermattet, daß ich meinen Weg mit langsamen und gleichgültigen Schritten fortsetzte, kaum wissend wo ich war und wankend wie ein Trunkener. Einmal lag ich lange kraft- und bewußtlos mit meinem Pferde auf dem brennenden Sande, dem Tode in's Auge sehend. Trotzdem, schließt er seinen Bericht, würde ich jetzt — so seltsam ist die menschliche Natur, — wenn die Umstände es gestatteten, gern wieder zu jenem Leben voll Beschwerden und Entbehrungen zurückkehren.

Vierter Abschnitt.

Livingstone's Reise zu den Makololo und in das Barotsa-Thal (1853).

Im Juni 1852 trat Livingstone seine größte und längste Forschungsreise in Südafrika an, die seinem Plane nach nur zwei Jahre kosten sollte, von der er aber erst im Dezember 1856 nach England zurückkehrte. Von der Kapstadt reiste er zuerst wieder in das Land der Bakwena, von wo er sich nordwestlich wandte, um bei St. Paul de Loando bis an das Meer zu gelangen, und von hier in südöstlicher Richtung durch den ganzen südafrikanischen Continent, den Zambezi verfolgend, zuletzt bis Kilimane, wo er wieder das Meer erreichte und sich nach England einschiffte.

Anfänglich reiste er in einem schwerfälligen von zehn Ochsen gezogenen Wagen, der Landessitte gemäß. Seine Begleiter waren einige eingeborne Christen, die besten Diener, die er gehabt zu haben angibt. Bei den Capcolonisten, die in der Nähe der Hauptstadt wohnen, wurde er sehr freundlich aufgenommen, und bezeichnet sie als eine Bevölkerung von allgemeiner Intelligenz und einem für die öffentlichen Interessen geweckten Sinne. Die entfernter Wohnenden sind zwar minder unterrichtet, allein ein nüchterner, freundlicher und gastfreier Bauernstand. Erst bei der nördlich am Oranje-Fluß und dem Gebiete der Betschuana's hausen jene nichtswürdigen Boers, die sich der englischen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit entzogen haben, und deren Volkszahl von Jahr zu Jahr auffallend zunimmt. Sie heirathen sehr früh; ihre Frauen sind selten unfruchtbar und bekommen, was ihr Stolz ist, bis in's höhere Alter Kinder. Waisenkinder pflegen sie mit großer Gewissenhaftigkeit. Sie nennen sich Christen, ohne die Grundsätze der christlichen Lehre in ihrer Handlungsweise zur Geltung zu bringen. So vernahm Livingstone selbst von einer würdigen Matrone, sie habe es durchaus nicht mißbilligt, daß ihr Mann in der ersten Zeit ihrer Ehe, wo sie unfruchtbar gewesen, mit einer andern Frau mehrere Kinder gezeugt habe. Die Alte war sogar stolz darauf, sich auch von diesen Kindern Mutter nennen zu hören.

In den zwei Jahrhunderten, welche dieser Menschenschlag in Süd-Afrika zugebracht hat, ist ihre physische Beschaffenheit nicht wesentlich verändert. Nur haben sie eine mehr dunkel-röthliche Farbe, die sich selbst bei Abzehrungs-Krankheiten nicht ganz verliert und abbleicht. Livingstone hält es nicht für unwahrscheinlich, daß die Boers im Innern in weiteren hundert Jahren die Farbe bekommen werden, welche nach der Ansicht der Gelehrten unsere Ureltern Adam und Eva gehabt haben. Zur Zeit der ersten Besitznahme soll das Land mit schönem Grasmuchse bedeckt gewesen sein. Jetzt ist es verschwunden. Die Theile, welche der Reisende durchzog, hatten in Folge heftiger Dürre ein keineswegs einladendes Aussehen. Manche Farmer hatten zwei Dritttheile ihres Viehstandes eingebüßt.

Weiter nordwärts ist der Cultur eine unsichtbare Schranke gezogen, durch eine Pferbekrankheit (peripneumonie), welche vom 20. bis zum 27. Breitengrade mit solcher Heftigkeit herrscht, daß sich alle Vorsichtsmaßregeln als ungenügend erwiesen haben, dieses edle, für Wüstenvölker so außerordentlich nützliche Thier ihren mörderischen Angriffen zu entziehen. Sie endet fast stets tödtlich, doch sollen Thiere, die sie einmal glücklich überstanden haben, vor einer weiteren Erkrankung gesichert sein. Das Fleisch an dieser Seuche gestorbener Thiere ist in hohem Grade nachtheilig und erzeugt bössartige Carunkeln, die gewöhnlich rasch einen tödtlichen Erfolg nehmen. Obgleich neuere Physiologen behaupten, daß das Gift durch Sieden und Braten des Fleisches zerstört werden müsse, so beweist doch die Erfahrung, für welche Livingstone unzählige Beispiele zu haben behauptet, das Gegentheil. Es werden auch wilde und andere zahme Thiere von der Krankheit ergriffen, doch verläuft sie bei ihnen in der Regel leichter. Leider lassen sich die Bakwena trotz aller Warnungen nicht abhalten, von dem Fleische der gefallen Thiere zu essen, und werden in Folge dieser Unvernunft sehr häufig von tödtlichen Krankheiten befallen.

Es ist bei jedem Gehöfte eines Boers ein Quell zur Bewässerung der ausgedehnten Weidegründe. Wo diese Quelle fehlt, ist das Land werthlos, bis durch Dämme, Deiche und andere künstliche Bewässerungsmittel die Fruchtbarkeit des Bodens gesichert ist. Die Rindvieh- und Schaauszucht wird mit glänzendem Erfolge von ihnen betrieben und jährlich wird der Woll-Export bedeutender. Mit dem Landbau beschäftigten

sich dagegen die Zulukaffern erfolgreicher und können die Feldfrüchte zu wohlfeilerem Preise zu Markte bringen, als die eingewanderten Europäer und ihre Nachkommen.

Als Livingstone den Oranje-Fluß überschritt, betrat er das unabhängige Gebiet der Griqua's und Betschuanen. Erstere sind Mischlinge von Holländern und Hottentottinnen oder Buschweibern und wurden lange Zeit von einem freigewählten Häuptlinge, Waterboer, regiert, der den Branntwein verbannte, das Plündern verbot, Schulen anlegte und mit der Kap-Regierung im besten Einvernehmen stand, die er in ihren verdienstlichen Bestrebungen eifrig unterstützte. Erst seit seinem Tode wurden die Boers der Griqua's mächtig und drängen sich mehr und mehr in ihr Gebiet ein. Wenn der Einfluß der Missionare über diesem Mischvolke auch nicht bedeutend genannt werden kann, so steht es doch in vieler Beziehung über der noch rein heidnischen Bevölkerung. Früher gingen sie wie die Betschuanen und Kaffern ganz nackt, jetzt kommen sie doch in wenigstens halbwegs anständiger Kleidung zur Kirche und haben auch religiöse Zusammenkünfte in Gegenden, wo keine Missionare leben. Sie lernen fast sämmtlich lesen und lernen die Grundwahrheiten des Christenthums kennen.

Die Betschuanen sind ebenfalls noch keine sonderlichen Christen und dabei geizig und gefräßig. Ein einsichtsvoller Häuptling traf ziemlich die Wahrheit, als er sich mit folgenden Worten äußerte: „Ihr Weißen könnt Euch gar nicht denken, wie schlecht wir sind, wir kennen uns besser, als Ihr uns kennt. Einige von uns heucheln Glauben, um sich damit das Wohlwollen der Missionare zu erwerben, Andere bekennen sich zum Christenthume, weil ihnen das Neue gefällt, das den Armen eine höhere Stellung verleiht, und wünschen das Alte beseitigt. Nur ein Theil, freilich die Mehrzahl, bekennt sich zum Christenthum, weil der wahre Glaube bei ihnen zum Durchbruch gekommen ist.“ — Sie produciren wenig und werden nie viel produciren. Ihre Ausfuhr-Artikel beschränken sich auf Häute, Hörner und wenig Elfenbein und zu Handwerken haben sie so gut wie gar kein Geschick. — Moffat hat die Bibel in die Betschuanensprache übersetzt und es ist dem mühevollen Werke wohl ein besserer Erfolg zu wünschen, als der Uebersetzung Elliot's in die Choctau-Sprache, die sich als — todte Sprache ergab, als Uebersetzer und Drucker ihr Werk vollendet hatten.

Der uns schon bekannte Häuptling Setschele von Kolobeng, jetzt wieder ein Mann von großer Macht, war in jener Zeit von viel schwerem Mißgeschick heimgesucht. Als er erfuhr, daß Livingstone seine Missionsstation in Kolobeng aufgebe, sandte er fünf seiner Kinder zu Moffat nach Kuruman, um dort in allen Kenntnissen der Weißen unterrichtet zu werden. Es war dies für die jungen Christen ein Glück zu nennen, denn bald nachher machten die Boers einen Einfall in Bafuena und zerstörten und plünderten trotz der Gegenwehr der Einwohner mit ihrer gewöhnlichen Barbarei, schleppten Männer, Frauen und Kinder mit sich fort und darunter auch frühere Weiber Setschele's und seine Knaben und Mädchen. Alles Vieh wurde geraubt, Livingstone's Haus zerstört, das Eigenthum vieler Engländer, die von dort aus nach dem Norden auf die Jagd gegangen waren, verbrannt, kurz die Verwüstung war grauenvoll. Die Frau Setschele's, Masebele, brachte selbst einen Brief ihres Gatten, der diese Hiobspost meldete, nach Kuruman zu Moffat, bei dem sich Livingstone eben damals aufhielt. Hätte er nicht wegen eines zerbrochenen Wagenrades Aufenthalt in Kuruman gehabt, so würde er zur Zeit der Erstürmung Kolobengs gerade dort anwesend gewesen sein.

Die arme Masebele schilderte den Schrecken während des Kampfes und den Jammer nachher mit ergreifenden Worten. Sie hatte sich mit ihrem jüngsten Kinde so glücklich in eine Felsenspalte gedrückt, daß die Boers über sie hinweg feuerten. Da fing das Kind an unruhig zu werden und hätte sie fast den Boers verrathen, deren Gewehrmündungen bei jeder Salve über ihrem Versteck sichtbar wurden. Glücklicher Weise gelang es ihr, das Aufschreien des Kindes zu verhüten, indem sie ihm ihre Armbänder als Spielzeug hingab. Nun war sie selbst abgesandt, um die Botschaft zu überbringen und sich nach dem gehaltenen Schrecken durch den Anblick ihrer Kinder in Kuruman zu erfreuen.

Daß Setschele sich nicht widerstandslos zurückzog, sondern tapfer gekämpft hat, geht aus dem Umstande hervor, daß 28 Boers gefallen waren. Und womit rechtfertigte Pretorius in den Zeitungen der Kap seine Unthat? Er ließ behaupten, Setschele sei allzuhochmüthig geworden. Aber sie zürnten ihm, weil er sich nicht hatte willig finden lassen, den englischen Handelsreisenden den Durchzug nach dem Norden zu verwehren, und verfuhr auch gegen ihn wie gewöhnlich mit Hinweis

auf die jüdische Kriegsgesetzgebung im 5. Buch Mos. Cap. 20, Vers 10—14. Aber Pretorius sollte sich seines unrühmlichen Sieges nicht lange freuen, denn er starb bald nachher, und als sollte es Ironie sein, schloß die Anzeige seines Todes mit den Worten: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!“

Für die Reise Livingstone's entstand nun ein neues Hinderniß aus dem Umstande, daß die Boers ihm den Tod ihrer 28 Krieger zum Vorwurf machten, indem sie sagten, er habe sie gelehrt, sich zu vertheidigen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Man schwur ihm laut und unverhohlen Rache und drohte ihm den Durchzug nicht bloß zu wehren, sondern ihn todtzuschlagen, sobald man seiner habhaft werden könne. Dazu kam die ganz unerklärliche englische Maßregel, den Eingebornen die Zufuhr von Munition zu verbieten, um ihre Unterwerfung unter die englischen Gesetze zu erleichtern. Wie verdächtig mußte den Eingebornen von nun an die englische Regierung überhaupt erscheinen, die sie wehrlos ihren Feinden preisgab und ihnen die Mittel entzog, durch Jagd ihre hauptsächlichsten Handelsartikel, das Elfenbein, sich zu verschaffen. War damit nicht auch das Verfahren der Boers gegen sie gutgeheißen, die nach wie vor ihre Munition aus der Kapstadt erhielten? Ist das Freundschaft, Gerechtigkeit und Treue, fragten die Bakwena, mit der die Engländer immer so groß thun?

Ein Mann, der unter dieser Begünstigung der ruchlosen Boers sehr litt, hatte sich dies Verfahren des Kap-Gouvernements so zu Herzen genommen, daß er in seiner Herzenseinfalt sich aufmachte, um zur Königin zu gehen, — Setschele. Seine Kinder und früheren Weiber, deren er um das Christenthum entsagt hatte, waren in die Sklaverei der Boers und er setzte Himmel und Erde in Bewegung, um sie zu befreien. Er wollte Livingstone zur Mitreise nach London bewegen, als dieser mit dem Unglücklichen in Motito zusammentraf. Bis zur Kapstadt gelangte er, aber kein Schiff nahm ihn mit, denn seine Mittel waren ihm ausgegangen und das Geschenk englischer Offiziere reichte nicht aus. Der Oberbefehlshaber vermied es, von dem betrübteten Vater Notiz zu nehmen, um seine Politik nicht in noch ungünstigeres Licht zu stellen. So reiste Setschele ärmer als vorher seiner Heimath wieder zu. Aber der große Verlust hatte seinen Muth nicht gebrochen. Nur um so emsiger lehrte er von jetzt ab das Wort Gottes, das ihm

Drost in seiner Trübsal war, Verbrecher ließ er an den offenen Straßen arbeiten und förderte überhaupt sich und sein Land auf die umsichtigste und kräftigste Weise. Er ist groß, etwas corpulent und bis auf seine großen, schwarzen Augen ein echter Neger. Er hat viel Verstand, liest gut und ist ein gewandter Redner. Viele Eingebornen haben sich aus der Gewalt der Boers in neuester Zeit in die seine begeben und er rechtfertigt das Vertrauen, das man in ihn setzt. Sie nennen ihn seiner dunkeln Farbe wegen nur den „schwarzen Setschele“ und schwören, wenn sie Etwas betheuern wollen, bei dem „schwarzen Setschele“.

Bei diesem ungünstigen Zustande der Dinge hatte Livingstone erst spät Reisegefährten gefunden, denn Niemand wollte gern mit ihm durch das Gebiet der Boers reisen. So kam es, daß er erst am 31. Dezember in Litobaruba, der Stadt Setschele's eintraf. Und in welchem Zustande traf er die Bakuena? Viele waren von den Boers erschlagen, noch mehr weggeschleppt, der Rest war — verhungert oder so mager und elend, daß ihr Anblick Erbarmen erregte. Aber selbst diese waren nicht ganz verzagt. Trotz der Weisung Setschele's, während seiner Reise keine Rache zu nehmen, hatten sie einige Boers gefangen und setzten es durch, daß wenigstens ein Theil der geraubten Kinder zurückkam. Livingstone war dabei, als Setschele's Lieblingsföhnchen Rharu seiner Mutter wiedergegeben wurde und sah die Thränen des armen Weibes fließen, als sie das Kind wieder in ihren Armen hielt und mit Glück und Schmerz betrachtete. Denn der Commandant Scholz, der Setschele's Kinder zu seinen Hausclaven hatte machen wollen, hatte den Knaben vernachlässigt, und so war er dem Feuer zu nahe gekommen. Er hatte drei große, unverbundene Brandwunden an verschiedenen Körpertheilen an sich und so erfüllte die zärtliche Mutter zuerst die schmerzliche Pflicht, ihr Kind zu verbinden. Das ist die Sorge der Boers für ihre Sklaven. Livingstone zeichnete sich noch viele Namen von früheren Schülern und Schülerinnen auf, die noch bei den Boers gefangen gehalten wurden. Die Bakuena sind überhaupt von der größten Zärtlichkeit gegen Kinder. Livingstone hat Fälle gesehen, wo Großmütter ihre Enkel gesäugt haben, und schreibt diese Kraft der großen Zärtlichkeit und dem festen Willen der Frau zu. Er will selbst gesehen haben, daß es einer Frau gelang, die seit 17 Jahren nicht mehr geboren hatte, die Zwillingsskinder ihrer jüngsten

Tochter mit derselben gleichzeitig zu säugen. Viele Kinder zu haben, ist eine Freude der Batuena, Kinderlosigkeit betrachten sie als ein Unglück. Unfruchtbare Frauen wandten sich deshalb oft an Livingstone um „Kindermedizin“, wie sie es nannten, von ihm zu erhalten, und manche machten zu diesem Zwecke vergebliche Wege von 200 Meilen.

Die ganze Gegend von Kuruman bis Witobaruba ist ebenso schön als fruchtbar und Livingstone meint, daß man besonders Brustkranke nirgendwo besser unterbringen werde, als am Saume der Kalahari-Wüste.

Am 15. Januar 1853 brach Livingstone von seinen Batuena-freunden auf, betäubten Herzens über den traurigen Zustand, in den sie durch die nichtswürdigen Boers versetzt waren. Menschen und Thiere, die noch am Leben waren, hatten ein Aussehen, wie Skelette, nur die Hunde waren feist und Livingstone mußte sich zu seinem Entsetzen überzeugen, daß sie feister waren, weil sie von den herumliegenden Leichen der Erschlagenen gefressen hatten. Am 21. Januar traf er bei den Brunnen von Boatlanama ein und war überrascht, daß er dieselben ebenso wie den Fluß Lopepe trocken fand. Eine östlich gelegene Salzquelle, Serinane, hatte ein unangenehmes und ungenießbares Wasser, weshalb er eilte, nach Maschuse mit seinem köstlichen Wasser zu kommen.

Unter den Thieren, die ihm unterwegs auffielen, war die hier sehr häufige Leschonya, eine große, schwarze Ameise, die, wenn sie beunruhigt wird, einen scharfen, unangenehmen Geruch so schnell zu verbreiten weiß, daß man ihn auf viele Schritte im Umkreise wahrnimmt und gern die Stelle meidet. Auch Landschildkröten kamen in Unzahl vor, doch sind sie nicht leicht zu finden, da sie ganz wie das Erdreich aussehen, auf dem sie sitzen. Sie selbst sowohl, wie auch ihre Eier sind sehr wohlschmeckend und ein Lieblingsgericht von Menschen und Thieren. Vor den Hyänen sind sie indeß durch ihre harte Schale gesichert, die den Zähnen selbst dieser gefräßigen Bestie zu fest sind. Interessante Beobachtungen stellte er auch über die Krankheiten des größeren Wildes an, zu denen die Erzählungen der Eingebornen die Ergänzungen gaben. Diejenigen größeren Thiere, welche nicht ihren Genossen zu Speise dienen, erliegen dem Alter oder richtiger dem — Hungertode. Dies gilt besonders von den Löwen und den anderen

Räkenarten. Sobald dieselben nicht mehr jagen können, fallen sie unvorsichtige Menschen an, was sonst ihre Gewohnheit nicht ist, oder sie rauben Ziegen und Schaafe aus den Dörfern. Deshalb heißt es auch von alten Löwen: „Seine Zähne sind abgenutzt, er wird bald Menschen fangen.“ Solche alte Löwen werden deshalb gejagt, bis sie erlegt sind, was meist keine Schwierigkeit ist. In unbevölkerten Gegenden verlegen sich die altersschwachen Löwen darauf, Mäuse und ähnliches kleine Gethier zu fangen; sie fressen sogar Gras, bis sie endlich verhungern. Die Krankheiten, denen Zebra's, Kudu's, Giraffen, Gnu's und die verschiedenen Antilopen erliegen, sind meist Lungenleiden, durch die sie vorher elend zugerichtet werden. Livingstone sah einmal einen wilden Büffel, der durch eine Augenentzündung völlig erblindet war und beim Versuche zu fliehen seine Füße in der charakteristischen Weise erblindeter Thiere aufhob. Würmer kommen bei allen Thieren vor, besonders aber bei Elephanten, Rhinocerosen und Zebra's; man findet Bandwürmer selbst unter ihrem Bauchfell. Kurze rothe Larven kommen in ihrem Schlunde vor, ähnliche Parasiten in den Stirnhöhlen der Antilopen. In Folge dieser und anderer Erkrankungen, besonders auch nach dem Verluste der Zähne werden diese Bewohner der afrikanischen Wildnisse oft so elend, daß sie zu reinen Skeletten abgemagert umherirren.

Mäuse kommen bei Maschue in Unmasse vor und haben den Boden auf große Strecken soweit unterwühlt, daß man bei jedem Schritte einsinkt. Auch Schlangen, ihre geschworenen Feinde, findet man sehr häufig, giftige und nicht giftige. Die Bayeye behaupten, sie könnten sich gegen Schlangengift unempfindlich machen, doch schrecken sie sehr zurück, als Livingstone mit Zähnen von wirklich giftigen Schlangen das Experiment an ihnen machen wollte.

Der Häuptling Sekomi in Bamangwato empfing den Reisenden sehr freundlich und ließ alle seine Leute dem Gottesdienste beiwohnen, der sofort veranstaltet wurde, doch schildert Livingstone seine Ansichten von Rechtschaffenheit als die erbärmlichsten, die er je bei einem Betschuanen-Häuptling beobachtet habe. Die Hügel dieser Gegend gehören zu der Bergkette Bakoa, die gegen 800 Fuß über die Ebene aufsteigt und aus großen, schwarzen Basaltmassen besteht. Wahrscheinlich ist sie ein Theil der letzten vulkanischen Felsenkette in Süd-

Afrika. Am Ostende dieser Hügel finden sich becherförmige Höhlen, deren Größe an Krater erinnert und wie Andersson sie auch in West-Afrika beobachtet hat. In ihnen finden sich Felsmassen in Säulenform krystallisirt; die Spitzen der Säulen sind genau sechseckig, wie der Boden der Bienenzellen, aber stehen nicht soweit von einander ab, wie z. B. in der Fingalshöhle. An vielen Stellen erkennt man noch die Lavaströme, denn der Fels ist nach allen Seiten hin zerrissen und gespalten, doch findet sich keine Erde in diesen Zwischenräumen. Die Bakoa flüchten vor den Feinden in diese Höhlen, aus denen es wegen der weitgehenden Spalten und Risse unmöglich ist, sie „auszuräuchern“, wie es die Boers mit den Manikopane gemacht haben. Diese ungefähr sechs engl. Meilen lange Basaltmasse hat die östlich und westlich angrenzenden Felsen gehoben. Diese letzteren bestehen aus Silturschiefer, der den Grund des großen ursprünglichen Thales bildete und haben, wie alle jüngeren vulkanischen Felsen dieser Gegend, eine heiße Quelle, die genannte Serinane, in der Nähe hervorsprudeln gemacht.

In die nördlich von diesen Höhenzügen gelegene Ebene gelangte der Zug durch den Einhornspäß, der auch Borapora genannt wird, d. h. „rieselndes Wasser“ nach einem durchfließenden Strome genannt wurde. Dies Wasser gehörte dem Mahalapi an, welcher sogenannte Fluß kaum diesen Namen verdient. Von diesen Höhen gesehen, erscheint die große Fläche im Norden dunkelgelb von dem mit Stachelpflanzen bedeckten Graswuchse auf Sandboden. So ist den größten Theil des Jahres gelb oder dunkelbraun die vorherrschende Farbe. Nur auf den Bakuena-Hügeln wachsen grüne Bäume bis auf den Gipfel und auch in den Thälern trifft man oft das lieblichste Grün. Weiterhin in den Ebenen kommt viel Hochwald vor, doch stehen die Bäume so weit von einander, daß man bei einiger Vorsicht mit Wagen zwischen ihnen durchfahren kann.

Europäisches Getreide könnte in all diesen Landstrichen nur bei künstlicher Bewässerung gedeihen; die Eingebornen bauen nur Durrha (*Holcus Sorghum*), Mais, Kürbisse, Melonen, Gurken und verschiedene Bohnenarten. Die Feldarbeit wird von den Weibern mit Hacken verrichtet, wie bei den Kaffern. Die Männer gehen auf die Jagd, melken die Kühe und führen die Aufsicht über das Vieh; sie bearbeiten die Häute und verfertigen die Kleider.

Am 20. Januar traf Livingstone in Letlotſche ein, dem nördlichen Zielpunkte von Cumming's Reisen, der 5 Jahre hintereinander in diesen Gebieten der Jagd oblag und zwar mit ebenso viel Geschick als Glück. Sein Buch giebt über seine Abenteuer einen wahrheitsgetreuen Bericht, doch würde es, da auch andere Engländer nach ihm viel hier gejagt und erlegt haben, kaum noch möglich sein, solche Erfolge wie Cumming zu erlangen.

Jenseits Letlotſche trafen die Reisenden noch in Kaane gute Wasserbrunnen, wo sie sich für die 60 Meilen Land ohne Wasser, das jetzt vor ihnen lag, mit Vorräthen versahen. Zu demselben Zwecke fanden sich viele Buschweiber an dem Weiher ein. Sie füllten die unentbehrliche Flüssigkeit in Straußeneierschaalen, die sie sorgfältig verstopft und in großmaschige Rohrnetze verpackt mühselig heimischleppten. In Botlakani traf Livingstone einen alten Buschmann, den er zu einer Abendmahlzeit aus Fleischspeisen zu sich lud und zutraulich machte. Der alte Schelm wurde gesprächig, theilte Abenteuer mancher Art aus seinem Leben mit und gedachte auch der Ermordung von fünf anderen Buschmännern. „Zwei,“ sagte er und zählte es an den Fingern ab, „zwei waren Weiber, eins ein Mann, und die beiden letzten Kälber.“ — „Was für ein erbärmlicher Mensch bist Du, daß Du Dich rühmst, Weiber und Kinder Deines eigenen Volkes getödtet zu haben! Was wird Gott sagen, wenn Du vor ihm erscheinst?“ — „Er wird sagen,“ antwortete er, „daß ich ein recht geschickter Kerl bin!“ — Livingstone war lange geneigt, den Alten für äußerst unmoralisch, dumm und zu rechnungsunfähig zu halten, bis er allmählig merkte, daß der Alte zwischen Gott und seinem Häuptling kaum einen Unterschied zu erkennen wußte und letzteren mindestens mehr respectirte.

Am 8. Februar 1853 ging Livingstone über Motlatſa den Mokoſo entlang ostwärts, der einst, wie sich noch Manche zu erinnern mußten, ein wasserreicher Strom war. Nach einem Gewitter sah Livingstone ihn einmal in alter Pracht gegen Norden strömen, doch läßt er es unentschieden, ob das seine ursprüngliche Richtung gewesen sei. Zwischen Botlakani und Ntſchokotſa paſſirte er den kleinen Brunnen Drapa; ein anderer Brunnen, Thutſa, lag eine kleine Strecke rechts vom Wege. Sein Wasser war salzig und hatte eine abführende Kraft. Etwa 10 Meilen nordöstlich von Drapa liegt die Salzpfanne

Tschuantsa, mit einer $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Salzkruste, aus der die Eingebornen durch Zusatz des Saftes einer Gummipflanze und durch Trocknen in heißem Sande den salpetersauern Kalk niederschlagen, das Mittel, um das Salz schmackhaft und gesund zu machen.

Dann wurde die Kesseltiefe Ntetwe überschritten, welche die Breite eines großen See's hat und dessen Boden wie der der ganzen Umgegend aus Kalktuff mit einer dünnen Erdschicht darüber bestand. Reich war die Gegend besonders an Baobab- und Mopaneebäumen (*Bauhinia*), der durch den geringen Schatten bemerkenswerth ist, den sein Laub während der Tageshize bietet. Um diese Zeit fallen die Blätter nämlich zusammen und stehen fast senkrecht, so daß nur ihre Spitzen Schatten werfen. Auf diesen Blättern kommen in großer Zahl die Larven eines geflügelten Insect's (*Psylla*) vor, die mit einem süßen Gummi überzogen eine Leckerei der Eingebornen sind und fleißig gesammelt werden. Auch drei Zoll lange Raupen, *Lopane*, die von den Blättern leben, sind als Nahrungsmittel beliebt.

Auch die *Bauhinia* hat, wie der Baobab, eine auffallende Vegetationskraft und bricht schwere Felsen, die der Entwicklung seiner Wurzeln hinderlich sind, auseinander. Sein rothes Holz ist hart und schön, weshalb es von den Portugiesen Eisenholz genannt wird. Bemerkenswerth ist noch, daß von diesem Baume bis Angola hin die Sage geht, er werde vom Blitze ganz besonders aufgesucht und weit häufiger getroffen, als alle übrigen Bäume. Umgekehrt soll der *Morala*, der an den Zweigen drei einander gegenüberstehende Dornen hat, das electrische Fluidum nie anziehen, weshalb die Eingebornen wie auch die Portugiesen gern bei Gewittern unter ihm Schutz suchen. Letztere befestigen sogar seine Zweige wie Blitzableitern an den Giebeln ihrer Häuser.

In Unku betraten die Reisenden einen Landstrich, dem kurz vorher erquickende Regengüsse zu Theil geworden war und der sich durch sein lachendes Ansehen vortheilhaft von der traurigen Dede unterschied, durch die der Marsch so lange geführt hatte. Alles war mit schönem, grünem Grase bedeckt, die Wälder standen in voller Blüthe, die Flußbette und Weiher waren voll Wasser und lustig zwitscherten die Vögel in den Bäumen. Vom 1. März an stieg die Hize aber so, daß das

Thermometer auf der Erdoberfläche in der Sonne 125°, drei Zoll tiefer 138° und in dem Wasser der Tümpel 100° zeigte.

Nordwärts von Kamakama stand das Mahonono-Gebüsch so dicht, daß drei Tage unausgesetzt die Aexte gebraucht werden mußten, um den Weg nur einigermaßen leidlich zu machen. Der Mahonono hat schöne silberfarbene Blätter und eine süße Rinde, die eine Lieblingsnahrung der Elephanten ist. Auch Lotos und viele andere Pflanzen von starken Wohlgerüchen kommen hier so viel vor, daß sie heftiges Niesen verursachten. .

Am 10. März erkrankten vier Leute am Fieber und in den folgenden Tagen alle übrigen, so daß nur Livingstone und ein Bakuenanabe frei blieben und sich allein mit der Pflege der Kranken und der Versorgung des Viehs beschäftigen konnten. Nur selten hatte unser Reisender Muße, ein Zebra oder einen Büffel für die Küche zu schießen, doch hatte er Gelegenheit, manche schätzenswerthe Ausrüstung von den Eingebornen zu erhalten. So zeigten sie ihm die Raupe, Ngwa genannt, mit deren Saft sie ihre Pfeile vergiften und der so giftig ist, wie Leichengift. Auf Löwen wirkt es fürchterlich. Sind sie mit vergifteten Pfeilen getroffen, so hört man sie lange Zeit verzweifelt brüllen, sie beißen in dem Todestampfe in die benachbarten Bäumen und in die Erde, bis sie verenden. Solche Vergiftungen heilen die Buschmänner, wie sie sagen, sehr glücklich dadurch, daß sie den Vergifteten die Raupen mit Fett vermischt eingeben. Auch reiben sie die Wunde mit Fett ein und geben als naiven Erklärungsgrund der Wirkung an: „Der Ngwa braucht Fett, und wenn er keines im Körper findet, so stirbt der Mann; wir geben ihm, was er braucht, und er ist zufrieden.“ Castoröl mit dem Balsam gewisser Pflanzen (?) fand Pater Pádro, ein Jesuit, sehr wirksam. Aus Schlangenbissen entfernt man das Blut durch Schröpfköpfe, aus Skorpionstichen drückt man es mit einem Uhrschlüssel und bestreicht die Stelle zur Linderung des Schmerzes mit einer Salbe aus Fett und Brechwurzel.

Als die Kranken auf der Besserung waren, ließ Livingstone das Lager bis an die Ngwahügel vorwärts bewegen, da er überzeugt war, daß auch die Luftveränderung zu ihrer vollständigen Herstellung beitragen würde. Der Hauptberg ist gegen 400 Fuß hoch und gleich nördlich von demselben liegt das Thal Kandehy, der schönste Punkt

in diesem Theil des inneren Afrika's. Durch die von verschiedenfarbigen Waldbäumen umgebene Richtung schlängelte sich ein Flüsschen. Eine Herde rother Antilopen stand an der einen Seite, nahe bei einem großen Baobab; sie schauten nach uns und wollten den Hügel hinauf-eilen, während Gnu's, Tsessebe's und Zebra's die Eindringlinge bestürzt anstaunten. Einige weideten sorglos, andere drückten ein gewisses Miß-vergnügen aus, wie diese Thiere oft thun, ehe sie fliehen. Ein großes, weißes Rhinoceros schritt langsam durch das Thal, ohne von den Reisenden Notiz zu nehmen; es schien, als suche es ein Schlammbad. Mehrere Büffel mit dunklen Köpfen standen erwartungsvoll unter den Bäumen. Es war Sonntag und ganz still, so daß Livingstone in dem Genusse englischer Sonntagsheiligung um so ungestörter schwelgen konnte.

Die freien Buschmänner, die als Führer gedient hatten, wurden hier abgelöhnt, doch traten andere sofort an ihre Stelle, von dem Hau-ber der Baarzahlung wie elektrisirt. Alles Wild sammelte sich wie ge-zähmtes Hausvieh um das kleine Lager, besonders staunten Kudu's und Giraffen die ungewohnte Erscheinung an. Livingstone schilderte den Zustand wie den der Paradiesbewohner vor dem Sündenfall. Sogar ein Löwe umwandelte mit feierlichem Gebrüll die Stelle, ließ aber Gebüsch zwischen sich und dem Feuerrohre des Engländers. „So konnte ich nicht sehen,“ berichtete derselbe, „ob er eine Mähne hatte. Wo nicht, so sieht man hieraus, daß auch Löwen ohne Mähnen brüllen.“

Auch auf dem Weitermarfche blieb die Landschaft überaus ange-nehm. In der weiten Ebene mit üppigem, prächtig frischem Grase, das die Wagen überragte, waren zahlreiche Brunnen gegraben, an den Datteln, Palmen und Banianen (*Ficus indica*) rankten üppige Reben empor. Viele von den Bäumen waren Livingstone auf seinen häufigen Wanderungen noch nie vorgekommen. In Thalbecken fanden sich große Wasseransammlungen, auch Rinnfale von 4 Fuß Tiefe und 40 Fuß Breite waren nicht selten. Der Sanschureh, den man endlich er-reichte, war von solcher Wasserfülle, daß es unmöglich war, ihn zu passiren und Livingstone lange am Ufer hinzog, um eine Furth zu finden. Endlich ging er mit einem kleinen Ponton, einem Geschenke des Capitain Codrington, über und drang in Gesellschaft einiger

Buschmänner 20 engl. Meilen vor, um den Tschobe zu erreichen, doch mußte er lange vergeblich suchen. Ein dichter, mächtig ausgedehnter Rohrwald von 6 bis 7 Fuß Höhe, der jede Aussicht verwehrt und unter dem das Sumpfwasser oft sehr tief war, zwang zum Einschlagen einer andern Richtung. Darüber brach die Nacht ein, es wurde ein Feuer gemacht und als es emporloderte, schoß Livingstone ein Letzche, so daß es auch an einem guten Braten nicht fehlte. Beim Holzsuchen fand er ein Vogelnest, „das aus Blättern bestand, welche mit Spinnwebfaden zusammengereiht waren. Die Faden waren durch kleine Löcher gezogen und zu Karten verschlungen. Leider verlor ich es.“

Die Nacht war kaum gewichen, als die Reisenden einen hohen Baum erstiegen, um einen Ueberblick über die Umgegend zu gewinnen, und nun sahen sie, aber in beträchtlicher Ferne, eine schöne, große Wasserfläche, die sich als der breitere Theil des Tschobe, der hier sogenannte Zabesa, auswies. Aber schwer war es, an seine Ufer zu gelangen, denn der undurchdringliche Rohrwald bedeckte fast die ganze Umgebung des Flusses. Aber es mußte gelingen. Einige von Rohr freie Stellen gaben die Richtung an, Flußpferdpfade wurden weiter benutzt, das Rohr, die Papyrusstauden, die Schilfgräser, von festen Rankengewächsen zusammengehalten und oft zu einer festen Masse verzahnt, es mußte biegen oder brechen. Es gelang endlich, das freie Wasser zu erreichen, freilich waren nicht bloß die Kleider zerrissen, die sägeförmigen Schilfe hatten auch die Leiber der Reisenden arg zerfetzt, aber der Tschobe war erreicht, und als Livingstone hineinging, um das klare Wasser zu untersuchen und sich desselben zu erfreuen, ging es ihm sofort bis an den Hals.

Oft in Schweiß gebadet, aber bald wieder durch das köstliche Wasser erfrischt, zog unser Reisender den ganzen Tag am Ufer hin, von dem er des hohen Schilfes wegen freilich nur wenig zur Zeit sehen konnte. Dazu war nur auf Inseln im Rohrwalde an eigentliches Gehen zu denken. Oft war es nicht möglich, die Papyrusstauden mit vereinter Kraft nieder oder zur Seite zu drücken. Nach einem schweren Tage wurde Abends in einer verlassenen Bayeye-Hütte das Lager aufgeschlagen; sie stand auf einem freien Flecken mitten im Schilf und zwar auf einem Ameisenhügel, aber sie gewährte doch Schutz vor den Moskito's und dem kalten Thau, der bald zu fallen

begann. Aber welch ein Getöse, Gesurre, Geschwirre der merkwürdigsten Töne während der ganzen Nacht aus dem vom Wind bewegten, und von den verschiedenartigsten Thieren wimmelndem Schilfmeere! Schon am Tage hatte Livingstone Wasserschlängen und Ottern (*Lutra inunguis*. F. Cuv.) gesehen, die ihre Köpfe emporstreckten und hin und herschwammen. Die interessantesten und seltensten Vögel hüpfen im Schilf hin und her und manche gaben gar unheimliche, der Menschenstimme ähnliche Töne von sich. Oft kam Etwas an die zum Schläfe vergeblich Niedergekauerten heran, als lande ein Kanoe oder ein Flußpferd, aber sie späheten vergeblich aus. Sie schossen nach der Gegend, wo es sich regte, aber vergeblich. So wurde die Nacht unbehaglich genug verbracht und am andern Morgen das Ponton und das Lager wieder aufgesucht, um die Ufer weiter vom Wasser her zu untersuchen.

Unterwegs kamen sie an Ameisenhügeln vorbei, die in der auffallend flachen Ebene wie Berge erschienen und durchschnittlich doch wenigstens 30 Fuß hoch waren. Einige hatten dazu einen solchen Umfang, daß Bäume auf ihnen wuchsen, während das jährlich überschwemmte Land nur Gras trägt.

Von einem solchen Ameisenberge aus gelang es einen Pfad zu sehen, auf dem das Ponton ziemlich bequem bis an den Tschobe geschafft werden konnte, und nun gab sich unser Reisender erfreut dem Genuße hin, den fast noch ganz unbekannten Fluß, der an 200 Fuß breit war, auf und ab zu befahren. Einmal ruderten sie über ein gewaltiges Flußpferd hin, das aber mehr selbst erschreckt als gefährlich war, indem es beim Anblick der ungewohnten Erscheinung untertauchte und in der Tiefe verschwand. Bis Sonnenuntergang ließ sich Livingstone auf dem Tschobe hinrudern, stets zwischen den festen Schilfmauern hin. Erst gegen Abend fanden sie das Makololo = Dorf Moremi, wo sie von den auf's Aeußerste überraschten Einwohnern gastfreundlich aufgenommen wurden.

Andern Morgens wurde die Heimfahrt nach dem Lager zum größten Theil über überschwemmtes Land bald bewerkstelligt, aber nicht Alles bei gutem Wohlsein angetroffen. Die Gegend, in der das Vieh weidete, war von der Tsetse beherrscht und Livingstone hatte die Unvorsichtigkeit seiner Leute mit dem Verluste von zehn prächtigen Ochsen zu bezahlen. Vorausgeschickte Boten hatten die Makololo in Linyanti

von Livingstone's Ankunft benachrichtigt. Mit einer Anzahl Barotse erschienen ihre Abgesandten nach einigen Tagen, um bei dem Uebergang über den Tsotbe behülflich zu sein, und sie bewerkstelligten ihn auf bewundernswerthe Weise. Sie schwammen und tauchten zwischen den Ochsen, mehr Alligatoren, als Menschen ähnlich, auf und unter, nahmen die Wagen auseinander und brachten sie auf zusammengebundenen Rähnen hinüber. Nach einer Reise von 30 Meilen traf der Zug in Linyanti, der Hauptstadt der befreundeten Makololo, am 23. Mai 1853 wohlbehalten ein.

In Linyanti, einer Stadt von sechs bis sieben tausend Einwohnern, war nach Sebituane's Tode große Unordnung eingerissen, und da Livingstone hier längere Zeit verweilte, so hatte er Gelegenheit, Augenzeuge und Theilnehmer der interessantesten öffentlichen Verhandlungen zu werden. Sebituane hatte, wie wir gehört haben, seine Tochter Mamot Schisane zu seiner Nachfolgerin über die Makololo ernannt, vorher aber schon einen nahen Verwandten, Namens Mpepe, erwählt, um über die Mapato zu herrschen, und die sämtlichen Viehherden zu beaufsichtigen. Um dieses doppelte Amt zu wahren, zog Mpepe in die Hauptstadt Kaliele, doch ließ sein Verfahren bald erkennen, daß er unredliche Absichten hatte, und sich zum unabhängigen Herrscher machen, und Sebituane's Macht nach dessen Tode an sich reißen wollte. Sebituane hätte ihn deshalb gern hinrichten lassen, fürchtete sich aber vor den Zauberkünsten, welche Mpepe mit Hülfe mehrerer Barotse gegen ihn in einer eigens dazu erbauten Hütte vornahm. Sein sehnlichster Wunsch war gewesen, seine letzten Lebensjahre in Ruhe zubringen zu können, „zu schlafen“, wie er es nannte. Nachdem er sein ganzes Leben hindurch gekämpft hatte, trug er ein merkwürdiges Verlangen nach Frieden und Ruhe. Und auch deshalb hörte er mit Vergnügen von der Ankunft der Weißen, und reiste ihnen sogar bis nach Gesheke, wo er starb, entgegen. Er hatte die Idee, die Weißen würden ihm durch ihren „Topf, mit dem sie die angreifenden Feinde verbrannten“ (eine Kanone), volle Ruhe und Sicherheit vor seinen Feinden verschaffen können. Wir haben gehört, wie schnell ihn der Tod dahinraffte.

Die Verwirrung, in welche das Reich nach seinem Tode gerieth, wurde außer durch die Herrschgелüste Mpepe's noch dadurch sehr ge-

steigert, daß Mamot Schifane sich keineswegs gern und leicht zu der Uebernahme der Häuptlingswürde entschlossen hatte; denn als Häuptling konnte sie nicht heirathen, wie andere Mädchen, und wie sie es aus natürlichen Gründen recht von Herzen wünschte, sondern sie mußte freier Herr ihrer selbst, ihres Hausstandes und ihres Volkes bleiben. Zu diesem Zwecke hatte Sebituane in einer eigenthümlichen Verblendung beschloffen, sie keinem Manne zu verheirathen, sondern angeordnet, daß sie Herr bleiben und dabei so viele Männer sollte nehmen dürfen, als ihr beliebte. In der That meinte er, sie würde es mit den Männern so halten können, wie er mit den Weibern. Da nun diese Männer aber schon Weiber hatten, so waren die Letzteren nicht wenig auf die Prinzessin erbost, und setzten ihr mit schlimmen Stichelreden nicht wenig zu. Ein Mann, von dem sie einen Sohn erhielt, wurde ihre Frau genannt, und ihr Sohn, das Kind von der Frau der Mamot Schifane.

Aber die ganze Sache war der Prinzessin selbst so zuwider, daß sie gleich nach Sebituane's Tode erklärte, sie würde nie einwilligen, über die Makololo zu herrschen, so lange sie noch einen Bruder am Leben habe.

Dieser Bruder, auf den sie hinwies, war Seketu, ein junger Mann von achtzehn Jahren, von dunkelgelber Farbe, wie Milchaffee, auf welche Farbe die Makololo sehr stolz sind, weil sie sich durch sie von den schwarzen Stämmen an den Flüssen deutlich unterscheiden. Er war fast sieben Fuß hoch, aber wenn auch nicht von der Geschicklichkeit und Tüchtigkeit seines Vaters, doch von derselben Freundlichkeit gegen die Engländer. Nach der Häuptlingswürde verlangte er keineswegs; vielmehr drang er in seine Schwester, in ihrer Stellung zu bleiben, und gab ihr das feste Versprechen, die Makololo-Krieger als Führer in die Schlacht zu geleiten und sie selbst in jeder Hinsicht in den Regierungsgeschäften zu unterstützen. Drei Tage lang dauerten die Verhandlungen. Mpepe, der sich vielleicht noch mehr vor Seketu fürchtete, als dieser vor ihm, hatte das Gerücht verbreitet, derselbe sei nicht der gesetzliche Nachfolger Sebituane's, da seine Mutter vor ihrer Verheirathung mit Sebituane die Frau eines andern Häuptlings gewesen sei. Ebenso hatte er portugiesische Mischlinge, die Eclavenhandel zu betreiben wünschten, in das Land gerufen, die ihm jede Unterstützung ihrerseits vorspiegelten,

seine Empörung in Wahrheit aber deshalb nur beförderten, um im Irüben fischen und möglichst viel Gefangene als Sklaven fortführen zu können. Das plötzliche Erscheinen Livingstone's auf dem Schauplatze der Handlung war ein starkes Gegengewicht gegen ihre Absichten und ihre Interessen. Sie hatten eine große Anzahl Mambari und bewaffneter Sklaven bei sich, mit deren Hülfe sie einen großen Streich ausführen zu können hofften, doch flohen die Mambari eiligst in ihre Heimath zurück, als sie von dem weißen Freunde der rechtmäßigen Herrscherfamilie hörten“.

Und Livingstone gab sich in der That jede Mühe, Seseletu zum Eingehen auf die Wünsche seiner Schwester und zur Annahme der Häuptlingswürde zu bestimmen. Mamot Schifane selbst erhob sich in der Versammlung und redete sie mit Thränen in den Augen an: „Ich war Häuptling, nur weil mein Vater es wünschte. Ich hätte mich viel lieber verheirathet und eine Familie gehabt, wie andere Frauen. Du, Seseletu, mußt Häuptling werden, und Deines Vaters Haus erbauen.“

Der Herold rief, ebenfalls in dem festen Vertrauen, daß Livingstone ihm zur Herstellung geordneter Verhältnisse würde behülflich sein können, denselben mit in die Versammlung, indem er in schmeichelndem Tone sprach: „Sehe ich nicht den weißen Mann? Sehe ich nicht den Genossen Sebituane's? Sehe ich nicht den Seseletu's? Ach Herr, wir möchten gerne schlafen, verschaffe Deinem Sohne Schlaf, Herr.“

Und es gelang. Seseletu wurde in die Häuptlingswürde eingesetzt, aber er fühlte sich in derselben sehr unsicher, und schien seiner baldigen Ermordung gefaßt entgegen zu sehen, Mpepe's Zauberformeln mußten von großer Kraft sein, denn Sebituane's Tod leitete er von denselben her, und fürchtete, daß sie und die Zauberhütte, wie auch Sebituane selbst gesagt hatte, seinem Nachfolger verhängnißvoll werden würde. Und wenn nicht durch seine Zaubermittel, so war Mpepe jedenfalls durch seine Verbindung mit den portugiesischen Sklavenhändlern gefährlich, deren gewöhnliche Politik, wie schon gesagt, darin besteht, Unfrieden zu stiften und sich mit Hülfe der Stärkeren des Eigenthumes der Schwächeren zu bemächtigen. Sie hielten lange, geheime Conferenzen mit Mpepe, in denen beschloffen wurde, er solle den ersten Streich führen.

Er versah sich daher mit einer kleinen Streitart, in der Absicht, Sefeletu zu tödten, sobald er ihn träfe.

Und zu diesem Fürstenmorde hätte beinahe Livingstone selbst den äußeren Anlaß gegeben. Als er nämlich seine Absicht äußerte, den Zanabesé hinaus zu fahren, um eine für eine Missionsstation gesunde Gegend ausfindig zu machen, erbot sich Sefeletu freiwillig, ihn zu begleiten. Gern nahm Livingstone das Anerbieten an und so waren sie zusammen etwa 60 Meilen weit bis in der Gegend von Seschefe gekommen, als plötzlich Mpepe in ihrer Nähe erschien und all' seinen Leuten erklärte, daß er jetzt den jungen Häuptling tödten würde. Mit seiner Streitart sprang er von einem Seitenweg auf ihn zu und würde vielleicht seine mörderische Absicht erreicht haben, wenn Sefeletu nicht schneller als er gewesen und mit Windeseile davon gerannt wäre.

Der junge Fürst hatte sich in einer Hütte des nächsten Dorfes verborgen, wo Livingstone, ohne damals eine Ahnung von der Gefahr seines jungen Freundes zu haben, wieder zu ihm stieß und sich bei ihm niederließ. Da trat Mpepe mit seiner Streitart ein, aber sei es, daß die Anwesenheit des Weißen ihn erschreckte, obgleich er dieselbe vorher wußte, sei es, daß er zu dem Streiche in dem engen Raume nicht auszuholen konnte, er zögerte mit dem Angriffe und wagte auch nicht, den Beiden nachzuspringen, als sie die Hütte verließen. „Komm mit mir,“ sagte Sefeletu zu Livingstone, „ich will Dir die Hütte zeigen, in der Du schlafen sollst.“ Damit gingen sie zwischen Mpepe's Leuten durch, die sämmtlich in Waffen waren. Als Livingstone fragte, wie das geschehen dürfe, da es bei den Hütten des Häuptlings verboten sei, sich in Waffen zu zeigen, sagte Sefeletu kaltblütig: „Mpepe will mich tödten!“ Aber der Entschluß des jungen Mannes war jetzt gefaßt.

Als Mpepe Abends am Lagerfeuer saß, trat einer von Sefeletu's Unterhäuptlingen, Nokwane, mit Schnupftabak hinzu, als wolle er sich wärmen und eine Priße nehmen. Mpepe sagte zu ihm: „Nsepisa!“ — „Gieb mir eine Priße!“ — Aber als er seine Hand danach ausstreckte, erfaßte sie Nokwane, während ihn ein anderer Mann an der anderen Hand ergriff. Beide führten ihn sofort und ohne alles Aufsehen eine Meile weit seitab und stachen ihn mit Speeren todt. Dies ist die gewöhnliche Art der Hinrichtung und sie geschah so in der Stille, daß Livingstone, der nur einige Schritte davon entfernt in einer Hütte

lag und schlief, nicht das Geringste hörte und erst andern Morgens die geschehene Hinrichtung erfuhr.

Mpepe's Leute flohen zu den Barotse, Seseletu und Livingstone kehrten aber vor der Hand wieder nach Linyanti zurück, da es ihnen nicht rathlich schien, während der ersten Aufregung über Mpepe's Hinrichtung die Gebiete seiner Anhänger zu bereisen.

Raum angekommen, wünschte der junge Fürst auf's Dringendste zu wissen, was Livingstone gern hätte, und von ihm zu erhalten hoffe. Er solle Alles haben, was in und außer der Stadt sei, wenn er es nur nenne. Als Livingstone nun erklärte, daß seine Absicht nur sei, ihn und seine Familie zum Christenthum zu bekehren, antwortete Seseletu, er wünsche nicht, die Bibel lesen zu lernen, denn er fürchte, das möge sein Herz ändern, und ihn dahin bringen, wie Seselele, mit einer Frau zufrieden zu sein. Alle Einwendungen Livingstone's blieben erfolglos. Er wollte vom Christenthum nichts wissen, wenn er nicht wenigstens fünf Weiber behalten dürfe.

Zu den gottesdienstlichen Versammlungen ließ er durch den Herold einladen, und oft erschienen vier bis fünfhundert Personen. Meistens benahmen sie sich dabei sehr anständig, besonders die Frauen. Nur wenn sie beim Schluß des Gebetes mit niederknieten, und sich über ihre Kinder beugten, brachen diese in ein lautes Geschrei aus, als ob sie erdrückt zu werden fürchteten. Darüber begann zuerst die ganze Gesellschaft zu lachen, und so wie sie das Amen hörten, schlugen sie ein lautes Gelächter auf. Der Gottesdienst bestand darin, daß zuerst ein kleines Stück aus der Bibel vorgelesen, und dann eine möglichst kurze Erklärung des Vorgelesenen beigefügt wurde, um der Ermüdung und dem Mangel an Aufmerksamkeit vorzubeugen. Mißlich war es, daß diese Handlungen immer unter freiem Himmel vorgenommen wurden, und also sehr laut zu großen Massen gesprochen werden mußte. So verschlimmerte sich Livingstone's Halsleiden eher, als daß es sich verlorren hätte.

Die Makololo wollten sich lange nicht entschließen, lesen zu lernen. Zuerst entschloß sich Seseletu's Schwiegervater, Motibe, dazu, sich an das geheimnißvolle Buch zu wagen. Und er kam sich dabei, nach seinem eigenen Ausdrücke, vor, wie der Arzt, der eine Arznei kostet, ehe er sie seinem Patienten darreicht. Er fürchtete, daß das Alphabet

irgend ein verborgenes Gift enthalten möchte. Erst, als er das Alphabet überwunden hatte, machten auch Sefeletu und seine jungen Genossen den Versuch. Der junge Häuptling achtete dabei immer besonders auf die Aussprüche der Bibel über Vielweiberei, und wollte die Stellen nicht gelten lassen, die ihn bei seinem Uebertritt gezwungen hätten, seine Frauen, bis auf Eine, wegzuschicken.

Bald fingen Viele das Studium des Alphabets an und unterrichteten sich gegenseitig darin. Ehe sie jedoch große Fortschritte gemacht hatten, befand sich Livingstone auf dem Wege nach Loanda, an der afrikanischen Westküste.

Die Makololo = Frauen bringen dem Spiegel dieselbe Huldigung, wie alle Frauen dar, und besuchten Livingstone häufig, um in seinen Spiegel schauen zu dürfen. Livingstone gewährte ihre Bitte gern und gab scheinbar nicht Acht auf die Bemerkungen, welche sie beim Hineinschauen machten. So konnte er wörtlich folgende Aussprüche notiren: „Bin ich das? Was für einen dicken Mund habe ich? Meine Ohren sind so dick wie Kürbisblätter. Ich habe ja gar kein Kinn! Ich wäre ganz schön, aber die hohen Backenknochen entstellen mich. Sieh, wie mir mein Kopf empor steht!“ Und bei diesen Scherzen lachten sie laut. Sie bemerkten recht gut die Fehler aneinander, und gaben sich treffende Spitznamen. Einmal kam ein Mann allein, um sich in Ruhe im Spiegel betrachten zu können, während er dachte, Livingstone schliefe. Nachdem er seinen Mund nach allen Seiten hin verzogen hatte, murmelte er für sich: „Man sagt, ich sei häßlich, — und wahrhaftig, wie häßlich bin ich!“

Die Einkünfte, welche Sefeletu als Häuptling erhielt, ebenso der Tribut, welchen die unterworfenen Stämme, Makalaka genannt, entrichteten, bestanden in Korn, Erdnüssen, Hacken, Speeren, Honig, Kähen, Rudern, Holzgefäßen, Tabak, Elfenbein, gegerbten Häuten, getrockneten Früchten und dergleichen mehr. Gleich nach der Ablieferung ist es ein Ehrengeschäft des Häuptlings selbst, alle diese Sachen sofort unter seine Schmarotzer zu vertheilen. Nur einen kleinen Theil, besonders das Elfenbein, behält er für sich, doch kommt auch dies Andern zu Gute; denn er verkauft es mit Zustimmung seiner Räthe und vertheilt den Erlös offen und frei an das Volk. Zu dieser Freigiebigkeit ist er indeß gezwungen, wenn er seine Popularität nicht auf das Spiel

setzen will. Es ist vorgekommen, daß Personen, die sich bei der Vertheilung übergangen wähnten, flüchtig wurden, und sich und ihre Heerden unter den Schutz anderer Häuptlinge stellten.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Linyanti brachen Livingstone mit Sefeletu und ungefähr hundertsechzig seiner Leute auf, und gelangte mit ihnen nach Maliele, der Hauptstadt des Barotselandes. Sefeletu war stets von seinen Mopato begleitet, wie seine Altersgenossen, gewissermaßen seine Leibgarde bildend, genannt werden. Setzte er sich, so sammelten sie sich um ihn. Die ihm zunächst Befindlichen essen mit ihm aus derselben Schüssel; denn die Häuptlinge der Makololo machen sich eine Ehre daraus, mit ihren Leuten zu essen. Er ißt zuerst ein wenig, dann winkt er seinen Nachbarn zu essen. Ist dies geschehen, so ruft er einen Weiterstehenden herbei, der die Schüssel von ihm in Empfang nimmt und sie den übrigen Genossen zuträgt. Soll ein Stück Vieh geschlachtet werden, so durchbohrt man ihm das Herz mit einem Wurfspeere, und sorgt, daß möglichst wenig Blut verloren geht, da dasselbe gewissermaßen die Bezahlung für Diejenigen ist, die das Thier geschlachtet haben. Bei den Makololo werden zunächst Buckel und Rippen für den Häuptling ausgeschnitten, bei den Bakuenta gebührt ihm die Brust. Nach der übrigen Zerlegung vertheilt der Häuptling die besten Stücke an die Vornehmsten des Hofes, dann fallen die Uebrigen über das Fleisch her, zerschneiden es in lange Streifen, und werfen soviel auf einmal in's Feuer, daß es beinahe erlischt. Halbgebraten und brennend heiß wird dasselbe dann bald herumgereicht, jeder nimmt einen gehörigen Bissen, aber Keiner, außer dem Häuptlinge, hat Zeit zum Kauen. Indeß verlangen sie auch nicht nach Genuß beim Essen, sie wollen nur in kürzester Zeit möglichst Viel in sich hineinstopfen, denn Niemand darf noch einen Bissen essen, wenn die andern fertig sind. Sie essen nur in Gesellschaft und haben großen Abscheu davor, daß Jemand allein ißt. Livingstone machte ihnen dieser Eigenthümlichkeit halber gern die Concession, stets einen von ihnen mit sich essen und trinken zu lassen. Sefeletu liebte besonders gezuckerten Kaffee, und sagte: „Dein Herz liebt mich, denn mein Herz wird warm, wenn ich mit Dir esse. Der Kaffee der Griqua's schmeckt mir nicht halb so gut, denn sie lieben nicht mich, sondern mein Elfenbein.“

Die Reise durch diese bevölkerten Gegenden hatte ebenso ihre großen Schattenseiten, wie früher die durch unbedölkerte. Es wimmelte von Ungeziefer jeder Art. In seinem Zelte schlafend, begegnete es Livingstone oft, daß die Mäuse ihm über das Gesicht liefen und daß hungrige, herrenlose Hunde inzwischen die Schuhe bis auf die Sohlen auffraßen. Sicherer legte man sich in den Dorfhütten nieder, aber wie war eine solche Hütte? Eine 4 Fuß hohe Lehmmauer mit einer so niedrigen Thür, daß man, selbst wenn man sie auf allen Vieren betreten wollte, sich noch bücken mußte. Das Dach, aus Rohr oder geraden Stecken gemacht, hat die Gestalt eines Chinesenhutes und ist mit Bastseilen festgemacht. Wenn diese Hütten nun auch am Tage guten Schatten gewähren und in sehr heißer Zeit kühl genannt werden müssen, so sind sie doch ohne alle Ventilation und fast allzu eng. Die Lagerstellen bestehen aus harten Binsenmatten, auf denen ein Ungewohnter sich bald durchschlägt.

Die Ueberfahrt über den Zambesi wurde bei dem Dorfe Katonga bewerkstelligt, wo der Fluß eine Breite von 600 Ellen hat. Was den Namen des Flusses betrifft, so hat es damit dieselbe Verwandtniß wie mit dem Namen des Niger. Der Name, wie verschiedenartig er klingt, hat nur eine Bedeutung, nämlich „Fluß“ oder „großer Fluß“, und alle Namen sind nur dialectische Verschiedenheiten. Die Barotsche nennen ihn Leeambye oder Liambai, anderswo heißt er Luambeji, Luambesi, Ambezi, Dijmbesi, Zambesi u. s. f. Letzterer Name ist der in Europa üblich gewordene, weshalb wir denselben ausschließlich gebrauchen. Auch Eschefe bedeutet eine Beschaffenheit der Stelle, an der die Stadt liegt, nämlich „weiße Sandbänke“. Es gibt mehrere Orte desselben Namens im Barotsche-Thale.

Livingstone beschloß zunächst den Fluß aufwärts zu fahren und Eseketu unterstützte ihn in jeder Weise. 33 Rähne wurden mit 160 Ruderern bemannt, Livingstone selbst wählte für sich ein Fahrzeug von 34 Fuß Länge und 20 Zoll Breite, das Fahrzeug des Häuptlings war noch größer, andere waren kleiner, aber alle gingen schnell voran. Die Ruderer standen aufrecht und hielten sehr genau Takt, obwohl sie von einer Seite auf die andere gehen, je nachdem die Strömung es verlangt. Ist der Fluß stellenweise flach, so werden Stangen zum Fortstoßen benutzt.

Obgleich stromaufwärts, ging die Fahrt doch schnell und im schönsten Takte. Nur als der Wind sich einmal stärker erhob und die Wellen des Zambesi unruhig wurden, schlug der Kahn des Makololo-Arztes, der mitgenommen war, um, die Ruderer retteten sich durch Schwimmen, er selbst, des Schwimmens unkundig, ertrank, ohne daß von dem Verluste viel Notiz genommen wurde. Livingstone empfand indeß das stolze Vergnügen, als der erste Europäer diesen majestätisch prächtigen Strom zu befahren. Oft wurde er über eine Meile breit und schloß Inseln von drei bis vier Meilen Länge ein. Ufer und Inseln waren mit dem üppigsten Baumwuchs bedeckt, der das Auge des Europäers um so mehr überraschte, als manche Bäume, wie die Banianen, die hart am Wasser standen, von den Zweigen aus neue Wurzeln in den Boden senken. Von ferne gesehen, erschienen manche Inseln wie runde Wälder, die im Schooße des herrlichen Stromes ruhten, die Schönheit anderer wurde bedeutend erhöht durch die Dattelpalmen mit ihren gefälligen Zweigen und ihrer frisch-grünen Farbe und durch die thurmhohe Palmgrapalme, die ihr federleichtes Laubwerk in dem wolkenlosen Aether schwanke ließ. Unregelmäßig geformte, oft wie gewellte Felsen zogen am Ufer hin, an dem nicht selten Elephanten sich zeigten. Der Boden weiter in das Land hinein ist fruchtbar und wird, wie auch die zahlreichen Dörfer bewiesen, fleißig zu Getreidebau benutzt. Außer mit dem Landbau beschäftigen sich die Einwohner viel mit der Jagd, besonders von Flußpferden, an denen der Fluß reich ist. Da die Isetse in dieser Gegend regiert, können sie keine Viehzucht treiben, doch arbeiten sie mit großem Geschick und sogar Geschmack mancherlei Holzwaaren, die weithin verkauft werden.

Bis Katima-Molelo war die Richtung des Zambesi eine westöstliche, oberhalb dieses Ortes kam er aus Nordosten, meist mit schneller Strömung und häufig durch Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen. Nur bei niedrigem Wasserstande hindern auch die Stromschnellen die Schifffahrt, die Wasserfälle sind dagegen jederzeit gefährlich. Die Fälle von Nambowe, Bombwe und Kale stürzen nur etwa fünf Fuß tief, dagegen der Fall bei Gonge dreißig Fuß. Ueberhaupt ist hier das Wasser so wild, daß es eine Meile weit nicht wohl zu befahren ist und die dreißig Kähne diese große Strecke am Ufer hingetragen werden mußten. Zu dieser Berrichtung sind die Bewohner des großen

Dorfes Gonge von Alters her gezwungen, wenn Makolole vorbeifahren. In einem, an 1500 Fuß weiten Bassin sammelt sich das Wasser, ehe es hinabstürzt und treibt stets große Steinblöcke mit sich, die das tosende Geräusch und Gefrach bei Unprallen auf die Felsbänke noch verdoppeln.

Um durch die zahlreichen Krümmungen nicht allzusehr gestört zu werden, gingen die Rachen stets von einer Seite zur anderen hinüber; nur zwischen den Felsen verläuft der Zambesi in gerader Richtung, dabei ist er an diesen Stellen seicht und bietet eine sehr breite und unvergleichlich schöne Wasserfläche. Dann folgten wieder Rohreinsassungen zu beiden Seiten, die ihren nicht unmalerischen aber einförmigen Charakter das ganze sogenannte Barotssethal hindurch nicht änderten. Ueber das Rohr hin überfah man das große, üppige Thal ziemlich bequem. Waldige, 2—300 Fuß hohe Hügelfetten begleiteten den Fluß und bildeten, indem sie 20—30 engl. Meilen auseinanderwichen, das an 100 engl. Meilen lange Barotssethal, das so ergiebig in jeder Hinsicht ist, daß die Barotse von ihm sagen, der Hunger ist hier etwas Unbekanntes, und mit großer Vorliebe dieser Gegend treu bleiben. Mitten durch strömt der Zambesi, der durch jährliche Ueberschwemmungen, wie der Nil in Unteregyp ten, Ursache der Weichheit des Bodens ist. Die Dörfer der Barotse sind vorsichtig auf die hervorspringenden Hügel gebaut, so daß sie von dem Hochwasser nicht leiden, das dem ganzen Thal das Aussehen eines Binnenmeeres mit vielen Inseln gibt. Diese Dörfer sind fast sämmtlich noch von dem großen Häuptling Santuru angelegt, der des Schattens halber auch Bäume jeder Art auf den Hügeln anpflanzen ließ, während die Thalsohle selbst gänzlich ohne Baummuchs ist. Ein Theil des Wassers bringt der Lebba-Fluß aus N.W., die Hauptmenge aber der Zambesi selbst aus dem N. und N.O.

Der Boden des Barotse-Thales ist so fruchtbar, daß man sehr leicht zwei Mal im Jahre erndten könnte, aber die Barotse beuten das große Thal nicht zum zehnten Theile aus. Das Gras, hoch und saftreich, giebt hier, wo die Tsetse nicht mehr regiert, den Rinderheerden reichliche Nahrung; sie gedeihen vortrefflich und geben viel Milch. Nur ist es nachtheilig für das Vieh, daß es bei Beginn der Ueberschwemmung den weiten Marsch in das höher gelegene Binnenland machen

muß. Größere Städte erbauen die Barotse nicht, sondern halten sich ihrer Heerden wegen nur in kleinen Dörfern zusammen.

Diese Fahrt auf dem Zambesi war gewissermaßen des jungen Sefeletu Huldigungsreise. Er empfing Gaben verschiedener Art, wo er anlegte, als er aber in dem Dorfe ausstieg, das Mpepe's Vater bewohnte, ließ er denselben und einen anderen Rathgeber Mpepe's, die gerathen hatten, Mpepe solle Sefeletu tödten und Mamot Schisane heirathen, kurzweg ergreifen und in den Fluß stürzen. Nofuane war es wieder, der das Urtheil vollstreckte, und die Mamberi mit heilsamer Furcht erfüllte. Von einem großartigen Strafacte, der halb und halb im Plane war, gelang es Livingstone den jungen Herrscher und seine Mopato-Genossen abzuhalten. Auch diese Hinrichtung hatte er gemißbilligt, doch hatten sie ihm mit Mamot Schisane's Worten geantwortet: „Du siehst, wir sind noch Boers, wir sind noch nicht gebildet!“

Die jetzige Hauptstadt des Barotse-Landes ist Naliele, wie gesagt, ein, wenn auch kleiner, doch um deswillen bemerkenswerther Ort, als sein Urbauer Santuru denselben auf einem künstlichen Hügel errichtet hat. Dasselbe war mit Pinangelo und anderen von ihm gegründeten Städten der Fall, doch hat der Zambesi, indem er sein Bett veränderte, diese künstlichen Hügel, die sicherlich Jahre lange Arbeit gekostet hatten, fast gänzlich wieder weggespült. Zwischen den Felsenüfern von Gonge steigt der Fluß wohl 60 Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserstand, hier erreicht er schon bei 10 Fuß die Dörfer, die er bei noch 3 bis 4 Fuß weiteren Wachsens sämmtlich überschwemmen würde.

So viel Livingstone forschte, konnte er doch nicht die geringste Notiz ermitteln, daß schon früher Weiße in diese Gegend gekommen seien. Schriftliches giebt es über die Geschichte dieser Völker nicht, doch würde sich, wenn Weiße je hier gewesen wären, eine Tradition dieses wichtigen Ereignisses erhalten haben, und wenn 300 Jahre seitdem verstrichen wären; dies ist nicht der Fall. Jetzt gaben Einzelne ihren Kindern die Namen der Ankömmlinge, bestimmten ihre Zeit nach dem „Besuch der Weißen“, wie es alte Sitte bei ihnen ist, aber auch aus diesen Merkzeichen ließ sich Nichts ermitteln. Livingstone ist ohne Zweifel der erste Europäer gewesen, der den Zambesi in seinem höheren Laufe beschiffte. Porto, ein portugiesischer Sklavenhändler, hat sich in L o a n d a allerdings gerühmt, er sei von dort bis Mosambique

vorgebrungen, doch erfuhr Livingstone von Ben Habib, er habe nur Briefe durch den Araber Ben Chombo dorthin mitnehmen lassen.

In Naliele erhielt Livingstone Besuch von einigen Mabari, die zu den Ambrada's gehören und südöstlich von Angola ihre Sitze haben. Sie reden die Bonda-Sprache, die mit der der Barotse, Balaye und sämtlicher Maffalaka eine Sprachfamilie bildet. Sie flechten ihr Haare in dreifache Zöpfe, die sie sorgfältig um den Kopf legen, und sind von vollkommener Schwärze; doch gibt es auch bereits Mischlinge unter ihnen von der eigenthümlichen krankhaft gelben Farbe.

Von Naliele unternahm Livingstone eines Tages einen Ausflug nach Katongo, das auf dem östlichen, von Wald bewachsenen Berg Rücken liegt und das von der jährlichen Ueberschwemmung nicht mehr erreicht wird. Das Land erhebt sich nur allmählig und enthält sorgfältig von den Balaye angelegte Gärten, in denen vorzüglich Mais, Hirse, Sorghum, Yamwurzeln, Zuckerrohr, Aronswurzeln, süße Kartoffeln, Maniok, Kürbisse, Melonen, Bohnen und Erdnüsse gezogen werden. Der Blick von der Höhe in das Barotsethal war von wunderbarer Schönheit. An verschiedenen Stellen sah man den prachtvollen Zambesi hervorschimmern, zwischen den zahlreich über die ganze Landschaft zerstreuten Dörfern weideten große Rindviehheerden und nur auf Bogenschußweite von ihnen entfernt Hunderte von Letische's in vollem Frieden. Die westlich das Thal begrenzenden Berge waren nicht sichtbar, da der Tag nicht vollkommen klar war.

Aber auch bei Katongo war die Gegend nicht so gesund und vor Fieberanfällen sicherstellend, wie Livingstone erwartet hatte. Um nun eine vollkommen geeignete Stelle zu finden, beschloß er, Seseletu in Naliele zurückzulassen und allein den Strom weiter hinauf zu verfolgen, denn bei dem starken Gefälle desselben hoffte er weiter oberhalb zu finden, was er suchte. Der junge Häuptling unterstützte ihn in jeder Weise und so war Livingstone bald 20 engl. Meilen weiter, was er aber fand, war Wald bis an das Flußufer und die Tsetsefliege, dieses kleine Ungethüm, das es Europäern unmöglich macht, in demselben Gebiete sich niederzulassen, von dem es bereits Besitz genommen hat. Er drang also weiter und zwar bis 14° 11' 3" südlicher Breite vor, wo der Zambesi den Namen Kabompo führt und aus dem Osten zu kommen scheint. Er ist auch hier schön und 600 Fuß breit; der Leeba, der

sich hier, aus dem NW. kommend, in ihn ergießt, ist 500 Fuß breit, der Poeti, durch die Grasebene Mango fließend, hat 200 Fuß Breite und ein Wasser von hellbrauner Farbe, während das des Leeba moosgrün ist. Nach einer alten portugiesischen Karte hielt Livingstone es für wahrscheinlich, daß er den Coanza, der in der Mitte dieses Continents unter dem 9° südlicher Breite entspringen soll, ohne große Schwierigkeit erreichen würde, wenn er dem Leeba 2 bis 3 Grad weiter aufwärts folge. Er hält ihn für c. 120 engl. Meilen entfernt und wollte ihn dann bis Loanda an der Westküste begleiten. Später ergab es sich, daß die portugiesischen Karten falsch waren und daß der Coanza gar nicht aus der Mitte des Landes kommt, sondern ein Küstenfluß ist. Aber in dem Glauben, daß er an diesem Strome das Land bis zur Westküste leicht durchforschen könne, kehrte er jetzt zurück, fuhr den Arm des Zambesi, der Marile heißt und um Naliele herumfließt, stromabwärts und gelangten nach der Ma-Sekeletu, d. h. der Stadt von Sekeletu's Mutter, der Insel Loyela gegenüber, wohin Sekeletu vorausgereist war. Mutter und Sohn empfingen ihn wie einen alten Gafireund und versahen ihn reichlich mit Fleisch und Butter. Hier war es, wo er seinem jungen Freunde den Vortheil klar machte, nicht alles Fleisch, das geschlachtet wird, sofort ganz zu verschlingen und dann vielleicht tagelang zu hungern, sondern mäßig zu sein, den Rest aufzubewahren und alle Tage eine angemessene Portion zu sich zu nehmen. Es wurden dem jungen Fürsten zu Ehren viele Festlichkeiten veranstaltet und besonders Tanzbelustigungen, an denen die Eingebornen in dessen mehr Freude hatten, als Livingstone selbst.

Die weitere Rückreise stromabwärts ging mit überraschender Schnelligkeit von Statten. In einem Tage legten sie die Strecke von 44 Meilen, nämlich von Litofo bis Gonge zurück, was, die Windungen mitgerechnet, eine Länge von mehr als 60 geogr. Meilen ausmacht. Ebenso schnell erreichten sie Gesehe und dann Vinyante, waren aber im Ganzen auf dieser Reise doch neun Monate ausgeblieben. Täglich ward mindestens ein Ochse geschlachtet, oft zehn an einem Tage, so daß die ganze Gesellschaft die Fleischvorräthe nicht verspeisen konnte. Ueber Mangel konnte der gute Livingstone nicht klagen, wohl aber führt er fromme Klage über das gänzlich ungezügelte Naturleben dieser „Wilden“, ihr „Tanzen, Schreien und Singen, Scherzen, Brummen und Zanken“

und ihr „Todtschlagen“ und glaubt, das Geld, welches an die Missionen im Süden bereits verwandt sei, dürfe der vielen indirekten Wohlthaten halber, die durch dasselbe erzielt seien, nicht als weggeworfenes Geld bezeichnet werden.

Fünfter Abschnitt.

Livingstone's Forschungen in Loanda (1853—54).

Als Livingstone die Reise an die Westküste beschlossen hatte, dachte er einige Zeit daran, den näheren Weg durch das Manbariland über Bihe nach Benguela zu nehmen. Der portugiesische Sklavenhändler Porto hatte ihm schon angeboten, ihn bis Bihe zu begleiten. Doch reiste er überhaupt nicht gern mit Sklavenhändlern, dann ermittelte er auch, daß fast das ganze Gebiet, das er dann zu durchziehen gehabt, von der verderblichen Tsetsefliege beherrscht werde und deshalb unzugänglich sei. Auch erfuhr er, daß er in Loanda Landsleute treffen würde und diese Hoffnung bestimmte ihn, diesen Ort als Zielpunkt seiner Forschungsreise im südwestlichen Afrika zu wählen.

In einer Volksversammlung (Pitscho) wurde diese Reise nicht bloß gutgeheißen, es wurden auch 27 Eingeborne ausgewählt, ihn zu begleiten, nicht für Lohn, sondern als Sendlinge des Matololo-Volkes, dem selbst daran gelegen war, einen Weg an die Westküste für ihren Handel aufzuschließen. Die drei Diener, die Livingstone noch vom Kap her bei sich hatte, sandte er dorthin zurück, überzeugt, daß er sich seinen „Zambesiern“ sorglos anvertrauen dürfe. Die Boers hatten ihm all sein Hab und Gut genommen, was konnte er noch verlieren, als das Leben, daß er in Gottes Hand wußte? Und er gerieth durch ein heftiges Fieber noch vor der Abreise in große Gefahr, das aber vorüberging. Vollkommen hergestellt übergab er Seteletu Tagebücher und Briefe, um im Fall seines Todes doch bisher nicht umsonst geforscht zu haben. Aber — er blieb wohlbehalten, diese Schriften gingen verloren, in denen er alles Erlebte genau aufgezeichnet hatte.

Den Wagen und das meiste Gepäck vertraute er seinen Makololo-Freunden an und nur mit dem Nothwendigsten versehen, brach er am 11. November 1853 von Linyanti auf, über fünf Borarme des Tschobe von Sefeketu begleitet. Erst auf der Insel Manuku, nach einer von Sebituane's Frauen so genannt, fand er das für ihn bestimmte Fahrzeug, nahm Abschied von dem jungen Häuptling und schiffte sich ein. Vorsichtig den Flußpferden ausweichend, die schon viel Unfug angerichtet hatten, fuhr er zuerst auf dem Flußarme, den die Eingebornen speziell Zabesa oder Zabenza nannten, aufwärts. Nach kurzer Fahrt erweiterte sich derselbe zu einem kleinen See, dann hielt er sich, von einem dichten Rohrwall umgeben, in einer Breite von 200 bis 240 Fuß. Wo das Ufer sichtbar war, sah man Wachtdörfer, welche die Makololo gegen die Metabele gebaut hatten, und wenn Livingstone sie betrat, so wurde er auf das Gastlichste bewirthet, denn es waren durch den vorsorglichen Häuptling Befehle vorausgeschickt, „der Nake (Doctor) dürfe nicht Hunger leiden.“

Das Ufer und Bett des Flusses bestand aus reichem Kalktuff, der meistens tief ausgehöhlt war. Prächtige Bäume umgaben den Lauf des Stromes, *Ficus indica*, hellgrüne *Acazien*, der prächtige, immergrüne *Motssouri*, dessen sehr erfrischende, pflaumenartige Früchte in großen Schalen dem Reisenden freundlich dargereicht wurden, der hohe *Motssinjela*, dessen Holz sich zum Schiffsbau vorzüglich eignet und der ebenfalls nahrhafte Früchte trägt.

Trotz der zahlreichen Windungen des Tschobe wurde die Strecke von Linyanti bis zur Insel Mparia am Einfluß in den Zambesi in 42½ Stunden glücklich erreicht. Die Windungen des Flusses sind so bedeutend, daß von einem Moremi-Dorfe aus einige Diener durch das Land gehend ein anderes Dorf in sechs Stunden erreichten, bei dem trotz der doppelten Schnelligkeit der Kahn erst in zwölf Stunden eintraf. Die Tiefe des Flusses, die bei niedrigstem Wasserstande doch 13 bis 15 Fuß beträgt, würde der Dampfschiffahrt wohl förderlich sein, wegen der oft sehr kurzen, scharfen Biegungen dürften aber doch nur kleine Dampfschiffe in Anwendung kommen.

Bei der Insel Mparia, die ziemlich groß ist und aus Trapp von jüngerem Datum als die Luffschicht besteht, war Livingstone überrascht, einen Damm von Mandelstein quer durch den Zambesi zu finden.

Ein eigentlicher großartiger Zusammenfluß existirt übrigens nicht, da sich beide Flüsse in vier Arme spalten, die für sich zusammenfließen. Wo sich dann aber die ganze Wassermasse in ein Bett sammelt, ist der Anblick großartig und herzerhebend und wohl nicht bloß für Reisende, die auf dem südlicheren Plateau Jahrelang Wasserbecken von einiger Bedeutung nur vielleicht im Traume gesehen hatten. Die Breite ist so erheblich, daß selbst das schärfste Auge mehrere große Inseln nicht von dem gegenüberliegenden Festlande unterscheiden kann.

Noch in diesem Jahrhundert ist eine dieser Inseln der Schauplatz einer barbarischen Grausamkeit gewesen. Der Häuptling der Makkalaka auf Mparia hatte die Bamangwato-Männer durch List von ihren Frauen getrennt und sie unter dem Vorgeben, sie auf das andere Ufer zu bringen, nur auf die Insel gebracht, von dem sie sich nicht retten konnten und auf der sie elend umkamen, nachdem sie noch gesehen hatten, daß ihre Frauen und Kinder in die Hände ihrer unmenschlichen Feinde gefallen waren. Auch Sekomi, noch ein Säugling, befand sich mit seiner Mutter unter den gefangenen, zur Sklaverei bestimmten Weibern, doch wurde Beiden durch einen mitleidigen Balaye Gelegenheit zur Flucht gegeben.

Livingstone übernachtete auf Mparia und fuhr dann auf dem Zambesi nach Sesefefe, wo er am 19. November eintraf. Die Stadt liegt auf dem nördlichen Ufer und steht unter der Statthalterschaft Moriantjane's, eines Schwagers von Sebituane. Auch viele Häuptlinge unterworfenen Stämme haben hier ihren Sitz und obwohl ihre Herrschaft im Grunde eine despotische ist, wird sie doch durch Gesetz und Herkommen wieder wesentlich beschränkt. Nur alle vier Wochen giebt es hier zu Lande einen Ruhetag, nämlich an dem Tage nach Neumond. Sehnsüchtig wird der erste Schimmer des Neumondes erwartet und wird er sichtbar, so rufen sie laut: „Kua!“ und richten Gebete an den Mond. Livingstone's Zambesier beteten: „Laß unsre Reise mit dem weißen Manne gesegnet sein und laß unsere Feinde umkommen! Laß die Söhne des Doctors reich werden und gieb ihm heute Fleisch genug!“

Vor seiner Abreise erhielt Livingstone vier Elefantenzähne aus Sekeletu's Eigenthum, um dieselben in Loanda zu verkaufen und so den Preis derselben an der Westküste zu erfahren. Moriantjane füllte den

Rahn reichlich mit Honig, Milch und andern Nahrungsmitteln, und dann stieß das Fahrzeug in den sechshundert Fuß breiten, tief gehenden Strom. Man kam anfänglich nur langsam vorwärts, theils weil die Regenzeit im Anbruch war, theils weil Pitjane, der von Seseleto bestellte Speisemeister, in fast allen Dörfern anlegte, um Nahrungsmittel einzunehmen, und zwar mehr, als man bedurfte: unter Andern viele seltene, schmachhafte Früchte. Die Flußufer waren von außerordentlicher Schönheit, wozu vorzüglich die hochragenden Bäume mit lebhaftem Grün in den mannichfachsten Abschattungen, und die reifen rothen Pflaumen, artige Früchte, die an den Mparia in Hülle und Fülle prangten, beitrugen. Die Ruderer waren in bester Laune und unermüdlich. Die Stromschnellen machten bei dem Wasserstande wenig Schwierigkeit und wo es geschah, sprangen die Schiffsleute ohne Umstände in's Wasser, um den Rahn, der wegen seines flachen Bodens leicht umgeworfen werden konnte, von einem Wirbel oder einem Felsenriff abzuhalten. Das tiefe Fahrwasser in der Mitte wurde aus Furcht vor den Flußpferden vermieden, obgleich man dort schneller vorangekommen wäre, als am Ufer, wo das Wasser schnell über felsigen Grund hinschießt. Dieser Fels ein dunkelbrauner Trapp oder harter Sandstein, der bald quer den Strom durchschneidet, bald meilengroße, platte, felsige Inseln bildet, die mit Bäumen bedeckt sind. Wo der Rahn über Wasserfälle geschoben werden mußte, war es mißlich, daß von vorn die Fluth eindrang und besonders den Zwieback verdarb. Die überhängenden Bäume des Ufers winckelten von Turteltauben, welche über den tosenden Wassern ruhig auf ihren Nestern saßen. Ein Ibis (*Tantalus capensis*) hatte auf einem Baumstumpfe genistet. Fischeare, Regenpfeifer (*Charadrius caruncula*) flogen auf, wenn sie an das Ufer traten, und warnten durch ihr Geschrei die gesammte Thierwelt vor der nahenden Gefahr. Auch Singvögel waren sehr häufig, deren prächtiger Gesang zwischen das rauhe Gefrächz der grünen Papageien ertönte. Zwischen ihnen sah man kohlschwarze Webervögel mit einem gelbbraunen Streifen am Nacken, und unzählige andere, sehr nette kleine Vögel von den verschiedenartigsten Farben. Wo am Strande Baumstümpfe oder Felsspitzen hervorragten, konnte man sicher sein, Frankoline, Perlhühner, Schlangenhalsvögel und Fischeare zu treffen. Zahllose Kammeidechsen sonnten sich auf den herabhängenden Zweigen, und sprangen in's Wasser, wenn der Rahn

sich näherte. Ihres zarten Fleisches wegen sind sie ein geschätzter Leckerbissen, weshalb der Oberbootsmann am Vordertheil des Rahnes unermüdlich beschäftigt war, sie mit einem kleinen Speere aufzuspießen, wenn sie nicht schnell genug entfliehen konnten. Auch große Alligatoren plumpten oft schnell und mit schwerem Fall in das Wasser, wenn der Kahn plötzlich an einen Felsvorsprung umbog. Sehr interessant war das Fischehen *Moscheba*, das sich wie ein fliegender Fisch mit seinen Brustflossen über das Wasser emporschnellen kann.

Hinter Nameta, wo das Wasser zwanzig Meilen lang still und tief war, kamen große Heerden Flußpferde vor, die indeß nur hin und wieder auftauchten, um Athem zu schöpfen. Verirren sie sich auf dem Lande, weil sie nach lange dauerndem Regen durch den Geruchssinn das Wasser nicht wiederfinden können, so sind sie so verwirrt und hilflos, daß die Eingebornen sie mit Leichtigkeit erlegen. Am Tage liegen sie meist im Halbschlafe mit offenen Augen am Ufer, und die Männchen grunzen dann so laut, daß man es meilenweit hört. Als der Kahn einmal über ein verwundetes Flußpferd hinwegfuhr, hörte Livingstone das Grunzen ganz deutlich, obgleich das Thier sich tief unter Wasser befand. Wenn die Jungen sehr klein sind, stellt sie die Mutter auf ihren Rücken, und der kleine Kopf, der über den großen emporragt, erscheint zuerst über dem Wasser. Da die Alte das Bedürfniß ihres Jungen kennt, so taucht sie öfters auf, wenn dieses auf ihm steht. Uebrigens sind nur die Flußpferde des Zambesi so unvorsichtig; auf dem Lande aber und anderswo, wo sie häufig gejagt werden, ist es schwer, ihnen beizukommen.

Als Livingstone am 30. November an die Wasserfälle bei Gouge kam, wurde die Gegend immer schöner. Die Bäume standen im üppigsten Grün, und viele prächtige Blumen schmückten die Landschaft. Aber die Atmosphäre war drückend, da es hier lange nicht geregnet hatte, und Livingstone sagt, daß er durch noch so häufiges Trinken kaum seinen Durst habe löschen können. Er schildert das tägliche Leben auf dieser Fahrt als äußerst anmuthig. Abends wurde gelandet und meist in irgend einem Dorfe übernachtet. Während mit Tagesanbruch der Kaffee gekocht und in Gesellschaft der vornehmeren Reisegefährten getrunken wurde, luden die Diener das Gepäck wieder in das Fahrzeug, dann kamen die zwei angenehmsten Tagesstunden, indem die Barotse,

mit großem Oberkörper, wie zu Ruderern geschaffen, das Fahrzeug rasch durch die kühle, klare Fluth dahintrieben, stets neuer Augenweide entgegen. Um elf Uhr wurde wieder gelandet und an einer schönen Uferstelle das Mittagessen eingenommen, das meist aus den Ueberresten vom Abend vorher oder aus Honig und Zwieback bestand. Nach einer Stunde schiffte man sich wieder ein, Livingstone der sengenden Hitze wegen unter einem mächtigen Sonnenschirme; die Ruderer, von Schweiß triefend, arbeiteten langsamer und ließen dem Reisenden mehr Muße, alles Neue am Ufer in Augenschein zu nehmen. Sobald der Abend herankam oder ein besonders schöner Punkt die ermüdeten Ruderer zum Anlegen verlockte, ging Livingstone auf die Jagd, um irgend ein Wild für den Fleischtopf zu erlegen, denn, wenn dies nicht gelang, mußte sich die Gesellschaft mit Kaffee und Zwieback oder schlechtem Maiskorn begnügen.

Das Tragen des Rahnes an den Wasserfällen vorüber ging unter Scherz und Gelächter vor sich. Man trug das Fahrzeug mit Stangen leicht an das schiffbare Wasser, während Livingstone den Fall näher betrachtete. Es sind eigentlich mehrere Fälle, die in einen großen Spalt in dem hohen Felsgrunde stürzen; die Wassermasse, in ein enges Steinbassin unter dem Falle zusammengebrängt, toßt wüthend und brausend bald auf, bald nieder, so daß sich selbst der geübteste Schwimmer nicht oben halten kann. Der Blick von den malerisch belaubten Inseln unmittelbar in die Fälle ist unbeschreiblich schön.

Schon in Litofo vernahm Livingstone, daß ein neuer Raubzug mit Gutheißung Mpololo's, eines Oheims Sেকেletu's, vorbereitet werde, und war gern bereit, denselben zu hintertreiben. Dies gelang ihm auch, als er am 9. Dezember in Naliele eintraf und sofort einen Pitscho ad hoc zusammenberufen ließ, in erfreulichster Weise. Er erreichte es sogar, daß die in Gefangenschaft befindlichen Kinder ihren Eltern zurückgegeben wurden. Mpololo, der früher mit Mpepe gehalten hatte, ließ jetzt Spottlieder auf seinen früheren Verbündeten singen und überhäufte die Gäste mit Geschenken und Artigkeiten. An Stelle des von Sেকেletu geliehenen Rahnes wies er Livingstone mehrere der sehnigen an und ließ sie mit Vieh und Nahrungsmitteln jeder Art überreichlich anfüllen. Er übergab ihnen auch einige Kinder, die besonders zu Geschenken an die Balonda-Häuptlinge bestimmt waren.

Oberhalb Naliele waren die Ufer niedrig, aber scharf abgegrenzt und von der Fluth unterwaschen, daß, zumal jetzt das Wasser zu steigen begann, oft große Stücke weißlichen, zähen Thones, aus dem das Ufer besteht, in das Wasser stürzten. Die Strömung war sehr schnell und riß große Haufen Schilf und andere Pflanzen mit sich fort, die zum Theil schon in Fäulniß übergegangen waren und eine ungesunde Luft ausströmten. Am 17. Dezember langte die kleine Flotte in Libonta an, der letzten Stadt der Makololo, wo mehrere Tage mit neuer Verproviantirung verloren gingen. Livingstone wurde als Arzt in Anspruch genommen, um mehreren Eingebornen, die von Löwen verwundet waren, Hülfe zu leisten. Dem Einen war durch einen Tagenschlag der Schenkel durchaus zersplittert, doch starb nur Einer, in Folge des giftigen Geisers, den die Zähne des Löwen in seinem Fleische zurückgelassen hatten, an einer pudriden Entzündung. Die Bißwunden von Löwen sind dieses Geisers wegen stets von großer Gefährlichkeit, wie Livingstone sehr oft Gelegenheit hatte zu beobachten. — Außerdem herrschten Fieber und Augenentzündungen in Libonta.

Da nunmehr der Marsch auf fremdem, unbewohntem Gebiete begann, sorgte Livingstone für geregelte Sicherheit bei Tag und Nacht. Ein Theil der Diener ging zu Fuß und benutzte die Zeltstangen zum Lasttragen, doch kam dieser Theil der Gesellschaft nur langsam voran und machte auch dem anderen, der sich in den Rähnen befand, viel Aufenthalt. Bald mußten die Fußgänger große Buchten umgehen, bald mußten sie in den Rähnen über Flußmündungen gesetzt werden. Abends wurde das Lager mit großer Vorsicht aufgeschlagen. Die Diener schnitten Gras zum Lager, schlugen darüber das Zelt auf, brachten das Bett für Livingstone in Ordnung und stellten sein Gepäck und die geladenen Gewehre daneben. Vier bis fünf Schritt vor dem Zelte loderte bald ein großes Feuer unter Obhut des Herolds empor, der für diesen Dienst alle Köpfe des geschlachteten Viehs und Wildes erhält. Alle lagern sich nach einer vorbestimmten Rangordnung um das Feuer, die vornehmen Makololo zunächst bei Livingstone, die übrigen nach Stamm und Stand. Der Oberbootsmann Maschuane sorgte für Livingstone's Ruhe und legte sich zuletzt schlafen und zwar quer vor die Zeltöffnung. Für das Vieh wurde eine Art hufeisenförmigen Verschlages gebildet, der Art, daß die Köpfe der das Feuer liebenden Thiere nach

demselben hingerichtet waren. Der Verschlag besteht aus Zweigen, über die noch Laub und Gras gedeckt wird, doch flüchtete sich die Dienerschaft nur bei Regenwetter unter dasselbe.

In weniger als einer Stunde waren gewöhnlich Alle unter Dach und Fach. Wenn dann die hellglänzende Mondscheibe auf das bunte Gewirr niederschien und allmählig volle Ruhe eintrat, so war der Anblick der Scenerie in hohem Grade reizend und fesselnd. Weder wilde Thiere noch hungrige Hunde beunruhigten die Schläfer, Menschen und Thiere erfreuten sich der vollkommensten Ruhe, Sicherheit und Behaglichkeit. Morgens wurden alle Geschirre auf das Sauberste gereinigt und selbst die Wäsche der Hemden Livingstone's besorgten die Zambesier zu seiner vollen Zufriedenheit. So war er stets reinlich gekleidet und er behauptet, daß ihm das ihren Respect mehr erhalten hätte, als wenn er zu ihren Sitten und Gebräuchen herabgestiegen wäre.

Auffallend reich war die Gegend an Thieren aller Art, am Flusse selbst zählte Livingstone an 30 Species Vögel, darunter Ibis (*Ibis religiosa*), Pelikane, Vinongolo (*Anastomus lamelligerus*), Regenpfeifer, Schnepfen, Brachvögel, Reiher; dann die Ardatta und den Kala (*Textor elythrorhynchus*), die das Ungeziefer von dem Rücken der Büffel wegfressen. Der Kala ist ein so guter Reiter, daß er selbst beim tollsten Laufen und Springen des Büffels seinen Sitz nicht verläßt. Ferner der Scheerenschnabel, mit schneeweißer Brust, kohlschwarzem Gefieder und rothem Schnabel, die recht das Bild der Ruhe und Behaglichkeit sind, wenn sie Tags über am Strande sitzen; die Löffelgänse mit fast ganz weißem Gefieder, der stattliche Flamingo, der numidische Kranich oder die Jungfrau, zwei andere Kranicharten und Möven von verschiedener Art und Größe. Dann die Avocetto, ein niedlicher Sumpfvogel auf zwei sehr hohen, stielartigen Beinen, die Parra Africana, große Heerden von Enten und schwarzen Gänsen, von denen Livingstone einmal durch zwei Schüsse 18 Stück erlegte, so daß seine Leute reichlich mit Fleisch zur Abendmahlzeit versehen waren.

Ebenso reich war die Fauna des Landes, doch hatte Livingstone erst Mühe, dieselbe genauer kennen zu lernen, als etwa 40 Meilen oberhalb Libonta längere Rast gemacht wurde, um Boten und Gefangene an den Häuptling Makoma zu senden und seine Antwort zu erwarten. Vorzüglich ergözten ihn die graziösen Formen und Bewegungen

der Pofu, die er Antilope Vardonii zu nennen vorschlägt. Er schoß nur dann irgend ein Stück, wenn Mangel an Fleisch drohte, denn es machte ihm wohl Freude, alle diese prächtigen Thiere von der Unterwindseite her zu beschleichen und sie zu beobachten, er hielt es aber für Frevelthat, sie aus bloßer Jagdlust zu schießen. Ihre Sorglosigkeit und Zahmheit war nach seinem Berichte sogar oft rührend.

Auch manche wildwachsende Beeren, Bohnen, Zwiebeln und Früchte der mannichfachsten Art fand Livingstone oder erhielt sie von den im Walde herumschweifenden Zambesiern. Manche fand er nicht bloß genießbar, sondern auch in hohem Grade wohlschmeckend. Die Pracht des Waldes war unbeschreiblich und daher erklärlich, daß die Ueberschwemmung seinen Grund erreicht, aber nur gerade so lange stehen bleibt, um viel zu nutzen und nicht zu schaden. In den Niederungen kommt kein Baum fort. Auf dem linken Ufer, wo Elephanten häufig sind, regiert die Tsetse und vielleicht ziehen die ersteren dies lästige Insekt auf ihren Märschen mit sich. In anmuthigster Weise belebt waren die Waldufer von Flügen grüner Tauben, die flatternd und schwirrend und mit lautem Gegirr aufzogen, wenn die Kähne sie aus ihrer Ruhe aufstörten. Auch Fische giebt es in solcher Masse, daß weder die Einwohner noch die Heerden von Flußpferden, die Jagd auf sie machen, ihre Zahl auf ein gewöhnliches Verhältniß hat verringern können.

Die Stelle des Zambesi, wo der Leeba sich in ihn ergießt, wurde am 27. Dezember erreicht und einer von den Zambesiern, Namens Mosante, wurde abgeschickt, um die letzten Gefangenen, drei Kinder von 7 bis 8 Jahren, einen jungen Mann und zwei Frauen, zu Masiko zurückzubringen. Zugleich ließ Livingstone ihm sagen, er solle Frieden halten und aufhören, den Matololo Kinder und Kähne zu stehlen. Es schicke sich überhaupt für einen Sohn Santuru's wenig, den Sklavenhandel zu befördern, den sein edler Vater verabscheut habe, Santuru habe über Menschen geherrscht, aber Masiko bedürfe nur Bestien zu Unterthanen, da er sein Volk an die Mambari und in die Sklaverei verkaufe. Zu weiterer Besprechung solle er einen verständigen Mann in die erste Stadt der Ballonda jenden, wohin Livingstone jetzt abreise. Inzwischen hatten die Barotse keinen Muth, sich zu Masiko zu begeben, da sie ihm als einem Sohne Santuru's Gehorsam schuldig zu sein fürchteten. So mußte der Batoka die Gefangenen geleiten und hatte fünf

Tage zu der Reise nöthig, da die Kinder, zwei Mädchen und ein Junge, nicht mehr als zehn bis zwölf englische Meilen täglich marschiren konnten.

Livingstone überzeugte sich, daß der Zambesi nach diesem Zusammenfluß aus östlicher Richtung strömte und er ihn verlassen und jetzt dem Seeba folgen müsse, um an die Westküste zu gelangen. Er schätzt ihn an dieser Stelle so breit, wie die Themse bei London-Bridge und weist nach, daß er oft Hunderte von Meilen gutes Fahrwasser für Dampfschiffe und zwar das ganze Jahr hindurch habe. Die Canalisirung um die Stromfälle und -schnellen herum würde ihn zu einer der prächtigsten Verkehrsstraßen machen. „Meine durch Nachdenken gewonnene Ueberzeugung war und ist, sagt Livingstone, daß dieser Landestheil im Stande ist, Millionen Menschen zu ernähren, wie er jetzt Tausende ernährt. Würde der Boden im Barotsethal, statt nur hohes, dichtes Gras zu produziren, umgepflügt, so würde er das schönste Getreide in Menge hervorbringen.“

Es wurde also dem Zambesi oder Rabompo, wie er hier heißt, Lebewohl gesagt und die Fahrt auf dem Seeba aufwärts begonnen. Dieser mächtige Seitenarm wälzt seine dunkeln Wogen ruhig durch die reizendsten Wiesen, die reich an großen und kleinen Flüssen und Bächen sind. Die Bäume waren mit dem frischesten Laubwerk bedeckt und schienen in so anmuthigen Gruppen angepflanzt zu sein, daß die Kunst nichts Reizenderes hätte herstellen können. Die Wiesen müssen jährlich überschwemmt werden, denn die Bäume standen sämmtlich auf kleine Erhöhungen, die aus weißem Sandboden bestehen, während der Wiesengrund selbst schwarzer, reicher Alluvialthon ist. Bedeckt waren die Wiesen mit prächtigen Blumen, in deren Kelchen die Bienen eine rastlose Thätigkeit entwickelten, um in hohlen Bäumen der benachbarten Wälder den Honig aufzuspeichern. Livingstone's Leute wußten ihn geschickt zu sammeln und er erwies sich als sehr wohlschmeckend. Einzelne Bäume waren schlank und hoch wie Mastbäume und von ihren Zweigen hingen Orchilla wie Festons herab, eine seltene Pflanze, die als Farbstoff von großem Werthe ist. Eine andere Blumenart fiel unserm Reisenden durch den Wohlgeruch ihrer Blüthen auf, der ganz an den süßen Duft des Hagedorns erinnerte. Ueberhaupt aber ist der Geruch der hiesigen Blumen zu stark, um angenehm zu sein; viele ver-

breiten sogar einen widerlichen Dufte. Für Botaniker wären die Leeba-Ebenen jedenfalls ein dankbares Feld der Forschung und würden ihnen die reichste Beute an unschätzbaren Neuigkeiten liefern.

Am 28. Dezember wurde das Lager an einer Stelle des rechten Leeba-Ufers aufgeschlagen, wo viele Alligatorenester vorkamen. Oft liegen an 60 Eier in einem Neste, jedes Ei von der Größe eines Gänseeies und elastisch, da die Schale arm an Kaltbestandtheilen ist. Die eben ausgekrochenen Jungen waren etwa 10 Zoll lang und hatten gelbe, fast senkrecht geschlitzte Augen und blaßgrüne Querstreifen auf dem Rücken. Gereizt bissen sie schon voll Wuth um sich, obgleich sie kaum erst Zähne hatten. Mit der Zunahme der Bevölkerung nehmen übrigens die Alligatoren ab, da ihre Eier als wohlschmeckendes und gesundes Nahrungsmittel emsig gesucht werden. Das Eiweiß gerinnt nicht, erzählt Livingstone, nur die Dotter, die auch allein gegessen wird.

In dem Gebiete der Balonda, nördlich zwischen dem Zambesi und Leeba, herrscht ein Weib als Häuptling, Manenko, der Livingstone seinen Besuch machen wollte. Da der Regen aber wie in Strömen niedergoß, so unterließ er den Besuch bei ihr noch und setzte zunächst die Fahrt bis an die Einmündung des Makonda in die Leeba fort, der von Osten herkommt und 40 bis 60 Fuß breit ist. Hier ist die Stelle, wo die Mambari-Kaufleute mit ihren meist englischen Waaren, besonders Kattun, Markt halten. Diese Producte vorgeschrittener Industrie erregen die Bewunderung der Eingebornen in solchem Grade, daß sie dieselben nicht mehr für Menschenwerk gelten lassen und sich häufig zu dem Ausruf gedrängt fühlen: „Wahrlich, Ihr seid Götter!“ Und so ist England für sie das Laprobane der Alten, ein seltsames Lichtreich, aus dem Diamanten, Musselin und Pfauen kommen.

Am 6. Januar traf der Reisezug inzwischen bei der Mutter von Manenko ein, Nyamoana, die ebenfalls Häuptling und auch deshalb eine Frau von großem Ansehen war, weil ihr Sohn Schinte als der mächtigste und erste Häuptling der Balonda von allen Stämmen anerkannt war. Livingstone suchte sich in ein möglichst gutes Einvernehmen mit ihr zu setzen und ließ von ihr sein Haupthaar untersuchen, das Alle für eine Perrücke aus Löwenmähen gehalten hatten. Diese Balonda waren noch reine Heiden und ließen Livingstone ihre Götzenbilder sehen, die nichts als roh geschnitzte Menschenköpfe waren, mit

rothem Oker und weißer Pfeisenerde bestrichen. Uebrigens sind sie nicht sehr wählerisch und verehren auch einen einfachen Schaufelstiel, wenn gerade kein Schnitzer da ist, um ihnen einen hübschen Götzen zu schnitzeln. Livingstone's Absicht, bald den Peeba weiter aufwärts zu verfolgen, wurde von Nyamaona nicht gebilligt, die von den Balobale westlich von Peeba für sein Leben fürchtete. Auch Manenko, die selbst hierher kam, wünschte, der weiße Sendling der Makololo möge nicht vorbeireisen, ohne Schinte besucht zu haben, und so blieb Livingstone noch hier, hauptsächlich, weil er erkannte, daß es in seine Hand gelegt war, hier ein segensreiches Friedenswerk zu stiften und zwischen den Makololo und den Ballonda ein dauernd gutes Freundschaftsverhältniß herzustellen. Manenko war erst zwanzig Jahre alt, aber groß und stämmig und hatte einen eigenthümlichen Geschmack. Sie glaubte nämlich, daß es für sie als Häuptling nicht anständig sei, Kleider zu tragen; sie war deshalb gänzlich nackt und hatte sich zum Schutz gegen das Wetter nur über den ganzen Leib mit Fett und rothem Oker beschmiert, wodurch sie indeß in den Augen des Europäers keineswegs an Liebreiz gewann. Sie machte den Vorschlag, das beabsichtigte Bündniß mit den Makololo möchte durch Heirathsverträge zwischen beiden Stämmen befestigt werden und zeigte überhaupt eine gewisse Intelligenz. Als aber Abends eine Gesandtschaft Masiko's eintraf und Geschenke und Friedenszusagen überbrachte, benützte sie die Gelegenheit, an denselben in einer langen Rede vielen altangehäuften Groll auszulassen und hielt ihnen nach Frauenart alles seit ihrer Geburt angeblich ihr angethane Unrecht vor. Sie zeigte sich dabei als ein wirklich böshaftes Weib und doch war der wirkliche Grund all dieser Aergerlichkeit nur — ein Kleid, das ihr Mann einmal dem Masiko als Freundschaftszeichen gegeben und das dieser zurückgeschickt hatte, weil er es für behext hielt.

Masiko's Leute hörten sie geduldig und ohne Widerrede an und kehrten schon andern Morgens wieder nach ihrer Heimath zurück. Auch Livingstone wäre gern bald aus der Nähe des bösen Weibes fortgezogen, trotz ihres Widerstandes ließ er sein Gepäck in die Kähne bringen und gab seinen Dienern den Befehl, sich zur Abreise zu rüsten. Da wurde sie freundlicher, legte ihm schmeichelnd die Hand auf die Schulter und sagte in sanftem Tone: „Aber, lieber Mann, mache es

doch wie die Uebrigen und bleibe.“ Und Livingstone ließ sich wirklich bestimmen zu bleiben. Er berichtet selbst, sein Aerger sei geschwunden, doch habe er, um ihrem allstündlichen Gezänke zu entgehen, sich mit einigen Leuten auf die Jagd begeben.

Erst am 11. Januar 1854 waren die Geschäfte der Gesandtschaft so weit erledigt, daß an den Ausbruch gedacht werden konnte, und zwar zu Manenfo's Bruder, dem Häuptling Schinte, dessen Dorf einige Meilen entfernt auf der andern Seite des Flusses lag. Ehe man überfuhr, schwenkte Manenfo's Doctor Zaubermittel über den Fluß und übergab ihr einen Theil derselben, die sie an ihrem Leibe befestigte, ehe sie sich auf das Wasser wagte. Der Marsch selbst war in hohem Grade lästig; Manenfo, welche die Gesandtschaft selbst zu ihrem Bruder begleiten wollte, hatte einen Trommler bei sich, der unausgesetzt so heftigen Lärm machte, als die eilige Reise und ein dichter, feiner Regen es gestatteten. Ihr Mann ging oder vielmehr lief neben ihr und machte schreiend allerlei Beschwörungen, um den Regen zu vertreiben. Aber es regnete unaufhörlich fort, weshalb die schwarze Amazone ihren Schritt so beschleunigte, daß die Zambesier ihr kaum nachfolgen konnten. Nur Livingstone, der hoch zu Dchs ritt, blieb dicht neben ihr und fragte sie, weshalb sie bei dem Regenwetter nicht wenigstens einige Kleidungsstücke anlege? Da bekam er die Antwort: „Es ist nicht passend für einen Häuptling, weibisch zu erscheinen; ein Häuptling muß immer rüstige Jugend zeigen und jedes, auch das rauheste Wetter, mit Gleichmuth ertragen.“

Ganz durchnäßt und erfroren kam der Reisezug endlich an der Stelle an, die Manenfo zum Nachtlager bestimmt hatte. Während das Zelt aufgeschlagen wurde, durchstreifte Livingstone die Nachbarschaft und bemerkte zum ersten Male neben einigen Häusern, an die sorgfältig gebaute Gärten stießen, jene häßlichen Götzenbilder, wie man sie in Loanda häufig sieht, ein Thier, einem Alligator ähnlich, aus Gras gemacht und mit weißem Lehm überstrichen. An der Stelle der Augen sind zwei Muscheln eingefügt; am Kopfe über den Nacken herunter ist das Ungethüm mit Haaren aus Elefantenschwänzen geschmückt und verdient gewiß am wenigsten den Namen eines Löwen, mit dem es von Allen angerufen wird. Vorzüglich, wenn Jemand krank liegt, beten und trommeln die Balonda die ganze Nacht vor diesen Götzenbildern.

Die Häuser, welche Livingstone besuchte, waren mit dicken Pfählen umgeben und auch die Thüröffnungen wurden durch solches Pfahlwerk geschlossen, so daß die Hütten eigentlich nur geöffnet waren, wenn ein Theil der Pfähle weggerissen wurde. Nachts, wenn die Bewohner die Pfähle eingerammt hatten, war factisch keine Thür vorhanden, so daß ein Feind den Eingang nicht zu finden vermocht hätte. Die Vorsicht, welche die Balonda gegen einander für nöthig halten, ist um so auffallender, da die Stämme, mit welchen Livingstone sehr bekannt geworden war, in offenen Hütten und unter freiem Himmel die Nacht verbringen, selbst ohne Furcht vor den wilden Thieren, die indeß nicht einmal durch das Wachfeuer fern gehalten werden. Im Gebiet der Balonda kommen weder Löwen noch Hyänen vor, die sie belästigen könnten, sie sind im Gebrauch der Bogen und Pfeile so geübt, daß sie ihre Gegend von fast allem Wild gesäubert haben und Livingstone sich sehr getäuscht sah, als er beim Durchstreifen der Landschaft nicht einmal eine Antilope zur Abendmahlszeit auftreiben konnte. In den Wäldern traf er zum ersten Male die Vorrichtungen zur künstlichen Bienenzucht, die er von hier an bis an die Westküste häufig fand. Man löst etwa fünf Fuß Baumrinde in einem Stücke ab, bringt sie zu Behältern für die Bienen zusammen und setzt diese Bienenstöcke in horizontaler Lage auf Bäume gesetzt, so daß man in den verschiedensten Theilen des Waldes auf dieselben stößt. Das in diesen Stöcken gewonnene Wachs wird von Benguela und Loanda nach Europa ausgeführt. Als Schutz gegen Diebe genügen einfache Zaubermittel, die an die Stämme der Bäume gebunden werden. Die Eingebornen haben so festen Glauben, daß dieselben ihnen Krankheit und Tod bringen würden, wenn sie sie verachten und die mit Honig und Wachs gefüllten Bienenstöcke rauben würden, daß nur selten Beispiele von Honigraub bekannt geworden sind.

Die Scenerie war trotz des häufigen Regens sehr angenehm. Von Zeit zu Zeit wechselte das tiefe Dunkel des Waldes mit schönen lichten Thälern, in deren Mitte wasserreiche Weiher oder Quellen sich befinden, über die von den sorgsamen Einwohnern Schattendächer gewölbt werden. Manche kleine Flüsse, die in den Leeba münden, mußten überschritten werden, alle in ihrer Art anmuthig und ergötlich, besonders der Lesuje, der seines eiligen Laufes halber „der Reißende“ heißt. Der

Berg, von dem er kommt, der Monakadzi, d. h. „die Frau“, erhebt sich etwa 800 Fuß über die Ebene und liegt gegen 30 Meilen entfernt im Osten. Fast in jedem Thale war ein kleines Dorf, doch hatten sich trotz des Trommlers, der die friedliche Ankunft eines Häuptlings durch den Lärm seines Instrumentes anmelden sollte, die Bewohner fast überall aus dem Staube gemacht. Wo übernachtet wurde, hatten die Einwohner auch insofern wirklich zu leiden, als sie die beweglichen Dächer ihrer Hütten abnehmen und der Reisegesellschaft leihen mußten. Leicht, wie diese Bedachungen sind, konnten sie nach Belieben von dem Pfahlwerk abgenommen und unverletzt an andere Plätze gebracht werden. Die armen Einwohner machten gute Miene zum bösen Spiel und hießen ihre Gäste noch dazu mit pflichtschuldiger Höflichkeit in der üblichen Weise willkommen, indem sie sich mit Asche bestreuten und rieben. Nach mancherlei lästigem Ceremonial und Aufenthalt, die aber von der Landesitte geboten waren, langten sie bei dem Dorfe Schinte's an und ließen sich durch Boten bei ihm anmelden. Er sandte sofort einen seiner Großen und ließ bereitwillig durch denselben die Erlaubniß ertheilen, sein Land zu bereisen; zugleich ließ er seine Freude darüber mittheilen, daß der Weg an die Westküste zur Herstellung eines geordneten Handelsverkehrs gebahnt werden solle.

Das Benehmen der Balonda fand Livingstone rühmenswerth; sie betrugen sich überhaupt und besonders bei den kirchlichen Handlungen durchaus anständig. Nur konnten sie von dem Wahne nicht lassen, den die Mambari bei ihnen verbreitet hatten, die Weißen seien Meerwesen und kämen aus dem Wasser zu ihnen. „Seht nur sein Haar!“ hieß es, wenn er widersprach, „sein Haar lang und glatt und vom Meerwasser gebleicht, wie seine Haut.“ Seine eigenen Begleiter schienen im Geheimen diesen Glauben zu theilen und hinter Livingstone's Rücken zu behaupten, sie würden von einem Meermanne geführt. Vielleicht war das auch die Ursache, daß er von manchem Balonda stets mit argwöhnischen Augen angesehen wurde.

Es war am 16. Januar, als die Gesellschaft in der Hauptstadt Kabompo oder Schinte, wie der Häuptling sie nach seinem eigenen Namen am Liebsten nennen hörte, anlangte. Der Weg führte durch ein äußerst liebliches Thal, das sich in Breite von $1\frac{1}{2}$ Meile nach dem im Osten aufsteigenden Monakadzi erstreckte. Flüsse schlängeln sich

vielgewunden hindurch und an einem derselben liegt die Stadt. Sie ist durch Bananen und andere tropische Gewächse freundlich belebt, die Straßen verlaufen gerade, während die in den Betschuanen-Städten sämmtlich frumm und winkelig um die Häusergruppen herumgehen. Auch waren hier zum ersten Male die Häuser viereckig gebaut, wenn auch die Dächer noch die Rundform beibehielten. Die Einfriedigungen der Höfe bestehen aus Pfahlwerk, das ebenfalls geradlinigt verläuft und in dem Gras und Buschwerk wuchert. Manche der Pfähle selbst haben wieder Wurzel geschlagen und ragen als lustige Bäume neben den verschiedenen Ficus-Arten empor, die von den Eingebornen nicht bloß des Schattens wegen sorgfältig cultivirt werden, sondern auch weil sie in ihnen einen gewissen geheimnißvollen Zauber voraussetzen. Innerhalb der Höfe werden die Lieblingsgemüse gezogen, süße Kartoffeln, Mais, Zuckerrohr, Bananen und dann Tabak. Ringsumher grasen Ziegenheerden das üppige Gras ab.

Beim Eintreffen Livingstone's, Manenko's und des zahlreich angeschwollenen Gefolges rannte ihnen eine Schaar vollständig Bewaffneter entgegen, als ob sie einen Angriff beabsichtigten. Einige hatten Schießwaffen, doch bewies die ungeschickte Handhabung derselben, daß diese Krieger mehr an Pfeile und Bogen gewöhnt waren. Nachdem sie die Reisenden eine Zeitlang umstanden und angegafft hatten, zerstreuten sie sich wieder. Da die Etiquette eine sofortige Audienz verbot, so richtete Livingstone einstweilen seine Aufmerksamkeit auf die Balonda selbst, bei denen er die Eigenthümlichkeiten der reinen Neger-race deutlicher ausgeprägt fand, als bei den Betschuanen und Kaffern. Aber trotz des wolligen Haares, der dunklen Farbe, des nach Hinten und Oben etwas spitzigen Schädels, der dicken Lippen, platten Nasen, der verlängerten Sprungbeine u. s. f. gab es doch manche unter ihnen, die recht gut aussahen und wohlgebildete Köpfe hatten.

Die Balonda sind es vorzugsweise, mit denen der abscheuliche Menschenhandel nach Brasilien getrieben wird. Livingstone traf hier auch einige von diesen Händlern an, portugiesisches Mischblut, die ihr kleines Lager nahe bei dem Plaze aufgeschlagen hatten, den unsere Reisenden sich ausersuchen hatten. Sie traten sofort mit Livingstone in Verkehr. Einer war zum Krüppel geschlagen und hatte einen krummen Rücken, ein Anderer war lang und hatte eine bleichere Farbe als

Livingstone, sein Kopf war aber mit der rauhen Negerwolle bedeckt. An einer langen Kette hatten sie eine Schaar junger Slavinnen, die sie in diesem Zustande den Boden von Gras und Strauchwerk säubern ließen. Die Unglücklichen waren vor Kurzem in Lobale, woher die Händler eben eingetroffen waren, gekauft und erregten sogar das lebhafteste Mitgefühl der Zambesier, die noch nie Menschen an der — Kette gesehen hatten. „Die sind Thiere, nicht Menschen“, riefen sie, „die ihre Kinder einem solchem Leben preisgeben!“ Bei ihnen waren Viele vom Stamme der Mambari, die sich bereits an den Sklavenhandel und die militärische Ordnung bei seinem Betriebe gewöhnt haben. Sie verkehrten angelegentlich mit den Menschenhändlern, ließen ihre Leute zu bestimmten Stunden durch Trommeln und Blasen zusammenrufen und schienen gänzlich der Verderbniß zu verfallen, die allezeit das unvermeidliche und unausbleibliche Resultat des Verkehrs mit diesen Händlern ist, den Missionaren europäischer Entartung und Gewinnsucht.

Die Audienz bei Schinte fand am 17. Januar statt und war in ihrer Art merkwürdig genug. In der Kotla, dem umzäunten Audienzplatz unter freiem Himmel, waren etwa 300 Krieger und im Ganzen gegen 1000 Menschen versammelt. Die Trommler lärmten so viel sie konnten, Schinte selbst saß auf einer Art Thron, über den ein Leopardenfell gebreitet war; bekleidet war er nur mit einer bunten Jacke und einem kleinen Schurzlappen von scharlach-rothem Wollstoff mit grünen Rändern. Sein Kopf war mit einem Helme aus Perlen bedeckt, und mit großen Büschen Gänsefedern geschmückt. An Armen und Beinen trug er kupferne und eiserne Ringe. Vom Halse hingen ihm ellenlange Perlenchnüre herunter, und unmittelbar hinter ihm saßen drei Knaben, die große Köcher voll Pfeile trugen. Hinter diesen befanden sich die Frauen des Häuptlings, ungefähr hundert an der Zahl, Alle auf ihr Bestes in Wollstoff gekleidet. Seine Favoritin war durch eine rothe Kopfbedeckung von merkwürdiger Gestalt von den übrigen ausgezeichnet. Bei allen südlichen Stämmen, die Livingstone bisher kennen gelernt hatte, dürfen Frauen die Kotla nicht betreten. Hier wurden sie nicht nur zugelassen, sondern nahmen sogar den Ehrenplatz ein, und ließen während der Verhandlung von Zeit zu Zeit Klagelieder ertönen, deren Absicht unserem Reisenden unklar blieb.

Da Manenko an diesem Tage unwohl war, so hatte ihr Mann,

Sambanza, die Ehre, die Fremden vorzustellen. Er hatte sich auf's Beste herausgeputzt, und trug außer einer Unmasse Perlenschnüre, ein Kleid von solcher Länge, daß ihm ein Knabe die Schleppe nachtragen mußte. Als die von der Etiquette vorgeschriebene Begrüßung des Häuptlings vorüber war, traten zuerst die verschiedenen Stammeshäupter vor den Häuptling, verbeugten sich vor ihm und rieben Brust und Arme mit Asche, wie es allgemein übliches Huldigungszeremoniell ist. Dann erschienen die Krieger, bis zu den Zähnen bewaffnet, die Schwerter blank, schreiend, die wildverzerrten Gesichter auf die Fremden gerichtet, als ob sie dieselben erschrecken wollten. Nun erst begann die eigentliche Comödie, wie sie in den Pitscho's gewöhnlich ist. Ein Mann steht auf und macht alle Kämpferstellungen nach; zuerst geberdet er sich, als ob er einen Wurfspeer schleudere, und einen andern mit dem Schilde auffinge, springt gleichzeitig zur Seite, als ob er einem dritten Speere ausweichen müsse, und setzt diese anstrengenden Kraftäußerungen bis zur vollständigen Ermüdung fort.

Nach dieser Vorstellung kam nun der Moment, wo Sambanza mit Livingstone und dem Dolmetscher vor den Häuptling hintrat. Mit lauter Stimme verkündete er ihm Alles, was er über Livingstone's Vergangenheit und seine bisherige Thätigkeit bei den Makololo's erfahren hatte. Er führte aus, daß derselbe die gefangenen Balonda zurückgeführt habe, daß es sein Wunsch sei, Schinte's Land dem Handel und dem Weltverkehr zu eröffnen, die Bibel als Gottes = Wort vom Himmel bei ihnen einzuführen und zwischen allen Stämmen dauernden Frieden herzustellen. Diesen Grundsätzen habe er zuerst bei den Makololo Eingang verschaffen müssen, welche in den Kriegen mit den Balonda stets die Angreifer gewesen seien, während sie sich stets nur vertheidigt hätten. Vielleicht sei der weiße Mann ein Lügner, vielleicht auch nicht, doch sei das erste wahrscheinlicher. Jedenfalls möchten die Balonda, die gutmüthig seien und Niemanden etwas zu Leide thäten, auch den weißen Mann gut aufnehmen, und ihn dann weiter ziehen lassen.

Nach dieser, im Ganzen nicht unverständigen Rede, besprach sich Schinte wiederholt mit seinen Frauen, worauf dann noch acht Redner sich hören ließen. Schinte hörte sie alle mit scheinbarer Aufmerksamkeit an, und bewies dabei eine echt afrikanische Würde, ohne

indefß je die Augen von Livingstone abzuwenden. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen wurde plötzlich der Pitscho geschlossen, die Nambari schossen ihre Flinten ab, und es war Livingstone sehr willkommen, daß die feierliche Scene ein Ende hatte, denn es war um die Mittagsstunde, und die Sonne brannte entsetzlich.

Seine Entscheidung hatte Schinte verschoben, und wollte sie, seltsam genug, in der folgenden Nacht unsern Reisenden auseinandersetzen. Einer seiner Höflinge weckte Livingstone zu diesem Zwecke, doch lehnte derselbe es ab, Nachts zur Audienz zu gehen, sowohl weil er alle Werte der Finsterniß haßte, als auch, weil er ein Wechselfieber-Anfall hatte, und in Schweiß gebadet zwischen seinen Decken lag. Erst andern Tages gegen zehn Uhr ging er an den Hof, das heißt auf den Hofraum vor Schinte's Hütte, und traf Schinte unter einer *Ficus indica* sitzend, deren große Blätter ihn beschatteten. Er war ein Mann hoch in den Fünzigern, von freiem, offenem Gesicht, und mehr mittlerer Statur. Livingstone, der bald erkannte, daß Schinte bei guter Laune war, und schon früher die Erfahrung gemacht hatte, daß aufrichtiges und furchtloses Benehmen das beste Mittel sei, diese Afrikaner für sich zu gewinnen, erklärte ihm freimüthig den Grund seiner Reise und der gesammten Mission. Der Häuptling nahm seinen Vortrag günstig auf; er klatschte bei Allem, was er hörte, mit den Händen, antwortete durch einen Dollmetscher, und alle anwesenden Höflinge stimmten in seine Antworten ein, indem sie ebenfalls mit den Händen klatschten.

Im Verlaufe der Unterhaltung sagte Schinte, daß noch niemals Weiße bis in sein Land gekommen seien. „Du bist der Erste,“ rief er aus, „an dem ich so weiße Haut und so gerades Haar gesehen habe; auch trägt Du Kleider, wie sie mir früher nie vor die Augen gekommen sind.“ Als Schinte's Leute erzählten, „Schinte's Mund sei traurig, weil er kein Ochsenfleisch habe“, schenkte ihm Livingstone zu seiner großen Freude einen Ochsen und erhielt dafür gekochten Mais, Maniokmehl und Geflügel als Gegengabe; doch mußte er zu seiner größten Verwunderung sehen, daß Manenko ihrem Oheim den Ochsen abnahm, für sich schlachten ließ und ihm nur ein Bein zuschickte. „Der weiße Mann gehört mir,“ erklärte sie, „ich habe ihn hergebracht, folglich ist auch der Ochse nicht für Dich, sondern für Manenko.“ Schinte hielt das für richtig und gab sich zufrieden. Livingstone aber forderte

ihn auf, Viehzucht treiben zu lassen, von den Makololo's das Zuchtvieh zu kaufen, es würde Rindvieh sicher in seinem Lande gut gedeihen. Und er hatte Recht darin gehabt, denn bei seiner Rückkehr von Loanda überzeugte er sich, daß Schinte die prächtigsten Ochsen besaß, die man weit und breit sehen konnte.

Schinte war mit Sebituane sehr befreundet gewesen und beobachtete jetzt gegen Sefeketu ein sogar väterliches Wohlwollen. Er freute sich der Geschenke desselben, besonders einer großen Kalebasse voll geklärter Butter, außerordentlich und gedachte ihn durch Gegengeschenke wieder zu ehren. Er war ein großer Freund von Honigmeth, eines berauschenden Getränkes, das er auch Livingstone gelegentlich gegen dessen häufige Fieberanfälle empfahl. „Trink viel“, sagte er, „wenn der Meth in den Körper hineinkommt, so geht das Fieber heraus.“ Die Unterwürfigkeit seiner Untergebenen ist auffallend groß. Wenn er oder seine Großen über die Straße gehen, fallen Alle auf die Knie und reiben sich Brust und Stirne mit Staub; nachher klatschen sie in die Hände. Sambanza sogar kniete nieder, wenn er auf der Straße dem Sohne Schinte's begegnete. Der Wasserschöpferin Schinte's mußte Jeder ehrfurchtsvoll und weit ausweichen; es gilt als ein schweres Vergehen, dem Wasser des Königs nahe zu kommen und es dadurch zu verunreinigen. Diese Dienerin klingelt deshalb stets mit einer Schelle, wenn sie das Getränk für den Häuptling holt.

Ein Zeichen, wie vertraut die Balonda übrigens bereits mit dem Sklavenhandel waren, hatte Livingstone darin, daß Schinte ihm durchaus ein junges Mädchen zum Geschenk machen wollte und dessen Widerstand nicht gelten lassen wollte. Ebenso überraschte es Niemanden, als eines Tages zwei Stadtkinder von 7 bis 8 Jahren, die nahe bei den Thoren Holz gesucht hatten, gestohlen waren. Die bestürzten Eltern suchten Tag und Nacht, fanden aber keine Spur von ihnen. Raubthiere konnten die armen Kinder nicht davon geschleppt haben, da dieselben seit langer Zeit nicht bis in die Nähe der Stadt gekommen waren. Wahrscheinlich hatten einige von Schinte's Hoffschranzen die Kinder an die portugiesischen Händler verkauft und diese hielten sie in ihren festen viereckigen Hütten verborgen. Schinte selbst gab sich keine Mühe, den geraubten Kleinen nachforschen zu lassen, da er selbst durch Kinderverkauf seine Einnahmen zu vergrößern liebt. So blieb alles

Suchen der tiefbekümmerten Eltern umsonst; die Händler waren ohne Zweifel im Besitz der kleinen unschuldigen Wesen, die sie mit den andern Gefangenen nur Nachts vor die Hütten führen, um sie die nothwendige frische Luft schöpfen zu lassen.

Um den Balonda das Evangelium zu predigen und ihnen die Erzählungen der Bibel einzuprägen, hatte Livingstone kein besseres Mittel, als die Zauberlaterne, die Murray mit aus England gebracht hatte. Schinte selbst war ein großer Verehrer dieser Bilder und versammelte alle Großen seines Reiches, wenn Livingstone Abend-Vorstellungen angefündigt hatte. Das erste Bild stellte Abraham in dem Momente in Lebensgröße vor, wo er seinen Sohn Isaak das Messer in den Hals stoßen will. Livingstone erzählte die Geschichte und gab eine passende Erklärung dazu. Als er dann aber das Bild hervorzog, glaubten die Frauen, jetzt zöge er Abraham's Messer aus der Laterne und zücke es auf sie. „Mutter, Mutter!“ schrieten sie laut und liefen davon und kein Zureden vermochte es, sie wieder zurückzubringen. Schinte mit seinem Gefolge hielt aber bis zu Ende aus und Livingstone sagt, daß dieß der einzige Unterricht gewesen sei, den zu wiederholen er häufig veranlaßt worden sei. Weither kamen die Balonda herbeigeströmt, um die Bilder zu sehen und die Erklärungen zu hören.

Livingstone hatte schon längst gewünscht, seine Reise fortsetzen zu können, doch fügte er sich um so lieber dem allgemeinen Wunsche, noch zu bleiben, als die Regenzeit gerade in vollem Gange war und die allstündlich wiederholten Schauern Alles durchnäßten und den Erdboden tief aufweichten. Die Instrumente rosteten, Schuhe und Kleider verschimmelten und das bereits halbverfaulte Zelt gewährte fast gar keinen Schutz gegen die Feuchtigkeit. Während im Süden Ost- und Nordostwinde den Regen bringen, sind es hier die Nordwinde; wenn die Sonne nicht scheint, fällt das Thermometer auf 72° F. Endlich war der 24. Januar zum Aufbruch bestimmt und Sambanza war zu Schinte gegangen, um ihn um Führer zu bitten. Als er aber um Mittag aus der Stadt wieder in das Lager kam, hatte er nicht nur keine Führer, sondern war vom allzureichen Genuß des Honigmeths so berauscht, daß er kaum Schinte's Bericht, es regne zur Abreise zu stark, hervorstottern konnte. Wahrscheinlich hatte ihm der König selbst so zuge-
trunken, daß er diesen Haarbeutel mit heimbrachte. Livingstone fürchtete,

seine sehr strenge Ehefrau Manenko möge dem unwirlichen Gatten eine tüchtige Gardinenpredigt halten, doch empfang sie ihn lächelnd und führte ihn in die von ihr neugebaute Hütte, um ihn in aller Ruhe seinen Rausch ausschlafen zu lassen.

Am folgenden Tage kam Schinte selbst in Livingstone's Zelt und brachte ihm außer einigen Geschenken, darunter einen Muschelschmuck, einen gewissen Intemeje, einen fünfzigjährigen Mann, der ihn mit noch sieben Anderen weiter geleiten sollte. Bis an das Meer, sagte Schinte, er meinte aber nur bis Katema, dem nächsten Häuptlinge. Man nahm herzlichen Abschied von einander und Schinte rief ihm noch zu: „Sefeketu ist jetzt weit hinter Dir, bedarfst Du Hülfe, so wende Dich an Schinte, der sie Dir jederzeit auf das Freundlichste gewähren wird.“

Am Morgen des sechsundzwanzigsten Januars brach Livingstone mit den neuen Führern in nördlicher Richtung auf, zuerst das liebliche Thal hinab, in dem die Stadt liegt, und dann westlich durch einen schönen offenen Wald, bis zu einem Balonda = Dorfe, wo übernachtet wurde. Anderen Tages hatten sie die Saloiſcho = Berge zur Rechten, eine prächtige grüne Hügelreihe, die von Unterthanen Schinte's dicht bevölkert ist. Dieselben beschäftigen sich fleißig mit der Bearbeitung des Eisens, das diese Hügel in großer Güte und Fülle liefern. Wald und Ebene wechselten, als sie nun gegen Westen weiter zogen. Bäche kamen in den Thalgründen häufig vor, und ebenso häufig Dörfer von fünfzehn bis zwanzig Hütten mit Gärten voll Maniof, der hier die hauptsächlichste Nahrung ist. Es gibt auch eine bittere, giftige Art Maniof, die vorzüglich den Lungen nachtheilig sein soll. Intemeje sandte jedesmal, ehe man ein Dorf betrat, Boten voraus, um für Schinte's Freunde Lebensmittel herbeischaffen zu lassen, und meistens kamen diese unentgeltlichen Gaben von den Dorfbewohnern reichlicher ein, als vor dem von Schinte selbst. Auffallend war es, mit welcher Höflichkeit und Bescheidenheit die neuen Führer sich benahmen. Sie übergaben den besten Theil der eingekommenen Lebensmittel dem weißen Manne und seinen Dienern, waren aber nicht zu bewegen, an seinem Mahle mit Theil zu nehmen. Vielmehr bereiteten sie ihre Speisen für sich besonders, und zogen sich in das tiefste Walddesdunkel zurück, um dort zu essen. Dann standen sie Alle auf, klatschten mit den Händen und

dankten Intemese für die Mahlzeit. Bezüglich dieser Gebräuche sind sie sehr eigen. Selbst wenn sie hungerten, konnten sie sich nicht entschließen, von den Speisen der Makololo zu essen. Erlosch das Feuer in einer ihrer Hütten, so machten sie von Neuem Feuer an, statt einen brennenden Scheit aus einer der benachbarten Makololo-Hütten zu nehmen. Ihre Götzenbilder, Thier- und Menschenköpfe und Aehnliches vorstellend, sah man in den Wäldern häufig; ebenso kleine Hütten, in denen sich Zaubermittel verschiedener Art befanden. Noch tiefer im Walde sah Livingstone Menschengesichter in die Rinden der Bäume geschnitten, die den auf ägyptischen Monumenten vorkommenden ähnlich sehen. Längs der Wege sind viele Einschnitte in die Bäume gemacht, und an den Zweigen hängen Opfergaben, meist Maniok-Wurzeln, oder Maisähren. Es scheint, als ob in der Waldeseinöde Furcht vor höhern Wesen sie befielen, die sie sich durch Opfer verschiedener Art günstig stimmen könnten. Deshalb haben sie auch die Sitte, in gewissen größeren Entfernungen, Stöcke in Form eines Grabmals aufzuschichten. Jeder Vorübergehende legt noch einen Stock hinzu, oder steckt ihn am Wege in die Erde. Bei den ungebildeten Reisenden, die diesen Stämmen angehören, können Gebräuche solcher Art nicht eben sehr überraschen. Die Kleider der Balonda-Männer und Frauen besteht aus gegerbten Thierfellen, und ist keineswegs so unanständig, wie die der Makololo. Die nackten Makololomänner in Livingstone's Begleitung, ärgerten sich oft sehr, wenn die jungen Makololo-Mädchen sie ihrer Nacktheit wegen auslachten.

An einem der nächsten Abende wurde das Lager am Ufer des Leeba aufgeschlagen, und zwar in einem Schlangenneste. Eine dieser Schlangen biß einen von Livingstone's Dienern, doch erwies sich die Wunde als nicht gefährlich. Die Bewohner der benachbarten Dörfer waren freigebig in Darreichung von Lebensmitteln jeder Art, und zwar aus Gehorsam gegen Schinte, und erwarteten keine Gegengeschenke. Ihre einzige Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie den Bart dreifach zusammenflechten.

Am 31. Januar überschritt Livingstone den Leeba, wo er nur dreihundert Fuß breit war, und auch die früher bemerkte dunkle, moosgrüne Farbe hatte. In einem Dorfe, zwei Meilen jenseits des Flusses, bestimmte Livingstone den Punkt, bis zu dem er vorgebrungen

war, auf 22° und 57' östl. Länge und 12° 6' 6" südl. Breite. Bisher waren diese Beobachtungen fast stets dadurch unterbrochen, daß Wolken am Himmel aufzogen, und die Untersuchung unmöglich machten. Er erzählt selbst, daß er im Süden nie so heftige Nacht- und Morgenregen beobachtet habe, als hier. In all den Monaten, die er in dieser Gegend verbrachte, waren von sechs Tagen gewiß fünf Regentage.

Am 1. Februar erreichte Livingstone die zwei Hügel Piri, d. h. zwei, in dem Lande Mofbankwa, das erst seit kurzer Zeit von Schinte's Volk bewohnt wird, dessen Einwohner aber bereits mehr englischen Baumwollenwaaren nachfragten, als Perlen und Schmuck. Ein alter Graukopf erzählte auch, daß vor vielen Jahren schon einmal weiße Männer hier im Lande gewesen seien, daß er selbst aber keine derselben gesehen habe. Einer sei bis zu der Stadt Gazembe's, des Balondahauptlings, gekommen, fünf Tagereisen weit gegen Osten gelegen, doch sei er bald wieder nach dem Westen zurückgekehrt.

Hier an den Ufern des Leeba war die Grenze des Balondareiches und der Macht Schinte's. Intemeje erklärte deshalb auch, daß er zu den Stämmen, die Schinte nicht unterwürfig seien, nicht weiter mitgehen könne, und fing an, indem er sich mit Holzschnitzereien beschäftigte, sich hier einstweilen anzusiedeln. Livingstone, dem schon längst die Ungebuld peinigte, wollte von dem Eigensinn des unzuverlässigen Mannes nicht länger abhängig sein und brach am 2. Februar 1854 ohne ihn auf.

Sechster Abschnitt.

Die Entdeckung der Wasserscheide am Dilolo-See (1854).

Auf der andern Seite des Leeba, auf der Livingstone jetzt seine Reise nach der Westküste fortsetzte, dehnte sich eine Ebene vor ihm aus, die mindestens 20 Meilen breit und so mit Wasser bedeckt war, daß

es an den feichtesten Stellen doch noch bis an die Knöchel ging. Man war noch nicht weit vorgedrungen, als Intemese, der von Schinte bestraft zu werden fürchten mochte, sich wieder einstellte und eine mehr nordwestliche Richtung angab, um nicht in die noch höher überflutheten Gebiete von Lobale zu gelangen. Diese ganze Gegend hat so wenig Fall, daß das Wasser nach dem Leeba, der seine Ufer nicht verlassen hatte, nicht abfließt, sondern stehen bleibt, bis es von der Sonne und der Luft verzehrt wird. Ueppiges Gras und Lotus in üppigster Blüthe ragten über dem Wasser empor, nur hin und wieder auf eichelartigen Erhöhungen standen Gruppen verkümmelter Palmen. Belebt war der Sumpf von verirrtten Fischen, Wasserschildkröten, Krebseu und anderen Wasserthieren.

Das erste Nachtlager wurde auf einer, leider schlecht mit Brennholz versehenen Insel aufgeschlagen, wo die Diener anfangen, sich darüber zu beklagen, daß das stete Gehen im Wasser ihnen die Schwielen an den Füßen aufweiche, so daß ihnen später das Gehen auf festem Boden empfindlich und kaum möglich sein werde. Aber auch die auf Ochsen Reitenden hatten von dem Wassermarsche genug zu leiden, indem ihnen bei dem Zutreten der plumpen Thiere das plätschernde Wasser bis an den Leib kam und wenigstens ihre Beine stets naß hielt. In der trockenen Jahreszeit, wenn das Wasser verdunstet oder langsam in den Tschobe, Voeti, Kasai und Leeba verslossen ist, leiden diese großen Flächen ebenso von der Trockenheit, wie jetzt von der Feuchtigkeit, doch ist es immer bald möglich, durch Gräben auf Wasser zu stoßen. Ueberhaupt aber gibt es hier zu Lande wenig oder gar keine Quellen, die zu Bächen und Flüssen zusammenfließen, vielmehr entstehen alle größeren Ströme dieses afrikanischen Continentes aus abfließenden Regenweihern.

Auf dem überflutheten Gebiete ging es noch Tagelang fort. Die Eingebornen liehen stets die Dächer ihrer Hütten zum nächtlichen Gebrauche unentgeltlich her, aber konnte das viel Nutzen bringen, da von Unten her das Wasser Alles durchdrang und die Lagerstätten oft fortzuschwimmen drohten? Um diesem Ungemach vorzubeugen, begann man bald die Lagerplätze zu erhöhen und ringsumher Gräben zu ziehen. Am 5. Februar ging die Reise durch Thäler, in denen das Wasser so hoch stand, daß es nothwendig war, Halt zu machen. Am

6. Februar waren Rähne herbeigeschafft, um zugleich diese Thäler und den Lokalueje und seinen Nebenarm, den Ngwana Kalueje, d. h. das Kind des Kalueje, zu passiren. Der Lokalueje war tief, reißend und gegen 80 Fuß breit; der Umstand, daß sich Flußpferde in ihm aufhielten, bestätigte die Angabe der Eingebornen, daß er kein periodischer, sondern ein perennirender Fluß ist, wenn er in der trockenen Zeit auch nur halb so viel Wasser enthält. Jetzt war überall Wasser und wieder Wasser. Der Regen goß endlos von Oben und die Uebersfluthung war oft so tief, daß nur die Köpfe der Ochsen noch aus den Wogen hervorragten. Livingstone konnte nur in der Achselgrube seine Uhr vor der von allen Seiten herandringenden Feuchtigkeit schützen. An den höheren Stellen des Lokalueje, der von N. D. nach S. W. in den Veeba fließt, erblickten die Reisenden nicht bloß häufige Gruppen prächtiger Bäume, sondern auch das beste Acker- und Gartenland in vorzüglichem Anbau. Das ganze Jahr hindurch wird in diesen gesegneten Landstrichen Mais, Lotsa (*Pennisetum typhoideum*), Hirse (Lokesch) und vieles Andere gezogen. Man kann zugleich säen und erndten und wichtig ist es außerdem, daß sich überall das vorzüglichste Viehfutter findet, ausgedehnte Weiden mit den besten Grasarten, so daß die Makololo in Livingstone's Gefolge es bedauerten, daß hier keine Rindviehzucht getrieben wurde. Schon jetzt ist die Gegend mit Dämmen, Canälen und Wehren durchzogen, aber nur des Ackerbaus und des — Fischfangs halber. Wenn das Wasser abläuft, werden die schmackhaftesten Mosala (*Glanis situris*) und andere Fische gefangen, die gebraten und geräuchert nicht bloß ein gutes Nahrungsmittel, sondern ein wirklicher Leckerbissen sind. Im Anfertigen und Aufstellen der Reusen und Fischfallen haben die Eingebornen ein sehr sinnreiches Verfahren, doch spießen sie die größeren Fische auf mit Speeren und Widerhaken.

Am 7. Februar langte der Zug in dem Dorfe eines älteren Bruders des großen Häuptlings Katema an, der seines geringen Verstandes wegen die Vorrechte der Erstgeburt verloren hatte und nur eine Art Unterhäuptling oder Dorfamtman geworden war. Er hieß Soana Molopo, war aber doch so klug, um sich auch einen Ochsen auszubitten, als ihm Intemese im Geheimen mitgetheilt hatte, Schinte und Masiko seien von dem weißen Manne beschenkt. Dieser antwortete

ihm aber, sein Land sei so vortrefflich zur Viehzucht geeignet, daß er selbst Ochsen ziehen solle, wenn er Ochsen essen wolle. Wer nicht arbeiten wolle, verdiene es nicht, Fleisch zu essen.

Die nächste Nacht brachte Livingstone auf der Besizung eines sehr klugen und mit Katema befreundeten Mannes zu, Mozinkwa, der mit besonderem Geschick in einem großen, wohleingezäunten Garten Wein, süße Kartoffeln, Baumwolle, Gemüse und Küchenkräuter zog, darunter Ricinus und *Jatropha curcas*; diese beiden Gesträuche werden zur Bereitung eines abführenden Deles gezogen, das aber von den Eingebornen mehr als Pomade gebraucht wird. Mitten im Garten, im Schatten hoher Bäume, war die Hütte erbaut, in der Mozinkwa mit Frau und Kindern in patriarchalischer Weise lebte. Die Kinder waren sämmtlich von derselben Frau, alle sehr schwarz und wohlgebildet, wie Livingstone sich denn überhaupt nicht erinnerte, je eine schönere Negerfamilie gesehen zu haben. Mann und Frau überboten sich in Freundlichkeit und Freigebigkeit gegen den weißen Gast, der der braven Hausfrau gern versprach, ihr von Loanda ein neues Kleid mitzubringen. Zur Zeit von Livingstone's Rückkehr war die gute Frau aber bereits gestorben und Mozinkwa hatte, wie es hier eine fromme Sitte vorschreibt, Haus und Hof, Garten und Feld verlassen, um sich einen andern Wohnsitz zu suchen. Die schöne Besizung lag in Ruinen. Der Wittwer hatte nicht mehr an dem Orte leben wollen, wo ihm sein geliebtes Weib gestorben, wo der Tod einmal so grausam eingetehrt war. Solche verlassene Wohnstätten werden später nur wieder besucht, um für die Seelen der Verstorbenen zu beten und Opfergaben niederzulegen.

Am 10. Februar verließ Livingstone das gastliche Haus Mozinkwa's und hatte, am Leeba aufwärtsziehend, eine Reihe von Seitenflüssen zu passiren, an denen Kahnstationen errichtet waren, ein ziemlich sicherer Beweis, daß diese Flüsse das ganze Jahr hindurch Wasser führen. Der erste war etwa 80 Fuß breit und hieß Mona Kalujeje, d. h. Bruder des Kalujeje, ein anderer, der vorher den Lotembwa aufnimmt, heißt Tschifumadze; sie alle fließen in den Leeba, der ziemlich in der Nähe dann auch noch den Livoa aufnimmt. Diese nördlichere Gegend des Leeba ist überhaupt in günstiger Weise bewässert. Die Flußbetten haben festdurchwachsene, bleibende Ufer aus hartem

Thon und ringsumher die üppigste Vegetation. Ein Bote Katema's traf schon hier zu der Karawane, um Livingstone zu benachrichtigen, daß, wenn er friedliche Absichten habe, Katema ihn in seinem Lande willkommen heiße, denn er habe Fremde gern. So wurde zu ihm auf-
gebrochen, vorher aber durch eine List Intemesse's, bei Quendende, dem Schwiegervater Katema's, Halt gemacht und die Gastfreundschaft des alten Herrn auf eine harte Probe gestellt. Er war aber freigebig gegen die Vornehmen und gestattete es, daß die Uebrigen sich Molekane's, d. h. Gastfreunde unter den Dorfbewohnern verschafften, um unter dem Vorwande, gelegentlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten, bei ihnen ein gutes Unterkommen zu finden. Das Land ist so fruchtbar, daß sie selbst keinen Mangel leiden und daß ihre Gastfreundschaft sie nicht in eigene Noth stürzte, wie es in vielen der früher durchzogenen Dörfern der Fall gewesen wäre, wenn sich 27 hungrige Menschen unerwartet bei ihnen zu Gäste geladen hätten. Quendende war ein verständiger und gesprächiger Mann und theilte manche Eigenthümlichkeit seines Stammes dem Reisenden mit, z. B. daß sie die Seelen der Verstorbenen, statt ihnen in Liebe zu gedenken, als Rachegeister fürchten. Deshalb ist auch in jedem Dorfe eine große Trommel, auf der von Zeit zu Zeit gewaltigen Lärm gemacht wird, um die Barimo oder Geister in Schlaf zu trommeln.

Der Häuptling der Stadt Matiamoo, der stets den Namen der Stadt trägt, war kurz vorher gestorben und einige seiner Großen trafen eben damals bei Quendende ein, um den Tod zu melden. Dieser Herr oder Nutua muß ein sehr toller oder wahrscheinlich wahnsinniger Mann gewesen sein, denn was von ihm erzählt wurde, war nicht bloß abenteuerlicher, sondern sogar schauerlicher Art. So liebte er es zu Zeiten, wie toll in seiner Hauptstadt umherzurennen, daß ihm der Schweiß vom ganzen Leibe triefte, und während dieses Herumrennens allen Begegnenden die Köpfe abzuschlagen, bis er einen großen Haufen Köpfe beisammen hatte. Diese Unthaten erklärte er dann damit, sein Volk vermehre sich zu stark, er müsse selbst Sorge tragen, die Zahl desselben zu vermindern. Auch trug er keine Scheu, wenn er Theile von Menschenkörpern zur Bereitung von Zaubermitteln gebrauchte, einige seiner Unterthanen zu schlachten. Ebenso werden beim Tode jedes Häuptlings mehrere seiner Diener geschlachtet, um ihm in der

andern Welt Gesellschaft zu leisten. Ueberhaupt haben die Unterthanen der Matiamoo viel von ihren Häuptlingen zu leiden, und würden besser thun, sie zu verlassen und zu andern Stämmen zu fliehen. Zu einem solchen Entschlusse fehlt es ihnen aber einmal an der nöthigen Energie, dann aber haben sie vor den Makololo auch eine wohlbegründete Furcht, die zu den kampfslustigsten und beutegierigsten Völkern von ganz Süd-Afrika gezählt werden.

Quendende und die Gesandten von Matiamoo begleiteten Livingstone, als er zu Katema aufbrach. Ueber den etwa 160 Fuß breiten Lotembwa mußte in einem Kahne übergesetzt werden; doch war das ganze Thal damals so weit überfluthet, daß man mehr als eine halbe Meile weit rudern mußte, ehe man aussteigen konnte. Abends beim Feuer erzählten die Matiamoo's noch manche schwer glaubliche, aber doch verbürgte Dinge. Wenn Sklavenhändler von Loanda aus in seine Stadt kamen, so nahm er sofort ihre sämtliche Waaren in Besitz, überfiel dann eines seiner größeren Dörfer, ließ den Amtmann tödten und übergab alle Einwohner den Portugiesen als Bezahlung für die erhaltenen Waaren. Er hat sogar einmal für eine einzige silberne Uhrkette, die ihm wohlgefiel und die von den Händlern hoch im Preise gehalten wurde, ein ganzes Dorf hingegeben. Es ist überhaupt eine entsetzliche Thatsache, welche Depravation die Sklavenjagden der Portugiesen in diesen sonst so gesegneten Ländern zur Folge gehabt haben. Die ruchlosen Händler wissen durch schlaues Köddern die rohen Gemüther auf ihren Glitterkram so lüstern zu machen, daß sie, wenn auch erst nach einigem Besinnen, zuletzt alles menschliche Gefühl bei sich ersticken und ihre nächsten Angehörigen den Seelentäufern überliefern. In Bezug auf das Leben nach dem Tode sagten die Gesandten ohne Bedenken: „Wir gehen ja nicht zu Gott hinauf, wie Du, wir gehen in die Erde hinunter.“ Es ist eben bei all diesen Stämmen der Gedanke eingebürgert, daß die Seelen der Verstorbenen in der Nähe des Begräbnisplatzes bleiben.

Katema liegt ungefähr 8 Meilen jenseits des Lotembwa und ist weniger eine Stadt, als ein Haufen von nahe an einander stoßenden Dörfern. Intemese wurde gleich vor Katema geführt, um ihm im Voraus über den Charakter des weißen Mannes Bericht zu geben. Erst andern Morgens empfing der Häuptling die Ankömmlinge. Er

saß auf einer Art Thron, hatte ungefähr 30 seiner Frauen um sich und war außerdem von mehr als 300 seiner Krieger umgeben. Die Anführer saßen ihm nahe und traten von Zeit zu Zeit zu geheimen Besprechungen nahe an ihn heran. Die Hauptmasse des Volkes saß gegen 100 Fuß weiter zurück. Die erste Begrüßung der Fremden war nur kurz, aber verständig, wohlwollend. „Hier habt Ihr Mehl, Hühner und Eier“, wandte er sich an seine Gäste, „gehet nach Eurem Lager, bereitet Euch ein Mahl und esset, denn Ihr werdet hungrig sein. Morgen werdet Ihr besser im Stande sein, mir zu antworten. Kommt morgen wieder zur Audienz zu mir!“

Katema ist ein Mann von etwa 40 Jahren und trug einen mit Perlen und Federn geschmückten Helm, einen tabaksbraunen Rock mit Brokatbesatz und in der Hand einen Wedel aus Gnuschwänzen. Den Wedel schwenkte er wie einen Zauberstab, lachte dabei aber so herzlich, daß Livingstone volles Vertrauen zu ihm faßte, denn er wußte, daß mit Personen, die herzlich lachen können, im Allgemeinen gut umzugehen ist. Er gab an diesem Tage noch einer Anzahl junger Leute Audienz, die von dem Häuptling von Lobale, Kangerke, gestohlen waren, weil er ihre Verwandten an die portugiesischen Sklavenhändler verkauft hatte.

Beim Beginn der zweiten Audienz hielt er eine kleine Rede, die ungefähr folgendermaßen lautete: „Ich bin der große Monua Katema, von dem Ihr gehört habt, und der Genosse Matiamoo's. Es ist Keiner in den Ländern weit umher, der Matiamoo und mir gleichfäme. Hier habe ich immer gelebt und meine Vorfahren auch, hier ist das Haus, in dem mein Vater wohnte, und Ihr findet keine Menschen-
schädel dort, wo Guer Lager steht. Wer Handel treibt, kommt gern zu mir, ich hindere Niemanden. Denn ich bin der große Monua, von dem Ihr gehört habt!“ — Livingstone sagt, Katema sei ihm bei diesen Worten wie ein Betrunkener vorgekommen, der von seiner Größe fabele. Doch versprach er nicht bloß Führer, sondern wies auch statt des Weges der Sklavenhändler, den Livingstone ohnehin nicht gern ging, eine nördlichere Straße an, in der das Regenwasser den Marsch nicht so sehr erschwere. Livingstone schenkte ihm einige Kleinigkeiten und versprach ihm auch einen neuen Rock aus Loanda mitzubringen. Nach einer Bibel trug er kein Verlangen; überhaupt fiel es Livingstone schwer,

über göttliche Dinge durch Dolmetscher mit ihm zu reden. Er hörte es gern, als Livingstone seinen Viehstand belobte. Derselbe bestand aus 30 Stück, die sämmtlich von einem Paare abstammten, das er in seiner Jugend von den Balobale gekauft hatte. Die Thiere waren sämmtlich weiß und von grazioser Leichtigkeit in ihren Bewegungen. Livingstone lehrte den Häuptling die Kunst des Melkens, worüber derselbe sehr froh war. Die Zauberlaterne wollte er nicht sehen.

Die Bevölkerung der Stadt war voll Verwunderung, als die Matololo erzählten, daß Jeder von ihnen wenigstens eine Kuh daheim besäße. Viele Eltern baten die Matololo, ob sie nicht ihre Kinder zu ihren Stämmen mitnehmen wollten; hier in ihrem Lande erschienen so häufig die Portugiesen und dann mußten arme Leute immer fürchten, daß ihre Kinder an dieselben verkauft würden. Intemese hatte von Schinte den Auftrag, eine junge Frau, die mit ihrem Liebhaber, einem Manne von Katema's Stamm, hierher geflohen war, zu Schinte zurückzubringen. Darüber wehlagte die arme Person unter bitterlichen Thränen, indem sie ausrief: „Hier bin ich eine Ehefrau, die werde ich bei Schinte nicht sein, sondern er wird mich an die Mambari verkaufen!“

Am 20. Februar reiste Livingstone weiter und gelangte bald an den Dilolo-See, der an der breitesten Stelle 3 Meilen breit und im Ganzen etwa 8 Meilen lang ist. Von seinem Reichthum an Fischen und Flußpferden überzeugte der Reisende sich selbst, konnte aber eines heftigen Fieberanfalles wegen und wegen des großen Gefolges dies Binnenwasser nicht näher untersuchen. — Bei allen Einwohnern in den Dörfern, durch die der Zug ging, fand er eine große Vorliebe für die hier zu Lande sehr zahlreichen Singvögel, unter denen besonders Kanarienvögel hervorstachen. Sie wurden auch von den Eingebornen in Käfige gehalten und als er nach dem Grunde fragte, antwortete man ihm: „Ei, weil sie so schön singen!“ Die Kanarienvögel sind so häufig, wie bei uns die Sperlinge und den Gartenfreunden auch eine ebenso große Plage.

Die 20 Meilen große Ebene an der andern Seite des Dilolo konnte nicht eher durchzogen werden, als bis eine von Katema besorgte Zufuhr von Lebensmitteln eingetroffen war. Während dieses Aufenthalts erhielt Livingstone mancherlei werthvolle Aufschlüsse und vernahm u. A. die Volksfrage über die Entstehung des Dilolo. Monua

Monenga, ein weiblicher Häuptling, war auf einer Wanderung bei allen Stämmen gastfrei aufgenommen. Als sie aber zu dem Stamme kam, der da seinen Sitz hatte, wo jetzt der See ist, wollte man sie nicht aufnehmen und verweigerte ihr auch eine Mahlzeit, um die sie bat. Sie wurde sogar verspottet und gefragt: „Was kannst Du uns denn darum anthun, daß wir Dir nichts geben?“ — Die so fragten, wußten aber nicht, daß die Monua eine Zauberin war, die sich rächen konnte, wenn sie auch selbst darüber sterben mußte. Und um sich an dem ungastlichen Stamme zu rächen, stimmte sie einen lauten Klage- und Zaubergesang an, zu dessen Schluß sie sang: „Denn wißt, ich bin Monenga—woo!“ Und während sie das letzte Wort mit langsamem und schauerlichem Tone sang, wurde der Himmel dunkel und Dorf, Menschen, Vögel und Hunde versanken in der Tiefe. Von allen Seiten stürzte Wasser in die Tiefe nach, so daß man bald nur noch die rauschenden Wogen sah, wo bisher Menschen gewohnt hatten. Da kam Kasimakate, der Häuptling des untergegangenen Dorfes, zur Stelle und als er den Jammer sah, faßte ihn solche Verzweiflung, daß auch er nicht mehr leben wollte, sondern sich in den See stürzte. Und zum Gedächtniß seiner Verzweiflung, in der Sprache des Stammes „Jololo“, gab man dem See den Namen Dilolo.

Beim Durchwandern der Ebene bemerkte Livingstone mit Vergnügen den Vorbedacht der zahlreichen Erdameisen in derselben. Um nämlich für die Zeit des stehenbleibenden Regens nicht zu ertrinken, bauen sich die klugen Thiere für diese Zeit hochgelegene Wohnungen, aus Lehm auf den Grashalmen, die von auffallender Festigkeit sind und den andringenden Gewässer genügenden Widerstand leisten. Einige haben nur die Größe einer Bohne, andere die eines Mannesdaumens.

Ein besonderes Interesse verdient diese Ebene am Dilolo = See, weil sie die Wasserscheide zwischen den Strömen, die zur Ost-, und denen, die zur Westküste fließen, bildet. Unmittelbar an die Ebene stoßen mehrere liebliche Thäler voll prächtiger, hochragender Bäume und schönen Blumen, von Bächen durchschnitten, die ihr Wasser an den Lolo oder Kasai abgeben.

In den Dörfern fanden die Reisenden stets freundliche Aufnahme, doch hielt es schwer, Boten von einem Stamm zu einem benachbarten Stamme zu erhalten, weil die Meisten in Folge des hier sehr fleißig

betriebenen Sklavenhandels mit einander in Fehde leben. Am 27. passirten sie den Poke, der durch ein tiefes, hochbewaldetes Thal in einer Breite von zweihundert Fuß hinströmt. Eine Zeitlang folgten sie dem Laufe des Flusses, der bald von Wald, bald von grasreichen Wiesen eingeschlossen war, und dessen Länge die Eingebornen damit bezeichnen wollten, daß sie sagten: „Und wenn Ihr Monate lang auf ihm fahret, Ihr werdet zurückkehren, ohne sein Ende gesehen zu haben.“

Am 29. Februar betraten die Reisenden in westlicher Richtung des Kasai das Gebiet des Häuptlings Katende, der eben so ungastlich war, wie sein Land arm an jeder Art von größerem Wild. Mäuse und Maulwürfe waren eine willkommene Zugabe zum Abendbrod, und Katende weigerte sich entschieden, die Durchreise zu gestatten, wenn man ihm nicht vorher einen Mann, einen Elephanten Zahn, Perlen, kupferne Ringe und Muscheln gegeben habe. Nach längerem Gezänk begnügte er sich endlich mit dem schlechtesten Hemde, das Livingstone in seinem Koffer fand, und ihm auf die Gefahr hin übersandte, daß der, wie es hieß, sehr corpulente Fürst, gar keinen Gebrauch von demselben machen könne.

Ohne Katende einen Besuch abgestattet zu haben, setzte Livingstone nach zwei Tagen seine Reise fort, und hatte zunächst den Bach Sengko, und dann den Fluß Totolo zu überschreiten. Ueber den letzteren führte eine Brücke, an dessen Ende ein Neger stand, der ein Geschenk verlangte, weil er behauptete: „Die Brücke gehört mir, der Weg gehört mir, die Führer sind meine Kinder; wenn Ihr nicht zahlt, sollt Ihr nicht weiter.“ — Livingstone war über den frechen Zolleinnehmer nicht wenig empört, und hatte nicht schlecht Lust, ihn ein unfreiwilliges Bad nehmen zu lassen und ihn von seiner Brücke in den Fluß zu stoßen. Als aber einer seiner Leute ein kleines Geschenk hervorzog, war der Brückenbesitzer nicht bloß bald zufriedengestellt, sondern machte den Reisenden auch noch ein reiches Gegengeschenk an Tabaksblättern.

Den Nutzen einer guten Brücke sollte übrigens Livingstone an diesem Tage noch zweimal gehörig schätzen lernen. Beim Reiten durch ein schmales, aber tiefgehendes und reißendes Bächlein wurde der Ochse, auf dem er ritt, vom Strome weggerissen, so daß er in's Wasser springen mußte, und nicht ohne einige Mühe sich und den Ochsen an das

Ufer brachte. Schlimmer ging es an einem größeren Strome, dem Aguana Loke, d. i. Loke's Rind, über den eine Brücke führte, die aber so tief lag, daß den Hinübergehenden das Wasser bis an die Brust ging. Die Eingebornen, die in der Art wie Hunde schwimmen, verschmähten die Brücke, und verließen sich auf ihre Fertigkeit im Schwimmen. Livingstone beabsichtigte, sich auf seinem Dschen zu halten, der ein guter Schwimmer war, und sich von ihm hinüber tragen zu lassen. Derselbe gerieth aber in die Strömung, und stürzte, als Livingstone die Zügel kräftig anzog, rücklings über auf seinen Reiter, so daß dieser, der in der europäischen Schwimmkunst ein Meister war, mit raschen und regelrechten Stößen das andere Ufer zu gewinnen suchte. Inzwischen hatten sich aber schon über zwanzig der erschrockenen Eingebornen nach der Stelle hinbegeben, wo er untergesunken war, um zu seiner Rettung behülflich zu sein. So unnöthig diese Mühe war, so gab sie Livingstone doch einen erfreulichen Beweis der treuen Anhänglichkeit dieser Leute, und besonders rührend war ihm ihre laut ausgesprochene Freude, als sie endlich mit ihm auf dem Ufer angekommen waren. Doch mußten einige nochmals in's Wasser, um verschiedene Gepäckstücke zu retten, die der Strom mit sich forttriß. Dann ging es rasch weiter, noch über einige Bäche bis in eines der Dörfer der Kasabi, wo man das Lager aufschlug und ein großes Feuer anzündete, um die Kleider zu trocknen. Da wurde denn noch viel über die Schwimmpartie gelacht, und die Neger sagten: „Wir können Alle schwimmen, doch schwimmt der weiße Mann wie ein Frosch, wir nur wie Hunde, und wer anders brachte ihn über den Fluß, als er sich selbst?“

Am 4. März gelangte der Zug in das Gebiet der Tschiboque, das wieder reich an fruchtbaren Thälern und klaren Bächen und Flüssen war. Seine Reisegefährten klagten: „Welch prächtiges Land für Vieh! Unser Herz ist betrübt, daß wir so schönes Land wüßt liegen sehen müssen.“ Hier erfuhr Livingstone die Ursache des überraschenden Viehmangels in diesen Gegenden. Die Tsetse-Fliege hatte hier vor Zeiten regiert bis Loanda hin, und war erst verschwunden, seit die Eingebornen mit Schießwaffen versehen, ihr Land von größerem Wilde fast ganz gesäubert hatten. So war jetzt der Zeitpunkt eingetreten, wo es für Viehzucht sich wieder eignete. Schinte, Matiambo und Katema fingen, zum Theil auf Livingstone's Rath, an, größere Heerden zu

kaufen, und legten damit ohne Zweifel den Grund zu späteren erheblichen Reichthümern. An Lebensmittel und Geflügel war kein Mangel, Beides wurde für Perlen gern abgegeben, doch hätten die Verkäufer englische Baumwollenwaaren lieber eingetauscht.

Der Reisezug hatte den folgenden Sonntag zu einem Rasttage bestimmt, um Gottesdienst zu halten und sich zum Weitermarsche gehörig vorzubereiten. In dieser friedlichen Absicht wurde bei einem Tschiboque-Dorfe das Lager errichtet und ein abgetriebener Reitochse geschlachtet, theils um das Fleisch als Reisevorrath einzupacken, theils um dem Häuptling des Stammes, Nyambi, das übliche Durchgangsgeschenk machen zu können. Aber Nyambi war kein friedlich und rechtlich gesinnter Fürst und nur der Gleichmuth und der ruhige Ernst Livingstone's, nur sein stolzes Gefühl sittlicher Ueberlegenheit, das ihn die dummdreisten Beleidigungen dieser uncivilisirten Horden ertragen ließ, ohne daß er auch nur versucht hätte, sie in rachsüchtiger Umwandlung dafür zu strafen, waren die Ursache, daß der entstehende Zwiespalt nicht in blutigen Kampf ausartete.

Nyambi hatte sich für das Fleischgeschenk bedanken lassen und versprach ein Gegengeschenk. Andern Tages kam aber eine unverschämte Gesandtschaft in Livingstone's Lager, sprach sich mit Verachtung über das erhaltene Fleisch aus und verlangte für Nyambi einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte, ein Kleid, Pulver und Anderes; weigerte sich Livingstone, hieß es, so würde Nyambi Mittel haben, ihm den Durchzug zu wehren. Livingstone ließ sich dadurch weder erschrecken, noch reizen, sondern erwiderte, sie seien keine Sklavenhändler, wie die Mambari, die solchen Tribut zu zahlen pflegten, sie seien freie, friedliche Reisende, denen kein schwarzer Mann eine Steuer aufzuerlegen das Recht habe. Bereits erkannte er aber die feindliche Absicht der Tschiboque, denn er hörte, wie sie unter einander flüsterten: „Der weiße Mann hat nur fünf Flinten, wir werden ohne Schwierigkeit mit ihm fertig werden.“

Gegen Mittag umzingelte Nyambi das Lager Livingstone's mit seinen Bewaffneten, die sämmtlich ihre Schwerter gezückt hielten und sie mit drohender Bewegungen in der Luft schwingen. Auch Livingstone's Leute griffen zu ihren Speeren und nahmen eine Haltung an, die deutlich genug zeigte, daß sie auf Alles gefaßt seien und ihr Leben nur um den theuersten Preis verkaufen würden. Livingstone sprach

ihnen indeß Ruhe ein, setzte sich gelassen auf einen Feldstuhl, die doppelläufige Büchse zwischen den Knien und lud Nyambi ein, sich ebenfalls zu setzen, damit sie mit einander verhandeln könnten. Nyambi trat näher und setzte sich mit seinen Rathgebern vor Livingstone auf die Erde. Dieser fragte nun, welche Ursache Nyambi zu seinem feindlichen Benehmen veranlaßt habe, und mußte lächerlicher Weise hören, einer von seinen Leuten habe einen Tschiboque angespien. Dies war richtig. Ein gewisser Pitsane hatte aus Versehen einen Mann an das Bein gespuckt, aber er hatte sich gleich entschuldigt, hatte den Speichel selbst wieder abgewischt und hatte, was offenbar gegen jede feindliche Absicht seiner Seits sprach, gerade vorher mit demselben Manne Kameradschaft gemacht und ihm ein großes Stück Ochsenfleisch geschenkt. Auf diese Erklärung hin mußte Nyambi zugeben, daß keine Beleidigung stattgefunden habe, beharrte aber trotzdem auf seiner Forderung. — „Nein“, sagte Livingstone, „wir werden lieber Alle, bis auf den letzten Mann, kämpfen und lieber Alle sterben, ehe Einer von uns Dein Slave wird.“ „Gut“, versetzte Nyambi, „so kannst Du mir die Flinte geben, mit der Du den Ochsen erschossen hast.“ Aber die Flinte sollte, was ganz unverkennbar war, nur die Macht der Tschiboque's stärken und die der Reisenden verringern, weshalb Livingstone sich entschieden weigerte, dieselbe abzugeben. Nach langem Gezänk gab Livingstone auf Pitsane's Zureden endlich ein Hemde, dann noch ein Tuch her, aber die jungen Krieger Nyambi's waren nicht zufriedenzustellen und gingen augenscheinlich auf Mord und Raub aus. Einer zielte sogar von Hinten her auf Livingstone's Kopf und hätte gewiß losgedrückt, wenn Livingstone nicht an den Gesichtern seiner Freunde gesehen hätte, daß ihm von Hinten Gefahr drohe, aufgesprungen wäre und dem jungen Bösewicht seine Büchse vor die Brust gehalten hätte. Erschreckt sprang derselbe bei Seite und Nyambi schickte ihn auf Livingstone's Verlangen ganz fort. Darüber waren alle Leute Livingstone's herantreten und hatten auch Nyambi mitumzingelt und erklärten nun plötzlich, sie würden ihm das Leben auf der Stelle nehmen, wenn er sich nicht zu friedlichen Unterhandlungen bereit erkläre. Diese Makololo waren von Sebituane im Waffenhandwerk geübt, sie hatten mit ihm, dem Tapfersten der Tapferen, oft genug dem Tode in's Auge gesehen, so daß Livingstone sich ganz auf sie verlassen konnte und überzeugt war,

daß sie der doppelten Zahl Feinde gewachsen sein würden. Leider waren sie ohne Schilde und nur mit Speeren bewaffnet, und die Tschiboque-Krieger hatten Bogen, Pfeile, Schwerter, Speere und eine gute Anzahl Schußwaffen. Wäre der Kampf ausgebrochen, er wäre gewiß ein sehr blutiger geworden. Livingstone suchte ihn aber zu vermeiden und jetzt, wo Nyambi und seine Rathgeber erkennen mußten, daß sie selbst die ersten Todten sein würden, bequerten sie sich allmählig zu anderen Bedingungen und sprachen glimpflicher. Vielleicht hätten sie auf jeden Durchgangszoll verzichtet, doch wollte auch Livingstone eine gewisse Nachgiebigkeit zeigen und gab Befehl, den Tschiboque's einen Ochsen zu geben. Dies geschah und so wurde Friede geschlossen. Nyambi zog sich mit seinen Kriegern zurück und Livingstone konnte nun seinen Sonntag ruhig feiern.

Am 6. März ließ Livingstone wieder aufbrechen, doch entschloß er sich gerne zu einem großen Umwege, um die Stämme zu vermeiden, bei welchen durch den Verkehr mit den portugiesischen Sklavenhändlern eine Depravation eingebürgert war, wie sie selbst bei den rohesten unberührten Stämmen nicht vorkommt. Er schlug also einen Weg gegen N.N. ein, Kasabidörfer zur Rechten und Kasaidörfer zur Linken lassend, und kam durch ein wasserreiches, von der Natur reich gesegnetes Land voll reizender Thalgründe, deren einer von dem Tschihune durchströmt wurde. Ueber dem Longe-Fluß vordringend, gelangte der Zug am 11. März an einen kleinen Fluß, der außerhalb des beabsichtigten Weges lag. Die Führer waren irre gegangen, doch statt nun bemüht zu sein, den rechten Weg wieder aufzufinden, drohten sie umzukehren, falls ihnen nicht gewisse Sachen, auf die sie lange lüstern waren, geschenkt würden. Einiges gab man ihnen, sie verlangten mehr, darüber wurden die Makololo ungehalten, die nur Kriegszüge, aber keine friedlichen Wanderungen vorher gekannt hatten. Sie wollten die Unverschämten niederschlagen und machten einen entsetzlichen Lärm, so daß Livingstone, der fieberkrank in seinem Zelte lag, wiederholt, aber stets vergeblich, um Ruhe bitten ließ. Die Meuterei war ausgebrochen und drohte in einem ernstlichen Kampfe auszuarten, jedenfalls stand seine Autorität und alle Manneszucht auf dem Spiele. Wurden diese beiden nicht gewahrt, so war der Zweck der Reise vereitelt und selbst Livingstone's Leben gefährdet. Auf seine Worte war mit unverschämtem Gelächter geant-

wortet, da trat er in sein Zelt zurück, ergriff ein doppelläufiges Pistol und sprang nun mit erzürntem, wildem Gesicht mitten zwischen die Meuterer. „Was,“ rief er, „erkühnt Ihr Euch? Wer ist hier Herr? Ich oder Ihr? Glaubt Ihr, ich fürchte Euch, daß Ihr so ungeberdig Euch zu betragen wagt? Mein Entschluß ist gefaßt, den Ersten, der noch einen Laut von sich gibt und im Ungehorsam beharrt, schieße ich nieder. Ich habe Euch stets liebevoll behandelt, aber Ihr sollt auch erkennen, daß ich zürnen und strafen kann. Geht auseinander, Jeder an sein Geschäft.“

Diese Worte halfen. Alle waren erschreckt und Keinem gelüstete es wieder sich an ihres Herrn Eigenthum zu vergreifen oder einen anderen Willen zu haben, als der seine war.

Am 13. März mußte das Lager früh am Tage an einem Arme des Loajima aufgeschlagen werden, weil Livingstone sich sehr krank fühlte. Das Fieber übermannte ihn so, daß er in einem Zustande, der mehr Betäubung als Schlaf war, im Zelte auf seinem Lager zusammensank und Nichts von dem hörte und sah, was vorging. Es mochte schon gegen den Morgen sein, als er aus diesem todtähnlichen Schlafe erwachte und vor das Zelt trat. Da sah er denn zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Leute und Ambonda, der kürzlich noch Rebell gewesen war, an der Spitze, das Lager ringsum mit einem Pallisadenverhau umgeben hatten und mit ihren Speeren bewaffnet Wache hielten. Die Ischiboque hatten sich wieder in feindlichster Absicht eingestellt und wollten eben angreifen. Wiederholt hatten sie die Auslieferung des weißen Mannes verlangt und nur durch die Vorsicht der Genossen Livingstone's war ein Nachtüberfall verhütet. Die Feinde forderten wieder mit größter Frechheit einen Mann, einen Ochsen und eine Flinte oder einen Elephanten Zahn und schienen von dieser Forderung nicht abgehen zu wollen. Als aber Livingstone unerschrocken unter sie trat und ihnen von den friedlichen Absichten seiner Reise sprach, wurden sie höflich und boten ihm drei Schweine als Gastgeschenk an. Livingstone hütete sich indeß wohl, dies Geschenk anzunehmen, da die Weber dann nach Landesitte das Recht gehabt hätten, sich ein beliebiges Gegengeschenk auszubitten. Die Verhandlungen zogen sich mehrere Tage hin und um nicht stets der Gefahr eines vielleicht plötzlich ausbrechenden blutigen Haders ausgesetzt zu sein, gab Living-

stone endlich einen abgetriebenen Reitochsen hin, worauf das räuberische Gefindel abzog. Andern Tages kam es nochmals wieder und war so zudringlich und neugierig, daß Alle fürchteten, sie würden beim Durchzuge durch einen großen Wald, an dessen Grenze man sich befand, einen verrätherischen Angriff machen. Dies geschah nun freilich nicht, aber schon die Angst und die Vorsichtsmaßregeln waren lästig. Dazu kam das heftige Fieber Livingstone's, das Regenwetter, der Ungeßüm der Reitochsen, die sehr häufig ihre Reiter abwarfen. Livingstone stürzte einmal von seinem „Sindbad“ auf den Kopf, erhielt einen tüchtigen Fußtritt und wurde über all das Glend, wie er selbst berichtet, zuletzt so mager wie ein Gerippe und kraftlos, als stände ihm der Tod bevor.

Auch bei dem Dorfe des alten Negerhäuptlings Jonga-Panza wäre es fast zu Blutvergießen gekommen, indem der alte Bursche sich einbildete, er sei berechtigt, von den Durchziehenden einen Zoll zu erheben, und es sei eine Beleidigung, wenn sie die Gegend durchzögen und sein Dorf nicht besuchten. Livingstone entschloß sich, nachzugeben, denn er sah ein, daß die Slavenhändler an dieser Unverschämtheit Schuld seien. Sie verwöhnen die Häuptlinge, von denen sie in hohem Grade abhängig sind; denn um ihre Slavenzüge durchbringen zu können, um Flüchtlinge jagen zu dürfen und wiederzuerhalten, gaben sie nicht bloß freiwillig hohen Tribut, sondern lassen sich auch noch alle Lasten und Opfer geduldig aufladen, die den übermüthigen Häuptlingen irgend belieben. Wasser, Gras, Holz, Alles haben sie häufig noch besonders bezahlen müssen und bezahlt, die Menschenwaare, die sie führten, lohnte ihnen diese Opfer reichlich, sobald sie die Küste erreicht hatten und die Ablieferung auf die Slavenschiffe erfolgen konnte. — Durch einen Diebstahl, den einige der Führer am Eigenthum der Händler begangen hatten, kam Livingstone mit diesen widerlichen Menschen in unangenehmen Zwiespalt. Die Flinten wurden wieder zur Stelle geschafft, auch waren einige Perlen verloren gegangen und konnten nicht ersetzt werden, als bis ein Elephanten Zahn und ein Ochse geopfert waren. Ueber all diese Drangsale wurden die Gefährten Livingstone's endlich kleinmüthig und ganz verzagt und verlangten von ihm, in ihre Heimath zurückgeführt zu werden. Aber er widersetzte sich ernstlich und sagte schließlich, sie möchten alle zurückkehren, er werde die Reise bis

an das Meer fortsetzen, und wenn er ganz allein den Gefahren des weiten Weges sollte trogen müssen. Dann ging er in sein Zelt, den Beschluß seiner Reisegefährten erwartend, und nicht lange, so steckte ein gewisser Molorisi den Kopf durch die Zeltthür und sagte: „Nein, wir wollen Dich nicht verlassen, verliere den Muth nicht. Wir sind Alle Deine Kinder und kennen nur Dich und Sefeletu. Wohin Du uns auch führst, wir folgen Dir. Nur die Schlechtigkeit all dieser Menschen hier war an unserer Zagheit schuld! Hätten wir für Dich kämpfen dürfen, so hätten wir auch gewiß für Dich gesiegt und wären gerne für Deine Rettung in den Tod gegangen. Nun wollen wir treulich bei Dir ausharren!“

Als diese neue Noth vorüber war, kam es darauf an, Führer bis in das Land der Portugiesen zu finden, und Jonga Panza's Söhne selbst erboten sich zu diesem Dienst, falls Livingstone ihnen den von Schinte erhaltenen Muschelschmuck im Voraus geben wolle. Er weigerte sich lange, weil er überzeugt war, daß sie nicht Wort halten würden, wenn sie im Voraus bezahlt seien. Endlich willigte er, dem steten Drängen seiner Makololo-Gefährten nachgebend, ein, aber kaum war unter ihrer Führung der Fluß Tschikapa überschritten, als Einer nach dem Anderen in den dichten Wald entschlüpfte. Der Verlust war indeß nicht groß, da der Weg auch ohne Führer zu finden war. Der Tschikapa gehört zu den periodischen Flüssen, war aber in damaliger Zeit gegen 100 Fuß breit und sehr tief, und etwa eine Stunde oberhalb der Furth, wo mit einfachen Ruderfäbren übergesetzt wurde, stürzt er brausend über Felsen herab. Wie alle Grenzvölker, waren auch hier die Bewohner in hohem Grade habgierig und entartet, für jede Kleinigkeit verlangten sie Bezahlung und ließen sich das Uebersetzen über den Fluß sogar dreimal bezahlen. Alle Bäche und Ströme gehören in das Wassergebiet des Kasai oder Loka und die meisten hatten schlammige Ufer. Der 26. März, ein Sonntag, wurde am Ufer des Weilo, der etwa 20 Fuß breit ist und in einem tiefen Felsenthale dahinfrauscht, zugebracht. Der Abfall der Ebene bis zum Wasserspiegel beträgt an 1000 Fuß. Harter Kalktuff, der auf Thon und Kalkstein ruht und mit eisenhaltigem Conglomerat bekleidet ist, bildet den Felsen, der, mit dem mannichfachsten Gesträuch bewachsen, eine äußerst reizende Scenerie für den Wanderzug darstellte. Ueberhaupt war die ganze weitere Land-

schafft von unbeschreiblicher Schönheit, mehr wellenförmig als bisher und in den häufigen und tiefen Waldthälern flossen schöne Bäche. Die Bäume sind hoch und gerade, die Wälder dunkel und feucht, der Erdboden ist mit gelbem und braunem Moose bedeckt und hellfarbige Flechten wuchern an den Stämmen. Das Land, schwarzer Lehm mit dichtem Graswuchs, ist von äußerster Fruchtbarkeit und voll kleiner Dörfer. Nahrungsmittel sind in Menge vorhanden und ohne nennenswerthe Arbeit zu erzielen. Düngung ist unnöthig und sollte eine Stelle durch längeren Anbau weniger ergiebig werden, so wird sie verlassen und ein Stück Wald von Neuem gerodet. Und wie mühelos ist das Roden in diesen Gegenden! Man legt an den Wurzeln der großen Bäume Feuer an, damit sie absterben, fällt die kleineren und so ist der Acker für die neue Saat gewonnen. In den Gärten stehen gewöhnlich viele solcher großen, todtten Bäume und zwischen ihnen wächst das Mais in üppigster Fülle; selbst die verlassenen Gärten tragen noch viele Jahre lang Maniok, nach denen Niemand die Hand ausstreckt. Was fehlt, ist Salz und Vieh. Aber Beides ließe sich leicht beschaffen, das Erstere durch Tauschhandel von Angola her, Letzteres, wenn die Eingebornen Viehzucht treiben wollten, wozu ihr Land sich vorzüglich eignet. Die Felle der Ochsen, die Livingstone schlachten ließ, standen deshalb in hohem Werthe, und als er anfang, Gürtelriemen daraus schneiden zu lassen, konnte er dieselben leicht und besser wie Gold an den Mann bringen.

Einige der Dörfer, durch welche der Zug ging, waren reinlich und gut angelegt, in anderen wucherte das Unkraut so hoch, daß Livingstone, von seinem Reitochsen um sich sehend, doch nur die Dächer der Wohnungen gewahren konnte. Ging der Zug Mittags durch ein Dorf, so traten die Eingebornen träge heran, gemächlich in träumerischer Gleichgültigkeit rauchend; die Kinder umtobten mit allerlei Pöffen die Reisenden oder kletterten wie Eichhörnchen in die Baumwipfel, um besser sehen zu können. In den besseren Dörfern stand Tabak, Baumwolle und Gemüse um die Hütten; in Käfigen hielt man Vögel; wo geraftet wurde, drängten sich die Weiber gaffend heran, die Kinder auf dem Rücken schleppend und lange Pfeifen im Munde. Besonders waren es die Ochsen Livingstone's, welche die Neugierde und Bewunderung der Eingebornen erregten.



GALTON.

Zuerst auf gut gebahnten Pfaden, dann durch sehr abschüssiges Land, wo Livingstone trotz seiner großen Schwäche zu Fuß gehen mußte, ging es nun in das Thal des Coango (Quango), das an hundert Meilen breit ist und, in dem dunkle Wälder mit hellgrün schimmernden Baumgruppen abwechseln. Der Weg bis zum Wasser herab beträgt eine Meile und fällt an 1200 Fuß tief ab. Von Loanda aus war der Anblick besonders prächtig. Eben ging eine Wolke über das Thal hin, der Donner rollte, aber das herrlichste Sonnenlicht erglänzte auf der Höhe. Der zurückgelegte Weg erschien wie der Abfall eines Tafellandes, von einer Menge Schluchten und Spitzen wie eine Säge durchschnitten, die Schluchten dicht bewaldet, die steilen Felsen kahl und von röthlicher Farbe der Boden.

Nach allerlei Quälereien bei den von portugiesischer Herrschaft noch freien Grenzvölkern und krank und schwach gelangte Livingstone am 4. April an das Ufer des Coango, der sehr tief und gegen 300 Fuß breit war. Das Wasser war farblos, wie in keinem der bisher überschrittenen Flüsse, und strömte zwischen ausgedehnten Wiesen mit gigantischem Gras und Rohr fast ganz nördlich dahin. Der Bambus war von der Stärke eines Mannes. Im Flusse selbst soll es viele giftige Schlangenarten geben, weshalb alle Dörfer in ziemlicher Entfernung vom Ufer stehen und auch die Reisenden ihr Lager mehr im Lande selbst aufschlugen. Das Ueberschreiten des Flusses wurde von einem Baschinga-Häuptling wieder an einen so hohen Tribut geknüpft, daß Livingstone es vorzog, eine andere Furth aufzusuchen und mit seinen Gefährten am Flußufer hinzog, unbekümmert um die schlechten Schützen hinter ihm, die viele Schüsse abfeuerten, ohne daß man die Kugeln nur hätte pfeifen hören.

Glücklicher Weise stieß auf diesem Wege ein eingeborner Portugiese zu ihm, Namens Cypriano di Abreu, der Wachseinkäufe gemacht hatte und mit dessen Hülfe eine andere Fährte bald gefunden und die Fährleute zu billigeren Forderungen gestimmt wurden. Bald war der Coango überschritten. „Sobald wir,“ erzählt Livingstone, „das andere Ufer erreicht hatten, waren wir im Territorium der Bangala, welche den Portugiesen unterworfen sind und oft Cassange oder Cassantse genannt werden, und so waren denn alle Scherereien mit den moralisch verderbten Grenzvölkern glücklich überstanden.“

Siebenter Abschnitt.

Die Reise an der Westküste. (1854—1855.)

Das Bewußtsein, wieder in den Verkehr mit gebildeten Menschen einzutreten, hatte für Livingstone etwas Ueberwältigendes. Nach der Ueberfahrt über den Coango betrat er portugiesischen Boden und folgte nun leichtem Herzens seinem neuen Freunde Cypriano auf einem engen, aber festgetretenen Fußpfade durch das mit hohem Grase bewachsene Land. Bald schritten sie in traulichem Geplauder, Livingstone mit neuer Lebenskraft, an mehreren hübschen Landhäusern vorüber, vor denen reinlich gekleidete portugiesische Mischlinge standen und den Gruß der Wanderer freundlich erwiderten. Alle diese Landleute sind Soldaten, Grenzer, die hier ohne Sold von Handel und Ackerbau leben. Die Bangala, denen noch vor wenigen Jahren dieses Gebiet gehörten, belästigten die Portugiesen sehr und tödteten selbst viele Händler, so daß 1850 Truppen gegen sie ausgesandt werden mußten. Sie wurden bald unterworfen und sind jetzt portugiesische Unterthanen, die Truppen aber blieben im Lande und wurden damals von Cypriano befehligt.

Livingstone übernachtete bei Cypriano und wurde gastfreundlich aufgenommen. Es war der 5. April, als er Morgens mit ihm frühstückte, doch war es noch kein europäisches Frühstück, denn es bestand aus Erdnüssen, Mais, Maniok und Honig. Mittags gab es Geflügel, das einer von den Freunden des Hauswirthes allerdings mit Messer und Gabel zerlegte, das aber dann ohne diese unentbehrlichen Attribute einer europäischen Mahlzeit verspeißt wurde. Vor und nach Tisch wurde Waschwasser herumgereicht. Die Wohnung war mit wächsernen Heiligenbildern angefüllt. Cypriano und seine Freunde trugen Talismane von Neusilber an sich als zuverlässige Schutzmittel zu Wasser und zu Lande und unterscheiden sich also in vieler Hinsicht wenig von den götzendienerischen Heiden. Indeß konnten alle diese Halbkasten lesen, kannten die Bibel, aber — nur dem Namen nach, da die portugiesische Regierung keine Sorge getragen hat, ihnen dieses Buch der Bücher in ihrer Landessprache in die Hand zu geben.

Cypriano hielt den Reisenden bis zum 10. April bei sich, um sich von den Strapazen der bisherigen Reise wenigstens etwas zu erholen. Er ließ nicht nur einen Ochsen schlachten, sondern plünderte Garten und Feld, um ihn und seine Gefährten gut bewirthen und auch für die Reise nach Cassange wohl auszurüsten zu können. Der Weg dahin führte über einen dunkelrothen, äußerst fruchtbaren Boden, der aber nur mit hohem Grase von geringem Werthe überwachsen ist. Wenn dasselbe dürr wird und in Brand geräth, greift das Feuer bald meilenweit um sich und wird sehr gefährlich. Die Bangala haben sich einmal vor eingefallenen Ambonda's nur dadurch retten können, daß sie die Prairie in Brand steckten und dadurch die Feinde zur Flucht zwangen. Auch Livingstone kam einmal Nachts durch einen solchen Prairiebrand in große Gefahr, wenn nicht das Leben oder die Gesundheit, doch Wagen und Gepäck zu verlieren. Er wurde durch ein Geräusch wie von einem brausenden Sturm aus dem Schlafe geweckt und sah die Flamme mit Windeiseile herankommen. Es war noch eben Zeit, das beste Rettungsmittel in Ausführung zu bringen. Er steckte nämlich schnell auch auf der Unterwindseite die Prairie in Brand und konnte auf die abgebrannte Stelle noch eben gelangen, als die Flamme die frühere Lagerstelle erreichte. Glücklicherweise war das dürre Gras nur drei Fuß hoch gewesen. Als der Marsch über mehrere Arme des Coango gegangen war, ragte es mehrere Fuß über die Köpfe der Reisenden, so daß es ihnen alle Aussicht benahm und sie, besonders wenn es von Thau oder Regen naß war, sehr belästigte.

Abgerissen wie der erbärmlichste Landstreicher traf Livingstone nach drei Tagen in Cassange ein und wurde dort auch als verdächtig angesehen und sofort vor den Commandanten Senhor de Silva Bago geführt. Kaum aber hatte er seinen Paß vorgewiesen, als er auf das Höflichste begrüßt und mit anderen Vornehmen zu Tisch geladen wurde. Es schmeckte ihm vortrefflich, noch mehr aber sagte ihm die Ruhe im Hause des Capitain Newes zu, der ihn anderen Morgens mit neuen Kleidern versah und auch für seine Gefährten in uneigennützigster Weise sorgte.

Der Blick von Cassange auf das Coangothal oder vielmehr die lieblich gewellte Tiefebene, mit Gras und Wald bedeckt, ist prächtig. Im Westen erhebt sich das Land in einer Entfernung von 20 Meilen

und macht den Eindruck einer Bergfette (Tala Mungongo). Sorghum gedeiht weithin auf das Erfreulichste, vorzüglich wo der Boden umgebrochen ist. Auch für Viehzucht ist die Gegend vorzüglich geeignet, doch wird sie nur wenig betrieben, da der Handel mit Elfenbein und Wachs die Händler hinreichend beschäftigt. Solcher Händler wohnen 30 bis 40 in Cassange in Häusern aus Flechtwerk und Lehm, die wie Landhäuser auf einer höheren Stelle im Coangothale liegen und von Gärten mit Kartoffeln, Erbsen, Kohl, Zwiebeln und anderen europäischen Gemüsearten umgeben sind. Auch Ananas, Feigen, Orangen, Bananen und andere Südfrüchte werden seit einigen Jahren mit ziemlicher Sorgfalt gezogen.

Einige dieser Händler, die sämmtlich Offiziere sind, haben sich bereits ein großes Vermögen gesammelt und leben mit ihren eingebornen Weibern und Kindern sehr einträchtig und, wie es scheint, glücklich. Die Kinder und die farbigen Gehülfen essen mit ihnen am Tische und werden gut gehalten. Doch kehrte die Mehrzahl, wenn sie reich genug sind, nach Lissabon zurück, so daß ein Colonistenleben im englischen Sinne nicht möglich ist. Aerzte, Apotheker und Geistliche haben sie nicht, doch wissen sie sich auch ohne dieses Zubehör europäischen Lebens ganz gut zu behelfen; sie kennen die Krankheiten, die hier vorzukommen pflegen, und die geeigneten Heilmittel recht gut und feierten das Osterfest am 16. April mit so viel Pomp und Pracht, als wäre Jeder von ihnen ein Priester. Die Kanonenschüsse und das Trompetengeschmetter imponirte den Makololo nicht wenig, die Sklaven und die freien Farbigen machten bei den Reichen Bettelbesuche und erhielten meist ein Stück Baumwolle, Abends aber wurde bis tief in die Nacht — Karten gespielt. Die Elephantenzähne, die Sefeketu mitgegeben hatte, um den Unterschied im Preise kennen zu lernen, wurden sehr gut bezahlt, so daß die Makololo auf die Händler vom Kap wüthend wurden, die ihnen für einen Zahn immer nur eine Flinte gegeben hatten. Hier galt ein Zahn zwei Musketen, drei Fässer Schießpulver und so viel Kaliko, daß Livingstone sein ganzes Gefolge daraus neu kleiden konnte; außerdem Bohnen und dergleichen mehr in Menge. Für einen zweiten Zahn wurde Kaliko eingetauscht, um dasselbe auf der Weiterreise an Zahlungsstatt auszugeben; die übrigen zwei wurden für Geld losgeschlagen, für das in Loanda ein Pferd für Sefeketu gekauft werden sollte.

Livingstone benutzte eine helle Nacht zu astronomischer Bestimmung der Lage von Cassange und fand, daß es $9^{\circ} 37' 30''$ südlicher Breite und $17^{\circ} 49'$ östlicher Länge liegt, daß er mithin noch 300 Meilen bis an die Küste zurückzulegen hatte. Die gastfreundlichen Portugiesen sahen mit Erstaunen seinen Arbeiten zu und begriffen nicht, was ihn als Missionar Längen und Breiten kümmern könnten. „Sind Sie Doctor der Medizin oder der Mathematik?“ fragten sie ihn, „und wie ist es möglich, daß Sie Priester sind und eine Frau mit vier Kindern haben?“ Darauf antwortete Livingstone: „Ist es nicht besser, Kinder und eine Frau, als Kinder und keine Frau zu haben?“ Das nahmen sie denn gutwillig hin. Der Commandant Negro gab ihm einen Soldaten als Führer bis Umbaca mit, einen schwarzen Corporal, der sich den größten Theil des Weges, besonders in der Nähe der Dörfer, in einer Art Hängematte, Tipoa, tragen ließ. Es war beschlossen, daß am 21. April die neue Reise angetreten werden sollte. Die Matololo hatten eine Zeitlang Bedenken, dem weißen Manne weiter zu folgen. Da die Farbigen in Cassange ihnen gesagt hatten, am Meere würden sie als Sklaven verkauft und — gegessen werden, doch überzeugte Livingstone sie ziemlich leicht, daß man sie nur habe erschrecken wollen.

Nach herzlichem Abschiede von den gastfreundlichen Wirthen wurde aufgebrochen, am 22. April wurde der Lui, am 24. der Luare überschritten und dann am Fuße des 1200 Fuß hohen Tala Mungongo das Lager aufgeschlagen, dessen wirkliche Beschaffenheit schon zu erkennen war, da wieder Schluchten und hervorspringende Felsen die Betrachtung störten. Livingstone ließ sich aber weder durch die Höhe noch durch Unwohlsein abhalten, emporzuklimmen. Der Weg war steil und schlüpfrig und lief schmal zwischen tiefen Schluchten und grotesken Felszacken hin, so daß es über eine Stunde währte, ehe man oben anlangte. Dort fand man dasselbe Tafelland, wie auf der Ostseite des Coangothales. Hohe Bäume wiesen wieder auf die ungleich günstigere Beschaffenheit des Bodens und der Luft für Waldcultur hin. In der Entfernung von einigen Meilen befand sich ein Haus, das als Station für die Reisenden dient, und obgleich unbesetzt und nur sehr nothdürftig mit Bänken und einem Tische versehen, auch unsern Reisenden ein sehr willkommenes Nachtquartier war.

Die Angehörigen der den Portugiesen unterworfenen Stämme, die Livingstone auf der weitem Reise antraf, betrugen sich höflich und bescheiden, doch fiel es ihm auf, daß nur in geringem Grade der eigentliche Negertypus bei ihnen ausgebildet war. Die Farbe wechselt vom dunkelsten Schwarz bis Hellgelb, ohne daß Mischung stattgefunden hätte; mehr nach Westen waltet die hellere Färbung entschieden vor und erst die Küstenbevölkerung, die unter dem gleichzeitigen Einfluß der feuchten Seeluft und der tropischen Hitze lebt, zeigt wieder die vollkommene schwarze Hautfarbe.

Am 30. April, einem Sonntage, wurde in Ngio gerasstet, einem Dorfe nahe der Furth des Quize, der wenig unterhalb in den Coanza fällt. Das Land, reich an Wald, Weideland und Wasser, ist überstreut mit Basango-Dörfern und leichten Häusern der Händler. Die Einwohner treiben hier nicht bloß Rindviehzucht, sondern haben auch Schweine und viel Geflügel. In den Dörfern näherten sich stets die Weiber alsbald den Reisenden und boten in zierlich geflochtenen Körben Maniokmehl, Wurzeln, Erdnüsse, Yam, Knoblauch und Aehnliches zum Verkauf oder vielmehr zum Tausche gegen Caliko an. Auch Orangen waren hin und wieder zu haben und waren ein sehr willkommenes Erfrischungsmittel. Kurz nachdem der Luculla überschritten war, gelangten die Reisenden nach Ambaca, früher ein wichtiger Platz, aber jetzt nur noch ein Dorf mit den Ruinen einer Kirche. Nur die geräumige Wohnung des Commandanten und das Gefängnißlokal waren noch in brauchbarem Zustande. Der Commandant Carpo war sehr freundlich und bei ihm war es, wo Livingstone das erste Glas Wein wieder trank, seit er in Afrika war. Es that ihm die Stärkung sehr wohl, doch nur für kurze Zeit, denn die Schwäche hatte sich seines Körpers so bemächtigt, daß er oft die Wochentage und die Namen seiner Gefährten vergaß und oft sogar seinen eigenen Namen nicht wußte. Erst am 12. Mai war er genug gekräftigt, um seinem Wohltäter danken und weiter reisen zu können. Von Cabinda aus, wo am 14. Mai Sonntagsrast gehalten war, wurde die Gegend malerischer als je zuvor; hinter nahen Hügeln ragte die blaue Bergkette Libollo hervor, vor dem Reisenden aber eröffnete sich Golungo Alto, ein wildromantisches Bergland, in dem unter 9° 8' 30'' südlicher Breite und 15° 2' östlicher Länge die Bezirks-

hauptstadt gleichen Namens liegt. Der Commandant Castro war ein freundlicher, noch junger Mann, und ebenfalls auf das Liebreichste für den kranken Reisenden besorgt. Besonders that diesem die gute Pflege wohl, auf die er nun so lange verzichtet hatte. Das Haus Castro's war prächtig zwischen Hügeln und Gärten gelegen, die bis auf die Höhe mit Maniok, Kaffee, Baumwolle, Erdnüsse, Bananen, Ananas, Guajava, Papaya, Flaschenbirnen, Pitangas, Jambos und anderen Früchten bestellt waren, die zum Theil aus Südamerika stammten.

Am 24. Mai ging die Reise weiter, Bäche und perennirende Ströme wurden überschritten, besonders erfreute ein Wald mit gigantischen Bäumen, deren Laubwerk erst in einer Höhe von 50 Fuß begann, das Auge Livingstone's. In Trombeta wurde er durch die herrlichen Zierpflanzen entzückt, mit denen die Villa des Amtmanns geschmückt war. Ohne alle Schwierigkeit gedeiht jeder Baum und jede Pflanze in dieser gesegneten Gegend, wenn nur für Luft und Licht gesorgt wird; das tropische Unkraut fern zu halten, ist aber eine größere Arbeit, als Mancher denkt.

Am 31. Mai endlich langte Livingstone mit seinen Makololo-Freunden in St. Paul de Loanda an. Wäre er nicht so sehr schwach und von chronischer Diarrhoe geplagt gewesen, er hätte sich einer stolzen Freude über die endlich vollbrachte, schwierige Reise hingeben oder lachen können über die Ausrufe seiner Gefährten, als sie das Meer sahen, aber er war zu elend. Kaum hatte er die Kraft, einen Engländer, Namens Gabriel, aufzusuchen, den die englische Regierung hier als ihren Bevollmächtigten zur Ueberwachung der Unterdrückung des Sklavenhandels stationirt hat. Er fürchtete, einen launisch-mürrischen Mann zu finden, aber mit Herzlichkeit und treuer landsmännischer Gesinnung sah er sich in der mit den prächtigsten Blumen gezierten Veranda empfangen. Gabriel erkannte bald, was sein Gast bedurfte; er ließ ihm die beste Pflege angedeihen, legte ihn in ein gutes englisches Bett und freute sich, ihn bald in tiefen Schlaf sinken zu sehen, dem er ihn in der Hoffnung überließ, ihn vollständig genesen erwachen zu sehen.

Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung; die häufigen Fieber hatten die Gesundheit des Reisenden in solchem Grade untergraben,

daß selbst die sorgfältigste ärztliche Hülfe lange Zeit ohne Erfolg angewendet wurde. Der Bischof von Angola, die Kapitäns englischer und portugiesischer Schiffe, überhaupt Hohe und Niedere hatten mit größter Theilnahme von den Leiden des berühmten Reisenden gehört und wünschten sehnlichst, daß er bald hergestellt sein möchte. Englische Kapitäne erklärten sich gern bereit, ihn nach England mit zurücknehmen zu wollen, indem sie offen die Befürchtung aussprachen, daß sein Körper den weiteren Strapazen solcher Reisen erliegen würde. Er wies aber diese Anerbietungen, so verlockend sie klangen, zurück, da er eine doppelte Mission übernommen hatte. Er wollte nach dem Innern von Süd-Afrika einen Weg von der Meeresküste bahnen, und hatte sich überzeugt, daß wegen der bedeutenden Wälder, Flüsse und Sümpfe ein Fahrweg nach der Westküste einstweilen eine Unmöglichkeit sei; es kam also darauf an, noch einmal den Zambesi zu erreichen, und den Unterthanen seines Freundes Seseletu den, wie er voraussetzte, leichtern Weg an die Ostküste aufzuschließen, nämlich den Wasserweg auf dem Zambesi. Die zweite Mission war, Seseletu's Unterthanen, seine Makololo-Freunde, durch die Gebiete zum Theil feindlicher Stämme sicher wieder in ihre Heimath zu geleiten.

Nachdem er am 14. Juli sich soweit wohl gefühlt hatte, den Bischof und andere Vornehme zu besuchen, ließ er es sich dann angelegen sein, für seine schwarzen Reisegefährten auf's Beste zu sorgen. Gabriel hatte sie bereits mit Kleidern aus gestreiftem Caliko und mit rothen Mützen versehen, in welchem Aufzuge sie denn auch dem Bischofe vorgestellt wurden, der sie sehr leutselig behandelte und als provisorischer Gouverneur den Makololo gern freien Handel nach Loanda gestattete. Seseletu's Gesandte waren darüber sehr erfreut, und es ist auch später von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht worden. Waren sie schon bei dem Anblick des Meeres voll Staunen, und sprachen, die Erde sei also doch keine endlose Ebene, denn sie sähen jetzt das Ende der Welt vor sich, so waren sie erst recht über die zweistöckigen Stadtwohnungen voll Bewunderung, die sie ihren Landsleuten hernach nicht besser schildern konnten, als indem sie sagten, man wohne dort nicht in Hütten, sondern in steinernen Bergen mit vielen Höhlen. Ein englisches Kriegsschiff zu besteigen, wagten sie lange nicht, bis Livingstone ihnen sagte, das seien Schiffe, welche die Königin geschickt habe, um den Sklaven=

handel zu unterdrücken. Da gingen Alle hin, meinten aber, das Kriegsschiff sei eher eine Stadt, als ein Kahn. Mit den Matrosen wurden sie gut fertig, vorzüglich, als die gutmüthigen Theerjaken ihnen Brot und Rindfleisch von ihrem Mittagessen gaben. Die große Höflichkeit, mit welcher die höchsten Offiziere Livingstone behandelten, machte den wohlthätigsten Eindruck auf sie, und sie behandelten ihn seitdem mit noch größerer Hochachtung und Anhänglichkeit.

Im Anfang August erkrankte Livingstone von Neuem, und mußte seine schwarzen Freunde wochenlang sich selbst überlassen. Als er genes, war er ebenso überrascht als erfreut, zu vernehmen, daß sie sich in dieser Zeit durch Holz sammeln, Holz hauen und Lasttragen in löblichster Weise beschäftigt, und mehr Geld verdient hatten, als sie für ihren Unterhalt bedurften. Den Rest verwandten sie zu Einkäufen, zum Theil von Schmucksachen, dann aber auch von dem festesten englischen Caliko, den sie den leichtern Stoffen bei Weitem vorzogen.

Den unverkennbaren Verfall von Loanda glaubt Livingstone theilweise der Einschränkung des Sklavenhandels zuschreiben zu müssen. Gabriel erzählte ihm, daß er noch im Jahre 1839 gesehen hätte, daß einmal zur gleichen Zeit siebenunddreißig Sklavenschiffe im Hafen von Loanda, und unter dem unmittelbaren Schutze des Forts auf ihre Ladung gewartet. Der Gewinn für die Händler war so groß, daß sie bedeutende Abgaben zahlen konnten, welche einen Haupttheil der Einkünfte der Regierung ausmachten. Wenn nun auch jetzt die Einkünfte von rechtmäßigem Handel den früheren vom Sklavenhandel mindestens gleichkommen, so hat doch die portugiesische Regierung ein großes Opfer gebracht, indem sie dem Menschenhandel ihren Schutz versagte. Leider ist aber der Sold der Beamten so gering, daß sie sämmtlich darauf angewiesen sind, durch Handel sich Nebenverdienste zu verschaffen. Und da nun der Handel mit Sklaven sehr viel abwirft, so ist die Versuchung für Manche gar zu groß, daß sie nicht derselben noch häufig erliegen sollten. Dazu kommt, daß Loanda gewisser Maßen Straßcolonie ist, und auch deshalb wohl nicht viel europäische Bewohner von sehr zartem Gewissen zählt.

Livingstone hatte in der Zeitung von Angola seinen Plan mitgetheilt, den Handel mit dem Binnenland dauernd zu eröffnen, und hatte die Freude, wahrzunehmen, daß die Regierung und der Handels-

stand seine Vorschläge mit Beifall aufzunehmen. Es wurde wiederholt in Versammlungen berathen, welche Schritte diesem Unternehmen förderlich sein möchten, und zunächst verhältnißmäßig reiche Geschenke für Seseletu bewilligt. Außer einem Pferde und einer Obersten-Uniform für ihn selbst, wurden zahlreiche Anzüge, sowie ausgezeichnete Exemplare aller Arten von Handelsartikeln, ein Paar Zuchtesel und manches Andere mitgegeben. Livingstone gab Jedem außerdem eine Flinte, und schaffte einen bedeutenden Vorrath von Caliko, frischer Munition, Perlen u. dgl. an. Von einem Landsmann auf dem englischen Schiffe „Philomele“ hatte er an der Stelle seines gänzlich zerrissenen Zeltes ein gutes, neues bekommen, und sah sich überhaupt bald ganz nach Wunsch neu ausgerüstet. Um Alles fortschaffen zu können, gab ihm der Bischof noch zwanzig Träger mit.

Nach herzlichem Abschiede von seinen neuen Freunden in Loanda, und mit aufrichtigem Danke für die Wohlthaten, die sie ihm und seinen Gefährten erwiesen hatten, schied er am 20. September 1854 von ihnen, um in das Innere des Landes zurückzukehren, und fuhr zunächst mit seinem ganzen Gefolge zur See, bis an die Mündung des Bengo. Gabriel hatte ihn auf dieser Fahrt begleitet und ging auch noch eine weitere Strecke den Fluß mit hinauf, bis Jocollo i Bengo, der Residenz eines frühern eingebornen Königs, wo sie von dem Kommandanten José, einem freimüthigen, alten Soldaten, auf das Gastlichste empfangen wurden.

Das Bengo-Wasser ist schlammig, und an solchen Flüssen kommen stets weit mehr Mosquito's vor, als an Flüssen mit reinem Wasser. Livingstone war deßhalb froh, den Stichen dieser kleinen Ungeheuer zu entgehen, und das Binnenland zu betreten. Dasselbe besteht vorwiegend aus Mergelstuf, in denen dieselben Muscheln vorkommen, die noch jetzt in den Seen leben. Weiter östlich fand sich vulkanischer Trapp mit viel Glimmer- und Sandsteinschiefer. Der Glimmer-Schiefer dringt tief bis in's Innere und bildet die Bergketten von Golungo-Alto. Der Trapp geht oft durch die Schluchten der aufgehäuften Felsen, an denen magnetisches Eisenerz in großen Massen gefunden wird. Wo der Glimmerschiefer und Trapp an der Luft zerfallen sind, ist der Boden lehmig, und für Kaffeebau ebenso geeignet, wie der Grund auf den Abhängen der Berge und dem rothen Lehm Boden in der Ebene.

Livingstone war überrascht über die außerordentliche Verbreitung, welche diese Pflanze bereits gefunden hat. Die Pflanzungen sind meist von portugiesischen Jesuiten angelegt, die ächten Mokka kommen ließen, woher die Güte des Angola-Kaffee's rührt. Man hat behauptet, die Pflanze sei in diesem Theile Afrika's einheimisch, doch ist dies sicher irrig. Die Wiesen am Coanza und Bengo, die auf muschelhaltigem Mergeltuff liegen, können ihre Entstehung nur Buchten verdanken, die früher tief in das Land einschnitten, sich dann aber bei vulkanischen Katastrophen gehoben haben. Der Weg war hier eben und schön und lief zwischen freundlichen Hügelreihen hin bis Kalungwembo, wo Livingstone seine Gesellschaft rasten und sich zum Weitermarsch vorbereiten ließ, während er selbst den Landeseigenthümlichkeiten eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuwandte.

Alles lieferte ihm den Beweis, das die umfangreichen und kostspieligen Unternehmungen der Portugiesen, besonders unter Pomhal im Jahre 1768, ohne bleibendes Resultat gewesen waren, sowohl weil die Kunst des Colonisirens überhaupt von ihnen nicht begriffen ist, als auch, weil die Mehrzahl der Einwanderer sich im Lande nur schnell bereichern wollte und dann nach dem Mutterlande zurückkehrte. So kam der Gewinn der Arbeit dem neuen Lande nie zu Gute und alle größeren Anlagen geriethen stets bald wieder in's Stocken.

Fabriken gibt es nur wenig, einige Zuckerraffinerien u. dgl. ausgenommen. Das Spinnen und Weben wird rastlos betrieben, aber noch ganz nach den einfachen Weisen, wie vor vielen Jahrtausenden in Egypten. Die Eingebornen bauen und verarbeiten die Baumwolle, erzielen aber ein außerordentlich dürftiges Resultat, wie Jeder leicht begreifen wird, der gesehen hat, wie massenhaft und gut in unseren Fabriken dieser Stoff verarbeitet wird.

Mit dem Commandanten von Cazengo fuhr Livingstone in einem Rahne den Fluß Luculla hinab bis Massangano; der Fluß ist 150 bis 200 Fuß breit und für Rähne schiffbar. An seinem Ufer sahen sie die starken, mastigen Ruinen einer von Pomhal angelegten Eisengießerei und des Wehres, das durch den Fluß ging. Auch dieses Werk, das den Mineralreichtum des Landes ausbeuten und die Kunst der Eisenschmelzung zum Gemeingut Aller machen sollte, hatte keinen Bestand; die Werkleute wurden von Fiebern weggerafft, die sie sich durch un-

vorsichtigen und unregelmäßigen Lebenswandel zuzogen. Die Eingebornen bearbeiten indeß noch das magnetische Eisenerz und liefern monatlich etwa 500 Stangen gutes Schmiedeeisen ab.

An den Ufern des Flusses wechseln Feigen-, Bananen- und Palmenwälder in anmuthigster Weise mit Mais-, Maniok- und Tabakspflanzungen ab. Ueberall sieht man die zahlreichen Hütten der Eingebornen verstreut, oft sehr malerisch an dem steilen Flußufer und mit mannichfachen Vorkehrungen, um Wasser zu schöpfen, ohne von den Alligatoren belästigt zu werden. Viele sind Fischer und betreiben besonders eifrig den Fang des Cacusu, eines Süßwasserfisches, der sehr beliebt ist und einen Theil der Abgabe der Eingebornen ausmacht. Zu Rindviehzucht eignet sich das Land nicht, weil noch die Fette an vielen Stellen regiert. Die Fahrt auf dem Coanza wird durch Wasserfälle wesentlich beeinträchtigt und die Canalbauten, die vor Zeiten zur Abhilfe begonnen wurden, sind nicht fertig geworden. Massangano war eine sehr bedeutende Stadt, so lange die Holländer im Besiz von Loanda und Angola waren, unter den Portugiesen gerieth es in Verfall. Auch die Flußschiffahrt, die ehemals bedeutend war, gerieth in Stocken und jetzt finden sich gegen früher nur noch wenig Weiße in der Stadt. Das kleine Fort ist noch in ziemlich gutem Zustande; nur die Lafetten der Kanonen waren so zerfressen, daß sie beim ersten Schusse in Stücke fallen mußten. Ein Hospital, zwei Kirchen und zwei Klöster, von denen eines seiner Zeit schwarzen Benedictinern angehörte, sind nur noch in Ruinen vorhanden. Es gab weder Lehrer noch Priester in der Stadt, doch brachte ein Einwohner den Kindern die nothwendigsten Kenntnisse bei. Livingstone überzeugte sich, daß der Distrikt von Massangano sich ebenso vortreflich für Zucker- und Reisbau eignen würde, wie der von Cam b a m b e für Baumwollencultur; auch könnten kleinere Dampfschiffe, wenn sie über den Damm an der Mündung des Coanza geschafft wären, dieses beneidenswerthe Land weithin befahren. Nur ist kaum zu hoffen, daß die Portugiesen jemals die zu solchen Anlagen erforderliche Energie entwickeln werden. Ist es ihnen doch nicht einmal möglich gewesen, den lästigen Stamm der Kifama auf der Nordseite des Coanza zu Paaren zu treiben. Wiederholte Feldzüge gegen dieselben wurden von den tapferen Eingebornen zurückgeschlagen; auch zwangen sie die Portugiesen stets dadurch

bald wieder zum Rückzuge, daß sie das in ihren Cisternen aus Baobab-Bäumen angesammelte Wasser auslaufen ließen und bei der Wasserarmuth ihres Landes es den Europäern unmöglich machten, sich in demselben festzusetzen. Ihr Land ist in der Nähe von Massangano niedrig und sumpfig, steigt aber weiterhinan; jenseits erheben sich die Bergketten der Libolle, eines anderen mächtigen und unabhängigen Volkes.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, fand Livingstone die meisten seiner Leute so fieberkrank, daß er an die Fortsetzung der Reise noch nicht denken konnte, sondern noch einen andern Ausflug unternahm und zwar nach Bango, einige Meilen nordwestlich von Solungo-Mto. Der Ort liegt in einem prächtigen Thale und hat ungefähr 4000 Feuerstellen. Die Portugiesen, obgleich Herren des Gebietes, lassen doch einem eingebornen Häuptlinge, Sova, den Schein der Herrschaft und überhäufen ihn mit Titeln, damit er ihnen um so treuer und in der Beitreibung der Steuern um so behülflicher sein möge. Der Garten des verfallenen Klosters St. Hilarien, die Kirche, das Dormitorium und manches Andere zeigte sich noch in leidlichem Zustande, die Bücher und heiligen Gefäße befinden sich in Loanda, alles Uebrige ist verschwunden, das prachtvolle Kloster ist eine Ruine, und zwar scheint hier der Ruin Absicht der Regierung gewesen zu sein. Die Jesuiten, denen es gehörte und von denen noch Alle mit Achtung sprachen, hatten sich nicht bloß der Kindererziehung, sondern auch der Sache des Volkes mit solchem Eifer angenommen, daß sie der Regierung in Lissabon verdächtig und durch andere Missionäre ersetzt wurden, unter denen das ganze, große und schöne Werk bald zu Grunde ging. Die Rangunterschiede im Volke werden durch bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten bezeichnet. Zur ersten Klasse gehören alle Ortsvorsteher und Rathgeber des Sova, sie sind Freie. Dann folgt die Klasse derer, die für eine Extrasteuer an den Sova das Recht haben, Schuhe zu tragen. Wird Einer von ihnen Soldat, so muß er einen Theil seines Soldes dem Sova abgeben, weil dieser ihn nun nicht mehr als Lastträger benutzen darf, wie es ihm sonst über alle seine Unterthanen ohne Entschädigung zusteht. Alle sind kohlschwarz, aber Diejenigen, welche Schuhe tragen, haben außerdem die Befugniß, sich — Weiße nennen zu dürfen, alle Barfüßler heißen Schwarze. Arbeit wird fast

ausschließlich von den Weibern verrichtet, während sich die Männer fast nur mit der Bereitung eines stark berauschenden Palmweines beschäftigen und demselben so stark zusprechen, daß sie fast den ganzen Tag trunken sind.

Schon früher hatte Livingstone die auffallende Fähigkeit der Ameisen bewundert, Flüssigkeiten abzusondern, die sie offenbar nur aus der Luft aufsaugen konnten. Die sorgfältigen Experimente, welche er am Coanza mit den auf Feigenbäumen lebenden Ameisen anstellte, waren ganz geeignet, seine Ansicht zu bestätigen, daß nicht, wie die Naturforscher bisher behauptet haben, der Saft aus den Zweigen gesogen werde, sondern ein Fluidum sei, das sich im Organismus der kleinen Thierchen aus dem Sauer- und Wasserstoff der Luft neubilde. Er entfernte nämlich die saftzuführenden Gefäße des Zweiges und beobachtete, daß sieben bis acht Thierchen trotzdem in bisheriger Weise Flüssigkeit absonderten, 3—16 Unzen in 24 Stunden, die er in untergesetzten Gefäßen aufgefangen hatte und von der die Einwohner sagten, daß sie, in das Auge gebracht, sehr heftige Entzündung bewirke. Es wäre sehr interessant, wenn portugiesische Aerzte in Loanda nicht bloß dies Experiment wiederholen, sondern auch die gesammelte Flüssigkeit auf ihre medicamentösen Eigenschaften prüfen wollten, da es wohl unzweifelhaft ist, daß dieselbe als Reizmittel bei rheumatischen Leiden, bei Lähmungen u. dgl. m. von großem Nutzen sein müssen.

Erst am 14. Dezember war die Gesellschaft Livingstone's so weit hergestellt, daß er mit ihr aufbrechen und ihr wenigstens kleine Tagemärsche zumuthen konnte. Bei einigen Männern war das Uebel so heftig gewesen, daß sogar periodischer Wahnsinn ausgebrochen war. Indes schätzten sich Alle in hohem Grade glücklich, mit dem weißen Manne diese für ihre Begriffe unerhörte Wanderung nach der Westküste gewagt zu haben. Oft genug in großer Sorge, daß man Böses mit ihnen vorhabe, beruhigte sie nur das feste Vertrauen in den äußerst ehrenwerthen Charakter Livingstone's. Sie dichteten Lieder, die sie singen wollten, wenn sie wieder daheim am Zambesi angelangt seien, und zeigten in den Ueberwindungen mancher wirklich großen Leiden und Strapazen einen für Afrikaner ungewöhnlichen Muth und eine fast überraschende Ausdauer. Nach dreiundeinhalbständigem Marsche gelangten sie an den Caloi, der in den Bengo strömt; die Regenzeit

war angebrochen und in Folge dessen die baumreiche Gegend in anmuthig frisches Grün gekleidet.

Der alte, brave José in Ambaca empfing die Reisenden wieder mit großer Freundlichkeit; er war seiner unlängbaren Verdienste wegen zum Gouverneur des bedeutenden Distriktes ernannt und dadurch auf reiche Nebeneinkünfte angewiesen. Die Gehälter sind durchgehends sehr gering und Erpressung ist daher ein allgemeines und kaum als strafwürdig angesehenes Verbrechen. Die Unredlichkeit der Beamten ist übrigens dadurch von großem Nachtheil, daß sie die reichen Quellen des Landes nur dem Privatvorteile und nicht zugleich dem Gedeihen der Eingebornen und des Mutterlandes selbst öffnet.

Von Ambaca aus entschloß sich Livingstone zu einem Umwege nach Süden, um der berühmten Felsengruppe von Pungo Andonga einen Besuch abzustatten. Dieselben erheben sich säulenartig bis zu einer Höhe von 300 Fuß aus der äußerst fruchtbaren Ebene und bestehen aus einem Conglomerate von verschiedenen großen Stücken, in einer Umhüllung von dunkelrothem Sandstein. Eine sehr dicke Schicht dieses Sandsteines dient dem Ganzen zur Grundlage; gebildet sind diese Riesensäulen ohne Zweifel durch einen Meeresstrom, der in süd-südöstlicher Richtung fluthete, denn von Oben gesehen zeigen sie alle eine Neigung, die deutlich darauf hinweist, und zugleich erkennen läßt, daß diese Blöcke der Brandung des Armes zu einer Zeit der Weltgeschichte widerstanden haben, wo die Verhältnisse von Land und Meer ganz andere waren, als heutigen Tages. In den Conglomeraten selbst kommen Gneiß-, Thon-, Glimmer- und Sandsteinschiefer, Trapp und Porphyr vor, theils in großen Stücken, so daß durch sie auf wieder ältere Zerstörungsperioden hingewiesen wird. Durch die Felsen hinschlängeln sich kleine Flüsse und mitten unter den Säulen befinden sich das Dorf und Fort gleichen Namens, beide ringsum unzugänglich und die Wege so schmal, daß eine kleine Mannschaft hier einer ganzen Armee Widerstand leisten kann. Auch die früheren Besitzer dieses Landes, die Jinga, pflegten sich vor übermächtigen Feinden hierher zurück-zuziehen und waren im Schutze dieser natürlichen Festung hinreichend geborgen. Die Portugiesen verbannten früher ihre Verbrecher in die schwarzen Felsen von Punga Andonga und diese Verbannung galt für härter, als die an irgend einem Platz an der Küste. Jetzt hat man

ermittelt, daß es in ganz Angola keine gesündere Gegend gibt, das Wasser ist rein und krysthallhell, das Land offen und wellenförmig und fällt nach dem einige Meilen entfernten Coanza sanft ab. Ein Colonel, Namens Pires, hat diese Umstände zuerst richtig gewürdigt, wie er denn nicht bloß ein in jeder Hinsicht liebenswürdiger, sondern auch ein sehr intelligenter, strebsamer und redlicher Mann ist. Er kam als Schiffsjunge hierher und ist durch fortgesetzte Mühe und Arbeit der reichste Kaufmann von Angola geworden. Er besitzt einige Tausend Stück Vieh und kann im Nothfall mit mehreren Hundert bewaffneten Sklaven in's Feld rücken. Seiner Thätigkeit verdankt Pungo Andonga den Ruhm, die besten Gemüse, Weintrauben, Feigen, Pfirsiche, Butter, Käse u. s. f. im ganzen Lande zu erzeugen.

Livingstone ist überzeugt, daß Pires sogar einen recht trinkbaren Wein würde kelteren können. Auch vermuthete er nach den fossilen Palmen, die hier gefunden worden sind, und nach den Steinölquellen in Dande und bei Cambambe, daß große Steinkohlenlager in der Umgegend befindlich sein müßten. Jedenfalls hat Pires sich für seine Bodenculturen ein äußerst gesegnetes Plätzchen unseres Erdballes ausgewählt und läßt auch Freunde gern an dem Genuß seines glücklichen Pflanzenerlebens theilnehmen. Gegen Livingstone und seine Kambejier war er die Freundlichkeit selbst und behielt sie Alle bis zu Ende des Jahres bei sich, so daß sie hier wieder vollständig zu Kräften kamen und Livingstone die beste Muße hatte, seine Papiere und Tagebücher in Ordnung zu bringen. Livingstone berechnete auch die Lage des Forts astronomisch und ermittelte dieselbe auf $9^{\circ} 42' 14''$ südlicher Breite und $15^{\circ} 30'$ östlicher Länge. Pires hatte auch ein Landgut am Coanza selbst, sechs Meilen entfernt, nach dem hin wöchentliche Ausflüge gemacht wurden. Der Temperaturunterschied zwischen beiden Plätzen war erheblich und betrug nach sorgfältigen thermometrischen Messungen 7° . Die Acahanußbäume, die an den Felsen erst blühten, trugen am Coanza schon Früchte, Kokos und Bananen gediehen unten vorzüglich, während sie in den Gärten an Pires Felsenwohnung nur mangelhaft fortkommen.

Dreißig Meilen unterhalb Pungo liegt Cambambe, der Ort, bis zu dem hin der Coanza schiffbar ist; zwei Wasserfälle dort und weiter aufwärts an der Mündung des Lombe machen die weitere

Schiffahrt unmöglich. Auch ist von dort zu Berg der Fluß in solchem Grade reißend, daß selbst Elephanten und Flußpferde, wenn sie durchschwimmen wollen, weit abwärts und oft bis zu den Fällen getrieben werden, unter denen sie natürlich jämmerlich zerschmettert ankommen.

In den ersten Tagen des Januar 1855 trat Livingstone seine Weiterreise an und näherte sich wieder den Grenzen des den Portugiesen unterworfenen Gebietes. Der Weg führte am rechten Ufer des Coanza hin, durch offenen Wald oder ebenes Land, das sich durch gute Weidegründe auszeichnete. Wo der Lombe aus N.D. in den Coanza sich ergießt, verließ Livingstone den Fluß und erreichte in fast östlicher Richtung bei dem Dorfe Malange den früheren Weg wieder, auf dem er die Reise nun mit möglichst wenig Aufenthalt fortzusetzen beschloß. Sie passirten den Lucalla und mehrere seiner Nebenflüsse und ließen zur Linken den Weg nach Braganza liegen, einem von den Portugiesen neu acquirirten und noch nicht völlig eingerichteten Distrikte. Solcher Distrikte haben die Portugiesen jetzt 16 mit einer Bevölkerung von nicht mehr als 600,000 Seelen, doch besteht ihre Macht nur fast zwischen den Flüssen Dande und Coanza, landeinwärts bis zum Quango, also etwa 300 Meilen von der Meeresküste.

Auf dem Wege nach Tala Mungongo begegneten den Reisenden außer langen Reihen Lastträgern, die mit Stücken Bienenwachs von je über 100 Pfund beladen waren, auch die Händler, deren Bekanntschaft sie bei Schinte gemacht hatten und die mit 50 Elephanzähnen und 66 Stück „schwarzen Elfenbeins“ nach Angola zurückkehrten. Es ist eine unläugbare Schande für ein europäisches Land, daß man solche Thatfachen aus den ihm angehörenden Kolonien berichten muß. Ihm gegenüber wollen wir nicht verschweigen, daß Einiges zur Unterdrückung des Sklavenhandels geschehen ist. Die statistischen Angaben weisen nach, daß sich die Sklavenzölle seit zwanzig Jahren wesentlich verringert und durch Befolgung humanerer Regierungsmaximen, wie unzulänglich immer das Geschehene genannt werden muß, auch noch weitere Ausfälle in der Jahreseinnahme des Gouvernements eingestellt haben. Der erlaubte Handel hat indeß in demselben Verhältniß sich gehoben, so daß das Endergebniß der Heilighaltung menschlicher Grundsätze bereits ein pecuniär günstiges genannt werden muß.

Am 15. Januar stieg die kleine Karawane wieder in das Quangothal herunter; Livingstone zählte beim Herabsteigen 1600 Schritt und schätzte demnach die Tiefe bis zu der Thalsohle 1200 bis 1500 Fuß. Das Thermometer schwankte zwischen 94° und 97° im kühlfsten Schatten, keine sonderlich wünschenswerthe Temperatur für einen beschleunigten Marsch, zumal als auch die Bäche jetzt trocken waren und das Wasser im Lui und Luare sich als salzig und ungenießbar erwies. Dazu kam, daß wieder bei Einheimischen und Fremden das Fieber in heftiger Weise ausbrach und auch in den Häusern, in denen Livingstone bei seiner ersten Reise gastliche Aufnahme gefunden hatte, Krankheit und Tod herrschte. Besonders waren viele Kinder weggerafft. Dem Capitain Newes in Cassange war ein schöner Knabe gestorben, ein zweiter starb während Livingstone in Cassange war trotz der Mühe, die sich dieser gab, um ihn zu retten. Newes selbst litt an einer in Eiterung übergegangenen Entzündung der Hand, die Livingstone in der Ueberzeugung, daß der von seinem Körper aufgenommene Malariastoff auch an diesem Uebel Schuld sei, mit Chinin glücklich behandelte. Die Eingebornen, die sehr abergläubisch sind, suchen sich in Erkrankungsfällen durch Zaubermittel zu helfen und begehen dabei oft die größten Thorheiten und Grausamkeiten. So ist es keineswegs selten, daß sie irgend Jemand anklagen, er habe es ihnen durch böse Kunst angethan. Dann muß der Angeklagte, um seine Unschuld zu beweisen, den Aufguß einer Giftpflanze trinken, und — stirbt unschuldig durch seinen Aberglauben, der Gifttrank könne ihm wegen seiner Unschuld nichts anhaben. Wenn ein starker Magen das Gift wieder von sich gibt, so wiederholt der Kläger seine Beschuldigungen; man bringt neues Gift und der Betreffende wird endlich ein Opfer des Mahles. Auf diese Weise büßen jährlich Hunderte im Thal von Cassange ihr Leben ein und nur selten gelingt es den Portugiesen, diesem unsinnigen Gottesgerichte zu wehren. So ist der einheimische Glaube eine wahre Schreckensreligion, aber so tief gewurzelt, daß selbst in Loanda die Polizei häufig genug Anlaß hat, Anhänger dieser alten Vorurtheile zu verfolgen und zu strafen. Und diese Mißachtung ihrer Religion erklären die Eingebornen aus der „Dummheit der Europäer“.

Zu der Zeit, als Livingstone in Cassange verweilte, wurde der Häuptling Gando am andern Flußufer der Zauberei angeklagt, durch

ein Gottesgericht getödtet und in den Quango geworfen. Unser Reisender hat gewiß Recht, wenn er sich mit dem herzlichsten Bedauern über diese Glaubensroheit ausspricht, die dem glücklichsten Lebensgenusse, der in diesem herrlichen Lande möglich wäre, so gänzlich vernichtend entgegentritt. Die armen Schwarzen fürchten sich vor Phantomen, besonders vor den Seelen ihrer gestorbenen Angehörigen und verbringen darüber einen großen Theil ihres eigenen Lebens in Qual und Noth. „Wie oft mußte ich über diese Versunkenheit in die Nacht des Aberglaubens für mich Klage führen,“ sagt Livingstone, „wenn ich dabei an die wunderbare Schönheit und Pracht des Landes dachte, wenn ich in stillen Morgenstunden die Scenerie betrachtete, die vor meinen Augen sich zeigte, Alles in der ruhigen, erquickend warmen Luft gebadet, wie zufällig durch ein leises Lüftchen angenehm abgekühlt, als würde ein unsichtbarer Fächer von freundlicher Hand bewegt, grüne, grasreiche Wiesen, ruhende Rinder, grasende Ziegen, springende Böckchen, die Hirtenknaben mit kleinen Bogen, Pfeilen und Speeren, Weiber, die mit dem Wasserkrüge auf den Köpfen nach dem Flusse gingen, Männer, die unter den schattigen Bananen mäheten, alte grauköpfige Väter, die mit dem Stocke in der Hand auf dem Boden saßen und auf die Morgenunterhaltung horchten, während Andere Bäume und Zweige herbeischleppten, um die Zäune auszubessern, und überall der glänzende afrikanische Sonnenschein und der Gesang der Vögel in den Zweigen, ehe die Tageshize heftig wurde, — Bilder, die sich unvergeßlich dem Gemüthe einprägen.“

Die Fährleute, welche Livingstone's Reisegeellschaft über den Quango setzten, forderten für diesen Dienst dreißig Ellen Galiko, waren aber nach einigem Handel mit sechs Ellen zufrieden. Ueberhaupt ist die ganze Bevölkerung dieser Grenzländer jeder Art von Unredlichkeit ergeben, sie lügen und stehlen, ohne sich daraus irgend Vorwürfe zu machen, und Livingstone hat gewiß Recht, wenn er sagt, es dürfe dies nicht überraschen, wenn man bedenke, daß seit zwei Jahrhunderten die Sklaverei in entwürdigendster Weise auf ihre sämtlichen Anschauungen eingewirkt habe. Die Umbakisten, die am Ostufer Quango wohnen, haben einige Bildung von den Portugiesen angenommen, sie können sämtlich lesen, und schreiben eine zierliche Damenhand, wegen derer die Portugiesen sich ihrer gern als Schreiber bedienen, aber sie sind

nicht kräftig, wie die vollständig freien Stämme, und — unzuverlässig. Wenn Fässer mit dem schlechten Angolaspiritus unbewacht liegen, so wissen sie geschickt Strohhalme in das Gebinde zu schieben und berauschen sich dann in dem verderblichen Getränke in viehischer Weise. Auch die Baschinge, deren Land die Reisenden darauf betraten, haben mehr von dem niedrigen Charakter und der Physiognomie der Neger an sich, als die Balonda und Basango. Ihre Farbe ist im Allgemeinen schmutzig schwarz, die Stirn niedrig und zusammengebrückt, die Nase breit und platt, was zum Theil daher rührt, daß sie Rohrstäbchen durch die Nasenscheidewand stecken und dadurch die Nasenflügel möglichst nach den Wangen hindrängen; ihre Zähne sind dadurch entstellt, daß sie zu Spitzen abgetheilt sind, ihre Lippen groß und dick. Indes treiben sie ziemlich viel Ackerbau und verschaffen sich mit den Erzeugnissen desselben von den Bangalas, was sie an Salz, Fleisch, Tabak und ähnlichen Dingen bedürfen. Ihre Kleidung besteht aus Häuten, die lose vom Gürtel vorn und hinten herabhängen; dabei flechten die Weiber ihr Kopshaar in abenteuerlichster Weise, oft so, daß es von Fern einem europäischen Damenhute täuschend ähnlich sieht.

Die Weiterreise wurde durch den steten Regen sehr erschwert. Der Himmel war meistens mit großen, weißen, regungslosen Massen bedeckt, die stundenlang an derselben Stelle bleiben und zwischen denen ein dicker Nebel ausgespannt war. Der Häuptling Gausawe hatte wieder die Absicht, große Geschenke zu erpressen, doch weigerte sich Livingstone entschieden, eher irgend Etwas zu geben, als bis der Häuptling mit Gaben an Geflügel und Eiern den Anfang gemacht habe. Dazu verstand derselbe sich dann endlich, wurde aber herzlich ausgelacht, als er dann, um seine hohe Stellung landesüblich anzudeuten, auf den Schultern seines Dolmetschers sitzend, zu den Reisenden herangeritten kam. Diesen standen aber noch schwere Prüfungen bevor. Sie befanden sich im Gebiete raubgieriger, durch den Verkehr mit den portugiesischen Sklavenhändlern gänzlich entarteter Stämme, die nur zu feig waren, um sie offen anzufallen. Der Regen goß fast stets in Strömen nieder, Morgens lag der dickste Thau auf Gras und Gesträuchen und war dabei so kalt, daß die Reisenden an allen Gliedern vor Kälte zitterten, wenn sie morgens aufbrachen. Livingstone erkrankte am 19. April ernstlich; dem Wechselfieber, das ihn schon seit Wochen

heimgesucht hatte, gesellte sich ein rheumatisches Fieber hinzu, er blieb viele Tage auf seinem elenden Lager, unter Stöhnen und heftigen Kopfschmerzen sich hin- und herwerfend. Ein portugiesischer Händler, der des Weges kam, erbarmte sich seiner und sammelte Blutegel in den Bächen, die er ihm auf Nacken und Kreuz setzte. Der Blutverlust hob etwas den Schmerz, doch blieb Livingstone unfähig sich zu bewegen und wußte nicht, was außerhalb seines Zeltes vorging. So vergingen noch viele Tage, er wünschte wohl weiter zu reisen, doch erhoben die Zambesier seiner großen Schwäche wegen Einspruch dagegen und verlangten, daß man lieber bleiben möge, bis ihr geliebter Führer sich hinreichend erholt habe. So dauerte es lange, ehe man in ganz kurzen Tagemärschen weiter reisen konnte. Da ereignete es sich, daß der Vorsteher des Dorfes, in dem der Kranke 22 Tage seiner Schwäche wegen hatte liegen bleiben müssen, mit den Zambesiern in Streit gerieth. Es handelte sich um einen Kauf, der Vorsteher benahm sich frech, und erhielt dafür einen Faustschlag auf den Mund. Es war schwer, den Fehler wieder gut zu machen. Zur Sühne wurden fünf Stück Zeug und eine Flinte dem Geschlagenen gegeben, aber er forderte mehr und immer mehr, er wurde in einem Grade unverschämt, daß den Reisenden die Geduld verging und sie, jede weitere Zahlung verweigernd, ihren Marsch antraten. Der Vorsteher hatte inzwischen in alle umliegenden Dörfer Botenschaft ergehen lassen, seine Landsleute möchten ihm beistehen, die erlittene Beschimpfung zu rächen. In Masse liefen sie zusammen, erfreut eine Gelegenheit zum Kampfe zu haben, nach dessen voraussichtlich glücklichem Erfolge sie sich dann des Eigenthums der Fremden bemächtigen konnten. In einem Walde, den dieselben passiren mußten, stellten sie sich zu beiden Seiten des Weges bewaffnet auf und fielen den Zug, als er vorbeizog, mit Geschrei und Flintenschüssen an. Den hintersten Lastträgern wurde ihre Last entrissen, der Kampf wurde sofort ernsthaft und hätte wahrscheinlich ein blutiges Ende genommen, wenn nicht Livingstone, seines Fiebers und seiner Entkräftung vergessend, rasch zurückgesprungen wäre und einen sechsläufigen Revolver, den ihm der Capitain einer englischen Brigg beim Abschiede in Loanda geschenkt hatte, dem Häuptling auf die Brust gesetzt hätte. Das entschied. Das todtenbleiche Gesicht des kranken Reisenden und die sechs Läufe erschreckten den feigen Schwarzen dergestalt, daß er am ganzen Leibe

zitternd um Gnade bat und ausrief: „O, ich bin nur gekommen, um mit Dir zu sprechen, ich wünsche Nichts als Ruhe und Frieden!“ Einer der Zambesier hatte den Verräther indessen ergriffen, entriß ihm seine Flinte und entdeckte bei der Untersuchung derselben, daß sie frisch losgeschossen war. Der Augenblick war kritisch. Die Feinde drängten sich heran und hätten Livingstone's kleines Häuflein erdrückt, wenn die Zambesier nicht, ihre Streitärte ergreifend, ihnen muthig entgegengetreten wären. Sofort gebot Livingstone nun, der Häuptling solle sich mit all seinen Leuten auf den Boden setzen und als sie gehorcht hatten, fragte er: „Ihr behauptet, in friedlicher Absicht zu kommen und feuert auf uns und entreißt unsern Leuten ihr Gepäck? Ist das friedlich? Wenn Ihr Frieden wollt, so macht Euch auf und kehrt sofort in Eure Dörfer zurück!“ Der Häuptling antwortete zitternd: „Ich fürchte, wenn ich gehe, so schießest Du mich von Hinten in den Rücken.“ — Einer seiner Leute rief ihm zu, er möge ihm nicht den Rücken kehren, es sei eine bekannte List der Makalaka, ihre Feinde in den Rücken zu schießen. „Ihr Feiglinge,“ antwortete Livingstone, „wenn ich den Häuptling tödten wollte, könnte ich ihn ja in's Gesicht schießen. Aber ich will Euch zeigen, daß ich Euch nicht fürchte, obgleich Ihr uns hinterlistig überfallen habt.“ Livingstone kannte den feigen Muth seiner Gegner hinreichend. Er ließ sich auf sein Thier heben und ritt seines Weges, als habe er nur Freunde hinter sich. Seine Leute folgten ihm und die Feinde — verliefen sich.

Das Abenteuer charakterisirt ganz vorzüglich diese armseligen, verkommenen Grenzvölker, die im Verkehr mit den Sklavenhandel treibenden Portugiesen alle natürliche Tapferkeit verloren und nicht eine löbliche Eigenschaft dagegen angenommen haben. Sie scheinen vollständig zu den gemeinsten Räubern und Mördern entartet zu sein.

In kurzen Märschen wurde die Reise fortgesetzt, meist in Gesellschaft von Sklavenhändlern, von denen einer acht gut aussehende Weiber an einer Kette führte, um sie in dem Lande Matiamoo's, dessen Grenzen nahe waren, zu verkaufen. „Sie schämten sich immer, wenn ich ihnen nahe kam“, sagte Livingstone, „und mochten ihre unglückliche und entwürdigende Lage um so bitterer fühlen, als sie von ihrem Besitzer nicht anders als mit der üblichen Redensart angerufen wurden: „O diabo! bicho! brutu!“ (Teufel, Vieh, Thier). Der Weg führte

über den Loange, Pezo, Tschitapa, Kamaul, Loajima und viele andere zum Theil tiefgehende Flüsse, deren weiterer Verlauf Livingstone erst durch lange und unermüdlige Nachforschung klar wurde. Mit Ausnahme des Quango strömen nämlich alle diese westlichen Nebenflüsse des Kashe oder Loke zuerst von Westen nach Osten, wenden sich dann einzeln oder vereinigt nach Norden in den Kashe, wo sie sich nun ungefähr in 4° südlicher Breite des Kashe mit dem Quango vereinigten. Erst dann nimmt diese ungeheure Wassermenge ihren Ausweg durch den Congo (oder Zaire) nach dem Westen zu in das Meer.

Achter Abschnitt.

Die Rückreise nach Linyanti im Septbr. 1855.

Gegen Anfang Mai 1855 schlug Livingstone mit seinen Zambesiern eine mehr südliche Richtung ein, um früher wieder unter unverdorbene Menschen zu kommen und um wohlfeilere Lebensmittel einkaufen zu können. Die Anwohner des Bächleins Tamba waren olivenfarbig und dabei ein gutmüthiger, artiger und schüchternen Menschenschlag. Sie sind stets zu Scherz und Lachen aufgelegt, was sich nur bei den Frauen nicht gut ausnimmt, da dieselben der Mode huldigen, ihre Zähne spitz zu feilen, wodurch sie beim Lachen zähnefletschenden Alligatoren ähnlich werden. Auch die Männer schmückten sich auf phantastische Weise und sind besonders große Freunde einer barbarischen Flötenmusik, in der sie Virtuosen und besonders große Kenner zu sein glauben. Einige von ihnen gehen nur in voller Bewaffnung aus, obgleich sie keineswegs sonderliche Helden sind, wieder Andere tragen stets kleine Kästche mit Kanarienvögel mit sich herum. Die Frauen halten sich Schooßhündchen, die sie später essen. Sie halten viel Geflügel und setzen die Nester ihrer Hühner oben auf ihre Hütten. Außerdem nähren sie sich von Mäusen und Maulwürfen, die sie mit einer Emsigkeit verfolgen, die, auf Ackerbau und Viehzucht verwandt, sie in Kurzem zu reichen Leuten machen müßte.

In den Wäldern, welche die Reisenden zu passiren hatten, waren die Wege so von harten Schlingpflanzen überwachsen, daß stets ein Mann mit der Art vorgehen und den Weg bahnen mußte; außerdem liefen die Wege der Art im Zickzack, daß man nach stundelangem Marschiren nur sehr wenig vorwärts gekommen war. Der Fluß Moambe, gegen 60 Fuß breit, wurde auf Rähnen überschritten. Die Luft war jetzt still und drückend und außer Menschen kein lebendes Wesen sichtbar. Selbst die Flußpferde, die nach verschiedenen Angaben im Moambe vorkommen müssen, ließen sich weder sehen noch hören.

Erst kurz vor Cobango an den Ufern des Tschibombe war das Land dichter bevölkert und so reich an Lebensmitteln, daß doppelt so viel Menschen dort leben könnten. Deshalb war auch Alles äußerst wohlfeil. Für ein Stück Caliko, zwei Groschen werth, erhält man ein Huhn und 20 Pfund Mehl. In der Mitte von Loanda würde man für zwei Pf. Sterling 7500 Hühner bekommen. Hier konnten sich vier Personen für zehn Pfennige einen Tag lang an Thier- und Pflanzenkost satt essen. Cabango ist die Residenz Muanzenga's, eines Unterhäuptlings Matiamoo's, und besteht aus etwa 200 Hütten und 10 bis 12 viereckigen Häusern, in denen portugiesische Halbchristen Agenturgeschäfte betreiben. Es war eben ein Vornehmer gestorben und des Tanzens, Klagens und Schmausens kein Ende. Den ganzen Tag über wurde geschossen und Nachts in närrischem Pöke und unter Trommelschlag umhergezogen.

Gern hätte Livingstone von hier aus dem höchsten Herrscher von Loanda, dem Matiamoo, in seiner Residenz gleichen Namens einen Besuch gemacht, da er als mächtig, gerecht und geachtet gerühmt wurde, er mochte aber seinen mit allerlei Einkäufen beladenen Zambesiern den erheblichen Umweg nicht zumuthen. Er wandte sich deshalb über Bango, das er am 30. Mai passirte, an den Fluß Loembwe, der gegen NO. strömt und reich an Flußpferden ist. Seine Breite betrug gegen 120 Fuß, seine Tiefe 4 Fuß, die Ufer sind in der Nähe des Flußbettes morastig, das Thal, das er durchfließt, übrigens von außerordentlicher Schönheit und ungefähr eine Viertelmeile breit. Die Dörfer liegen zerstreut in der Ebene und sind des hohen Grases wegen nur schwer zu finden. Auffallend war die Furcht der Weiber

und Kinder vor dem weißen Manne, vor dem sie flohen, als könne er ihnen, wie Livingstone es ausdrückt, in den Nacken springen und sie beißen. Jenseits des Voembwe wechselten weite offene Ebenen, dunkle Wälder und kleine Thäler, von Bächen durchrieselt. Bei den Dörfern waren häufig Weiheopfer für den Gott *Bariano* aufgestellt, meistens Nahrungsmittel. Der Gott war in der verschiedensten Weise dargestellt. Einmal war er in Gestalt eines Ochsenkopfes Gegenstand der Verehrung, meistens dagegen als äußerst widerliches Gebilde gänzlich unkünstlerischer Menschenarbeit.

Am 2. Juni erreichten die Reisenden die Residenz *Kawawa's*, der viel im Lande galt und Livingstone in dem Gerichtlocale empfing. Dasselbe hatte die Form eines Bienenkorbes, war aber gut und fest gebaut. Von Interesse war eine Gerichtsverhandlung, der unser Reisender beiwohnte. Ein Mann war Tags zuvor gestorben und nun wurde ein Ehepaar vorgeführt, das durch geheime Zauberkünste den Tod verschuldet haben sollte. Besonders die Frau vertheidigte sich mit vieler Beredsamkeit, aber ohne Erfolg, da dem gerechten Richter, seines eigenen Interesses wegen, die Klage willkommen war. „Ihr habt einen meiner Unterthanen, den ich wie mein Kind liebte, getödtet. Bringt alle eure Kinder herbei, damit ich mir eines zur Entschädigung dafür aussuchen kann.“ Der gerechte Richter hielt Livingstone für einen Sklavenhändler und wollte ihm das Kind der doch ohne alle Zweifel unschuldig Angeklagten ohne Weiteres verkaufen. Ungerechtigkeit ist stets eine Ruchlosigkeit, aber ein Greuel sonder Gleichen, wenn sie wesentlich von einem ehr- und gewissenlosen Richter geübt wird.

Der ungerechte Richter war gleichzeitig ein Dummkopf und ein Feigling, denn während alle seine Unterthanen mit Vergnügen die Bilder in Livingstone's Zauberlaterne betrachteten und sich dieselben gegenseitig erklärten, war er voll Furcht und stand mehrere Male auf dem Sprunge davon zu laufen. Als er andern Tags hörte, die *Tschiboque* hätten von dem weißen Manne einen Ochsen erpreßt, verlangte er auch einen Durchzugstribut, indem er behauptete, er habe über den Fluß *Kasai*, den die Reisenden jetzt überschreiten mußten, zu gebieten. „Wenn mir ein Ochs in den Weg kommt,“ drückte er sich bildlich aus, „soll ich ihn nicht essen? Wollt Ihr mir keinen Ochsen geben, so

geht mir einen Mann und ein Buch, das mir sagt, wie Matiamoo über mich denkt, und das mich warnt, wenn er mir den Kopf abschneiden will.“ Diese unangenehme Operation fürchtet Kawawa nämlich sehr und seiner vielen Ungerechtigkeiten wegen gewiß mit gutem Grunde. Livingstone verweigerte ihm indeß den Ochsen ganz entschieden und befahl seiner Zambesiern den Fluß zu überschreiten. Gleichzeitig befahl Kawawa seinen Leuten, zu den Waffen zu greifen. Mit Bogen, Pfeilen, Speeren und Schießgewehren bewaffnet, stürzten dieselben sofort herbei, so daß die Zambesier gewaltig erschrafen und ihrem weißen Oberhaupte nicht folgten. Dieser trat unter sie, sprach ihnen Muth ein und hieß sie vorwärtsgehen, aber nicht eher zu feuern, als bis auf feindlicher Seite der erste Schuß gefallen sei. Langsam setzte sich nun der Zug in Bewegung, da er aber wieder stockte, sprang Livingstone mit dem Revolver auf Kawawa los. Der sah ihn aber kaum kommen, als er spornstreichs davon lief. Auch seine Tapferen nahmen vor dem Revolver ohne Weiteres Reißaus, so daß der Marsch ungestört angetreten werden konnte. Jetzt wollte einer der Zambesier auf Kawawa feuern, doch schlug Livingstone, der um jeden Preis Manneszucht und Gehorsam erhalten mußte, ihn mit dem Revolver auf den Kopf, was ihn schnell zu seiner Pflicht zurückbrachte. Nun ging der Zug in den Wald, nur von des Häuptlings und seiner Tapfern Blicken verfolgt.

Aber Kawawa hatte doch seinen Plan noch nicht aufgegeben, die Reisenden zu einer Tributleistung zu zwingen. Denn als dieselben die etwa 10 Meilen entfernte Furth in Kasai erreichten und von den Fährleuten übergesetzt zu werden verlangten, traten vier Boten des Häuptlings hervor, welche die Ueberfahrt in dessen Auftrag verboten. Sie wiederholten, ihr Häuptling verlangte zuvörderst einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte und noch einiges Andere. Die Rähne wurden bei Seite geschafft und so schien es allerdings, als ob die Reisenden gezwungen werden könnten, sich dem Willen Kawawa's zu unterwerfen. Trotz der Breite des Flusses von über 200 Fuß überlegte Livingstone, ob es nicht das Gerathenste sei, schwimmend an das andere Ufer zu gelangen. Aber der treue Zambesier Pitsane, der mit anscheinender Gleichgültigkeit auf den Strom hinschaute, hatte sich genau gemerkt, wo die Fährnachen im Rohre verborgen waren. Er theilte es Living-

stone mit und als dann die Fährleute fragten, ob sie auch in ihrer Heimath Flüsse hätten, erwiederte ein Balonda der Wahrheit gemäß mit Nein. Das beruhigte Kawawa's Leute und in der Ueberzeugung, daß die Reisenden nun nicht übersehen könnten, entfernten sie sich. Aber kaum war es dunkel, als Pitsane mit einigen Anderen sich aufmachte, die Rähne herbeischaffte und mit großer Geschicklichkeit die Ueberfahrt bewerkstelligte. Bald loderte ein lustiges Wachtfeuer am andern Kasai-Ufer empor, an dem Pitsane laut lachend mit seinen Freunden den Aerger der Feinde besprachen, sobald sie entdecken würden, daß die Ueberfahrt geschehen sei. Katema und die übrigen Häuptlinge, die hernach von dem Abenteuer hörten, billigten vollständig die heimliche Benutzung der Nachen als von den Umständen geboten. Uebrigens hatte Livingstone doch nicht umhin gekonnt, in einem der Nachen ein passendes Geschenk für die Fährleute zu hinterlegen.

Der nächste Weg führte nun über die unabsehbar ausgedehnte Kasaifläche, von der das Regenwasser sich eben verzogen hatte und die in dem frischesten und buntesten Blumenschmuck prangte. Weite Stellen waren oft ganz bedeckt von derselben Blumengattung, die unserm Reisenden deshalb besonders auffiel, weil dieselbe Blume bald in allen Schattirungen von Gelb, wenig entfernt in allen Schattirungen des Blau vorkam. Auch die Farben der Vögel änderte sich mit den Ländern, in denen sie lebten, doch konnte Livingstone den Grund nicht ermitteln. Unzählige Raupen krochen an den Pflanzenstengeln auf und ab, Libellen und Schmetterlinge flatterten in Menge umher, feuerrothe Bienenspechte, Thurmschwalben, Geier und andere Vögel ließen sich blicken; auch großes Wild giebt es in dieser Ebene, doch war es so scheu, daß es unmöglich war, ein Stück zu erlegen. Am 8. Juli wurde der Dilolo-See und damit der frühere und wohlbekannte Weg erreicht. Der südliche Lotembwa war an der Stelle, wo er überschritten wurde, etwa eine englische Meile breit, drei Fuß tief und voll von Lotus, Papyrus, Arum, Binsen und anderen Wasserpflanzen. Ueberraschend waren die Nachrichten über den Lauf des Flusses, der sich nicht in den Dilolo, sondern in den Kasai ergießen soll. Von Schakatwala wurde erzählt, er fließe in zwei entgegengesetzte Richtungen ab und der Dilolo bilde die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen, die nach Ost und West gehen. Je wichtiger diese Frage ist,

um so mehr ist zu bedauern, daß es Livingstone nicht gelang, sie vollständig zur Lösung zu bringen. Er war frisch erkältet und warf Blut aus, so daß er sich schonen und mit den Angaben der Eingebornen sich begnügen mußte. Denen gemäß giebt der Dilolo sein Wasser theils an den Zambesi gegen Osten, theils an den Kasai gegen Westen ab. Eine durch schneebedeckte Berge charakterisirte Wasserseide giebt es vermuthlich auf dem afrikanischen Süplateau nicht. Die Stelle war nicht 4000 Fuß über dem Meerespiegel, höchstens 1000 Fuß unter den höchsten Berghöhen im Westen. So findet hier ein ähnliches Verhältniß statt wie in Central-Afrika, das auch nach dem Tjadsee zu eine Muldenform annimmt.

Auch den nördlichen Lotembwa überschreitend, traf Livingstone wieder auf den Dilolo-See, der 6 bis 8 Meilen lang, eine bis zwei Meilen breit und dreieckig gestaltet ist. Von einer der Ecken geht der Ara aus, der in den südlichen Lotembwa strömt. „Obwohl ich am Fieber litt,“ erzählt unser Reisender, „hatte doch der Anblick des blauen Wassers und der an das Ufer schlagenden Wogen etwas Beruhigendes für den Geist. Das war endlich etwas Anderes, als diese leblosen, ebenen und dunkeln Wälder. Und meine Seele hatte bereits nach dem erquickenden und ermutigenden Eindruck geschmachtet, den immer der Anblick der weiten Fläche des großen, alten Ocean's erzeugt. Da ist Leben, aber in den gleichförmigen Ebenen, die wir jetzt durchwandert hatten, war es mir oft, als wär ich lebendig begraben.“ Der Herr des See's, der Moene Dilolo, war ein dicker, lustiger Mann, der mit vielem Humor klagte, wenn keine Fremden kämen, sei Bier in Menge vorhanden, wenn sie aber da wären, sei auch bald kein Tropfen mehr aufzutreiben. Er befand sich der Antilopenjagd wegen in diesen Gegenden, um für Matiamoo den erforderlichen Tribut an Häuten zusammenzubringen. Im See wurden sehr schmackhafte Fische in großer Menge gefangen, in den Nestern im Rohr fanden sich viele junge Wasservögel, aber das Büffelfleisch, mit dem der lustige Moene den Reisenden ein Geschenk machte, war bereits der vollständigen Auflösung nahe und stank abscheulich. Die Eingebornen essen es selbst nicht, sondern gebrauchen es nur zu starken Brühen für ihre an sich geschmacklosen Maniokgerichte.

Als der Zug am 14. Juni in den Dörfern Katema's anlangte,

war auch dieser auf der Jagd, um für Matiamoo Felle zu sammeln. Schakatiwala vertrat ihn und war ebenso freigebig an Lebensmitteln, als freundlich gegen die Reisenden. Diese sahen hier zum ersten Mal wieder „alte, bekannte Gesichter“, was den wohlthuendsten Einfluß auf ihr Gemüth hatte und sie einen großen Theil der überstandenen Strapazen und Gefahren verschmerzen ließ. Doch waren viele Bekannte in der kurzen Zeit von Livingstone's Abreise gestorben und wenn er sich nach den Bewohnern eines befreundeten Dorfes erkundigte, erhielt er die Antwort: „Sie sind auf dem Wege der Besserung“, als wenn Krankheit etwas ganz Gewöhnliches wäre. Andern Tages trat Katema ein und war äußerst erfreut, seine Freunde wieder bei sich zu sehen und die Geschenke, besonders den rothen Mantel mit Goldstickerei, zu erhalten, den Livingstone ihm aus Loanda mitzubringen versprochen hatte. Er hätte nun wohl gern auch einen Rock gehabt, wie Livingstone ihn trug, um auch als — Weißer auftreten zu können, wagte die Bitte aber nur anzudeuten. Als Einer der Seinigen sie aussprach, verwies er ihm dies und sagte: „Was Freunde geben, sei es wenig oder viel, nehme ich immer mit Dank an und quäle nie um mehr!“ Dann stieg er, um fortzugehen, seinem Dolmetscher auf die Schultern, bekanntlich die vornehmste Art, sich zurückzuziehen. Andern Tags schenkte der dankbare Häuptling dem Reisenden eine Kuh, damit sie einmal wieder frisches Fleisch essen könnten. Das Thier war aber sehr wild, es entfloh, als es beim Schlachten nur verwundet war, in den Wald und mußte zwei Tage gejagt und mit Kugeln erlegt werden, ehe es zu dem ersehnten Leckerbissen dienen konnte.

Auf dem Weitermarsch am 19. Juni wurde nach einigen Meilen noch eine südliche Ausbuchtung des Dilolo-Sees überschritten, fast eine halbe Meile breit und in den Lotembwa sich ergießend; er ist also, wie schon wiederholt bemerkt ist, Reservoir für alles Wasser der Umgegend und Ursprung eines Flusses. Drei Meilen weiter strömt der südliche Lotembwa durch ein zwei Meilen breites Thal, bald viele mit dichten Wald bewachsenen Inseln einschließend, bald in einer Breite von 160 bis 180 Fuß hinströmend. Während und nach der Regenperiode überschreitet er seine Ufer weithin und läßt dann beim Zurücktreten viele Fische auf den Wiesen und in den gelegten Fischreusen zurück, besonders eine Art Ellwilge, die zu ganzen Säcken voll gefangen und sehr

geschätzt werden. — Beim Zusammentreffen mit Tschebende wurde viel über den Plan zweier Zambesier verhandelt, am Leeba ein Makololo-Dorf zu gründen, um dem Markte der Weißen näher zu sein und um als Station zu dienen. Die Idee war ebenso wichtig als der gewählte Platz zu einer Pflanzschule für Handel und Civilisation wohl geeignet. Das rechte Leeba-Ufer wird nie überfluthet, der Zusammenfluß mit dem Zambesi ist sehr nahe, so daß eine Kahnverbindung zu den entlegensten Stämmen möglich ist. Zwei Wasserfälle, die der Flußfahrt hinderlich sind, könnten ohne allzugroße Schwierigkeit umgangen werden. In das Barotssethal abwärts ginge die Fahrt sehr leicht; den Kafue herab besteht schon Kahnschiffahrt. Es bedürfte nur eines unternehmenden und energischen Mannes, so ließe sich der sehr verständige Plan einer Makololo-Colonisation am Leeba in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausführen, leider aber fehlt es hier entweder in hohem Grade an Männern mit den erforderlichen Eigenschaften, oder das Volk schreckt noch zu sehr vor allem Neuen zurück. Mit Tschebende, der ein sehr einflußreicher Mann war, wurde viel über den Gegenstand gesprochen, er war aber ein — Diplomat und hütete sich vor Allem seine Meinung auszusprechen.

Von dem freundlichen alten Schinte wurden die Reisenden in Schinte auf das Herzlichste empfangen und mit dem Besten reichlich bewirthet. Er fragte viel und freute sich über einige kleine Geschenke aufrichtig. Gegen die Mambari, denen er schon viele seiner Landeskinder als Sklaven verkauft hatte, war er im Grunde seines Herzens aufgebracht und bereute es sehr, dieselben durch die hingegebenen Menschen kräftiger und gefährlicher gemacht zu haben, während er von ihnen Nichts erhalten hatte, als elende und schnell vergängliche Stücke Zeug. Er erzählte viel von seinen Zwistigkeiten mit Masiko und daß Kolimbata sich in die Streitigkeiten des Landes gemischt, aber übel dabei gefahren sei. Er sei Nachts durch einen Schuß verwundet worden, als er ein Kind eines Balobale habe stehlen wollen; man habe ihm eine Sühne aufgegeben und den ganzen Verlauf Sefeletu mitgetheilt. Jedenfalls hatte der leichtsinnige Bursche die Gefahren der Reise an das Meer gefürchtet und sich als Abenteurer hier herumgetrieben, war aber schließlich doch der einzige der von Sefeletu ausgesandten Makololo, der von seiner Ausfahrt Wunden und einen kranken Körper nach

Hause zurückbrachte. — Von den Sämereien und Pflanzen, welche die Zambesier aus Angola mitgebracht hatten, blieb ein Theil hier, um die Anpflanzung von Feigen, Kaffee, Arava, Papaya, Orange, Avahanuß, von Zwiebeln, Pfeffer und Knoblauch und vielerlei Anderm auch bei den Balonda zu versuchen. Das Gedeihen von Tabak, Zuckerrohr und allerlei Gemüse ließ hoffen, daß auch die neuen Anpflanzungen gerathen würde, nur beobachtete Livingstone sein Thermometer mit einiger Sorge, das Morgens 42° bis 52° zeigte, Mittags 94° bis 96° und Abends 70°. Die Nachtkälte war meistens sehr empfindlich. Nachdem der weiße Freund noch in die politischen Wirren mit verständigem Rathe eingegriffen hatte, reiste er am 6. Juli weiter zu Schinte's Schwester Nyamoana, der Schinte durch Boten schon den Auftrag gegeben hatte, für so viele Kähne zu sorgen, als die Gäste bedürften, um ihre Reise zu Wasser fortzusetzen. Nyamoana, die inzwischen Wittve geworden war, bewirthete Alle auf das Gastlichste und sprach mit viel rührender Fassung über den Verlust, der sie betroffen hatte. Sie ließ gerne fünf kleine Nachen zu den noch vorrätigen und verproviantirte die Reisenden zu der Thalfahrt auf den Oeeba mit allem Erforderlichen. Und nachdem noch verabredet war, daß die Balonda in Zukunft mit den Makololo Kähne gegen Kähne austauschen wollten, wurde aufgebrochen. Die Flußfahrt ging rasch und ohne Fährlichkeiten vor sich, nur war Livingstone auf einer Büffeljagd, zu der man ihn als erprobten Schützen gern hinzuzog, so unglücklich, nicht einmal zum Schuß zu kommen. Von dem Verlangen nach Fleischofst getrieben, wollte er bereits seinen Reitochsen „Sindbad“ der Schlachtbank zuführen, als alle Zambesier dagegen Einsprache erhoben. „Das treue Thier hat Dich nach Loanda und zurück getragen“, sagten sie, „Du wärest undankbar, wenn Du es jetzt essen wolltest.“ Livingstone war gern derselben Meinung und ließ den Ochsen nach Kaliele zu schaffen, um dort den Rest seiner Tage in Frieden zu verleben.

Der classischen Freundin Manenko wollte Livingstone nicht ohne Gruß vorbeifahren. Er ging an das Land, um nach ihrem 15 Meilen entfernten Dorfe Botschaft zu senden, und verkehrte inzwischen mit Flüchtigen der verschiedenen Stämme, die sich vor dem drohenden Ausbruch neuer Feindseligkeiten zu retten suchten und über die Aussichten auf Frieden, die Livingstone ihnen geben konnte, außerordentlich erfreut

waren. Theilweise schlossen sie sich dem weißen Manne an, um mit ihm in ihre Heimath zurückzukehren. Manento selbst konnte nicht an das Flußufer herabkommen, da sie an einer großen Brandwunde am Fuße litt, doch sandte sie reichlich Gastgeschenke und ihren Mann Sambanza mit dem Auftrage, die Freundschaftsceremonie (Kasendi) mit den Reisenden vorzunehmen. Das Wesen dieser Ceremonie besteht darin, daß man aus seichten Einschnitten in den dargereichten Händen, in die Magengrube, die Stirn und die Wangen das hervorquellende Blut sammelt und mit Bier gemischt einander gegenseitig zum Trinken darbietet. Jeder trinkt des Anderen Blut, so werden die Parteien „Blutsverwandte“ und treue Freunde für Lebenszeit. Während des Trinkens schlagen die Umstehenden mit kleinen Keulen auf den Erdboden und rufen dabei Worte aus, welche dem Bundesvertrag Kraft und Bestand geben sollen. Das Nützliche dieses Vertrages ist, daß die so Verbundenen, wenn sie zu verschiedenen Stämmen gehören, sich vor Gefahren jeder Art warnen und schützen müssen, so daß plötzliche Vernichtungskriege eines Stammes gegen einen anderen dadurch weniger gefährlich werden. Zum Schluß beschenkten sich die Betreffenden gegenseitig auf das Reichlichste, einige erhielten sogar Frauen zur weiteren Bestätigung des abgeschlossenen Freundschaftsbündnisses.

Unterhalb der Stelle, wo der Leeba in den Zambezi fließt, traf man häufig mit Bekannten zusammen und freute sich herzlich des Wiedersehens. Auch mit einem Trupp Mombowe-Jäger wurde Bekanntschaft gemacht, unternehmenden und verschlagenen Jägern, die dem Wilde dadurch beizukommen wissen, daß sie sich Köpfe von Letsche's, Kranichen oder einem anderen Thiere vorbinden und so die arglosen Büffel, Flußpferde und Alligatoren auf Bogenschußweite beschleichen. Sie schenken dem Reisenden getrocknetes Fleisch und Schildkröten, deren Leber besonders wohlschmeckend waren und die bis 40 Eier bei sich hatten.

Es wurde auch eine gemeinschaftliche Jagdpartie verabredet, um endlich einmal ein gutes Stück frisches Fleisch zu erhalten. Auf einem Seitenarme hinrudernnd, sah Livingstone eine Heerde Zebra ruhig am Ufer grasen. Seine zwei Ruderer mußten sich niederdrücken, er selbst lag im Vordertheile des Nachens und so näherte man sich langsam und leise einer vermeintlich offenen Stelle im Flusse, wie sie hier häufig

sind. Von hier aus wollte Livingstone schießen, als sich die „offene Stelle“ mit großem Geräusch in Bewegung setzte und in der Tiefe verschwand. Darüber ging der Schuß fehl und zerschmetterte einem Zebra nur ein Hinterbein. Die „offene Stelle“ war ein Alligator gewesen, der sich behaglich im Wasser treibend gesonnt hatte, das Zebra, obgleich von den beiden Ruderern eifrig verfolgt, galoppirte auf seinen drei Beinen so rüstig davon, daß an ein Erjagen desselben sehr bald nicht mehr zu denken war. Während Livingstone beiden Begleitern in dem dichten, schweren Grase nachging, sah er plötzlich einen einzelnen Büffel, der von den Schwarzen aufgejagt war, in vollem Galopp auf sich losstürzen. Er sah sich nach Schutz um, aber der nächste Baum war 100 Schritt entfernt. So griff er zur Flinte, um das herantobende Thier, wenn es nur noch einige Schritt entfernt wäre, in die Stirn zu schießen. Versagte die Flinte, so war das Spiel verloren und Livingstone's Tod gewiß. Glücklicherweise zwang ein kleines Gebüsch im hohen Grase den Büffel, in einer Entfernung von 15 Schritten eine kleine Wendung zu machen und seine Schultern bloß zu geben.

Obgleich nun Livingstone theils aus Schwäche, theils aus Mangel an Übung in der letzten Zeit fast stets gefehlt hatte, so gab ihm doch in diesem Augenblick die Lebensgefahr die frühere Geschicklichkeit wieder. Er zielte auf das Blatt, schoß ab, hörte die Kugel aufschlagen und warf sich in demselben Momente platt mit dem Gesichte auf den Boden. Der Schuß rettete sein Leben. Der Büffel, wahrscheinlich vor Schmerz außer sich und verwirrt, gab seinen Angriff auf, sprang an dem Schützen vorüber nach dem Wasser zu und wurde dort bald nachher todt gefunden. Die Schwarzen stellten sich wieder ein, bestürzt über die Gefahr, in der ihr Herr geschwebt hatte, aber noch mehr erfreut über die vortreffliche Jagdbeute.

Am 27. Juli zog der Reisezug wie im Triumphe in Libonta ein und wurden mit einer so großen Freude, wie noch nie vorher, empfangen. Mit lautem Jauchzen und eigenthümlichen Tänzen kamen zuerst die Frauen heran, Matten und Stöcke schwenkend und ihren Bekannten Hände und Backen küssend. Sie wogten dabei den Staub so dicht in die Höhe, daß Livingstone froh war, als endlich auch die Männer erschienen und die Ankömmlinge anständig und feierlich in die Kotla

(den Versammlungsplatz) geleiteten. Man betrachtete sie allgemein wie vom Tode Auferstandene, denn die geschicktesten Wahrsager hatten sie längst todt gesagt. Nach den ersten Ausbrüchen der Freude und lauten Glückwünschen über den gelungenen Auszug, hielt zuerst Livingstone eine kurze Ansprache, dann schilderte der Makololo Pitsane in einer Rede, die über eine Stunde währte, die Reiseerlebnisse, verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Güte der Weißen und des wirklich äußerst liebenswürdigen Gabriels. Auch Livingstone wurde von ihm sehr gepriesen, er habe nicht nur den Weg an das Meer geöffnet, sondern auch mit allen Häuptlingen der Stämme, mit welchen man zusammengetroffen, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, so gebühre ihm alles Verdienst. Nach ihm sprachen alte Libontesen in ähnlichem Sinne und forderten den weißen Freund auf, in seinem Segenswerke den Muth nicht zu verlieren, sondern Sektetu wie ein Kind zu tadeln, wo er irre, und auf die Wohlfahrt der Negerländer nach wie vor bedacht zu bleiben.

Später puzten sich die Zambesier mit den von Gabriel erhaltenen europäischen Kleidern und stoltzten, mit ihren Flinten bewaffnet, wie einerercirte Soldaten auf und ab. Sie nannten sich selbst „Livingstone's Brave“, „Batlobani“ und erregten die lebhafteste Bewunderung Aller. Den gottesdienstlichen Handlungen, die Livingstone veranstaltete, wohnten Groß und Klein bei und nachher brachte man zwei Schlachtochsen, Milch, Mehl und Butter in großer Menge. An Gegengeschenke konnten die Reisenden nicht denken, ihre Mittel waren vollständig erschöpft. Die Libontesen verlangten aber auch Nichts, sondern sagten artig: „Das thut nichts, Ihr habt uns einen Weg eröffnet und wir werden Schlaf haben“ d. h. von nun ab in Ruhe leben können.

Mit gleicher Freude und Freigebigkeit wurden die Reisenden in allen späteren Dörfern empfangen. Ueberall schlachtete man einen oder zwei Ochsen für sie und war so erfreut und gütig, daß die ganze weitere Reise einem Triumphzuge glich. Freilich, mit Schätzen beladen kehrte Keiner zurück; der lange Aufenthalt auf der Rückreise, die häufigen Erkrankungsfälle hatten Alles in Anspruch genommen, so daß man ärmer heimkehrte, als man gegangen war. „Wir sind trotzdem nicht vergeblich gegangen“, sagten die begeisterten Zambesier und sammelten sofort für eine neue Reise Elfenbein und Zähne von Flußpferden.

Am 1. August traf Livingstone in Kaliele ein und fand seinen Freund Makololo in großer Trauer über den Tod seiner Tochter und ihres Kindes. Die junge Frau, die erst kürzlich niedergekommen war, hatte sich stets der besonderen Gunst ihres Vaters zu erfreuen gehabt und war als sein erklärter Liebling bei jeder Gelegenheit mit Geschenken von ihm bedacht worden. Aber er hatte Feinde und einer derselben schlich sich Nachts in die Hütte des jungen Weibes und erwürgte sie und ihr Kind, um ihren Vater recht an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Dann versuchte er Feuer anzulegen, um die Hütte zu verbrennen, damit die Todesart seiner beiden Opfer nicht ruckbar werden möchte. Aber von dem Geräusche des Feuerreibens erwachte ein Diener und hatte das Glück, des Mörders habhaft zu werden. Er und sein Weib wurden peinlich verhört und Beide in den Fluß geworfen, Letztere, weil sie von den verbrecherischen Absichten ihres Mannes wußte und die große moralische Verpflichtung nicht erkannt hatte, die, wenn auch ungeschrieben, in der Brust eines jeden rechtlich denkenden Menschen in Kraft zu Recht bestehen muß, Anzeige des beabsichtigten Verbrechens zu machen. Durch eine rechtzeitige Anzeige hätte sie den Tod der jungen Mutter und ihres Kindes verhüten können, was ihr jeder wahrhafte Ehrenmann als Verdienst nachgerühmt haben würde. Rücksichten bestimmten sie zu schweigen, das Verbrechen geschah und sie selbst fiel mit dem Thäter der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer. Sie erklärte, daß sie durch Verwarnungen das Verbrechen habe verhüten wollen, und wenn Jemand sich ernstlich für sie verwandt hätte, würde sie wohl begnadigt worden sein, aber Jeder war über das begangene Verbrechen zu sehr empört, und so mußte sie sterben, weil sie geschwiegen hatte.

Mpololo verschaffte den Reisenden neue Rähne, so daß die von Schinte entliehenen zurückgesandt werden konnten, und nun ging es rasch vorwärts den Zambesi hinunter den verschiedenen Heimathdörfern von Livingstone's Reisebegleitern zu. Alle waren voll Freude, Frauen und Kinder wiederzusehen und ihnen von den zahllosen Wunderdingen erzählen zu können, die sie gesehen hatten. Aber die Freude Vieler sollte durch eine Nachricht äußerst unangenehmer Art, an die Niemand gedacht hatte, getrübt werden. Sie waren ihren Frauen zu lange aus-
geblieben und die meisten derselben hatten inzwischen — wieder ge-

heirathet und traten nun ihren rechten Männern, nachdem dieselben über ein Jahr abwesend gewesen waren, zum Theil mit ganz jungen Kindern auf den Armen entgegen. Die Ueberraschung war äußerst unangenehm, man sah einander lange an, zuletzt lachten die Parteien und suchten sich zu trösten. Der brave Maschanana sagte: „Weißt gieb es so viel wie Gras, ich kann andere bekommen, mag sie laufen!“ Vielleicht dachte er anders, da er ein sauer süßes Gesicht machte, als er so sprach und dabei auf die zwei schon ziemlich herangewachsenen Söhne hinsah, die ihm die treulose Geliebte früher geboren hatte. Livingstone legte sich endlich in's Mittel, indem er Diejenigen, die noch andere Frauen hatten, beruhigte, und ihnen sagte, sie seien doch noch besser daran, wie er, der nur eine Frau habe und zwar in dem weit entfernten England. Dann sprach er mit den Häuptlingen und setzte es durch, daß diejenigen seiner Freunde, die überhaupt nur eine Frau hatten, dieselbe wieder erhielten.

Auch in mancherlei politische Verwickelungen griff Livingstone wiederholt mit verständigem Rathe und bestem Erfolge ein und setzte dann am 13. August seine Reise auf dem Zambesi fort. Als Mittags längs des Ufers hingezogen wurde, stieß ein Flußpferd mit der Stirne so heftig an den Kahn, in dem sich Livingstone befand, daß er zur Hälfte aus dem Wasser gehoben wurde und fast umfiel. Maschanana wurde von dem Stoß über Bord geworfen. Auch die übrigen sprangen in das Wasser und eilten rasch dem nur 10 Fuß entfernten Ufer zu. Das Flußpferd selbst kam eine Strecke weiter wieder aus der Tiefe hervor und schaute sich nach dem Kahne um, wie um zu sehen, ob es denselben auch zertrümmert habe. Es waren acht Personen im Nachen gewesen, ein Beweis, welch' ungeheure Kraft ein Flußpferd im Wasser hat. Indeß war man dem Schrecken und einem unerwarteten Bade davon gekommen, brachte aber von den Anwohnern des Flusses in Erfahrung, daß das Thier ein Weibchen war, dessen Junges man Tags vorher mit einem Speere getödtet hatte.

Fast der ganze August wurde noch auf dem Flusse zugebracht. Der Winter ging zu Ende, längs des Ufers sängen Büsche und Bäume an auszuschnagen und zu blühen. Das alte Laubwerk wurde von dem frisch aufsteigenden Saft abgestoßen und glänzte mit orangegelber Farbe, als seien die Blätter gelbe Blüthen. Die verschiedensten Farben

wechselten in reizendem Gemisch, gelb, purpur- und kupferroth, leberbraun und selbst in tiefer Schwärze. Oft lagen dicke Nebelschleier über der lieblichen Scenerie, in der sich das organische Leben mit erstaunlicher Ueppigkeit mogte. Der Ibis (*J. religiosa*) und zahlreiche andere Wasservögel kamen in großen Schaaren stromabwärts. Auf den Sandbänken wimmelte es von Pelikanen. Livingstone zählte einmal 300 Stück, in einem Haufen zusammensitzend. Enten waren so häufig, daß einmal auf einen Schuß 14 Stück fielen. Auch von Insecten war das Ufergras angefüllt, zum Theil von solchen, deren Stich außerordentlich schmerzhaft war.

Auf einer Insel im Flusse harnte unseres Reisenden eine angenehme Ueberraschung, ein Packet mit Briefen aus der Heimath, freudige Posten, die hier allerdings über ein Jahr in feierlicher Hut gelagert gewesen waren. Man hatte nach viel Zwist, was mit den Sachen anzufangen sei, Alles auf der Insel niedergelegt und eine Hütte übergebaut, um ihnen wenigstens einigen Schutz vor Wind und Wetter zu gewähren. Trotz des alten Datums der Briefe waren es doch genüßreiche Stunden, die Livingstone bei Durchlesung dieser freundlichen Lebenszeichen entfernter Freunde verbrachte. Von besonderem Interesse war eine Sendung von Roderick Murchison, der dem Freunde die Abschrift einer 1852 vor der geographischen Gesellschaft gehaltenen Rede zusandte, in der er das bereits als Hypothese wohlmotivirt auseinandersetzte, was Livingstone selbst am Dilolo-See als ein Licht aufgegangen war, daß das Innere von Afrika nämlich ein Wasserplateau sei, von geringerer Erhebung, als die dasselbe einschließenden Bergzüge.

In Gescheke trafen Anfangs September, ziemlich gleichzeitig mit Livingstone, die zurückgelassenen Pferde ein, und einige Tage später befand sich die ganze Gesellschaft wieder in Linyanti, das sie gerade in der Mitte des vergangenen Jahres verlassen hatten. Fast 15 Monate hatten die Zambesier Leid und Freud mit Livingstone ertragen, jetzt traten sie mit dem gerechtfertigten Stolz vor ihren jugendlichen Häuptling Sefeletu, daß sie in seinem Auftrage an einer Expedition rühmlich Theil genommen, wie noch kein Matololo vor ihnen sie gewagt oder nur gedacht habe.

Es wurde sofort eine große Volksversammlung berufen, um die

von Loanda mitgebrachten Geschenke feierlich zu überreichen und ausführlichen Bericht zu erstatten. Livingstone ließ seine treuen Zambesier selbst sprechen und gesteht, daß die zum Theil sehr interessanten Abenteuer und Erlebnisse durch ihren Vortrag keineswegs verloren hätten. Sie behaupteten sogar, am Ende der Welt gewesen zu sein und wären erst da umgekehrt, wo es kein Land mehr gäbe. „Da seid Ihr wohl auch bei Frau Livingstone (nämlich in England) gewesen?“ warf ein alter Schlaupopf dazwischen. Doch wußten sie sich zu helfen und erklärten, sie wohne auch noch ein Stück über das Ende der Welt hinaus. Es kam auch bald zur Sprache, ob die Makololo nicht ihre Wohnsitze nach dem gesegneten Barotse-Thal verlegen sollten, wo sie außerdem dem Markte mit den Weißen in Loanda näher seien. Dagegen wurden die Fieber des Thales erwähnt, auch der zu hohe Graswuchs, der das Jagen erschwere. Zuletzt erhob sich Seseletu und sagte zu Livingstone gewandt: „Ich bin vollkommen mit den Handelsvorthellen auf dem Wege einverstanden, den Du uns eröffnet hast. Wir wollen in das Barotse-thal übersiedeln, um einen kürzeren Weg bis Loanda zu haben. Wenn Du mit Frau Livingstone aus dem Lande der Weißen zurückkehrst, wirst Du uns dort finden.“

Die Begeisterung für neue Handelsverbindungen zeigte sich nicht bloß in Worten. Es erboten sich gar bald Freiwillige, um Livingstone an die Ostküste zu begleiten, wie denn auch unverweilt eine neue Gesellschaft zusammentraf, um unter Leitung des Arabers Ben Habib eine zweite Expedition nach Angola zu veranstalten.

Dieselbe ist auch wirklich ausgeführt und hatte einen hinlänglich günstigen Erfolg, wenn den armen Schwarzen ihr Elfenbein von den portugiesischen Kaufleuten auch meistens zu Spottpreisen abgenommen ist.

Während Livingstone's Abwesenheit hatte Seseletu auf den Rath des Arabers Ben Habib und eines Oheims einen Raubzug gegen die nordöstlich wohnenden Makwaila unternommen und viele Flüsse auf erbeuteten Rähnen überschritten und auch ein kleines Binnenwasser, den See Schuia, kennen gelernt. Den Loangwa abwärts hatte er aber nicht gewagt, weiter nach Osten vorzudringen, da die Völker um so kriegerischer waren, je weiter er vordrang. Ben Habib hatte ihm zuletzt Berge gezeigt und gesagt: „Wenn wir die sehen, so wissen wir,

daß wir noch 10 bis 15 Tage vom Meere entfernt sind.“ Von einem anderen Feldzuge gegen die Letſchulatebe war Sekeletu siegreich und mit viel erbeuteten Viehheerden zurückgekehrt. Livingstone hielt es deshalb für seine Pflicht, dem jungen Fürsten, wie er es auch Mpololo in Libonta versprochen hatte, wegen seiner Raubgelüste Vorwürfe zu machen. Auch Motibe wünschte diese Rüge und sagte: „Schilt meinen Schwager nur derb aus, aber Sorge, daß Andere es nicht anhören.“ So nahm Livingstone denn zur gelegenen Stunde den jungen Herrscher bei Seite und machte es ihm eindringlich, aber ohne jene Bitterkeit, die zum Widerspruch reizt, begreiflich, daß er nicht durch solche ebenso thöricht übereilte, als zwecklose Kriegsthaten dem großen Sebituane an Ruhm und Ehren ähnlich werde. Er solle in verständiger Ueberlegung das zu erforschen und durchzusetzen bemüht sein, was sein Land im Innern zum Gedeihen bringe, was sein Volk klüger und ernster mache, er solle Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe fördern, — wenn dann das Volk befriedigt sei, so werde es ihm nicht bloß treu anhängen, sondern auch eine natürliche Kraft gegen feindliche Angriffe von Außen zeigen, sobald es Noth thue, und tapferer sein, als wenn er es zu einem faulen Räuberleben erziehe.

Auf die Obristen = Uniform, welche der Bischof von Angola Sekeletu geschickt hatte, war er nicht wenig stolz und nahm sich in derselben auch wirklich sehr stattlich aus. Während der Predigten, die Livingstone wiederholt vor dem ganzen Volke hielt, trug er sie regelmäßig und störte dadurch die Andacht der Zuhörer nicht wenig, indem sie ihn und seinem goldgestickten Kleide mehr Aufmerksamkeit schenkten, als der Predigt. Indeß erfreute sich doch auch Livingstone eines ganz außerordentlichen Ansehens und die Worte, die sie in Betreff seiner Person gebrauchten, waren so schmeichelhaft, daß er selbst sagt, er hätte sich oft gern die Augen zuhalten mögen, wenn er sie hören mußte. Linjanti ist eine Stadt von mindestens 7000 Einwohner, aber es war unter Allen kaum Einer, der nicht ungeduldig gewesen wäre, einmal mit dem verehrten Reisenden zusammen zu sein, sei es, daß er ihn wegen eines Leidens als Arzt um Rath fragen oder überhaupt nur mit ihm sprechen wollte. Auffallend war es Livingstone, wie schwer es den Alten wurde, sich die neuen Begriffe anzueignen. „Unsere Kinder“, sagten sie, „sprachen viel von den wunderbaren Dingen, Die du

erzählt, nur wir Alten können sie nicht fassen. Andere Dinge merken wir uns auch gut, aber was wir von Dir hören, läuft uns immer wieder davon.“ Daß ihnen die Begriffe von Recht und Unrecht ziemlich klar wären, glaubt Livingstone annehmen zu dürfen und führt als Beweis an, daß Motibe beharrlich den Vorwurf, an den Raubzügen schuld gewesen zu sein, von sich abzuwenden gesucht habe. Er gab zu, daß der Krieg ein Unrecht sei und sagte, die Makololo seien stets durch die Angriffe der Matobele und der Boers zum Kampfe gezwungen gewesen. Uebrigens ist bei ihnen das seltsame Gemisch von Gut und Böse ebenso vorhanden, wie bei allen andern Menschen. Man sieht bei ihnen nicht unseren europäischen Wohlthätigkeitsinn gegen Arme ausgebildet, nicht die bescheidene Aufmerksamkeit der Armen untereinander, doch kommen oft auch wieder Beispiele der reinsten Güte und Freigebigkeit vor. Am Meisten werden sie durch dasjenige bestimmt, was sie für ihren Vortheil halten oder was ihnen Freude macht, gerade wie es auch bei den meisten Europäern der Fall ist.

Neunter Abschnitt.

Die Reise an die Ostküste. (1855—1856.)

Nach längerem Ueberlegen, welchen Weg er einschlagen sollte, um die Ostküste zu erreichen, entschloß Livingstone sich endlich, auf dem rechten Ufer des Zambesi abwärts zu reisen, weil Tete, die am Weitesten nach dem Inneren vorgeschobene Station der Portugiesen, auf Bowdich's Karte irrthümlich auf dieses Ufer verlegt ist. Aber bereits war die Regenzeit nahe, die Wolken sammelten sich in dichten Massen und der Wind wehte heftig aus Osten. Jeder rieth Livingstone, noch nicht zu reisen, sondern zu warten, bis der Boden abgekühlt sei und die Temperaturen der Erde und der Luft sich mehr ausgeglichen hätten: reise er jetzt, so würde ihn bald sein Fieber wieder heimsuchen. Auch Seselethu bat ihn, noch zu verweilen, und sorgte für ihn auf das Reichlichste. Ochsen wurden für ihn und seine Leute geschlachtet, wenn Seselethu auf der Jagd war, und bestimmte Kühe wurden nur für ihn gemolken.

Livingstone sah ein, daß der Rath verständig war, und blieb noch den ganzen October bei seinen schwarzen Freunden, die mit zärtlichster Sorgfalt alle Vorbereitungen für die neue Ausfahrt trafen. Seselethu's Mutter machte ihm einen großen Sack voll Erdnüsse zurecht, die sie in Rahm mit etwas Salz geröstet hatte, vorzugsweise eine Speise der Häuptlinge. Andere waren beschäftigt, das Getreide zu mahlen, welches in dem von ihm selbst angelegten Garten gezogen war. Sekwebu und Kangata wurden zu Anführern derer ernannt, die ihn begleiten sollten. Sekwebu, ein kluger Mann von gesundem Urtheile, war als Kind von den Matebele geraubt und zu einem Stamme gekommen, der seine Wanderungen bis Tete ausdehnte. Er hatte sich an beiden Ufern des Zambesi umgesehen und kannte alle Dialecte genau, die auf der ganzen Wegestrecke gesprochen wurden, so daß Livingstone sich zu einem solchen Geleitsmanne mit Recht Glück wünschte.

Bevor er seine Reise nach dem Westen antrat, brach der Araber Ben Habib mit der zweiten Makololo-Expedition wieder nach dem Westen auf, forderte aber vorher Mautschungana, eine zwölfjährige Tochter Sebituane's, zur Frau, das beliebteste Mittel der Araber in

diesen südlichen Gegenden, bei einem Stamme Einfluß zu gewinnen und ihn allmählig zum Islam herüberzuziehen. Livingstone wurde als intimer Freund des verstorbenen Sebituane um seine Meinung gefragt, und erklärte sich offen gegen die Heirath, da man nicht wissen könne, wohin Ben Habib sie führen und ob man sie jemals wieder sehen werde, zweifelte aber nicht, daß Ben Habib nicht später mit besserem Glücke um sie werben würde. Das Mädchen war nicht schwarz, sondern nur von dunklem Teint und schön von Wuchs und Gesicht wie eine Araberin.

Zu derselben Zeit wurde ein anderes junges Mädchen, das ebenfalls allgemein für schön galt, von fünf jungen Makololo umworben. Sekeletu stand eben mit Livingstone an dessen Reisewagen, als einer derselben seine Werbung vorbrachte, und hieß alle fünf herbeikommen, damit die junge Schöne vor seinen Augen den auswähle, dem sie am Liebsten als Frau folgen möge. Zwei der Bewerber weigerten sich, da sie einen Korb fürchteten, mit vorzutreten. Die drei Anderen aber, fast stutzermäßig herausgeputzt, stellten sich vor Sekeletu und nun führte dieser das Mädchen an der Hand herbei und sagte: „Wähle!“ Und ohne Zögern wählte sie den wirklich Schönsten aus, der sich fröhlich mit ihr davon machte, während der Aerger auf den schwarzen Gesichtern der beiden unglücklichen Freier deutlich zu lesen war und alle Zuschauer sie herzlich auslachten.

Die Mutter Sekeletu's hatte einen gewissen Manire geheirathet, der dadurch zu Ansehen gekommen war, und sich beim Abschiede sehr verdient machte. „Eure Reise,“ sagt er, „führt Euch zu Stämmen, denen Ihr nicht trauen könnt, weil wir sie schlecht behandelt haben, aber Ihr kommt mit friedlicher Botschaft, möchte es nur gelingen, zu uns zurückzukehren und den Weg zu eröffnen, auf dem wir zu den Weißen, und die Weißen zu uns gelangen können. Nimm von unserm Elfenbein mit, so viel Du willst, alles Elfenbein im Lande gehört Dir, und Sekeletu wird Dir Leute mitgeben, die es tragen.“

Und so war es. Sekeletu hatte alles vorräthige Elfenbein herbeischaffen lassen, um für den Erlös Kleidungsstücke, Perlen, Messingbraht, überhaupt was sich sonst Schönes an der Ostküste fand, für ihn anzukaufen. Besonders aber wünschte er eine Zuckermühle zu erhalten, da er ein großer Freund von Kaffee mit Zucker war, und so

lange der Zucker dauerte, regelmäßig bei seinem weißen Freunde zu Gast erschien. Er wollte reichlich Zuckerrohr anpflanzen, und er erbat sich die erforderlichen Anweisungen und Vorrichtungen, um dieses für ihn so köstliche Gewürz im Lande selbst bereiten zu können. Endlich am 3. November wurde aufgebrochen. Seseletu gab mit zweihundert seiner Leute dem abreisenden Freunde das Geleit, und ehrte ihn auf jede Weise. Den größten Theil des Gefolges hatte er nach Sesehaka vorausgesandt, um noch mancherlei für die weitere Reise rüsten zu lassen. Er selbst ritt mit Livingstone und nur etwa 40 Mann Nachts auf dem vielbegangenen Wege dem vorgeschickten Troß nach, um weniger der Hitze ausgesetzt zu sein. Die Nacht war angenehm kühl, aber von der tiefsten Dunkelheit, so daß man sich nur durch Zurufen verständigen und zusammenhalten konnte. Plötzlich entlud sich eines der herrlichsten Gewitter, die Livingstone je gesehen. In acht bis zehn Armen auf einmal zuckte ein Blitz über den ganzen Himmel hin und erleuchtete weithin die Landschaft. Dann war es wieder vollkommen finster, bis neue Blitze und grelles Wetterleuchten das Firmament wieder in eine leuchtende Glutmasse verwandelten. Die Pferde zitterten, wieherten auf und wandten sich hin und her, als suchten sie einander. Verwirrt gingen der Eine hierhin, der Andere dorthin, und fanden nur beim Leuchten des Blitzes den Pfad wieder. Das Unheimliche des gelben Reflexlichtes auf den angstverwirrten, schwarzen Gesichtern und den großen tropischen Blättern und Büschen wurde noch gesteigert durch den Himmel und Erde erschütternden, von Moment zu Moment mit verstärkter Macht losbrechenden afrikanischen Donner, der bekanntlich das Getöse von größter Macht und Majestät ist, das Menschenohren je gehört haben. Dann kam ein Regenguß, der sofort Kleider und Sättel gänzlich durchnäste und jedes weitere Vordringen unmöglich machte. Als endlich die Elemente sich beruhigten, gewahrten die Reisenden ein nicht gar fernes Feuer und fanden, indem sie hinzutraten, daß eine andere Reisegesellschaft dort Rast gemacht hatte, um die Schrecknisse der Nacht in Geduld vorübergehen zu lassen. Seseletu und Livingstone beschloßen, auch hier den Tag zu erwarten und streckten sich auf den feuchten Boden hin, Livingstone vor Kälte und Nässe zitternd und nicht ohne Sorge, daß ihm eine elende Nacht bevorstehe und ihn von Neuem dem Fieber in die Arme werfen werde.

Aber seinem Genossen entging der klägliche Zustand nicht. Er stand auf, hüllte den weißen Freund in seine Decke und lagerte ihn so trocken und warm wie möglich. Er selbst schlief neben ihm fast ganz nacht und unbeschützt auf dem kalten Erdboden.

In Gesehete wurden die Reiseausrüstungen vollendet. Zwölf Ochsen, darunter drei Reitochsen, standen bereit, dazu Hacken und Perlen, für die jenseits des Zambesi-Wasserfalls ein Kahn gekauft werden sollte, Butter, Honig und Anderes, denn da Livingstone sein ganzes Eigenthum bereits verbraucht hatte, war er ausschließlich auf seinen Freund Sefeketu angewiesen, der sich aber auch wirklich als ein braver Kamerad bewährte. Ohne noch Etwas zu haben, erhielt Livingstone von Sefeketu Alles. „Unser Eisenbein gehört ganz Dir,“ sagte der mit wirklichem Fürstensinn erfüllte junge Häuptling. „Wenn Du Etwas zurückläßt, so ist es Deine Schuld!“

Am 13. November wurden die Rähne bestiegen, auch Moriant-sane, der Oheim Sefeketu's und Statthalter von Gesehete, schloß sich an und während das Vieh am Ufer hingetrieben wurde, fuhren die Uebrigen stromabwärts, am ersten Tage bis zu der Insel Mparia. Andern Morgens hatte sich ein so stürmischer Ostwind erhoben, daß man einige Stunden warten mußte, ehe man sich mit den leichten Rähnen den hochgehenden und schäumenden Wogen anvertrauen durfte. Der Fluß ist hier breit und tief und während die Reisenden das Auge auf seiner unruhigen Fläche weilen ließen, mußte Livingstone wieder die Großthaten Sebituane's vernehmen, deren Zeuge diese Stätte gewesen war.

Zehn Meilen stromabwärts gelangte man zu der Insel Nam-pene, bei der die Schnellen bereits mit solcher reißender Macht begannen, daß die Rähne der größeren Sicherheit halber verlassen wurden und die Reise zu Lande fortgesetzt werden mußte. Die folgende Nacht wurde der Insel Tschonde gegenüber gerastet, der Lekone überschritten und die Insel Kalai erreicht, ein felsiges Eiland, von tiefausgehöhlten Flußbetten mit bunterklüfteten Gesteinmassen umgeben, zwischen denen der Zambesi mit wilder Kraft dahibraust.

Diese Insel Kalai, die für eine bedeutende Stadt groß genug ist, war die letzte Zuflucht des berühmten Batoka-Häuptlings Sekote gewesen, aber Sebituane überraschte ihn, indem er von Naliele her

auf einem jener Eilmärſche, die er gern bei großen Unternehmungen ausführte, den Zambesi herabkam, Tags am Ufer, Nachts in der Mitte des Stromes hinfahrend, um die Flußpferde zu vermeiden und ohne Scheu vor der hier ſo gefährlichen Natur des Fluſſes. So war er früher in Kalai, als Sekote es ahnen konnte. Er ſelbſt floh noch in der Nacht auf das entgegengeſetzte Ufer, wo auch er ſpäter ſein Grab fand, ſeine Leute wurden auf der Inſel erſchlagen oder gefangen genommen und in kurzer Zeit der Stamm ausgerottet. Seit jener Zeit hat Kalai immer den Makololo gehört.

Livingſtone beſuchte auch das andere Ufer, wo er die Kotla des älteren Sekote in Augenschein nahm, noch von zahlreichen Flußpferdeſchädeln und den gräßlichen Siegeſtrophäen, Menſchenſchädeln auf hohen Stangen, umgeben. Das Grab Sekote's befindet ſich in der Nähe, von Bäumen umwaſchen und mit ſiebzig zum Theil bereits verwitterten, ſehr großen Elephantenzähnen geſchmückt, deren Spitzen nach Innen ragten; ſiebzig andere Zähne ſtanden auf den Gräbern den Seinigen nahe bei. Die Sage geht, daß Sekote hier auch ein Gefäß mit Zaubermitteln vergraben habe, aus dem, wenn eine Grabeſſchändung ſtattfinde, ſich eine verheerende Seuche über das ganze Land verbreiten werde. „So wiſſen ſich die Tyrannen,“ bemerkt Livingſtone, „jedes Mittels und beſonders des Uberglaubens ihrer Völker zur Erreichung ihrer Abſichten zu bedienen. Ich hätte gern einen der Flußpferdezähne mitgenommen, den größten, die ich je geſehen habe, aber ich wagte es nicht, um nicht meiner Umgebung als Grabeſſchänder zu erſcheinen.“

Auf Kalai ſchon vernahm Livingſtone das Toſen des zehn Meilen entfernten Zambesifalles, der früher Schongwe, jezt Moſioatunga genannt wird und dem Livingſtone als der erſte Europäer, der ihn geſehen, den Namen Victoriafall beilegen zu dürfen glaubte. Da die Reiſe von Kalai aus in nordöſtlicher Richtung durch das Land fortgeſetzt werden ſollte, ſo beſchloß er anderen Tages dieſes Naturwunder in Augenschein zu nehmen, das gewiß mit dem Rheinfall und wahrſcheinlich ſogar mit dem Niagarafall den Vergleich wohl aushält. Sekoletu wollte ihn begleiten, da aber ſtatt der zwei beſtellten Nachen nur einer gekommen war, ſo verzichtete er darauf. Schon nach einer kurzen Fahrt wurden die fünf Dunſtſäulen ſichtbar, die ſich unterhalb

des Falles bis hoch zu den Wolken erhoben und dem Dampfe eines Prairiebrandes bei ruhiger Luft durchaus ähnlich sahen. Dieser Aehnlichkeit verdankt der Fall auch seinen jetzigen Namen „Tosender Rauch“, „Mosi oa tunga“, — wörtlich übersetzt: „Hier tost Rauch!“ Die Dunstsäulen waren unten weiß, oben aber, wo sie in die Wolkenschichten zu verfließen scheinen, dunkel. Die ganze Scene war, je mehr man sich näherte, um so ergreifender. Von den im Fluß verstreuten Inseln ragten in verschiedenster Farbe und Gestalt Waldbäume empor, einige in Blüthe und alle von eigenthümlicher Physiognomie, mächtige Boababs, schlankte Cederpalmen, silberfarbige Mokonono, dunkelfarbige Mottouri. Bergzüge von 3 bis 400 Fuß und mit Hochwald geziert schließen das Ganze ein.

Wir geben die interessante Beschreibung des Wasserfalls mit Livingstone's eigenen Worten. Etwa eine halbe Meile von den Fällen, sagt er, ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hieher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren, und in der Mitte des Stromes zwischen hervorstehenden Felsen hindurch fahrend, mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrundes lag, über welchen das Wasser hinunterstürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden, aber der Fluß war jetzt niedrig und wir fuhren an eine Stelle, wo es bei hohem Wasser ganz unmöglich war, zu fahren. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und wir wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo uns ein Blick das ganze Räthsel lösen sollte, so glaube ich doch, daß Niemand sehen kann, wohin die Wassermasse geht; sie schien sich in der Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in der sie verschwand, nur 80 Fuß entfernt war. Wenigstens konnte ich mir es nicht erklären, bis ich voll Eichen bis an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Zambezi bis zum andern reichte; da sah ich, daß der Strom etwa tausend Ellen breit war, hundert Fuß tief hinunterstürzte und dann plötzlich in einem Raume von fünfzehn bis zwanzig Ellen eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter, als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten bis zum linken Ufer des Zambezi hin, der sich am linken Ufer noch etwa dreißig bis vierzig Meilen fortsetzte. — Wenn man rechts von der Insel in den Spalt

hinunterblickt, sieht man nichts als eine dichte weiße Wolke, auf welcher sich zwei glänzende Regenbogen zeigten. Aus dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule zwei- bis dreihundert Fuß hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunklem Rauch annahm und in einem dichten Regen hinunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Regen fällt namentlich auf der entgegengesetzten Seite des Spaltes, und wenige Ellen vom Rande steht eine Gruppe immergrüner Bäume, deren Blätter stets naß sind. Von ihren Wurzeln rieseln eine Unzahl kleiner Bäche in den Abgrund zurück; aber während sie an der steilen Wand herabrinnen, leckt sie die aufsteigende Dunstsäule rein vom Felsen weg und sie steigen wieder empor. Sie fließen beständig hinunter, erreichen aber nie den Boden. Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ein Felsstück liegt links von der Insel und ragt aus dem Wasser unten hervor, von da fällt das Wasser wohl immer noch ungefähr hundert Fuß. Die Wände des riesigen Spaltes sind senkrecht und bestehen aus einer Felsmasse ein und derselben Art. Der Rand an der Seite, über welche das Wasser hinunterstürzt, ist zwei bis drei Fuß ausgewaschen, und Felsstücke sind hinuntergefallen, so daß der Rand wie eine Säge aussieht. Die gegenüberliegende Seite ist ganz gerade, die linke Ecke ausgenommen, wo sich ein Riß zeigt und ein Stück herunter zu fallen droht. Das Ganze ist noch ungefähr in demselben Zustande wie zur Zeit seiner Bildung. Der Fels ist dunkelbraun, nur etwa zehn Fuß vom Boden nicht, bis wohin jährlich das Wasser steigt. Links von der Insel kann man gut sehen, wie die Wassermasse, welche eine der Dunstsäulen entsendet, ganz hell aus dem Felsen hervorsprudelt und in einem dicken ununterbrochenen Strahl, schneeweißer Wolle ähnlich, bis auf den Boden hinunter läuft. Als er, so zu sagen, in Stücke sprang, die alle derselben Richtung folgten, gingen von jedem Schaumstrahlen aus, wie Stahl in Sauerstoff geglüht Funken sprüht. Die schneeweiße Fläche sah wie Myriaden kleiner Komete aus, die sich nach derselben Richtung bewegten, und von denen jeder Schaumstrahlen hinter sich zurückließ. Ich habe über diese Erscheinung nirgends etwas gelesen. Es scheint die Wirkung des Wassers zu fein, das in einer Masse klar

aus dem Felsen quillt und nur allmählich sich in einzelne Arme theilt. Ich sagte oben, daß wir fünf Dunstsäulen aus dem geheimnißvollen Abgrunde aufsteigen sahen. Sie werden offenbar durch das Aufschlagen des herabstürzenden Wassers in den nicht nachgebenden spaltförmigen Raum gebildet. Von den fünf Säulen waren zwei zur Rechten und eine zur Linken der Insel die größten. Es war jetzt niedriger Wasserstand im Zambesi, aber soweit ich es beurtheilen konnte, war es ein fünf- bis sechshundert Ellen breiter, am Rande des Abgrundes wenigstens drei Fuß tiefer Strom. — Der Spalt soll nach den Angaben der Makololo nach Osten hin tiefer sein; an einer Stelle fallen die Wände schräg ab, so daß, wer daran gewöhnt ist, hinab-rutschen kann. Die Makololo sahen, als sie einige flüchtige Batoka verfolgten, wie diese, da sie nicht im Stande waren, am Rande ihre eilige Flucht zu hemmen, buchstäblich unten in Stücken ankamen. Sie sagten, der Strom hätte am Boden wie ein „weißes Seil“ ausgesehen und wäre so tief (vielleicht 300 Fuß) unten hin geflossen, daß sie schwindelig wurden und gern wieder fortgegangen wären.

Die Periode, in welcher der Fels sich spaltete, kann nicht sehr weit zurückliegen. Ich bedauerte, daß mir die Mittel fehlten, die Breite des Felsens zu messen, damit man künftig hätte bestimmen können, ob sie zunehme oder nicht. Es schien, als könnte ein Palmbaum von der Insel aus quer darüber gelegt werden.

An drei Stellen nahe an diesen Wasserfällen, darunter auch auf der Insel in der Mitte des Stromes, richteten drei Batoka-Häuptlinge Gebete und Opfer an die Barimo. Sie beteten mitten im Tosen des Wasserfalles, im Angesicht des glänzenden Regenbogens in den Wolken. Sie müssen mit Ehrfurcht auf die Scene blicken. Furcht mag sie zur Wahl dieses Ortes bestimmt haben. Der Fluß selbst ist geheimnißvoll für sie. Die Schiffer singen: „Zambesi, Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht.“ Das Farbenpiel des doppelten Regenbogens in den Wolken, das sie sonst nur am Himmel bemerkten, mag sie auf den Gedanken gebracht haben, daß dies die Wohnung der Gottheit sei.

Zu Sekelutu zurückgekehrt, erzählte Livingstone diesem mit solcher Begeisterung von den Fällen, daß auch sein schwarzer Freund sie zu sehen wünschte und ein zweiter Besuch für den folgenden Tag beschlossen

wurde. Während aber Seseletu durch den Anblick mehr geängstigt, als erfreut wurde, gab sich Livingstone nicht bloß wieder dem ganzen Genuß desselben hin, sondern benutzte die Insel auch zur Anpflanzung von Pfirsich, Aprikosen, Kaffee und ähnlichen Gewächsen, ließ die kleine Anlage einzäunen und gab sich der Hoffnung hin, daß wenn auch nur einige Bäume an dieser gesegneten Stelle gediehen, der Strom die Früchte und Kerne weiter tragen und die Weiterverbreitung der Pflanzen am unteren Laufe des Zambesi bewirken müsse.

In der Nähe des Lekone am 20. November angelangt, beschloß der junge Häuptling, sich von seinem weißen Freunde zu verabschieden. Er gab ihm außer den Geleitsmännern 114 Lastträger mit, die nöthig waren, um alles Elfenbein an die Küste zu schaffen. Nach einem herzlichen Lebepohl trennte sich Livingstone von den wackeren Matololo und schlug in nordöstlicher Richtung den Weg durch das mehr und mehr ansteigende Land ein, zuerst dem Lekone, dann dem Unguesi entgegen, der wie jeder Fluß dieses Theiles von Afrika ein tieferes Kalktuffbett für den niedrigen Wasserstand und ein zweites weitausgedehntes, mit viel Seitenbassins zusammenhängendes für die Ueberfluthung hat. Viele Flüsse sind voller Krümmungen, wie der Tschobe und Simah, und stehen außerdem vielfach untereinander in Verbindung, so daß sie ein Netz über das ganze Land darstellen und für spätere Schifffahrt eine wesentliche Erleichterung versprechen.

Das Land, durch welches der Marsch ging, war meist felsig und uneben, der Boden rother Sand und ringsum ragten viel wilde Frucht-bäume empor, leider aber bei den Dörfern auch viele Stangen mit — Menschenschädeln, zum Theil von Kindern, die auch mit erschlagen waren, deren unschuldige Häupter auch mit als Siegestrophäen hatten dienen müssen und auf die sogar mit einem besonderen Stolge hingewiesen wurde. Durch das Gebiet Monara's gelangten die Reisenden nach Mamilanga, d. h. der Quelle der Freude, die unter einem großen weitschattigen Feigenbaum anmuthig kühl hervorsprudelt. Den Namen führt sie von den Volksfesten, die hier früher nach siegreichen Raubzügen gefeiert wurden. Das Land ist nicht mehr dicht bevölkert wie vor Zeiten, es ist einsam und still. Der Krieg Sebituane's hat die grausamen Stämme, die hier gehaust haben, ausgerottet oder doch zersprengt; Monara war gänzlich von den Matololo abhängig und

wurde auch wie ein Besiegter von ihnen behandelt. Der Vorsteher von Namilanga war ein gesprächiger Alter und erzählte unter Anderem, daß sein Vater zwei Mal nach Bambala zu den weißen Händlern gekommen sei und daß noch manche Andere dorthin gezogen und dort, wo es ihnen besser gefallen habe, geblieben seien. Eine widerliche Sitte der Batoka-Stämme, in deren Gebiet sich jetzt der Zug befand, besteht darin, sich die oberen Vorderzähne auszuschlagen. Die unteren wachsen dann um so länger und entstellen den Mund und das ganze Gesicht auf's Abscheulichste. Als Grund geben diese armen Menschen vor, mit den Zähnen sähe man aus wie ein Zebra, sie wünschten aber auszu sehen wie Rindvieh und das könnten sie durch solches Ausschlagen der Zähne bewirken. Die Fluß-Batoka sind dunkler von Farbe, als die in den Bergdistrikten wohnenden, die wie Milchkaffee aussehen, eine neue Bestätigung für Livingstone's Ansicht, daß die Feuchtigkeit zur Erzeugung der Hautschwärze ein wesentliches Moment ist, aber sie sind ein sehr heruntergekommener, negerähnlicher Menschen schlag ohne Ehrgefühl und natürlichen Verstand.

Der geschichtete Gneis, der fast im ganzen Gebiete des Unguesi die Bodenunterlage bildet, neigt sich gegen die Mitte des Continentes, aber die Schichten sind oft so gehoben, daß sie bis auf die Kante rücken, während der Augittrapp sich verschiedentlich lagert. Im Allgemeinen geht die Streichungslinie von Süden nach Norden, nur bei den ganz offenbar vulkanischen Bodenerküstungen des Victoriafalles haben die eruptiven Basalte bei ostwestlicher Richtung die Neigung in eine nördliche verwandelt. Auch die Flora war von Interesse, denn wenn auch der Pflanzenwuchs der herrschenden Trockenheit wegen ver schmachtet war, so standen doch herrliche Fruchtbäume theils in Blüthe, theils in Früchten. Da war der Maneko mit seiner zuckersüßen, flebrigen Frucht in horniger Schaaie, die Motssouri und Mamoscho, die Njubohne, der Motjikiri mit seinem prächtig dunkeln Laube, mehrere Leukodendronarten, die von der Tageshitze ihre Blätter zusammen falten, Palmen und unzählige andere bald prächtige, bald seltsame Bäume. So der Mola, ein Baum mit dunklem, braungrünem Laube, der wie ein Eichbaum seine Aeste ausbreitet.

Am 28. November wurde von Marimba aufgebrochen, um nun mit möglichst wenig Zeitverlust die Ostküste zu erreichen. Vor den

Augen der Reisenden stiegen zwei Hügelreihen auf, der nördliche heißt Kanjele, nach dem östlichen Kaonka, wo die letzten befreundeten Batoka hausen, ging der Marsch zunächst. Eine üble Gewohnheit besonders dieser Batoka ist das Rauchen von Mutokwane, der *Cannabis sativa*, aus dem auch die Türken ihr Haischisch bereiten und das einen sinnverwirrenden, angeblich sehr angenehmen Einfluß auf das Gemüth ausübt, die Raucher aber aus dem verständigen Verkehr mit der wirklichen Welt heraushebt und sie deshalb zu unbrauchbaren, thierisch widerlichen Menschen erniedrigt, so lange und länger als der Betäubungszustand währt. Die Portugiesen, die mit Recht in diesem thörichten Genuße die Ursache der Verkommenheit der ihnen ergebenen Stämme erblicken, rechnen ihn ihren Sklaven wie ein schweres Verbrechen an und bestrafen ihn unbarmherzig.

Jenseits Kaonka wurde das Land bald sehr schön und ein wirkliches Paradies öffnete sich vor den Reisenden, als sie einige Meilen weiter vorgedrungen waren. Es zeichnet sich sowohl durch seine der Gesundheit sehr förderliche Hoehlage, durch wellenförmige Beschaffenheit des Bodens, als durch seinen Reichthum an Getreide und Rindvieh aus. Wald kommt nicht oft vor, doch sind große, weitschattende Bäume, die auf der Flur einzeln verstreut vorkommen, keine Seltenheit. Ein Feigenbaum, dessen Umfang 40 Fuß maß, ergab sich bei näherer Besichtigung als vollständig durch Feuer ausgehöhlt und zu einer bequemen Wohnung mit Lagerstatt und Feuerheerd eingerichtet. In der weithin offenen Landschaft wurde oft Hochwild sichtbar, Büffel, Elens, Hartbeests, Gnu's und Elephanten, die nur selten gejagt werden und deshalb keine Scheu zeigten. Am 30. November überschritten die Reisenden den Kalomo, einen Fluß von mindestens 100 Fuß Breite, den einzigen Strom auf dem Plateau, der nicht austrocknet und sich in wilder Strömung südlich dem Zambesi zuwendet. Der höchste Punkt, der hier gemessen wurde, war nicht über 5000 Fuß über der Meeresfläche, Gneis und Glimmerschiefer, die hier vorherrschen, zeigen Neigung gegen Osten in Folge der vulkanischen Hebungen in den Centralgebieten Süd-Africa's. Das Klima scheint hier das gesündeste im ganzen Continent zu sein, was auch die Eingeborenen bestätigten, indem sie sagten, daß sie hier nie an Kopfweh litten.

Wie weit sich diese Höhenzüge gegen Norden erstrecken, ist noch auszumitteln, doch scheint es richtig, daß keine Berge auf diesem Tafellande vorkommen, wenn man nicht den Monakadze hierher rechnen will, der aber nur höchstens 1000 Fuß über das Land selbst sich erhebt. Jedenfalls scheint Livingstone mit bestem Rechte diesen Landstrich allen Reisenden, Händlern, Missionären und Kranken zu empfehlen, der freilich nach seinen Untersuchungen noch über 300 englische Meilen von der Küste entfernt ist.

Livingstone beschloß für die Küche ein gutes Stück Wild zu erlegen und beschlich eine Büffelheerde, in der er einen großen, schönen Ochsen so sicher auf das Korn nahm, daß ihm die Kugel durch beide Lungen drang und er sofort zusammenstürzte. Seine Genossen sahen sich sofort nach allen Seiten um, erstaunt, Nichts zu sehen, das Gefahr brächte. Dann liefen sie auf das gefallene Thier zu, hoben es mit Hülfe der Hörner empor und schleppten es eine weite Strecke fort. Endlich erblickten sie den Jäger und rannten in stürmischem Laufe dem Lager zu und kehrten von dort her wieder zurück nahe an Livingstone vorüber, der auf einen hohen Ameisenhügel gesprungen war. Der Anführer der sechzig Stück zählenden Heerde war eine alte Kuh, auf deren Rücken gegen zwanzig Büffelvögel saßen (*Textor elythrorhynchus* Smith), unbekümmert um die wilde Aufregung der Heerde.

Am 2. December wurde am Maundo-Hügel gerastet und folgenden Tages über schöngevellte Weidegründe der Fluß Mozuma oder Dila erreicht, an dessen Südseite sich der Taba Tschu, d. h. der weiße Berg erhebt, so genannt von einer weißen Steinart auf seinem Gipfel, wahrscheinlich Dolomit. Prächtig war der Rückblick auf die zwanzig bis dreißig Meilen, weiter vorzüglich mit kurzem Grase bewachsene, Landschaft und die fernen Hügelreihen längs des Zambesi im Südosten. Der Dila, obgleich augenblicklich ohne fließendes Wasser, hat augenscheinlich schon seinen Abfluß nach Osten und zeigte in seinem Bette Lignit, der auf das Vorhandensein von Steinkohlen deutet. Die ganze Gegend war reich an Spuren ehemaliger Bevölkerung, auf größere Städte, die hier gestanden, wiesen mancherlei Ruinen und besonders zahlreiche Mühlsteine und Quarzkugeln hin, mit denen das Getreide gemahlen wurde. Sekweba machte Livingstone auf die früheren

Standlager Sebituane's aufmerksam, die an den Knochen der Rinder, welche man hier geschlachtet hatte, noch kenntlich waren. Für Viehzucht ist das ganze Gebiet vorzugsweise geeignet, doch gab es jetzt in dem schönen offenen Lande nicht einmal Menschen, die sie hätten betreiben können. Die wenigen Batoka, die sich noch hier aufhalten, waren in die Berge geflohen und wurden von den Makololo als Rebellen bezeichnet. Der Einzug in die nächsten Dörfer war auch kein sonderlich gastlicher, es wurden sogar von einzelnen der Batoka Feindseligkeiten beabsichtigt, die Livingstone indeß durch kluges und kaltblütiges Benehmen glücklich vermied. Tiefer im Lande aber waren die Eingebornen friedlich gesinnt und umschwärmten den Zug in dichten Haufen, theils um Mais und Masufa zu verkaufen, theils um den weißen Mann zu sehen, dessen Anblick ihnen neu war und der sich bei ihnen nicht als Feind, sondern als Apostel des Friedens vorstellte. Die Weiber waren etwas bekleidet, die Männer aber trugen nicht einmal ein Feigenblatt und fanden es lächerlich, als Livingstone diese Nacktheit unschicklich fand und tadelte. Ebenso sehr mißfiel ihm ihre Art zu grüßen. Sie werfen sich dabei nämlich auf den Rücken und indem sie sich wie Beseffene hin und her wälzen, schlagen sie sich auf die Hüften, „Kina homba!“ rufend, um Dank und Willkommen auszudrücken. Uebrigens waren die Batoka-Lastträger Livingstone's wenig besser und benahmen sich oft so schlecht, daß er sie durch ernstes Dazwischentreten zur Ordnung und Gehorsam zurückführen mußte.

Am 10. December betraten die Reisenden das Dorf Monze's, der jetzt als Häuptling aller Batoka gilt und sofort zur Begrüßung herankam. Er erschien in seinem langen Gallaikleide, was ihn aber nicht abhielt, sich aus Ehrfurcht in den Staub zu werfen, sich wie ein Thier darin zu wälzen und „Kina homba!“ zu rufen. Seine Frau, die recht hübsch war und eine kleine Streitart in der Hand führte, war über den Anblick des weißen Mannes nicht weniger aufgeregt und schrie mit ihm aus Leibeskräften. Als beide sich endlich beruhigt hatten, waren sie äußerst gesprächig und liebenswürdig und plauderten fast den ganzen Tag mit ihnen. Ihre Wohnung liegt nahe bei dem Hügel Kisekise und gestattet auf 30 Meilen weit einen herrlichen Ausblick in das offene, wellenförmige Land. Fern im Südosten begrenzten dunkle Bergreihen längs der Zambesi-Ufer den Hori-

zont, Waldungen waren selten, nur hin und wieder unterbrachen einzelne Baumgruppen die prächtigen Weidegründe ohne Heerden. Die Einwohner halten nur Geflügel und Ziegen, aber sie bauen fleißig Getreide, Mais, Erdnüsse und dergleichen und waren mit dem Wenigen, was sie besaßen, äußerst freigebig gegen die Reisenden. Diese beschenkten sie mit einigen bunten Tüchern, worüber sie eine ungemeßene Freude an den Tag legten. Sie wünschten sehr, daß sich Weiße bei ihnen ansiedeln möchten, versprachen ihnen Land in Fülle und wollten ihrer Ansiedelung gern jeden Vorschub leisten. Monze war nur von schwarzen Händlern besucht, aber er hatte gehört, daß weiße Männer zu dem östlich von ihm wohnenden Gazembe gezogen waren, wahrscheinlich Pereira und Lacerda.

Am 11. December wurde der westwärts in den Kafue fließende Makoe überschritten und dann eine mehr nördliche Richtung eingeschlagen. Ein gutes Nachtquartier fanden die Reisenden in dem Dorfe einer Schwester Monze's, die sich auch Monze nannte und über die Aussicht auf Frieden sehr erfreut war. „Es ist so angenehm zu schlafen,“ sagte sie, „ohne daß man zittern muß, plötzlich von einem Speere durchbohrt zu werden.“ Die Freigebigkeit der Eingeborenen blieb sich, wohin die Reise führte, gleich, die Landschaft war anmuthig, Singvögel belebten die Zweige der Bäume. Die Eingeborenen näherten sich gern und brachten oft ihre kranken Kinder herbei, damit sie durch die Arzneien des weißen Mannes geheilt werden möchten. Der Keuchhusten war unter den armen Kleinen ausgebrochen und machte den Eltern viel Sorge.

Ueber stets fließende Flüsschen und an langen, baumreichen Hügeln vorbei führte der Weg durch schöne Landstriche, die bald auch von tiefen, fruchtbaren und unverkennbar vulkanischen Thälern unterbrochen war. In dem Bette des Mbai fanden sich rosenfarbene Marmor-schichten von vorzüglicher Schönheit, die Spitzen der Hügel bestanden aus weißem Marmor, der von dem vulkanischen Gestein im Grunde gehoben sein mußte. Die Gegend war auffallend reich an Hochwild jeder Art, so daß Livingstone häufig für die Bedürfnisse seines großen Gefolges auf die Jagd auszog. Ein Büffel, dem er drei Kugeln gegeben hatte, galoppierte mit denselben im Leibe wüthend auf ihn zu, so daß er hinter Felsen Schutz suchen mußte. Aber hier stieß er auf

drei Elephanten, die erschreckt dem davon eilenden Büffel folgen wollten, als Livingstone, um nicht leer auszugehen, auf den größten feuerte und ihm das eine Vorderbein zerschmetterte. Das Thier wollte trotzdem davonhumpeln, aber die auf den Leckerbissen begierigen Elfenbeinträger verfolgten ihn unverdrossen und erlegten ihn mit ihren Speeren. Es war eine schöne Scene, als man ihn andern Tages zur Seite eines schönen grünen Thales, in dem hin und her reiche Baumgruppen prangten und der von unzähligen Bächen durchschnitten war, zerlegte und unter fröhlichem Lärm verspeiste. Endlich zog sich Livingstone auf die Höhe zurück und war im Anschauen eines lamellirten Kieselgesteins und der prächtigen Gegend versunken, als ein interessantes Schauspiel seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er sah nämlich in dem Schlamm eines Baches ein junges Elephantenkälbchen recht behaglich sich wälzen, während die Mutter dabei stand und sich mit den, afrikanischen Elephanten stets eigenen sehr großen Ohren fächelte. Livingstone richtete sein Glas auf das glückliche Paar, als plötzlich auf der anderen Seite des Baches seine Makololo und Batoka erschienen, um die Jagd auf dasselbe zu eröffnen. Zugleich erschien Sekweba bei ihm und berichtete, die Männer seien mit der Versicherung fortgezogen, heute solle ihr Vater sehen, was für Leute er habe. „Laß sie nur das Junge schonen!“ rief ihm Livingstone zu und folgte dem Davoneilenden, um der Jagd zuzusehen. Die Alte säugte eben das Junge, das zwei Jahre alt sein mochte, dann sprang das Kälbchen mit geschwungenem Rüssel und mit den Ohren klatschend um die Mutter und beide schienen recht vergnügt, als das schrille Pfeifen und Speerwerfen der Schwarzen sie aufstörte. Sie spitzten die Ohren und kaum hatte die Alte gesehen, von welcher Seite die Speere kamen, als sie sich vor ihr Kind stellte, um es mit seinem Leibe zu decken, während sie den Rüssel wie zum Schutze über ihm schwenkte. Dabei sah sie bald auf die Feinde, bald auf das Junge und stieß Töne zugleich der Wuth und der Mutterangst aus. Die Flucht auf das andere Ufer half Nichts, denn hier warteten bereits neue Feinde mit frischen Speeren, die auf eine Entfernung von etwa 40 Fuß noch kräftiger und tiefer in den Leib des gequälten Thieres eindrangen. Das Blut floß in Strömen aus den unzähligen Speerwunden; voll Verwirrung wollte das Thier, das nun sein Junges zu vergessen schien, in raschem Gange fliehen,

aber sein Schritt wurde immer langsamer und die Verfolgung immer kühner. Das Junge hatte sich in ein Seitenwasser geflüchtet und war dort, ehe Sekweba es hindern konnte, getödtet. Da wandte sich die Alte, von unzähligen Speeren starrend, mit mark- und beindurchbohrendem fürchterlichen Geschrei um und machte einen wüthenden Angriff auf seine Verfolger. Da sie aber geradeaus lief, so konnten dieselben leicht bei Seite springen und Keiner wurde verletzt, obwohl die Alte den Angriff vier Mal wiederholte. Wenn sie auf die andere Seite des Baches kam, blieb sie einige Male verschnaufend und um sich blickend stehen, wie mit trotziger Verachtung der Gegner, von denen sie stets neue Speere empfing. Noch einmal nahm sie einen kurzen Anlauf, dem dichtesten Haufen der Schwarzen entgegen, dann taumelte sie und sank vor ihnen, wie Elephanten zu sterben pflegen, todt auf die Kniee nieder. — Nicht ohne inniges, schmerzliches Mitgefühl hatte Livingstone die schreckliche Jagd auf die edlen Thiere angesehen.

Der nächste Häuptling, dem unser Reisender seinen Besuch machen wollte, war Semalembue und der Weg zu ihm führte stets durch schönes, aber wenig bevölkertes Land. Die Grundlage des Bodens bildete hier Trapp mit Andern von Talkgneis; die Trappsteine liegen oft auf den Kanten oder neigen sich in nördlicher oder südlicher Richtung bei einer Streichungslinie nach Nordosten. Am Losito, einem Bache nahe bei der Residenz des Häuptlings, trat der Trapp zurück und machte Hornblenden-, Glimmerschiefer und verschiedenerlei Schörl Platz, doch zeigte die Lagerung des Gesteins deutlich die großartige vulkanische Thätigkeit an, die den Zambesilauf hier bestimmte, vermuthlich von den Victoriafällen bis zu der Schlucht von Lupata. In einer Breite von 400 Fuß und von Flußpferden wimmelnd, ergießt sich 8 Meilen weiter unten der Kafue in den von Süden kommenden Zambesi, bei dem Dorfe Semalembue's aber tritt er erst noch in eine schmale Schlucht ein, an deren Seiten die Bolengwe-Hügel emporsteigen.

Am 18. Dezember betrat die Reisegesellschaft die Residenz und erhielt folgenden Tages den Besuch Semalembue's, der mit größter Artigkeit erklärte, schon oft von dem weißen Manne gehört zu haben, und jetzt, wo er sich freue, ihn bei sich zu sehen, nicht dulden werde, daß es ihm an irgend Etwas gebreche. Ueber die Friedensnachrichten Livingstone's war er sehr erfreut und betheuerte, daß er in der

Hoffnung, in Frieden essen und schlafen zu können, jetzt noch fleißiger sein Land bebauen lassen wolle, als bisher. Man traut ihm im ganzen Lande übernatürliche Kräfte zu und beschenkt ihn deßhalb fast mit allem Elfenbein, dessen man habhaft wird und das durch schwarze Zwischenhändler dann später nach Mozambique geht. Die Begrüßungsart ist auch hier eine eigenthümliche, und jedenfalls anständiger, als die bei den Batoka erwähnte. Man klatscht in die eigenen Hände; Livingstone beobachtete aber bei den vielen Weibern, die ihn besuchten, daß sie nicht bloß beim Gruße in die Hände klatschten, sondern daß es auch aus Furcht geschah, denn wenn er sie anredete, geriethen die armen Geschöpfe in die äußerste Angst und klatschten um so lebhafter und heftiger mit den Händen.

Die Matololo haben an dieser Gegend, in der sich auch schon Sebituane längere Zeit aufhielt, großes Gefallen und würden gern hierher übersiedeln, wenn sie sich leichter entschließen könnten. Sie hat Alles, was für Colonisten wünschenswerth ist, sogar warme Quellen und Livingstone selbst spricht es alles Ernstes aus, daß er diesen Landstrich für ein Centrum des Verkehrs und der Bildung durchaus geeignet halte. Nach dem Norden hin dehnt sich das Gebiet der Baschukolompo als große, sehr fruchtbare Ebene aus, die schon jetzt ohne Mühe Getreide, Bataten, Erdnüsse, auch Zuckerrohr in Menge hervorbringt. Die Einwohner sind dazu dem Handel sehr geneigt, doch kennen sie bis jetzt nur noch den mit weißem und — schwarzem Elfenbein.

Ueber die etwa 500 Fuß breite, felsig seichte Furth begleitete Semalembue seine Gäste selbst und war sehr erfreut und dankbar, als Livingstone ihm zum Abschied ein Hemd schenkte. Trotz des hügeligen und zum Theil felsigen Terrains, durch das der Weg hinführte, lag auch nicht das kleinste Fleckchen, das sich irgend zum Anbau eignete, brach. Zwischen den Feldern und Gärten aber hatte man viele Fanggruben für die Flußpferde angelegt, die, hier durch Schußwaffen noch nicht zu größerer Furcht vor Menschen gezwungen, mit der größten Sorglosigkeit die Reisenden nahe an sich vorbeiziehen ließen. Um das Fleisch in die Reisefüchse zu liefern, schoß Livingstone ein Weibchen und fand, daß es im Geschmacke dem Schweinefleiße durchaus ähnlich war. Während der Bereitung bestieg Livingstone die höchste Spitze der be-

nachbarten Hügel, die indeß, obwohl sie von seinen Gefährten ungeheuer hoch genannt wurde, doch kaum 900 Fuß über dem Flußspiegel aufstieg. Fünf Hügelfetten waren nach den verschiedenen Richtungen hin von Oben sichtbar und zwischen ihnen viele konische Hügel, mit Delomit oder schönem weißen Quarz und oft auch mit Hochwald auf dem Gipfel. Die Hügel fallen im Allgemeinen steil ab und haben viele kleine Regenbäche neben sich.

Drei Tage waren nöthig, um wieder an das Flußthal zu gelangen, und der Marsch selbst in dem unebenen Terrain war äußerst schwierig. Zwei Ochsen waren bald so erschöpft, daß sie geschlachtet werden mußten, außerdem wurden drei Elephanten erlegt. Prächtig war der Anblick von der letzten Hügelreihe in das offene Land. Durch eine waldige Ebene strömte der Kafue dem Zambesi zu, der weiter südlich von einer langen dunkeln Hügelfette seine mächtigen Wogen dem östlichen Meere zutrieb. Flockige Wolken schwebten über seinem Bette und als die Reisenden ihr Augenmerk auf die Einzelheiten des herrlichen Landschafts zu richten anfangen, entdeckten sie eine so außerordentliche Menge Wild, wie Livingstone sich nicht erinnerte, in irgend einem andern Theile Afrika's beisammen gesehen zu haben. Hunderte von Büffeln und Zebras gras'ten an den offenen Plätzen und majestätische Elephanten weideten zwischen ihnen, scheinbar steingehauene Kolosse, nur den Rüssel bewegend. Auch bei der Annäherung des Reisezuges zeigten sich die Thiere keineswegs scheu, sondern blickten nur mit erstaunten Augen auf sie hin als hätten sie keinerlei Gefahr zu fürchten. In paradiesischer Sicherheit fuhren die Elephanten fort, sich mit ihren großen Ohren zu fächeln oder unter den Bäumen stehend die Rüssel hoch in die Zweige zu strecken, um den frischen Bast abzuschälen oder die Früchte vorsichtig zu pflücken und sich in den Rachen zu werfen. Mitunter schüttelten sie nur den Zweig und lasen dann die Früchte mit derselben manierlichen Plumpheit vom Boden auf, wie wir es in den Menagerien zu sehen gewohnt sind. Aber nur einige Jagden mit Schießwaffen in diesem Garten Eden, so wird die Scene sich ändern und nie wieder auf Erden vorkommen. Roth'es Schwarzwild (*Potamochoerus*) wühlte ungestört fort und blickte nur flüchtig auf, als der Lärm der Reisenden ihnen vernehmlich wurde.

Livingstone war in dieser herrlichen Gegend bald wieder fast ganz

hergestellt und fühlte sich wohler, wie lange nicht mehr. Deshalb war es ihm auch nicht sehr unangenehm, als anhaltende Regengüsse den Weitermarsch unterbrachen. Wo sich der Tschiponga durch die Hügel dem Zambesithale zuwendet, wurde schnell ein Lager errichtet. Die Lastträger bauten Hütten aus Sträuchern, die sie mit Gras oben deckten, und „hatte ich,“ sagt Livingstone, „Gras und meinen Feldstuhl unter und meinen Regenschirm über mir, so blieb ich ganz schön trocken.“ Ein lustiges Feuer loderte empor und diente besonders zum Trocknen der Kleider und des Gepäcks. Dazu gebrauchte Livingstone die Vorsicht, besser zu essen als auf der Reise nach Loanda und buck sich stets in einem extemporirten Backofen gutes Brod aus den mitgenommenen Mehlvorräthen. Erst am 30. Dezember setzte man die Reise vom Tschiponga aus fort und fand unter dem Glimmer- und Thonschiefer große versteinerte Bäume, von denen einer, der 22 Zoll im Durchmesser hatte, in jedem Zoll 12 Lamellen zeigte. Die Lamellen waren durch eine Schicht reiner Kiesel Erde von einander getrennt und deßhalb leicht zu zählen. Nach Quekett's späteren Untersuchungen waren es versteinerte Coniferen, die man gefunden hatte.

Näher am Zambesi war das Hochwild so furchtlos und zudringlich, daß man mehrmals die Elephanten durch Lärm machen veranlassen mußte, den Reisenden in Güte aus dem Wege zu gehen. Eine Büffelherde wollte mit den Pack- und Reitochsen fraternisiren und betrug sich so ungebührlich, daß Livingstone einen der schönsten niederschloß, dessen Fleisch dem Rindfleisch durchaus ähnlich ist. Ein Elephantenweibchen mit drei Jungen von verschiedenem Alter brachte einmal den ganzen Zug in Unordnung. Auch Wasservögel waren sehr häufig, unser Reisender erlegte mit beiden Flintenläufen vier feiste Gänse.

Endlich lag in majestätischer Breite die schöne Wassersfläche des Zambesi vor den Augen der Reisenden frei da; das Wasser, trübe und dunkelbraunroth von Farbe, rauschte mit einer Stromgeschwindigkeit von $4\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde dahin und schloß zahlreiche Inseln ein, von denen Menye makaba, 2 Meilen lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit, von Menschen und einer wilden Büffelherde bewohnt ist, die nie an das nächste Ufer, das etwa 400 Fuß entfernt ist, überschwimmt. Der Kafue war etwa 8 Meilen früher schon in den Zambesi gestürzt, eine astronomische Bestimmung konnte des trüben Himmels wegen nicht

angestellt werden. Tag und Nacht stürzte der Regen, der an der Ostseite des Kontinents überhaupt sehr reichlich niederfällt, in Strömen nieder und zwang die Reisenden, auf Menye zu verweilen. Endlich wurde vermitteltst eines Nachens, den der Inselhäuptling Tomba Ngama freiwillig herlieh, der über 100 Fuß breite Nebenfluß Tschongwe überschritten und die Reise auf dem nördlichen Ufer fortgesetzt. Hügelreihen begleiten beiderseits die Flußufer, die nördlichen näher dem Strombette. Hier wohnen die Batonga, am südlichen Ufer die Banyai. Sekweba kannte das Land ganz genau und berichtete, daß in seiner Kinderzeit die Tsetse hier noch nicht regiert habe. Sie muß mit dem Hochwild eingezogen sein und macht jetzt die Viehzucht, wenn nicht ganz unmöglich, doch sehr beschwerlich. Die Vegetation war so üppig, daß man die Pfade des Wildes aufsuchen mußte, um nur vorankommen zu können. Auch diese waren nicht immer leicht zu finden, weshalb man in den Dörfern Führer mitnahm, die von den Vorstehern unentgeltlich gestellt wurden. Die Männer sind fleißige Landbauer, was sich sowohl an ihren wohlbestellten Gärten und Aekern, als auch an ihren schwieligen Bauernhänden erkennen ließ. Bezüglich der Hautfarbe kamen alle Abstufungen von Hellolivensfarbig bis Tiefschwarz vor. Die Weiber finden es hier schön, in der durchbohrten Oberlippe eine große Muschel zu tragen und sich das Aussehen einer Ente zu geben, eine abscheuliche Entstellung, gegen welche die Männer Einsprache erheben sollten.

In stets freundlicher Beziehung mit den Ortsvorstehern wurde die Reise fortgesetzt. Sie brachten ziemliche Portionen Mais, das „Korn des weißen Mannes“, herbei; als aber Livingstone einmal eine größere Quantität forderte, wurde von dem Vorsteher dagegen — ein Mann gefordert, die erste Spur des Sklavenhandels auf dieser Seite des Landes, sagt Livingstone. Man näherte sich wieder Grenzvölkern und sollte bei den östlichen zu derselben Ueberzeugung gelangen, wie vordem bei den westlichen, daß nämlich die Erfahrungen, welche die Eingebornen an leichtfertigen Weißen machen, auf ihr Benehmen und ihren Charakter nachtheilig einwirken.

Der Häuptling Selole, zu dem man kam, hatte nicht bloß seine eigenen Leute gegen die Ankömmlinge feindlich aufgestellt, sondern auch Boten an den Stamm Mburuma gesendet, um ihn aufzu-

heßen. „Er ist der wiederaufgestandene Siriatomba,“ hieß es in der Botschaft, „und hat bereits alle westlich gelegenen Dörfer durch seine Feuerwaffen zerstört. Das Dorf Mobala's liegt in Asche.“ Es war sofort eine bewaffnete Macht von Mburuma erschienen, zum Glück aber auch der Häuptling Mobala, der die Lügenhaftigkeit des Berichtes bewies und dazu beitrug, diesen auf die Reisenden beabsichtigten Schlag abzuwenden und die ganze Feindseligkeit in's Lächerliche zu ziehen. Als entfernten Anlaß zu der Furcht vor ihm ermittelte Livingstone dann Folgendes. Ein Italiener, Namens Simoens, genannt Siriatomba, — d. h. „Iß keinen Tabak!“ — hatte die Tochter des nördlich von Tete lebenden Häuptling Sekokole geheirathet und sich gegen den Willen seines schwarzen Schwiegervaters als Häuptling zu benehmen angefangen. An Ungerechtigkeit und Grausamkeit hatte er die eingebornen Machthaber sofort übertroffen und kurz vor Livingstone's Eintreffen mit zwanzig bewaffneten Sklaven einen großen Raubzug unternommen. Derselbe war aber im späteren Verlauf keineswegs günstig für ihn ausgefallen. Auf Rähnen war er bis zu der Insel Mena makaba vorgeedrungen, und hatte durch die Schußwaffen, mit denen sein Troß ausgerüstet war, zuerst die Insulaner überall besiegt und ihnen alles Elfenbein und viele Gefangenen abgenommen. Wäre ihm nicht Sekokole selbst entgegengetreten, so hätte er noch weiteres großes Unheil anrichten können. Dieser aber mißtraute ihm, rief alle befreundeten Stämme gegen ihn auf, und als er heimkehrte, zersprengte er seine Schaar und schlug ihn nieder, als er zu Fuß entfliehen wollte. So war Simoens nicht bloß für sich ein Opfer geworden, sondern hatte die Eingebornen auch mit Scheu und Haß gegen alle Weißen erfüllt. Die Gefangenen, die er gemacht hatte, umringten die Ankömmlinge und Sekweba erkannte sie als Matebele. Mburuma's Bruder, der erste mit einer Flinte bewaffnete Häuptling, erwies sich später gastlich gegen die neuen Gäste und entschuldigte die Furcht Selole's, indem er erzählte, der Italiener habe auch zuerst von Frieden gesprochen, dann aber alle Kinder geraubt, deren er habe habhaft werden können und sie gegen Elfenbein vertauscht.

Bei den Eingebornen war das Mißtrauen aber dauernd rege gemacht. Sie erschienen stets bewaffnet, so daß Livingstone das Gebot ausgehen lassen mußte, wer sein Lager betreten wolle, habe vorher

Pfeile, Bogen und Speere niederzulegen. Gefahr drohte auf dem Weitermarsche. Die Führer weigerten sich nämlich plötzlich weiterzugehen. „Hier unter diesen Bäumen sollt Ihr schlafen!“ sagten sie und wurden unwillig, als Livingstone doch ohne Führer weiterzog. Einer der Führer lief zurück, um Hülfe gegen die ungehorsamen Reisenden zu holen; dann wollte man die Gesellschaft trennen und einen Theil zu Wasser weiterschaffen; endlich machte man den Versuch, die Reisenden in einem Engpaß aufzuhalten, in dem sie vor Kurzem Babisa-Kaufleute mit englischen Waaren aus Mozambique überfallen und ausgeplündert hatten. Nur dem tactvollen und energischen Auftreten Livingstone's ist es zuzuschreiben, daß er allen Fährlichkeiten entging und sicher in Ma Mburuma's Dorf — Ma heißt Mutter, also Mburuma's Mutter — gelangte.

Die Lage dieses Dorfes, das zwischen hohen und steilen Felsen eingeschlossen ist, war ausgezeichnet schön, die Thalflächen waren mit Mais und Kaffernkorn bedeckt, das hier vorzüglich gedeiht. Männer und Weiber treiben den Ackerbau gemeinschaftlich und sind vermöge ihres kräftigen Körperbau's zu solcher Arbeit wohlgeeignet. Leider regiert die Djetse in dieser Region, so daß Viehzucht unmöglich ist und auch Livingstone eilen mußte, sein Vieh durchzuschaffen, ehe es dieser heillosen Landplage Afrika's zur Beute wurde.

Ma Mburuma ließ mit großer Freudigkeit die nöthigen Rähne her, um den Longwa zu überschreiten, der sich nicht weit von ihrem Dorfe, aus Nordwesten kommend, in den Zambezi ergießt. Ihre Unterthanen und so auch die von ihr mitgegebenen Führer benahmen sich aber so verdächtig, daß Livingstone jeden Augenblick und besonders während der Ueberfahrt, die wider Abrede nur mittelst eines Rahnes bewerkstelligt wurde, überfallen zu werden fürchtete. „Sie haben Worte des Friedens, sehr schöne Worte“, riefen die Führer, die von uns nicht verstanden zu werden glaubten, ihren Landsleuten zu, „aber das sind Alles Lügen, denn die Bazunga sind große Lügner!“ Da sammelte sich ein lästiges, feindseliges Gefolge hinter ihnen, dem Sekwebu, der jedes Wort verstand, aber klar machte, die Reisenden seien keine Bazunga, sondern friedliche Mafoa, d. h. Engländer. Der Frieden wurde nicht gestört und man schied sogar unter Freundschaftsversicherungen, als Livingstone sich zu einigen Geschenken verstanden hatte.

Obgleich andern Morgens aufgebrochen und die Reise am Fuße der Mazanzwe-Bergkette fortgesetzt wurde, nahm Livingstone die Lagerstelle nahe am Zusammenfluß des Zambesi und Longwa näher in Augenschein und war überrascht, den Fluß über eine halbe Meile breit zu finden. Es war freilich gerade hoher Wasserstand. Was ihn aber noch mehr überraschte, waren die unverkennbaren Ruinen einer steinernen Stadt, die hier gestanden hatte. Das Mauerwerk von acht bis zehn Steinhäuser zog sich auf der halben Höhe des Berges längs des Flusses hin, jedes Haus in der Mitte eines von einer Mauer umgebenen Hofes. Balken und Dachwerk waren heruntergefallen, aber noch unverwittert. Feigenbäume waren aber bereits auf den Mauerkronen gewachsen und im Innern der Häuser sah man bereits Bäume von Mannsdicke. Auf einer Anhöhe des gegenüberliegenden südlichen Zambesiufer wurden die Trümmer einer starken Mauer sichtbar, die wahrscheinlich zu einem Fort gehört hatte. Auch Reste einer Kirche fanden sich in der Mitte eines vom rechten Ufer des Longwa und vom linken des Zambesi eingeschlossenen Raumes, doch trug keiner der Steine irgend eine Inschrift, die auf den Namen der Stadt hingewiesen hätte. Endlich entdeckte Livingstone auch eine zerbrochene Kirchenglocke mit einem Kreuze und dem Symbol der Jesuiten darauf: I. H. S. (Jesus.)

Niemand konnte Auskunft geben, wie die Bazunga diese Stadt genannt hatten, doch blieb es Livingstone nun nicht mehr zweifelhaft, daß hier die portugiesische Stadt Zumbo gestanden haben müsse. Die Kirche lag, ihrer Bestimmung gemäß, unter $15^{\circ} 37' 22''$ südlicher Breite und $30^{\circ} 32'$ östlicher Länge.

Die Lage der Stadt war für einen Handelsort ganz vorzüglich gewählt. Rückwärts erheben sich hohe, dunkle, mit Bäumen bewachsene Berge, die in den schönen Mozanzwe-Zug ausgehen und sich am linken Longwa-Ufer weit gegen Norden hin fortsetzen, im Südosten dehnt sich fruchtbares Flachland aus, mit dem kleinen, runden Hügel Tofulo in der Ferne. Von den Veranda's der jetzt in Trümmer liegenden Landhäuser genoß man den prächtigen Anblick der beiden großen Flüsse in ihrem Vereinigungspunkte, im Winkel jenseits des Longwa liegen die Kirche und nach allen Seiten hin die herrlichen Gärten, die hier ohne künstliche Bewässerung den herrlichsten Weizen hervorbrachten. Wasser-

straßen öffneten auf dem Zambezi den Südosten und Südwesten, auf dem Kafue den Westen, auf dem Longwa den Norden. In letzterer Richtung nach Cazembe hin wurden die hauptsächlichsten Expeditionen der Portugiesen ausgeführt, um Elfenbein zu erhandeln, doch wurden nachhaltige Erfolge dadurch vereitelt, daß die Handelsleute portugiesische Offiziere waren, die den Handel von Privatunternehmern in selbstsüchtiger Absicht beschränkten und sich selbst von ihren Stationen nur wenig entfernen durften.

Lacerda, der Commandant von Tete, betheiligte sich an einer solchen Expedition nach Cazembe, starb aber daselbst und ein ihn begleitender Jesuit, der seine Papiere gerettet hatte, starb ebenfalls bald nach seiner Rückkehr, ohne daß die Aufzeichnungen Beider veröffentlicht worden wären. Lacerda soll den Plan gehabt haben, den Landweg nach Angola behufs schnellerer Verbindung mit Portugal herzustellen; später sind keine dahinzielenden Versuche wiedergemacht, da inzwischen die Ueberlandspost eingerichtet ist und Briefe von Tete und Kilimane schneller durch das rothe Meer über die Landenge von Suez nach Vissabon gelangen.

Auch Pereira ist bis Cazembe vorgedrungen, hat aber einen Bericht veröffentlicht, der von Fehlern wimmelt, die unzweifelhaft geflüchtliche sind. Cazembe ist keineswegs Kaiser, sondern ein wie Schinte und Katema abhängiger Häuptling, der nach Matiamvo hin Tribut zahlt. Auch kommen Menschenopfer nicht in der von ihm angegebenen Ausdehnung vor. Eine Handelsverbindung herzustellen gelang ihm nicht, denn da die Portugiesen freien Handel in Tete untersagten, so verboten ihn auch die Schwarzen in Cazembe; sie gaben den Gästen nicht einmal Lebensmittel, so daß diese halbverhungert zurückkehrten und nun behaupteten, Cazembe sei ein — Esel.

Um die Mitte des Januar reiste Livingstone weiter, doch kostete der Marsch über die Berge und der Stich der Tsetse zwei Reitochsen. Auf dem dritten sorgenvoll sitzend und durch das Gebüsch hinreitend, umgeben von den Lastträgern, erscholl plötzlich dumpfes Gebrüll aus der Nähe und ebenso schnell brachen auch drei wüthende Büffel in die Reihe der langsam Ziehenden. Der Reitochse Livingstone's sprang behende zur Seite und rettete seinen Herrn aus offener Lebensgefahr; als dieser dann aber umsaß, bemerkte er, wie einer der wüthenden



LIVINGSTONE.

Büffel eben einen der Lastträger auf die Hörner nahm, gegen 40 Fuß so fort schleppte und dann hoch in die Luft schleuderte, daß zu fürchten stand, er werde Arm und Beine brechen. Als die Büffel erschienen, hatte derselbe kluger Weise seine Last abgeworfen, um behender zu sein, dann aber sehr unkluger Weise mit seinem Speere den Büffel verwundet. Er kam mit dem bloßen Schrecken davon, nicht einmal seine Haut war verletzt und nach einer tüchtigen Einreibung war er bald wieder ein so muthiger und gewandter Jäger als vorher.

Als der Zug am 17. Januar die Insel Schibanga passirte, kam von der Insel ein schwarzer Händler herangerudert und berichtete mancherlei Wichtiges, aber keineswegs Erfreuliches. Zunächst, daß die Portugiesen seit zwei Jahren mit den Stämmen, zu denen man auf der Nordseite des Flusses zunächst kommen mußte, in offener Fehde lebten, dann, daß Tete, die Hauptstation der Portugiesen und der nächste Zielpunkt der Reise, südlich vom Zambesi läge, Mpende, der nächste Häuptling, werde einen Weißen schwerlich passiren lassen, wie er es auch nicht gestatte, denselben auf die andere Flußseite überzusetzen. Das Alles klang ungünstig genug, doch ließ Livingstone sich keineswegs einschüchtern und noch weniger sein Gefolge, das aus über Hundert streitbaren Männern bestand und der zu erwartenden Beute halber sogar den Kampf mit Mpende's Stamm sehnlichst herbeiwünschte. Livingstone zog aber grundsätzlich, um die Straße dem friedlichen Verkehr zu öffnen und dem englischen Namen einen guten Klang und Vertrauen zu sichern, jedes andere Mittel dem Zwange vor und befreundete sich lieber mit den Häuptlingen, selbst wenn es Geld, Zeit und große Opfer an Selbstverläugnung kostete. Er erreichte es dadurch, daß die Unterhäuptlinge Zungo und Pangola ihn auf das Freundlichste empfingen und mit seinem Gefolge bewirtheten, kein kleiner Dienst, wenn man erwägt, daß über 114 Fußwanderer guten Appetit mitzubringen pflegen. Uebrigens hatten diese Leute einen vorzüglichen Humor und verdienten sich in den meisten Dörfern ihren Unterhalt durch — Tanzen. Wohl oder übel, Livingstone mußte ihre tollen Sprünge, über die besonders die schwarzen Damen eine ungeheuchelte Freude ausdrückten, gestatten und mußte sich dabei oft genug vorkommen, wie der Direktor einer Schauspieler- und Musikantenbande. Sekwebu sagte oft, er habe sehr in Piquanti behauptet, die Leute hier hätten ein

Herz, was denn Alle freudig zugaben, indem sie darauf hinwiesen, es sei auch noch keiner von ihnen mager geworden.

Gar zu gern hätte Livingstone auf der Südseite des Zambezi die Reise fortgesetzt, doch wagte Keiner den Zorn Mpende's zu erregen und Rähne für einen solchen Zweck herzuliehen. So wanderte man denn auf jede Gefahr hin dem Dorfe Mpende's entgegen, zwischen großen schönen Hügeln von Kegelform hin, und schlug das Lager nahe bei dem Dorfe auf. Sofort traten Boten zu den mitgebrachten Führern und geboten ihnen umzukehren, von den Reisenden selbst wurde am ersten Tage keine Notiz genommen. Erst andern Morgens — es war am 23. Januar — kamen Mpende's Leute in augenscheinlich feindseliger Weise vor das Lager und begannen allerlei tolle Gaukeleien, die Zauber und Wunder wirken sollten, aber gänzlich erfolglos blieben. Ruhig wartete Livingstone ab, was kommen würde, und sah von Morgen bis zum Abend zahlreiche Schaaren Bewaffneter aufziehen und nach einiger Zeit durch andere ersetzt werden. Gegen Abend gingen seine Batoka in das Dorf, um Lebensmittel zu erbitten, wurden aber angebrüllt wie von Löwen, mußten dem Häuptling huldigen und erhielten dann — Spreu zugeworfen.

Alles bewies die feindliche Absicht, der Moment war kritisch und wurde es stündlich mehr, doch wuchs auch die Kampflust von Livingstone's Leuten in gleichem Grade. Sie legten sich Abends zum Schlafen nieder, mit den Speeren in der Hand, und wünschten Nichts, als zum Kampfe erweckt zu werden. „Du hast uns Elephanten angreifen sehen, jetzt sollst Du uns mit Menschen kämpfen sehen,“ sagten sie, „wir werden siegen und Korn und Kleider in Menge bekommen!“ Livingstone war überzeugt, daß, wenn Mpende angegriffen hätte, er den Mißgriff schwer würde haben büßen müssen.

Aber es kam anders. Als am nächsten Morgen der ganze Stamm das Lager umzingelte, gelang es Livingstone mit einigen Spionen ein Gespräch anzufangen und bald wurde beiderseitig mit Freude ermittelt, daß zu Feindseligkeiten kein Anlaß sei, da die Ankömmlinge nicht Mozunga (Portugiesen) seien, sondern zu dem Stamme gehörten, „der die Schwarzen lieb hat“, zu den Engländern. Ein gewisser Sinbese Dalea führte die Vermittelung und fragte: „Wenn Du der Mann bist, der so viele Stämme in Frieden besucht hat, weshalb sollte

Mpende Dir den Durchzug verweigern?“ Sofort sandte Livingstone seinen braven Sekwebu an den Häuptling, um zu bekräftigen, daß der Weiße zu dem „befreundeten weißen Stamme“ gehöre, zugleich um wegen eines Rahnes zu verhandeln, in dem Livingstone einige Kranke zu transportiren wünschte. Auch diese Bitte trug dazu bei, das Vertrauen Mpende's zu befestigen und bald beklagte Mpende es selbst, so spät erfahren zu haben, daß es Freunde seien, die ihm ihren Besuch abstatteten. Sein Zauberer sei an dem Mißverständniß Schuld und habe ihn gewarnt, mit den Fremden zu verkehren.

Glücklich, nicht bloß, ohne Kampf einer unlängbaren Gefahr zu entgehen, sondern, wie sich deutlich zeigte, seinen und den englischen Namen überhaupt und trotz alles Abscheus vor den Portugiesen, bei den Schwarzen so wohlangeschrieben zu finden, knüpfte Livingstone mit Mpende ein sogar freundliches Verhältniß an und wurde von ihm auf das Herzlichste behandelt, als er am 28. Januar aufbrach. Der Zambesi war an der Stelle, wo Mpende selbst den Uebergang leitete, an 2400 Fuß breit und 1600 Fuß waren so tief und reißend, daß ein Tag verloren ging, ehe der ganze Zug überseht war. Der Fluß hatte seinen höchsten Wasserstand gehabt und fiel über Nacht noch um zwei Fuß, sein Wasser war noch sehr schlammig, doch nicht mehr von der rothen Färbung, wie weiter oberhalb.

Die Einwohner nördlich vom linken Zambesiufer sind die Basenga, ihr Land heißt schlechthin Senga und ist reich an Eisenerzen, das fleißig gebaut und mit verhältnißmäßig großer Geschicklichkeit verarbeitet wird. Jenseits Senga zieht sich die Maschinga-Bergkette hin, über die hinaus in grasreichen, oft sumpfigen Ebenen die Maravi wohnen. Leider stehen alle diese Stämme zu den Portugiesen in feindlichem Verhältniß; aber ihr Land ist entschieden fruchtbarer, als das auf der Südseite des Zambesi, das Livingstone nunmehr betreten hatte und in dem der unselige Sklavenhandel bereits wieder in großem Umfange betrieben wird.

Am 1. Februar wurde der Zingesi überschritten, der bei hohem Wasserstande bis 140 Fuß breit und ziemlich tief ist, in der Zeit des Wassermangels aber versandet und dann als „unterirdischer Fluß“ bezeichnet wird. Diese Benennung rührt daher, daß nur in den tieferen Sandschichten das feuchte Element bestehen bleibt und sich

langsam vorschiebt. Beim Graben trifft man das Wasser meistens sehr bald an, oft liegt es so hoch, daß es sich in den Fußspuren sammelt. Zu gewissen Zeiten ist der Sand so reich von Wasser durchtränkt, daß man beim Versuch, das Bett zu durchschreiten, tief einsinkt. Dieser Flußsand hat hin und wieder hinreichenden Salzgehalt, um die Darstellung des Salzes zu lohnen. Der Tschowe, nahe bei dem Dorfe Mosusa, war besonders reich an dieser unschätzbaren Substanz, das im Barotse- und Balonda-Lande gänzlich zu fehlen scheint.

Der Weg führte an vielen Dörfern mit ausgedehnten Gartenanlagen vorüber. Korn, Mais, Hirse, Erdnüsse, Kürbisse und Gurken gedeihen in Menge und von vorzüglicher Güte, doch ist die Gegend durch reißende Thiere, besonders die gefleckte Hyäne, so unsicher, daß die Hütten in den Gärten auf Gerüsten erbaut werden. Diese Hyäne ist ebenso bössartig als feig, sie schleicht sich am Liebsten an Schlafende und beißt sie in's Angesicht. So hatte der Häuptling von Mozinkwa durch Hyänenbiß die Oberlippe verloren.

Anhaltendes Regenwetter erschwerte die Reise in hohem Grade, besonders weil es kaum möglich war, die Fuhrten in den überschwemmten Nebenflüssen zu finden. Livingstone verließ deßhalb den Zambesi gänzlich und kam, indem er den Pinkwe-Bergen gegenüber sich südöstlich wendete, in ein Land voller Mopane-Bäume. Auch fanden sich hier viele versteinerte Bäume, bald auf der Erde zerstreut liegend, bald abgebrochen und in Trümmern noch aufrechtstehend. In geologischer Hinsicht war es ihm interessant, weichen grauen Sandstein, Basaltgänge und am Rake endlich Kohlenschichte zu finden. Die Gegend heißt die Tschicowa-Ebene, sie ist besonders ihrer Wasserfülle wegen fruchtbar, eignet sich vorzüglich zum Korn, soll reich an Silber sein, das früher auch gegraben ist, und dürfte seiner Steinkohlen halber in Zukunft die Heimath industrieller Thätigkeit werden. Die Einwohner nennen sich Bambiri und gehören zu der Nation der Banyai. Am Rake ist das Land hügelig, die Thäler sind voll Wald, der aber in der Nachbarschaft der Dörfer gerodet und in vorzügliches Gartenland umgeschaffen ist, der Rake war gegen 120 Fuß breit, gehört aber die größte Zeit des Jahres hindurch zu den „unterirdischen“ Flüssen.

Am 13. Februar gelangte der Zug in das Gebiet des Häuptlings Nzampongo, der sich friedlich und freundlich erwies und mittheilte, daß er von Silberminen nichts wisse, daß aber der Sand des Mazoe und Luia viel Gold enthalte, daß auch von den Eingebornen gewaschen werde. Auch hier macht die Tsetse Viehzucht unmöglich.

Nachdem man sich auch folgenden Tages noch mühselig genug durch das verschlungene Gebüsch an den Ufern der zahlreichen kleinen Flüsse hindurchgearbeitet hatte, gelangten die Reisenden in das Mopane-Land, wo sie ihren Marsch mit größerer Bequemlichkeit fortsetzen konnten. Ein Elephant wurde erlegt und verschaffte einmal wieder Fleischkost, nachdem Mais und Korn lange Zeit die einzige Nahrung gewesen war. Doch galten in dieser Gegend bereits Wildgesetze und es war eine allgemein beachtete Vorschrift, der sich auch Livingstone gern unterwarf, von dem erlegten Wilde den Besitzern des Grund und Bodens ein bestimmtes Stück abzugeben. Insecten der verschiedensten Art, bunte, vorzüglich aber einfarbige Vögel kamen in Menge vor, der Honigfucker verrieth den Wanderern wiederholt große Honigvorräthe, auch Wachs wurde gesammelt, da es aber von schlechter Farbe war, so ließ es sich einstweilen als Handelsartikel nicht verwenden. Löwen und Hyänen sind zum Erstaunen häufig, obgleich die Grenze der Civilisation bereits nahe war. Als Ursache erfuhr Livingstone, daß die Eingebornen dieselbe nicht erlegen möchten, weil sie glaubten, die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge führen in diese Thiere. Sie begrüßen dieselben deshalb, wenn sie ihrer ansichtig werden, mit Händeklatschen, wie sie ihre Häuptlinge begrüßen. Auch meinen sie, daß ein Häuptling sich in einen Löwen verwandeln könne, um seine Feinde zu tödten, und dann wieder menschliche Gestalt annehme.

Die Ueberschreitung der Bäche Kapopo und Ue war nicht ohne Schwierigkeit, da sie hoch angeschwellt waren, doch entführen die Kinnale in diesem Landstrich das Wasser auch um so schneller, denn obgleich die Regenzeit noch nicht ganz vorüber war, so begannen die großen Tümpel, an denen man vorbeireiste, doch bereits wieder auszutrocknen. Der Boden dieser Tümpel bewuchs sofort mit sehr stark riechenden Kryptogamen, die Luft war heiß, Alles sah sehr ungesund aus, doch blieben die Reisenden von Fiebern glücklich verschont. Die Gegend war reich an wilden Schweinen und wilden Trauben, die von

den Eingebornen gern gegessen werden und vielleicht ein Hinweis sind, daß auch die edle Traube hier gedeihen würde.

Am 20. Februar wurde das Dorf Monina's erreicht, der sich freundlich bezeugte, obgleich die Reisenden keine Geschenke für ihn hatten. Weniger gastlich waren seine Unterthanen, die durch kriegerische Tänze und ähnliche Demonstrationen ihre Gäste erschreckten und zur Auspackung ihrer Schätze zwingen wollten. Einige hatten Flinten, die sie bis tief in die Nacht losfeuerten, Livingstone beschwor aber sein Gefolge, sich ruhig zu verhalten und sich, wenn auch mit dem Speere in der Hand, zum Schlafe niederzulegen. So ging die Nacht ohne Gefahr vorüber, nur ergab sich andern Morgens, daß ein gewisser Monanin verschwunden war. Er wurde lange vergebens gesucht, daß er als Slave geraubt, war nicht anzunehmen; auch erklärte Monina: „Wir fangen nie Menschen weg, dies ist nicht Sitte bei uns, wir halten es für Sünde.“ Der arme Mann, der einige Wochen vorher an Rippenfellentzündung und neuerdings viel an Kopfweh gelitten hatte, war wahrscheinlich Nachts in halbem Irzinn hinausgegangen und die Beute eines Löwen geworden. Livingstone bedauerte seinen Verlust sehr, denn er war ein gesprächiger, verständiger und artiger Mann. Drei Tage wurde er vergeblich weithinher gesucht, dann mußte man darauf verzichten, je wieder von ihm zu hören, und reiste weiter.

In dem sandigen Bette des jetzt ausgetrockneten Flusses Tengwe wurde die Reise fortgesetzt, ein ermüdender und gefährlicher Marsch, denn Löwen, schwarze Rhinocerosse, Büffel und Zebra's zeigten sich sehr häufig. Doch gelangte man ohne Fährlichkeit zu dem Häuptling Nyakoba, der Boten bis Tete mitgab. Der Weg wurde aber durch die Wälder gesucht, um weitere Häuptlingsdörfer zu vermeiden, vor deren unverschämten Forderungen Livingstone Grund genug hatte, besorgt zu sein. Nur zwei kleine Elephantenzähne wurden in dem Gebiete des mächtigen Monomotapa's geopfert, um das Durchgangsrecht zu erkaufen. Die Lebensmittel waren längst verzehrt. Mit Wurzeln und wildem Honig suchte man sich vor den wüthenden Hungerqualen zu schützen, aber Livingstone wurde doch von den Strapazen und Entbehrungen der Reise so angegriffen, daß er nach einem Marsche durch rauhes, steinigtes Land ohne jeden Weg am 2. März liegen

blieb. Er fühlte sich außer Stande, die letzte Strecke von 8 Meilen bis Tete noch zu bestehen. Die Briefe, die er von Angola an den Commandanten und andere höhere Beamte erhalten hatte, sandte er aber durch Boten nach Tete und legte sich geduldig nieder, um den Erfolg der Briefe abzuwarten.

Er war vollständig erschöpft, nur die Nähe der Civilisationsgrenze hielt seinen Muth aufrecht. Und er hatte sich nicht getäuscht, Schon um 2 Uhr am Morgen des 3. März kam eine Compagnie Soldaten mit zwei Offizieren von Tete, wie seine Leute angstvoll meinten, um sie als Gefangene fortzuführen. Aber sie waren Wohlthäter und Lebensretter der edelsten Art. Sie hatten Alles zu einem europäischen Frühstück Erforderliche mitgebracht und erquickten unsern Reisenden nicht bloß durch Speise und Trank und freundliche Worte, sondern auch durch die Botschaft, daß — Sebastopol gefallen und der orientalische Krieg beendet sei.

Wir verlassen hier einstweilen den mackeren Livingstone, um über die Versuche und Erfolge anderer Reisenden im südlichen Afrika zu berichten und Livingstone wieder zu begleiten, sobald er von der Expedition, mit der er augenblicklich beschäftigt ist, zurückgekehrt sein wird. Obgleich einzelne portugiesische Herren sich wohlwollend gegen ihn und seine Gesellschaft erwiesen, so ist er doch keineswegs von den Grundsätzen und Maßregeln irgend erbaut, welche die portugiesische Regierung in ihrer ostafrikaniſchen Besizung in Anwendung kommen läßt. Denn nicht bloß die Besizung selbst ist im höchsten Grade verwahrloſt und deßhalb durchaus ohne Ertrag und Nutzen für das Mutterland, der verderbliche Einfluß des Sklavenhandels, den Portugal in's Leben gerufen hat und von dem es am längsten zögert, wieder abzusteigen, ist es vorzüglich, was Livingstone mit Entrüstung erfüllt. Dieser Einfluß erstreckt sich bis tief in das Innere hinein und hat im Laufe vieler Jahre so entſittlichend gewirkt, daß es großer Anstrengungen Seitens der wirklichen Culturstaaten bedarf, um ihn wieder auszurotten. Portugal ist dazu, wenn es sich auch mit dem guten Willen brüstet, nicht im Stande und doch ist der größte Theil des Volta, welches die Zamberi-Länder erschließt, in seinen Händen. Wenn freilich die Hauptwasserstraße, zur Zeit der Kongone, dem Handel und der Wissenschaft vorenthalten werden, um ungestört den Sklavenhänd-

lern und nur ihnen nützen zu können, wenn gesetzmäßiger Waarenhandel nach dem Inneren, wie es dem Engländer Suintey begegnete, gewaltsam unterdrückt wird, wenn die europäischen Regierungen durch die Minister in Virroban absichtlich getäuscht werden, dann leuchtet es wohl Jedermann ein, daß für Ost-Afrika und seine Wege in das Innere nicht eher Heil zu erwarten ist, als bis gemischte Commissionen dort walten und herrschen.

Livingstone versprach seinen Makololo-Freunden, sobald es thunlich sei, von England zu ihnen und dann in ihre Heimath zurückzukehren, nur den sehr verständigen Sekwebu wollte er mit sich nach England nehmen. Aber die tausend neuen Eindrücke, die auf denselben einwirkten, machten den braven Schwarzen wahnsinnig. Er stürzte sich bei Mauritius in den Ocean und war nicht zu retten.

Livingstone selbst traf am 12. December 1856 wieder in Alt-England ein.

Behnter Abschnitt.

Wahlberg's Reisen im Gebiete des Ngami-See's und sein Tod. († 1856.)

Wenn den Jagd- und Forschungsreisen des schwedischen Professors J. A. Wahlberg auch frühzeitig dadurch ein Ziel gesetzt wurde, daß ihm bestimmt war, von einem Elephanten zerstampft zu werden, als er eben eine größere Reise in das südliche Central-Afrika angetreten hatte, so genügen wir doch nur unserer Pflicht als Geschichtschreiber dieses Welttheiles, dessen Erforschung so zahlreiche Opfer forderte, wenn wir Wahlberg ein besonderes Kapitel widmen und unsere Leser um innige Theilnahme auch für diesen afrikanischen Helden bitten. Denn bei ihm war auf das Glücklichsie vereinigt, was so selten vereinigt gefunden wird, höchste wissenschaftliche Ausbildung, Kasklosigkeit, sein selbstgestecktes Ziel zu erreichen, körperliche Uebung

und Gewandtheit und eine Unerschrockenheit, die an Berwegenheit grenzte. Als sein Freund Cartog ihn einst zur Vorsicht auf seiner abenteuerlichen Laufbahn vermahnte, bemerkte er lächelnd: „I can not help it“ (ich kann es nicht ändern), und so starb auch er den Tod wie Mungo Park, Richard Vander, Eduard Vogel und so vielen Andern, gleichsam als ob unsere Kenntniß Afrika's nur durch gewaltsam fragmentarisch gebliebene Arbeiten seiner Erforscher gebildet werden und als ob ihrer meisten Tod den Beweis liefern sollte, daß man vollends für wissenschaftliche Ideen nicht bloß leben, sondern auch sterben können müsse.

Geboren wurde Johann August Wahlberg in Vagttarebäck bei Gothenburg am 9. October 1810 und sorgfältig für Naturwissenschaften ausgebildet. Zuerst als Lehrer am Forst-Institut zu Stockholm, dann als Ingenieur angestellt, blieb doch stets sein Streben darauf gerichtet, als selbständiger Forscher aufzutreten und sich demgemäß in jeder Hinsicht vorzubereiten. Zum festen Entschluß reiste sein Plan, als er das 27. Lebensjahr erreicht hatte. Theils durch eigene Mittel, theils durch die Munificenz der Akademie der Wissenschaften, die ihm 1600 Thlr. Bco. zur Verfügung stellte, ausgerüstet, begab er sich im Februar 1839 nach der Kapstadt. Von Port Natal aus machte er dann zunächst drei größere Reisen, 1841 über die Drachenberge und den Baalfluß bis an den Krokodil-Fluß, 1842 nach dem Amasula-Lande und 1843 über den Baalfluß bis zum Vimpompo, den er abwärts bis zum südlichen Wendekreise verfolgte. Von diesen Excursionen brachte er 533 Scelette und Häute von Säugethieren zurück, darunter ein an den Quellen des Vimpompo präparirtes Elephantenscelett, vier Nashörner, zwei Löwen, eine Giraffe, dann 2517 Vögel, 480 Amphibien, 5000 Insecten, ferner ein reichhaltiges Herbarium und sorgfältig gearbeitete Karten aller durchwanderten Gegenden.

Seine letzte große Reise, die ihn vom westlichen Süd-Afrika bis an den Ngami-See führen sollte, aber durch seinen Tod unterbrochen wurde, trat er im Jahre 1854 an. Schon im April landete er in der Walfisch-Bai, von wo aus er zunächst die Gegenden wieder aufsuchte, die wir schon aus den Berichten Galtorn's und Anderson's kennen gelernt haben, Eitkam, Scheppmannsdorf u. s. w. Auch mit

Sonker Africaner, dem mächtigen Häuptlinge der Namaqua, traf er zusammen. Ehe wir ihn indeß auf diese seine Todesreise begleiten, über die bisher leider nur erst spärliche Bruchstücke veröffentlicht worden sind, erlauben wir uns, aus seinen älteren Tagebüchern, die Prof. G. v. Dübén herausgegeben hat, einige interessante Berichte mitzutheilen.

Am 21. December 1839 schreibt er aus Port Natal: Neulich erhielt ich meine erste Warnung, bei der Jagd auf die größeren Thiere besonders vorsichtig zu sein. Ich war in der Gesellschaft eines holländischen Ansiedlers auf einer Jagdfahrt an dem gewaltigen Tugela-Flusse, drei Tagereisen nördlich von Port-Natal. Der Fluß wimmelte von Flußpferden, zwanzig bis dreißig zeigten sich auf einmal; doch waren sie so schlau, daß sie nur die äußerste Nasenspitze emporstreckten, um Luft zu schöpfen. Wir bombardirten sie vergeblich aus einem kleinen flachen Boote. Hierauf erlegten wir zwei Büffel, von denen ich mit vieler Mühe dem einen die Haut abzog. Während ich mit der Büffelhaut beschäftigt war, wurde der Holländer, welcher der Blutspur eines verwundeten Büffels folgte, von diesem angegriffen und hoch in die Luft geschleudert, wobei er eine tiefe Wunde im Rücken erhielt. Ich verband ihn, so gut ich konnte und brachte ihn sogleich nach Hause, doch starb er nach zehn Tagen trotz der herbeigerufenen ärztlichen Hülfe.

Auf einer Excursion an dem Umkama-Fluß, im Süden von Port-Natal, hatte ich das Glück, zwei Büffel und einen Hippopotamus zu Gesicht zu bekommen und zu verwunden, aber leider entkamen sie alle. Damals sah ich auch einen Trupp von zehn Elephanten, ein höchst respectables Thier, welches hier für das gefährlichste von allen gilt. Auch Livingstone hält den Elephanten für den König der afrikanischen Thiere und schildert seine Jagd als bei weitem gefährlicher als die des Löwen. Ein alter männlicher Elephant mit langen Zähnen, erhobenem Rüssel und klappernden Ohren stand an der Spitze. — In dem Umzinto-Flusse, aber weiter südlich, schoß ich ein kleines Krokodil, doch konnte ich es nicht erhalten, weil viele andere hier und da ihre Häupter erhoben und so gefürchtet waren, daß Niemand es wagen wollte, in den Fluß hinaus zu schwimmen. Als ich an dem Ufer des Flusses eine kleine Art des Schneumon verfolgte, der mir

entkam, hätte ich beinahe auf einen ansehnlichen Python getreten, welcher ganz still lag und sich sonnte. Ich trat leise ein paar Schritte zurück und gab ihm einen ansehnlichen Hagelschwarm. Jetzt suchte er in den Fluß zu entkommen und war schon halb im Wasser. Da gab es denn kein anderes Mittel, als ihn am Schwanz zu ergreifen und auf diese Art ans Land zu ziehen. Nur einmal suchte er sich zu vertheidigen, übrigens nur zu entkommen. Er war fünfzehn Fuß lang. Auch habe ich in der Gesellschaft des Dr. Kraus und eines dritten Mannes fünf Stück von derselben Schlangenart in der Nähe von Port-Natal aufgegraben. Wir hatten ein schweres Tagewerk, aber Lohn für unsere Mühe. Sie hielten sich in einem alten *Drycteropus*-Neste auf, und als wir auf den Boden desselben hinabkamen, fanden wir sie aufeinander liegen. Sie wurden mittelst eines Tauendes herausgezogen, vier derselben erschlagen und eine lebendig in einem Sack nach Hause gebracht. Zwei, von zwölf und neun Fuß Länge, kommen auf meinen Antheil. Die Art ist von sehr unschuldiger Natur.

Der Flußfische sind sehr wenige, weil die Flüsse in der trockenen Jahreszeit fast ganz austrocknen. Krabben gibt es hier in ansehnlicher Menge und ich habe schon beinahe dreißig Arten gesammelt. Meerschnecken 45 bis 50 Arten. Die Insecten sind ziemlich zahlreich, von Pflanzen gibt es aber eine unendliche Variation, doch finde ich keine Zeit, mich damit zu beschäftigen.

Ueber eine, wie er glaubt, neue Affenart berichtet er am 31. Mai 1841. Seit meinem letzten Briefe, sagt er, habe ich das Glück gehabt, eine aus sechs Stücken bestehende Familie einer von mir supponirten neuen Affenart zu erlegen, für die ich den Namen Samango vorschlage. Diese Affenart (*Cercopithecus*) kommt gewöhnlich familienweise in den tiefsten Wäldern vor, und gelingt es, den Bäumen, in welchen sie sich befinden, nahe zu kommen, so kann man eine ganze Menge, einen nach dem andern, erlegen, denn da sitzen sie unbeweglich still in der dichtesten Laube und es glückt ihnen dadurch auch wohl zu entkommen. Meistens wird man aber schon in der Ferne entdeckt und da flieht dann der ganze Haufe und verschwindet bald aus dem Gesichte. Ich schlich leise auf einer frischen Elefantenspur dahin und überraschte so die erwähnte Familie. Der Balg ist einer

der geschätztesten bei dem Amazulu-Stamme und bildet den vornehmsten Schmuck der Häuptlinge.

Mit derselben Freude berichtet Wahlberg am 5. October 1841 über eine seiner Vermuthung nach neue Fledermausart (*Pteropus*). Sie hat oben vier und unten fünf Backenzähne. Man hatte mir mehrere Male Flügelstücke und Beine von diesen Thieren gegeben, die eine Kaze gefangen hatte, und ich beschloß nun zu erforschen, wo ich diese Beute ertappen könnte. Ich begab mich daher eines Abends hinaus in ein Waldthal, in dem ich die Kaze oft bemerkt hatte. Nach langem Warten hörte und sah ich die Thiere im Mondschein in ihrem schnellen und flatternden Fluge und bemerkte bald, daß sie nur hierher kamen, um aus einer Quelle in der Nachbarschaft zu trinken. Sie schlugen dabei herab und fuhren so dicht an der Wasserfläche vorbei, daß das Wasser rund um sie herspritzte, ungefähr so, wie wenn die Schwalben sich baden. Anfangs schoß ich mehrmals fehl, nach und nach aber glückte es mir, mehrere zu erlegen, besonders nachdem ich auf den Einfall gekommen war, zwei brennende Lichter in den Schlamm dicht über das Wasser zu stellen, so daß die Flammen selbst von Baumstämmen verborgen wurden. Die Thiere kamen ohne Furcht vor dem Feuer herbei und ich konnte sie nun aus einer Entfernung von zwanzig Schritt mit größerer Leichtigkeit schießen, jedoch stets im Fluge. Diese Jagd setzte ich oft bis spät in die Nacht hinein fort.

Am 7. October d. J. brach er zum dritten Male von Port Natal auf. Bis an die Drachenberge ging er durch stark coupirtes Terrain. Der Weg war im höchsten Grade beschwerlich, besonders da es meistentheils bergauf ging. Ueberall herrscht hier sonst der üppigste Graswuchs, aber so früh im Frühjahr war er noch sehr kurz, nach dem Brande, durch den Mitte jeden Sommers das manns hohe Gras vertilgt wird. Man reist ganze Tage, ohne einen Baum zu sehen, und so war ich, erzählt Wahlberg, schon hier gezwungen, meine Speise bei getrocknetem Mist zu kochen. Weithin jenseits der Drachenberge bildet derselbe das einzige Brennmaterial. Eine Menge Ruinen von Kraalen und Hütten, aus Stein gemauert, kommen an der östlichen Seite vor. Die ehemaligen Bewohner sollen von Amazulu-Stämmen ausgeplündert und gemordet oder verjagt sein. Von der östlichen Seite bieten die Drachenberge, Kahlamba der Kaffern, einen wild-

schönen Anblick mit ihren hohen, senkrechten Felsenwänden, über und hinter welchen vielfach thurm- und burgartige, noch mit Schnee bedeckte Spitzen sich zeigen. Das Emporklimmen mit den schwerbeladenen Wagen kostete aber auch unendliche Mühe. Fast nach dreistündiger Anstrengung erreichten wir endlich die Höhe und hatten von hier aus eine weite Aussicht nach der Seite hin, von welcher wir kamen, während nach der anderen wilde Berggruppen dem Auge begegneten. Durch baumlose Wüsten ging es zum Rhinocerosflusse, wo man wieder auf Akazien in kleineren, zerstreuten Wäldern trifft. Darauf folgt der Baal-Rivier oder gelbe Fluß, einer der vornehmsten Zweige des Orange-Flusses. Er ist ansehnlich breit, war aber bei meiner Passage nicht mehr als zwei bis drei Fuß tief; in der Regenzeit ist er oft mehrere Monate nur sehr schwer zu passiren. Hierauf kommt der Moiei-Rivier oder der schöne Fluß, so genannt, weil sein Wasser fast in derselben Höhe mit seinen Rändern fließt, so daß dasselbe leicht zur Bewässerung der Felder abgeleitet werden kann. —

Der Plan, von dem Wahlberg schon erzählt, an diesem Strome die Hauptstadt der Trans=Baalschen Republik zu bauen, ist ausgeführt worden.

Weiterziehend machte Wahlberg die Bekanntschaft des Basuto-Häuptlings Mammakali, den er in seinem Krale aufsuchte. Der Basuto-Stamm, offenbar eine Kaffernart, steht unter einer Menge kleinerer, von einander unabhängiger Häuptlinge und ist im Ganzen von friedlicher Gesinnung. Ihre sanfte Gemüthsart erkennt man sofort, wenn man ihrem Tanze zusieht und ihren Gesang anhört, die sich von denen des kriegerischen Amazulu-Stammes unterscheiden, wie der Tag von der Nacht. Der Tanz besteht nämlich in einer graziösen Bewegung der Arme, bei der sie sich rund um sich selbst drehen und Jeder für sich zu agiren scheint. Der Gesang hat einen langsamen Takt, wird oft verändert zu einem geschickten Pfeifen und meistens accompagnirt von einem taktmäßigen Schnippen mit den Fingern. Die Männer tragen einen schmalen Ledergürtel, der dicht an die Lenden anschließt und hinten mit einem abgerundeten Schoße versehen ist. Ueber die Schultern werfen sie als Mantel eine größere Thierhaut, welche bis in die Kniekehle herabgeht, die Haarseite nach Innen und

der Schwanz zwischen den Schultern hangend. Einige haben Mützen oder Hüte auf den Köpfen; letztere sind kugelförmig, gewöhnlich von der Haut der Antilope *Murina*. Einige lassen das Haar lang wachsen und streichen es dann von der Stirne gerade in die Höhe, oder sie rasiren auch ein paar Zoll rings um die Haargränze ab. Unter die Füße binden sie Sandalen; der Riemen, welcher sie festhält, geht zwischen der großen und der zweiten Zehe durch, so daß dieselben weit von einander getrennt werden. Ihre Waffen sind die gewöhnlichen *Assagaien*, *Kiris* oder Wurfkeulen und *Axte* von verschiedener Form. Um den Hals tragen sie verschiedene Zierrathen, welche oft aus den fetten und stinkenden Gedärmen des Wildprets bestehen. Einst sah ich einen meiner Basutos seine Toilette auf folgende Weise machen. Wir trafen das Scelet eines von einem Löwen erlegten Geland's. Er zerschmetterte mit einem Steine die Beinknochen, nahm das abscheulich stinkende Mark hervor und beschmierte damit seinen ganzen Leib, besonders aber das Haar, so daß es von den Fetttröpfen glänzte und der Gestank beinahe unausstehlich war. Bald darauf fanden wir ein Bienenest, und nachdem wir uns an dem Honig satt gegessen, schmierte er den Nest ebenfalls in die Haare und sagte nun, so sei er Recht in Ordnung, um mit Glück die Gunst bei den Schönen seines Stammes suchen zu können.

Während *Levingstone* die Basuto zu den Betschuanen rechnet, bezeichnet *Wahlberg* sie als verwandt mit den Kaffern und will diese Verwandtschaft aus mancherlei Aehnlichkeiten in ihrer Sprache herleiten, obwohl beide Stämme es gewöhnlich erst nach mehreren Monaten lernen, sich gegenseitig verständlich zu machen. Die Sprache der Basuto scheint wirklich in vielen Wörtern mit der des *Amazulu*-Stammes übereinzustimmen, nur daß bei ihnen das *R* vorwaltet, das in der Zulu-Sprache selten ist. So haben die Zulu für Fett das Wort *Mafuta*, die Basuto *Mafura*, für Hyäne das Wort *Pisi*, die Basuto *Piri* u. s. w.

Auch an Körperwuchs, Gesichtszügen und Hautfarbe gleichen die Basuto nach *Wahlberg* den Küstenskaffern, nur sind sie, wenn ihnen eine Jagdbeute in die Hände fällt, noch gefräßiger, als diese. Da sie übrigens größtentheils Gegenden bewohnen, in denen sie der Kälte, dem Mißwachs und dem Mangel jeder Art ausgesetzt sind, so fehlen

ihnen im Allgemeinen die Züge von Wohlbehagen, Kraft und Muth, welche ihre von der Natur besser bedachten Stammverwandten auszeichnen. Dazu kommt noch, daß ihre Haut oft von großen Narben bedeckt ist, welche sie sich durch allzugroße Annäherung an das Feuer geholt haben. Sie entstellen ihr Gesicht mittelst einer groben Tätowirung über der Nasenwurzel und an der Stirn, sowie auch um die Wangen, wo sie einen hervorstehenden Hautknorpel über den beiden Nohrbeinen bilden. Der Haarputz ist verschieden von dem der Küstenskaffern, doch auch bei den verschiedenen Basutohorden verschieden.

Hinsichtlich des Charakters sind die Basutos, ungleich den Küstenskaffern, feig und friedlich und zeigen etwas mehr Achtung gegen die Weiber, mit denen sie die Arbeit theilen. Uebrigens können Fremde auf ein erhaltenes Versprechen sich eben nicht verlassen, im Gegentheil, die Basutos sind unzuverlässig und lügenhaft. Sie treiben gleich den Küstenskaffern Ackerbau, Viehzucht und Jagd, bauen aber mehr Kaffernkorn an und weniger Mais, sowie übrigens Kürbisse, Wassermelonen, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak und Hanf; den letzteren raucht man wie Tabak. Ihr Vieh besteht vorzugsweise aus Schaafen und Ziegen, sowie aus einer geringeren Anzahl größeren Hornviehs. Sie verstehen, wie die Küstenskaffern, aus Erzen Metalle zu bereiten und schmieden ziemlich allgemein Eisen und Kupfer. Die Beschneidung ist bei ihnen allgemein gebräuchlich.

Noch einige Tagereisen weiter, erzählt Wahlberg, blieb der Weg erträglich gebahnt, nämlich bis zu einer sogenannten Salzpflanze, aus der sich die Ansiedler weit und breit mit diesem unentbehrlichen Gewürze versehen. Ein ziemlich hoher, isolirter, bewaldeter stumpfer Bergkegel erhebt sich aus der waldigen Ebene, und ist man an den Rand desselben hinaufgeklommen, so zeigt sich in einer ansehnlichen Tiefe ein gewaltiges, rundes Wasserreservoir, an allen Seiten von hohen, bewaldeten Rändern umgeben. Das Salzlager liegt an den Ufern, ein paar Fuß tief, bedeckt von Schlamm und Wasser, wird aber nach Außen tiefer und tiefer bedeckt, so daß nach der Versicherung der Eingeborenen vor einigen Jahren ein von ihnen gejagter Elephant, der seine Zuflucht dorthin nahm, in dem Schlamm verschwand.

Es sind in diesen Striche sowohl *Rhinoceros africanus* wie

Rhinoceros simus sehr allgemein. Einst schoß ich einem ungeheuren Rhinoceros simus das Rückenbein ab. Er stürzte augenblicklich und begann jetzt einen der fürchterlichsten Todeskämpfe, den ich je ansah und währenddeß ein wässeriger, blutgefärbter Schweiß in großen Tropfen von der brennend heißen Haut des Leidenden herunterfloß. Zwei Kugeln beendeten seine Schmerzen.

Sobald ein größeres Stück Wild erlegt ist und man sich entfernt, sieht man, wie sich aus allen Himmelsgegenden und von einer ungeheuren Höhe die Nasvögel versammeln, obgleich man vorher vielleicht keinen einzigen entdecken konnte. Zuerst setzen sie sich auf die nahe stehenden Bäume, dann kommen sie allmählig auf die Erde herab und nahen in schnellem Laufe. Alle Arten halten sich bei einander auf. Wenn sie aus den Wolken herabschießen, so strecken sie die Beine aus und sinken mit etwas zusammengelegten, stillestehenden Flügeln wiegend in sausender Fahrt herab, wofür hier der treffende Ausdruck im Gebrauch ist: „Der Nasvogel fällt!“ Eine Guagga oder ein Wildebest ist innerhalb einer Stunde so verzehrt, daß nur das Scelet und einige Stücke von der Haut übrig sind. Die Haut des Nashorns ist ihnen zu stark; haben jedoch die Hyänen erst eine geringe Deffnung vorgearbeitet, so geht das Skelettiren rasch vorwärts.

Giraffen erschienen oft in Trupps von zehn bis fünfzehn Stück und weideten die Gipfel der Bäume ab. Ihren überaus schwerfälligen Lauf hört man in bedeutender Ferne. Die wehrlosen Thiere in dem bewaldeten Theile des Landes halten sich gewöhnlich in größeren Heerden bei einander, wodurch sie unter den Bäumen und Gebüsch um so leichter durch ihre verschiedene Größe einen sich nähernden Feind entdecken, und sobald eines die Gefahr zu erkennen gibt, ist augenblicklich die Flucht allgemein. Eine Vorsicht, die man sorgfältig beobachten muß, ist die, daß man sich unter dem Winde nähert, denn sie besitzen sämmtlich einen ungemein feinen Geruch. Unter den Vögeln gibt es ebenfalls viele, die den Anblick des schleichenden Schützen durch ein eigenthümliches, den Säugethieren ebenfalls verständliches Geschrei zu erkennen geben.

Interessant ist noch der Bericht, den Wahlberg von seiner dritten Reise (20. August 1842) über die rankende Sahbohne gibt, die in der Kap-Colonie wohlbekannt ist, oft genug am Meeresufer ange-

schwemmt wird und von der der gemeine Mann glaubt, daß sie auf der Tiefe des Meeres wachse. Jenseits des Tugola, am Umlalaas-Flusse, hatte unser Reisender das Glück, dieselbe zu finden. Sie kommt hier vor in den dunkeln und schlammigen, hauptsächlich von Rhizophoren und Feigenbäumen gebildeten Hainen, welche den Fluß umgeben, und schießt aus einem, im Durchmesser oft zwei Fuß dickem Stamm ihre ungeheuren spiralförmigen Ranken von über 250 Fuß Länge nach allen Richtungen divergirend schräg nach Oben, bis dieselben die Kronen der höchsten Bäume und das Tageslicht erreichen, wo sie dann ihre, im Verhältniß zu der riesenhaften Frucht feinen und kleinen, gelblich-grünen Blüthen ansetzen. Die Frucht besteht in einer oft vier und ein halb Fuß langen Erbsenscheide, die bisweilen siebenzehn Samenkörner enthält. Zwischen den Baumwurzeln zunächst bis an die Knie im Schlamm versinkend, sagt Wahlberg, mit Mühe auf die äußersten Gipfelzweige der hohen Bäume kletternd und hier hin und her schaukelnd, gelang es mir mitunter, die Blumen und Früchte zu erhalten. Sollte nicht dieses Gewächs, fragt er weiter, das sicher auch in andern Theilen Afrika's vorkommt, am weitesten von seiner Wurzel entfernt Blüthen und Früchte treiben? Streckt man nämlich die spiraligen Ranken in gerader Linie aus, so wird man wohl fast eine Länge von 1000 Fuß erhalten, welche von wenigen anderen Vegetabilien erreicht werden dürfte.

Indem wir uns zu einem Berichte über die letzte, großartig geplante Reise des Herrn Wahlberg anschicken, zu der er, von Livingstone's Entdeckungen angeregt, im April 1854 in der Walfisch-Bai landete, haben wir Doppeltes zu beklagen, einmal daß diese Reise, auf der Wahlberg mit Green 300 englische Meilen nordwestlich vom Ngami-See vorgebrungen war, durch den um Mitte des Jahres 1856 erfolgten Tod des kühnen Reisenden unterbrochen wurde, sodann daß seine Tagebücher und genau aufgenommenen Karten, an deren Abhandenkommen wir nicht glauben können, noch immer der Veröffentlichung vorenthalten werden. Wir sind auf die spärlichen Notizen beschränkt, die Anderson und Hahn aus Greens Berichte mittheilen und aus denen wir erfahren, daß beide Reisenden bis in das schöne Hügelland Berviko gelangten, am oberen Ende des Tioge, der dort nach Green's Angabe stellenweise drei englische Meilen breit ist und

eine Strömung von vier englischen Meilen in der Stunde hat. Viele Inseln befinden sich im Flusse und die Vegetation ist überaus herrlich. Der Haupthandelsartikel der Baritto, die mit den westlichen Völkern in Handelsverbindung stehen, sind weißes und — schwarzes Elfenbein, Sklaven. Nur wenige Baritto haben Feuergewehre. Was die Reisenden über den weiteren Lauf des Tioge erfuhren, beruhte nur auf Hörensagen und ist einstweilen unverbürgt. Er soll halbwegs zwischen dem Ngami-See und Libebe einen Wasserfall bilden, welcher die Schifffahrt bis Libebe unmöglich machen würde. Ehe er in den Ngami fällt, trennt sich von ihm der Iso, der nördlich den See umfließt und dann in den Saga fällt. Von Nordosten her mögen mit Rähnen befahrbare Ströme in der Nähe von Libebe in den Tioge fallen, denn die Eingeborenen sagen, daß von Nordosten befreundete Völker in Rähnen zu ihnen kämen. An eine Verbindung mit dem Tschobe wagt der Missionär Hahn nicht zu glauben.

Es bleibt uns nur noch übrig, nach ziemlich übereinstimmenden Berichten das letzte Jagdabenteuer Wahlberg's, bei dem ihn ein schneller Tod ereilte, zu erzählen. Er war über Twaß, Tunobis und Ghaufe, also auf der von Anderson eröffneten Straße, nach dem Ngami-See gelangt und traf dort wieder mit Frederick Green, einem unermüdblichen Jäger und guten Freunde Anderson's, den er bereits in der Walfischbai kennen gelernt, zusammen. Gleiche Neigungen und Zwecke hatten auch zwischen Wahlberg und Green bald eine innige Freundschaft bewirkt und so beschlossen sie, Green's anfänglichem Plane entgegen, den Sommer 1856 im Nordosten vom Ngami zuzubringen, um Elephanten zu jagen und ihre naturhistorischen Sammlungen zu vervollständigen. Am 22. November 1855 brachen sie vom See auf, erreichten das Land der Elephanten aber erst zu Anfang des Februar. Verschiedenerlei Mißgeschick mußten bekämpft werden, doch war der Jagderfolg günstig zu nennen. In der Gegend, in der die Elephanten hauptsächlich erlegt werden, erkrankten beide neuen Freunde, aber während Green noch hartnäckig vom Fieber heimgesucht wurde und genöthigt war, zu dessen Eintrittszeit stets wieder im schützenden Lager zu sein, genas Wahlberg vollkommen und war so glücklich und geschickt auf der Jagd, daß er allgemein bewundert wurde. Dabei verließ ihn aber ein Vorgefühl seines Todes und sogar der Art seines

Todes nicht. Als er von seiner Krankheit genesen war, trug er Herrn Cortry auf, falls er stirbe, sein Eigenthum dem schwedischen Consul vom Kap zu übergeben. *) Herr Cortry fragte ihn, wie er nach gut überstandener Krankheit sich dennoch mit Todesgedanken beschäftigen könne, worauf er erwiderte, daß er glaube, ein Elephant werde ihn tödten. Der Bitte Cortry's, von zu großer Verwegenheit auf der Jagd dieser Ungethüme abzustehen, setzte er damals sein fatalistisches: *J can not help it!* entgegen.

Green begleitete Wahlberg auf dessen letzter Jagdfahrt nicht, der dreitägigen Fieberanfälle halber, die ihm damals nur die Jagd in der Nähe des Lagers erlaubten. Wahlberg zog demgemäß — es war am 22. Febr. 1856 — nur von seinen Leuten begleitet hinaus, seinem treuen und erprobten Damaradiener Koolemann, der ein guter Schütze und sein beständiger Jagdgefährte war, einem Mafalaka und einem Buschmann. „Diesmal hatte Wahlberg angedeutet, daß es seine Absicht sei, nicht lange auszubleiben“, berichtet Green, „nun blieb er zwar doch lange weg, aber da seine Jagd-Excursionen hinsichtlich der Zeit sehr unbestimmt waren, so erwarteten wir seine Rückkehr nicht mit der Aengstlichkeit, die wir gefühlt haben würden, wäre er pünktlicher gewesen. Aber wir wußten, daß ein Monat vor seinem Wiedererscheinen verstreichen konnte, wenn er einmal unter dem gesuchten Wilde war. Als ich jedoch bereits zehn Tage vergeblich gewartet hatte, wurde ich unruhig, um so mehr, als ich von den Eingeborenen nicht erfahren konnte, wo mein Freund sich aufhielt. Meine Leute sowohl als ich litten sehr vom Fieber, so daß ich schon beschlossen hatte, die Wagen nach einer gesunderen Gegend bringen zu lassen, als mir am Vorabende meines beabsichtigten Aufbruches die schreckliche Nachricht, daß mein unglücklicher Gefährte von einem Elephanten getödtet worden sei, durch seinen Diener überbracht wurde. Die Gefühle des Schmerzes und der Bekümmerniß, die ein so furchtbares Ereigniß bei Allen, die ihn kannten, hervorrief, kann man sich kaum vorstellen und werden sicherlich nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden.“

„Die näheren Umstände von Wahlberg's Tode wurden mir von

*) Da dies ohne allen Zweifel geschehen ist, so muß dieser Consul wissen, was aus Prof. Wahlbergs Tagebüchern geworden ist.

den ihn begleitenden Eingeborenen in folgender Weise berichtet. Wir verließen, sagten diese Männer aus, in westlicher Richtung das Lager und am Tage unserer Abreise stießen wir auf die Spur eines jungen Elephantenmännchens. Wir verfolgten sie bis zum dritten Tage, als wir ihn in Gesellschaft von drei anderen trafen, von denen der Herr einen schoß; ein anderer wurde von Kooleman getödtet. Von da folgten wir der Spur der zwei übrigen. Einen davon trafen und schossen wir am folgenden Tage und den vierten Morgen fanden wir die Spur des jungen Männchens, die wir am Tage unserer Abreise aus dem Lager entdeckt hatten. Da wir ihn nicht vor Einbruch der Nacht erreichen konnten, so schloßen wir auf der Spur, wie wir das bei früheren Gelegenheiten ebenfalls gethan hatten. Den nächsten Tag litten wir Hunger. Nachdem wir endlich ein Zebra erlegt hatten, lagerten wir für die Jagd. Den folgenden Tag erreichten wir, immer die Spur verfolgend, eine Lache, an der wir bivouakirten. Anderen Morgens kamen wir durch ein Dorf, das an den Ufern eines großen Flusses liegt, der Tamolakan oder Tomanacle genannt wurde. Die Bewohner waren Batoba und von ihnen erhielten wir einige Kürbisse, da unseres Herrn Vorräthe ausgegangen waren. Am Abende dieses Tages holten wir endlich den jungen Elephanten ein und fanden ihn mit einem anderen, aber alten Männchen in einer offenen Ebene an einer kleinen Lache stehend. Wir näherten uns ihnen mit Schwierigkeit, unser Herr und Kooleman schossen dreimal auf den großen Elephanten, der nun nach dem Flusse zu floh, wo wir ihn bald fanden. Herr Wahlberg schickte uns jetzt aus, um den Elephanten nach einer Stelle hinzutreiben, wo er selbst seinen Stand nahm. Es gelang uns, und nachdem wir ihm eine Kugel zugesandt, lief er wüthend in der Richtung nach unserem Herrn zu, aber außerhalb Schußweite. Herr Wahlberg folgte nun seiner Spur mit einem Buschmann aus dem Dorfe, durch das wir gekommen waren.“

„Kurz darauf hörten wir den Elephanten trompeten, eilten nach der Stelle hin, aber waren noch nicht weit vorgedrungen, als uns der Buschmann athemlos entgegengeliefen kam und uns berichtete, daß der Elephant den Herrn gepackt habe. Nach der bezeichneten Stelle eilend, fanden wir nur die verstümmelten Ueberreste unseres armen Herrn, den das wüthende Thier soeben verlassen hatte.“

„Jede Spur von Leben war verschwunden. Der Körper war so fürchterlich entstellt, daß wir ihn kaum wiedererkennen konnten. Wir sammelten und begruben sorgfältig die Ueberreste.“

Nach einem Berichte, den der Missionär Hahn erhalten hat und mittheilte, hatte der alte Elephant sich in dem dichten Gebüsch versteckt und, wie es schien, Wahlberg beobachtet, der, ohne aufzusehen, der Spur in das Dickicht folgte. In einem Augenblicke schmetterte das Ungethüm ihn nieder und stampfte ihn in die Erde hinein. Dann stieß es die Trompetentöne aus, welche von den Buschmännern, die bei dem Unglücklichen waren, gehört wurden, und verschwand.

Der Lieblingsdiener Wahlbergs, fährt Hahn fort, wurde nicht lange darauf von einem Büffel getödtet. Ein Anderer aus der Reisegesellschaft starb am Fieber, ein Dritter verdurstete und ein Europäer lag noch halb gelähmt an den Folgen des Fiebers.

„Ich bedauere sehr“, schließt Green seine Mittheilungen, „daß mich mein schwacher Gesundheitszustand verhinderte, nach der Unglücksstelle zu gehen. Aber selbst wenn ich den Ort hätte erreichen können, so mußten wenigstens zwölf Tage seit der Katastrophe verflossen sein, da die Entfernung von unserem Lager beträchtlich war.“

„So endete Wahlberg, ein äußerst entschlossener und glücklicher Elephantenjäger. Aber er war viel zu tollkühn. Seine Tapferkeit auf diesen immer sehr bedenklichen Jagden brachte ihn oft in die größte Gefahr und führte endlich seinen schrecklichen Tod herbei. Obgleich seine Laufbahn als afrikanischer Elephantenjäger nur kurz war, so darf ich doch behaupten, daß seine Kühnheit und Ausdauer bei dieser Jagd niemals übertroffen wurden. Einst tödtete er in wenigen Stunden allein nicht weniger als vier Elephanten und verwundete außerdem einen fünften. Herr Oswell, der für den besten Elephantenjäger gilt, der je auf afrikanischem Boden gejagt hat, führte einst etwas Aehnliches aus. Er tödtete fünf Männchen aus einer Truppe an einem Vormittag, aber man muß sich erinnern, daß er außerordentlich gut beritten war, wogegen der Schwede zu Fuß jagte.“

Die Eingeborenen, welche Muth und Kühnheit sehr achten, beteten Herrn Wahlberg fast an. In ihrer ausdrucksvollen Sprache sag-

ten sie, „daß der große Geist Moremo ihm ein großes Herz gegeben haben müsse, denn obgleich er ein kleiner Mann sei (er war von ziemlich kleiner Figur), so wäre sein Herz doch größer, als das des dicksten Mannes.“

Fiffter Abschnitt.

Ladislaus Magyar's Erforschung der südafrikanischen Binnenländer (von 1847 ab).

Im Gegensatz zu den meisten Forschungsreisen in Central-Afrika erregen die Magyar's dadurch ein besonderes Interesse, daß dieser Reisende, um seinem Eifer um so vollständiger genügen zu können, sich dazu entschloß, die schwarze Tochter eines schwarzen Königs zu heirathen und als afrikanischer Prinz wissenschaftlichen Arbeiten sich zu widmen. Dies ist ihm in höherem Grade gelungen, als anfänglich geglaubt wurde, er wird es aber verschmerzen können, daß ihm nach dem Tode seines Schwiegervaters ein schwarzer Anverwandter den Weg nach dem erledigten Throne vertrat und es ihm unmöglich machte, in Central-Afrika eine halbeuropäische Dynastie zu begründen. Aber wäre er auch König geworden, so blieb es doch immerhin zweifelhaft, daß er als solcher sonderlich Großes zur Ausbreitung unserer Culturelemente in jenen Gegenden hätte leisten können, es sei denn, daß es ihm auch gelungen wäre, geeignete Landsleute in größerer Anzahl zu gleichem Zwecke um sich zu versammeln.

Ladislaus Amerigo Magyar (ungar. Magyar László) wurde in Theresiopel (Mag. Szabadka), geboren. Nachdem er sich zwei Jahre lang in Piane mit den nautischen Wissenschaften beschäftigt hatte, ging er nach Amerika, wurde in Rio Janeiro Flotten-Lieutenant, nahm Antheil an dem Kampfe zwischen Voras und der Republik Uruguay und gelangte endlich 1847 an die Küste von Afrika, wo er Ober-Kommandant des Calabarischen Negerkönigs wurde. Von da kam er

nach Benguela und im Januar 1849 nach Bihe. Er hatte einen unwiderstehlichen Drang, in unbekannte Länder zu reisen, und nahm sich vor, Süd-Afrika in seiner ganzen Ausdehnung zu durchforschen. Um seinen Zweck erreichen zu können, lernte er nicht nur mehrere Sprachen und Dialecte der Neger, sondern heirathete auch die Tochter des Negerhäuptlings von Bihe. „Als Mitgift bekam ich“, so schrieb er an seinen Vater, „zwar kein Gold, aber viele kühne Elephanten- und Tiger-Jäger.“ Von Bihe machte er sich am 20. Februar 1850 auf, in Begleitung seiner schwarzen Gemahlin und nicht weniger als 285 dieser wilden Jäger, alle wohl bewaffnet, um ganz Süd-Afrika nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und zu erforschen. „Eine anhaltende Augenkrankheit“, schreibt er Ende 1853 an seinen Vater, „welche ich auf der Rückreise durch die brennenden Sandwüsten bekam, hat mich beinahe zwei Monate lang zu meinem großen Schmerze verhindert, Deine letzten beiden Briefe zu lesen. Jetzt kann ich Dir sagen, daß mein großer Plan gelungen ist. Nachdem ich ihm fünf ganze Jahre gewidmet hatte, habe ich Süd-Afrika vom atlantischen bis zum indischen Ozeane oder zwischen dem 4° bis 22° s. Br. und dem 12°—34° östl. B. bereist. Ich werde die systematische Beschreibung der durchforschten Regionen, sowie auch die Karte bearbeiten, sobald es meine Gesundheit erlaubt.“

Weiter erzählt Magyar, daß er nur durch seine ungewöhnliche Verheirathung sein Ziel habe erreichen können. „In Europa gibt es keine Macht oder Belohnung, welche allein hinreichend wären, auch den kühnsten Reisenden in den Stand zu setzen, diesen wilden und wüsten Erdtheil zu durchwandern. Die bewaffneten Slaven meines Weibes waren fünf Jahre hindurch meine Begleiter, — folgsame Werkzeuge in der Ausführung meiner Befehle, kühn vordringend überall, wohin uns der Plan unserer Reise führte. Sie sind aber größtentheils schon gestorben, theils mit den Waffen in der Hand, theils in Folge von Krankheiten und hingerafft von den Anstrengungen der Reise, von Hunger, Durst, wilden Thieren u. s. w. Ich selbst bin von den in Afrika herrschenden Krankheiten so zu Grunde gerichtet, daß bei 36 Lebensjahren mein Aeußeres das eines 60jährigen Greises ist. Auf Deine Fragen über meine häuslichen Verhältnisse bemerke ich, daß von meinen fünf Kindern, die ich hatte, nur noch zwei am Leben sind.

Das älteste ist 31½ Jahre alt, befindet sich jetzt in Fahr-Geitem und heißt Gonga. Diesen Knaben bestimmte ich dazu, in Europa erzogen zu werden, damit er einst als Enkel des Fürsten von Bihe würdig auftreten könne. Hier ist die Vielweiberei gebräuchlich, doch nenne ich nur eine meine Frau, nämlich die gutherzige Tochter des gewesenen Fürsten von Bihe, Ina-Kullo-Ozoro. Da ich schon vor drei Jahren mein Weib und die Slavinnen von der Reise zurückgeschickt habe, so habe ich wenige Nachrichten von ihnen erhalten und konnte auch weder mein Weib noch meine Kinder in irgend etwas unterrichten. In meinem Hause bedienen wir uns der Bunda- und Kalobar-Sprachen, doch rede ich außerdem die Molura- und Munyaneka-Sprachen und die denselben verwandten Dialecte. Meine Slaven kleide ich, habe aber für ihre Nahrung und Zahlung nicht zu sorgen. Vielmehr müssen sie mich durch ihre Jagdausbeute unterhalten, wie denn das Elfenbein, welches nach Europa und Nord-Amerika exportirt wird, die Hauptquelle meines geringen Einkommens ist. Während meiner langen Reise war es mir indeß nicht möglich, Handel zu treiben, denn da es hier außer Mauleseln, die aber nur zum Reiten gebraucht werden, keine Art von Lastthieren gibt, so war ich nicht im Stande, das Elfenbein zu transportiren und versah mich deshalb auch nur mit so viel europäischen Waaren, als ich zur Kleidung meiner Slaven und zur Fortsetzung meiner Reise gebrauchte. Die Eingeborenen reisen immer zu Fuße und schaffen das Reisegepäck auf ihrem Rücken fort. Sie sind so stark, daß sie auch mit einer Last von 100 Pfund täglich 12 geographische Meilen zurücklegen können.“

Magyar klagt, mit wie großen Opfern es verbunden gewesen sei, die ausgedehnten Landstrecken Süd-Afrika's nicht bloß zu bereisen, sondern auch zu beschreiben. Er glaubt, kein Europäer habe weitere Reisen in diesen schwer zugänglichen Wildnissen gemacht, denn da er alle Sprachen geredet oder doch verstanden habe und überall von seinen eigenen bewaffneten Niegern begleitet gewesen, so sei er auch überall auf gute oder üble Weise durchgedrungen; freilich habe er die interessantesten Naturaliensammlungen, die je ein Mensch dort zusammengebracht, zurücklassen müssen. Wir sind der Ansicht, daß der unermüdbliche Livingstone größere Strecken durchzogen hat und daß die friedliche Weise des Reisens, welche diesem Forschenden Vorzug gab, auch in der

That vorzuziehen ist. Bei allen Menschen, nicht bloß bei den uncivilisirten Nationen, kommt man durch Güte und Nachgiebigkeit zur rechten Zeit weiter, als durch Kampf. Wir denken dabei an Mungo Park, der fast ganz unangefochten reiste, als er allein war und nur friedliche Verbindungen anknüpfte, endlich aber als Opfer fiel, als er, auf seine bewaffnete Mannschaft gestützt, seine große Nig erfahrt in der Gestalt eines Kriegszuges ausführte.

Nach seiner Ankunft in Afrika bereiste Magyar zuerst den Zaïre oder den Congo-Strom in seinem unteren Laufe, den Paken 1816 indeß schon weiter hinauf befahren hatte. Interessant ist jedenfalls, was er über die von ihm besuchten Sklaven-Factoryen und Sklaven-Märkte am Congo sagt, da es den Beweis liefert, daß das große, kostbare englische Blokade-Geschwader gegen den Sklavenhandel nicht im Stande ist, denselben ganz zu unterdrücken.

Die Uferstrecken von Ambriß bis an die Congo-Mündung beschreibt Magyar als flach und wüst und sagt dann, daß die in das Atlantische Meer sich ergießenden Flüsse Süd-Afrika's zur Schifffahrt wenig geeignet seien. Den Grund hiervon findet er darin, daß südlich vom Aequator sich viele Gebirgszüge parallel mit dem Ufer erstrecken, die Becken der von Osten nach Westen ziehenden Ströme durchkreuzen und in ihnen eine größere Zahl von Kataracten bilden. Ambriß, unter dem 6° 45' 0" f. Br. und 12° 0' 0" östl. L. von Greenwich gelegen, richtiger wohl nach der engl. Admiralitätskarte in 7° 50' f. Br. und 13° 5' östl. L. von Gr. bestand 1848 aus den Häusern von 30 Sklavenhändlern, leicht aus Bambus gebaut. Im Jahre 1855 hat eine Portugiesische Kriegs-Expedition von Loanda aus die Eingeborenen in mehreren Schlachten besiegt und zur Huldigung gebracht. In Folge dessen wurde hier der Sklavenhandel abgeschafft. Ambriß vergrößert sich täglich mehr als eine civilisirte Stadt unter dem Schutze einer neuangelegten Festung und führt jetzt vorzüglich Elfenbein, Wachs und Kupfer (*Malequit forta*) aus.

Auf einer mit sechs Neger-Matrosen aus Kabomba versehenen Barke verließ Magyar am 9. Mai 1848 Ambriß und setzte seinen Weg nach Norden der Küste entlang fort. Ein traurig-melancholisches Gefühl, sagt er, bemächtigt sich des Reisenden, wenn er diese flachen, meistens wüsten Ufer sieht, wo die geringe Vegetation gänzlich von der

erstickenden Hitze versengt wird. Die langweilige Eintönigkeit wird nur hier und da von einzelnen Palmen unterbrochen, deren kümmerliches Aussehen die Unfruchtbarkeit des Bodens beweist. Keine menschliche Spur ist zu sehen, in die Grabesstille fällt nur das unaufhörliche Brausen des Meeres, dessen Wogen mit unerhörter Wuth an den Küsten branden. Hinter Mänge ist, so weit das Auge reicht, die flache Gegend mit Wald bedeckt, welcher je näher zum Flusse desto üppiger wird. Aus dem lebhaften Grün ragen die dunkelgrünen Mangle-Bäume hervor, hie und da sieht man auch die Häuser von europäischen Factoreien.

Erst am 12. Mai gelangte Magyar in die Congo-Mündung und sofort breitete sich ein herrliches Panorama vor seinen Augen aus. Der mächtige Strom erscheint hier in all seiner Schönheit. Durch seine sechs Seemeilen breite Mündung ergießt er sein gelbes, trübes Wasser mit solcher Gewalt in das Meer, daß er seine Farbe und seinen süßen Geschmack noch drei Seemeilen weit im Meere behält. Die beiden Ufer des Riesenstromes bedecken dichte, hohe Waldungen und auf dem nordwestlich sich erhebenden hohen Ufer erblickt man die Negerdörfer Kabenda und Mancla-masia. Die Schnelligkeit des Stromes beträgt gewöhnlich sechs bis sieben Seemeilen auf die Stunde; deßhalb kann man denselben stromaufwärts nur bei günstigem Winde und hoher See befahren. Die Fluth der See ist im Flusse noch in einer Entfernung von 150 Seemeilen bemerkbar. Um die schnelle Strömung des Flusses zu vermeiden, näherte man sich anderen Tages dem Ufer so sehr, daß die Segel der Barken oft an den Zweigen der uralten Eichen hängen blieben. Keine menschliche Spur zeigte sich in diesem Urwalde, Grabesstille herrschte überall in der Wildniß. Nur dann und wann ließ sich das Gebrüll der Affen und Vögelgeschrei vernehmen. Diese Einsamkeit inmitten der großartigen, wilden Naturscene ruft eine ernste, melancholische Stimmung in dem Gemüthe des Reisenden hervor.

Von günstigem Winde getrieben, fuhr unser Reisender am 14. Mai vor der Mündung des Matompi vorbei, eines aus S.-D. kommenden großen Nebenflusses des Zaire. Die Gegend bleibt überall gleich, dichte Waldungen bedecken die niedrigen Ufer und hie und da sieht man schon einzelne Rauchsäulen aufsteigen. Der Strom ist hier

schon bedeutend schmaler, etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$ Seemeilen breit. Plötzlich hörte der günstige Wind auf, weshalb die Barke in der Mitte des hier 6 Klafter tiefen Stromes vor Anker gelegt wurde. Als auch andern Morgens wegen der schwachen Brise nur langsam weiter gefahren werden konnte, umringten bald viele größere und kleinere Kähne die Barke. Die Eingeborenen boten Mandisfa-Mehl, Bananen und andere Lebensmittel zum Verkaufe an, erfüllten Magyar aber mit Mißtrauen, weshalb er Keinem gestattete, die Barke zu betreten. Sie waren im Allgemeinen von kümmerlichem Aussehen und kleiner Statur. Beide Geschlechter rasiren sich das Haupthaar fort. Ihre Kleidung besteht aus einem engen Stücke europäischen Baumwollzeuges, das über den Hüften an den Leib geschnürt ist. Ihre Waffen sind gewöhnlich eine langröhrige Flinte und die Saga, ein sechs Spannen langer eiserner Speer. Sie nennen sich Messorongo und gelten für Unterthanen der Könige von Congo. Dies ist aber nur scheinbar der Fall, denn in Wirklichkeit besteht eine unabhängige Demokratie bei ihnen, indem sie unter mehreren kleineren oder größeren Häuptlingen (Coculu) stehen und in dieser Flußgegend für gefürchtete Piraten gelten.

Magyar war froh, als sich endlich ein günstigerer Wind erhob, der lustig die Segel schwellte und ihn seinen beschwerlichen Gästen entführte. Andern Tages konnte aber nur durch Rudern in der Ufernähe, wo die Strömung weniger stark war, die Barke vorwärts gebracht werden. In den dichten Waldungen am Ufer zeigten sich oft sehr nett gebaute Bambushütten in größeren und kleineren Gruppen. Sie sind der Ueberschwemmung des Flusses wegen sämmtlich auf hölzernen Gerüsten erbaut und stehen in Mitte der Felder, auf denen Mais, Mandioka, Tabak und Mandubi vortrefflich gedeihen. Nach sechsstündigem Rudern wurde endlich die merkwürdige Clavenfactorci Punta ela Lenha erreicht.

Magyar sah sich hier allerdings seiner Empfehlungsschreiben halber gastfreundlich aufgenommen, galt aber den etwa 30 Clavenhändlern doch lange Zeit für ein Spion der englischen Kreuzer, ausgeschildt, die Vertlichkeit des Schlupfwinkels zu studiren, die Anzahl der eingekauften Claven und die Zeit der Einschiffung zu erfahren, damit die Engländer Gelegenheit fänden, die Claven aufzufangen und, wenn

sie die Flußschiffahrt kannten, hier das Depot zu vernichten. Erst mit Hülfe eines Bekannten von den Gewässern des La Plata gelang es ihm, die Unholde zu beschwichtigen.

Die Factorerei besteht aus 40 stochohen Bambushäusern und liegt am nördlichen Ufer des Zaire, etwa 70 Seemeilen von seiner Mündung entfernt, in einer niedrigen, sumpfigen und beinahe fortwährend überschwemmten Gegend inmitten dichter Waldungen. Das Klima ist mörderisch und nur die Aussicht auf großen Gewinn kann die weißen Slavenhändler veranlassen, sich hier anzusiedeln. Auch die kräftigste Natur hält es hier kaum drei Jahre lang aus. Zu den miasmatischen Ausdünstungen des von der Sonne gekochten Sumpfbodens und des dichten Waldes kommt auch noch die Lebensweise dieser demoralisirten Menschen, die nur dem Essen, Trinken und Ausschweifungen aller Art ergeben sind. Ein unglaublicher Reichthum von Waaren liegt hier aufgespeichert, die von Brasilien und den Antillen her eingeführt werden, um nach allen Richtungen des Zaire und seiner Nebenflüsse auf die Slavenmärkte weiter zu gehen. Die Waarenvorräthe wurden auf den Werth von zwei Millionen spanischer Thaler geschätzt und die Anzahl der nach den verschiedenen Häfen Amerika's jährlich versandter Slaven auf 20,000, Beweis genug, daß die englischen Kreuzer trotz ihrer Wachsamkeit mit betrübt wenig Erfolg diesen schändlichen Handel zu verhindern suchen.

Bis zum 2. Juni verweilte Magyar hier und benützte diese Zeit, um sich mit der Flora und Fauna des Landes und der Cultur und Religion der Eingeborenen bekannt zu machen. In den Manylawäldern kommen häufig Oelpalmen vor, aus deren, den blauen Pflaumen an Größe und Farbe ähnlichen Frucht das Palmöl gewonnen wird. Unter den Vögeln waren viele Papagei- und Kolibri-Arten, der rothe Flamingo, der großkröpfige Pelikan und viele Wasserarten. Leoparden, Panther und Hyänen sind nicht selten, doch kommen Elephanten nicht vor. Gefährvoll werden am ehesten die Klapperschlangen, die *Vipera atrox*, die *Boa Constrictor* und dann die Krokodile, die in keinem Theile Afrika's blutgieriger sein sollen. Auch Nilpferde und manche unserer Fischarten beleben die Fluthen.

Im Flußdelta wohnen ausschließlich die Kobenda, die in steter Feindschaft mit den südlichen angeessenen Merforongo leben. Die

Häuptlinge sind durch eine aus weißen Wurzeln angefertigte Mütze kenntlich, der ganze Menschengeschlag ist schön und stark, auch die Weiber, und beide Geschlechter oft übermäßig mit bunten Baumwollstoffen, Glasperlen, Arm- und Beinringen behängt, die sie von den Sklavenhändlern eintauschen. Obgleich sie keine geeigneten Werkzeuge besitzen, so sind sie doch geschickte Schiffsbauer und haben oft genug Fahrzeuge angefertigt, auf denen je 400 bis 500 Sklaven nach Broritien und den Antillen versandt werden konnten. Eigentliche Priester haben sie nicht, aber desto mehr Wahrsager, die sich für ihren Blödsinn hoch bezahlen lassen. Ihre Todten begraben sie je nach dem Range des Gestorbenen früher oder später, einen Musfogne, Häuptling, meist erst nach Jahresfrist, während welcher Zeit sie den verwesenden Leichnam oft mit neuen Kleidern bedecken, bis sie ihn endlich in ein weites Grab versenken. Dann werden die Wahrsager befragt, wer und was die Ursache des Todes gewesen sei.

Magyar mußte auf der Palmeninsel, die im Zusammenfluß zweier Strommeere liegt, für zwei Tage landen und quartierte sich in dem Orte Zaguo ein, weil ihn ein hitziges Fieber befallen hatte, das indeß nur einige Tage anhielt. Seine Aufmerksamkeit wurde auf der Weiterreise wiederholt durch schwimmende, von Krokodilen bewohnte Schlamm-Inseln gefesselt, die bei Ostwind oft bis in das Meer getrieben werden. Die hohen, schlanken Palmen hoben sich malerisch von dunklen Waldgruppen ab. Es waren viele hin- und herfahrende Rähne zu sehen, die mitteist ihren Segeln von feinem Wirsengewebe mit Pfeileschnelle dahin flogen. Die im Strome häufig dahinschwimmenden Flußpferde streckten oft ihre Köpfe hoch aus dem Wasser, stießen in der Nähe des Rähnes aus der Nase mit großer Gewalt einen Wasserstrahl empor und senkten sich dann fast ohne jede Bewegung und lautlos in die Tiefe. Am sandigen Ufer lagen schlafende Krokodile haufenweise. Sie lagen wie Eichenstämme da. Wurde aber eine Kugel zwischen sie geschossen, so stürzten sie sich aufgeschreckt mit großem Geräusch in das Wasser.

Sandbänke hatten die Reise erschwert und verlangsam. Als aber die Barke am 6. Juni freies Wasser und guten Wind hatte, schoß sie rasch und lustig voran, oft von den Booten der Eingeborenen,

die Ananas und Bananen zu Kauf boten, begleitet, und legte Abends spät bei dem großen Sklavenmarkte Boma an.

Der Ort besteht aus circa 50 Holzhäusern der Sklavenhändler und vielen Hütten der in Dienst genommenen freien Neger und liegt auf einer sanft aufsteigenden Hochebene am nördlichen Zaire-Ufer. Seine Entfernung vom Seeufer beträgt 150 Meilen. Für den Sklavenhandel ist er überaus günstig gelegen, der hier denn auch in voller Blüthe steht. Der Werth der für einen erwachsenen Sklaven üblichen Waaren erreicht nicht 50 Pr. Thaler.

Der Boden in der Umgegend besteht im Allgemeinen aus einem Gemisch von Thon und Sand, zeigt sanfte Wellen und mit Wald bewachsene niedrige Hügel. Riesenhaft aus den niedrigen Waldbäumen erhebt sich der Imbundero, ein äußerst nützlicher und für diesen Theil von Afrika charakteristischer Baum. Seine Frucht, die zwei Spannen lang und verhältnißmäßig dick ist, hat eine gelbgräuliche Farbe und unter einer sammetähnlichen Decke einen in harte Schalen geschlossenen, schneeweißen Kern, der säuerlich süß schmeckt und unter diesem heißen Himmel eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung gibt. Der Stamm hat oft einen Umfang von mehr als zehn Klaftern, der Bast unter der Rinde ist feinfaserig, so daß man daraus Kleiderzeuge weben kann. Aus den Wurzeln macht man starke Stricke, die harte Schale der Frucht wird als Hausrath benutzt und so ist dieser Baum ein wahrer Segen für die afrikanischen Völker. Oft sieht man diese Baumriesen die runden Hütten der Ortschaften beschatten, die meist auf den entblößten Gipfeln der Hügel angelegt sind, während in den mit sanften Hügeln abwechselnden Thälern und zwischen den mit verschiedenen Pflanzen bebauten Abhängen häufige Quellen rieseln. Dabei ist die Landschaft offen, was unsere Reisenden um so mehr entzückte, als bisher die dichten Waldungen den Gesichtskreis sehr beschränkt hatten. Auch stieg das Thermometer nicht über 27° bis 29° R., während es bei Punta 33° und 35° R. zeigte.

Die Eingeborenen sind meist von kleiner Statur, aber geschickt und gegen die Fremden überaus freundlich. Sie sind an den Verkehr mit Europäern gewöhnt, weiter aufwärts aber, wo die Gegend weniger bekannt ist, sind sie räuberischer Natur und verdienen kein Zutrauen.

Am 27. Juni verließ Magyar Boma und setzte seine Reise an dem nördlichen Ufer des Flusses fort, der zwischen Felsen eingeengt ist, an Breite sehr abnimmt, aber sechs Seemeilen Schnelligkeit in der Stunde hat. Die Gegend ist stark bevölkert, die grünen Ufer sind von zahlreichen Dörfern und der Fluß von hin- und herfahrenden Kanots belebt. Gegen Mittag näherten sich drei mit Bewaffneten besetzten Kanots der Barke und forderten durch lautes Schreien zum Warten auf. Ein 50jähriger feister Negerhäuptling forderte den ihm gebührenden Tribut und begnügte sich nach vielem Handeln mit acht Ellen blauen Zeuges, vier Flaschen Branntwein und zwei Pfund Pulver.

Wegen Windstille mußte Magyar am 28. Juni still liegen. Die hohen Hügel, welche hier das Ufer bilden, erheben sich in Gestalt eines Halbmondes und umschließen eine über dem Wasserspiegel sich kaum erhebende Ebene, die mit ihrer grünen Vegetation gegen die elckahn rothen Thonwände einen starken Contrast bildet. Die Hütten waren hier von dem weitausgebreiteten und dichten Laubdache einer Platane, der Incendera, überwölbt und umgeben von Gärten und Feldern, auf denen Mais, Mandioca, Mandubi, eine ölhaltige Pflanze, Bohnen und manches Andere üppig wuchs. Auch gedeiht ohne irgend sorgfältige Behandlung die Baumwollstaude. Viele Bäche bewässern den Boden. Das Concert der Vögel, die gemäßigte Wärme, Alles vereinigte sich, um die Gegend zu einem Garten zu gestalten. Die freundlichen Einwohner umringten den Reisenden mit dem Rufe: *Evve Kindate*, — siehe den weißen Mann! — und führten ihn zu dem Häuptlinge. In einem weiten Hofraume, im Incendera-Schatten saß derselbe auf einer Matte, rauchend, umringt von mehreren Menschen, an die er einen Theil des erhaltenen Tributes austheilte. Er heißt Ischimassii und ist ein 60jähriger fetter, aber lustiger Alter. Er winkte unserm Reisenden sofort, sich auf einer neben ihm ausgebreiteten Matte niederzulassen, und fragte ihn nach den üblichen Begrüßungen nach seinem Namen und nach dem Zweck seiner Reise. Ueber den Lauf der Zaire konnte er nur wenig Auskunft geben. Er wußte nur, daß sein Ort Empanda heiße, daß sein Volk dem Mani-Songo unterthan sei und daß es jährlich Wachs und Sklaven als Tribut zahlen müsse.

Magyar erhielt ein gutes Nachtlager, konnte aber wegen des

Lärms, den die Menge mit ihrem Tanze und ihrer Musik auf einer länglichen hölzernen Trommel machte, nur wenig schlafen. Ohne Ordnung springen Männer und Weiber durcheinander, klatschen fortwährend in die Hände und begleiten ihre Musik mit Schreien; dabei fehlt es dann nie an Palmwein oder an Ováloa, einem aus Maismehl und Mandioka gegohrenem Getränke.

Schon am 30. Juni hörte Magyar das dumpfe Brausen der Kataracte, die er aber erst folgenden Tages sehen sollte. Er war mithin dem Ziele seines diesmaligen Ausfluges nahe. Die Ufer, die hier aus Granitfelsen gebildet sind, engen den Fluß bis auf 500 Schritte ein. Das Bett ist voll Klippen, zwischen denen es zuweilen bei der schnellen Strömung unmöglich ist, weiter zu fahren. Die Barke wurde deshalb in Holo gelandet und der Bewachung von vier Matrosen übergeben. Mit den übrigen zwei und einigen Eingeborenen machte Magyar sich dann am 1. Juli zu Fuß auf den Weg.

Die Gegend ist sehr steinig und bergig, bietet aber schöne Ausichten. Das Toben der Kataracte wurde immer hörbarer. Ich hatte, erzählt Magyar, in dieser steinigen Gegend schon mehr als vier Stunden zurückgelegt, ohne eine Hütte zu finden. Als ich mich nach der Ursache dieses auffallenden Umstandes erkundigte, antworteten mir meine Führer, daß in der Nähe der Kataracte Niemand wohne, weil hier der Aufenthalt der Seelen der Verstorbenen sei.

Das Ufer ist hier von tiefen Schluchten zerrissen, weshalb wir etwa eine halbe Stunde von ihm entfernt zwischen dichtem Dorngesträuch, welches die ganze Aussicht versperrte, unsere Reise fortsetzten. Als ich in's Freie gelangte, breitete sich vor meinen Augen eines der herrlichsten Naturphänome aus. Eine ungeheure Masse Wasser stürzt hier jählings sechszehn Fuß hinab, die Luft erschütternd und in ihrem hochaufsteigenden Schaumnebel die Sonnenstrahlen zu dem schönsten Regenbogen brechend. Ich stand lange wie betäubt da, vertieft in das großartige Schauspiel. In der Mitte des Falles erhebt sich ein hoher Felsen, der die ganze Wassermasse in zwei Arme spaltet. Der nördliche ist noch einmal so mächtig, als der südliche. Schon weiter oben fällt der Strom stufenweise, hier wird er von den Felsen bis zu einer Breite von etwa 30 Klaftern eingengt und stürzt dann plötzlich abwärts. Dann rauscht er etwa eine halbe Stunde mit

wildem Ungeflüm dahin, macht eine Krümmung und wird nun plötzlich wieder sieben Mal breiter, wonach er dann ruhig weiter fließt.

Ich bemerkte, daß keiner meiner Begleiter mir gefolgt war, und argwöhnte Verrath, weshalb ich auch die weitere Erforschung des Stromes damals aufgab und zurückeilte. Als ich endlich meine Begleiter wieder traf, bezeugten sie ihr lebhaftes Erstaunen über meine Tollkühnheit und riefen: Kindele, Kindele! Asai vakolua! — Meister, Meister, Du bist ein gewaltiger und kühner Mann! — Die Eingeborenen würden sich um alle Schätze der Welt nicht bewegen lassen, in die unmittelbare Nähe der Kataracten zu gehen.

Magyar gibt dem Zaire im Ganzen eine Länge von etwa 500 geographischen Meilen, meint aber, größere Schiffe könnten nur etwa 70 Seemeilen aufwärts fahren, also bis Ponta da Lenha. Von hier bis Borea können selbst kleinere Schiffe nur mit Mühe gelangen; von Borea bis zu den Kataracten ist die Fahrt noch schwieriger und so scheint es allerdings, als ob für die eigentliche Schifffahrt nur auf etwa 20 geographische Meilen von der Mündung aufwärts gerechnet werden könne.

*

*

*

Ueber die zweite Reise Magyar's, welche ihm seine schwarze Gattin möglich machte, liegt uns einstweilen nur ein kurzer Bericht vor, dem gemäß er Benguela am 15. Januar 1849 verließ und nach einer mehrtägigen, beschwerlichen Reise durch ödes, trockenes Land in das Königreich Hambo gelangte, nahe dem Flusse Kabale (Catombeta?) und 2800 engl. Fuß über dem Meere. Nach weiteren sieben Tagesreisen erreichte er Randala, eine große, auf einem pyramidenförmigen Berge erbaute Stadt, die eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend gewährt. Von diesem Orte gelangte er in fünf Tagen zu den Bergen von Kindumbo, in denen sich Metallminen und Mineralquellen finden. Er bestieg einen der höchsten dieser Berge, Namens Vingi-Vingi, und genoß von ihm aus eine herrliche Aussicht über die mit vielen Dörfern und Wäldern übersäete Ebene. Durch einige dieser Dörfer reisend, kam er nach Colongo, der zweiten Hauptstadt des Königreiches Stambo. Von hier aus wandte er sich nach dem Königreiche Bihe, dessen mittlere Temperatur er auf 14° — 15° R. angibt und in dessen Osten der große Fluß Coanza strömt. Der Boden ist

im Ganzen eben und außerordentlich fruchtbar; er besteht aus einer Mischung von Thon- und Kiesel-erde. Die Berge, die sich zu keiner bedeutenden Höhe erheben, sind mit schönen Wäldern bedeckt. Die Einwohner, Kimbunda genannt, zeigen mehr Civilisation als andere Neger. Beide Geschlechter sind groß und gut gebaut; sie üben Gastfreundschaft und sind in diesem Thale Afrika's die Einzigen, welche Kaufleute und Reisende beschützen. Schmucksachen und bunte Kleider lieben sie sehr; ihre Waffen bestehen in sechs Fuß langen Speeren und kurzen türkischen Dolchen; einige besitzen sogar Feuerwaffen. Sie sind Polytheisten und haben auch mehrere Weiber. Die Regierungsform ist oligargisch zu nennen, da der König genöthigt ist, seine Macht mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme oder Familien zu theilen. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf etwa 50,000 Seelen, von denen ein Zehntel Sklaven sind.

Von den Freundlichkeiten der Gesinnung der Eingeborenen gegen den Reisenden zeugen einige Gedichte, die er uns aufbewahrt hat. Eines Abends vor meiner Abreise, sagt er, sangen einige Neger folgendes Lied in der Bunda-Sprache:

Kindele vendatu	Der weiße Mann,
Catala pontu,	Der weither zu uns kam,
Tumboca ovina	O sei er glücklich,
Kanaszuszu utgiti.	Sein wandern ohne Gram!
Kiszala cuinue —	Wir gedenken sein herzlich —
Son-angé van angé!	Gottes Segen sei mit uns!

Hier war es, in Maszizikuita im Königreich Bihe, wo Magvan sich niederließ und die Tochter eines Häuptlings heirathete. Am 20. Januar 1850 verließ er bereits seine neue Heimath wieder, um in Gesellschaft seiner Frau und seiner 285 kühnen Tiger- und Elephantenjäger zunächst den Kofema zu überschreiten und in östlicher Richtung in sieben Tagen den Roanza zu erreichen. Der Boden von hier ab weithin ist meistens sandig. Hier nun finden sich in großer Anzahl Zebra's, Gazellen, wilde Ochsen, Pferde und Elephanten. Auf seiner Weiterreise durch das Königreich Bunda kam er zu einer Erhebung von 5200 engl. Fuß über dem Meere und von 12 engl. Meilen Umfang, in 10° 6' j. Br. und 21° 19' östl. L., welches Land, wie er meint, die Mutter der größten Ströme Central-Afrika's genannt

werden darf. Hier entspringt der Kaszabi-Kandal, der an manchen Stellen mehrere Meilen breit ist, viele Nebenflüsse aufnimmt und nach einem Lauf von 1500 engl. geogr. Meilen in den indischen Ocean mündet. Andere große Flüsse durchströmen von hier aus die Königreiche Lohar und Kalui und verschwinden in unbekannter Ferne. Nach 33tägiger Reise gelangte Magyar nach Gah-Grilene in Kalunda, das in etwa $4^{\circ} 41'$ s. Br. und $23^{\circ} 43'$ östl. L. am Ufer des großen Flusses Kaszabi liegt.

*

*

*

Auf einer dritten Reise treffen wir Magyar 1852. Er hatte das Land Gambor verlassen und traf nach einer eiltägigen, beschwerlichen Reise durch die Sandwüste Affa, wo trinkbares Wasser sehr selten war, am 2. Juli im Reiche Kamba ein. Sofort umdrängten ihn haufenweise die Einwohner, durch Geschrei ihre Freude über seinen Besuch kundgebend, und begleiteten ihn in eine zum Empfang der Gäste bestimmte große Ebene, ausgezeichnet durch herrliche Bäume, deren kühler Schatten in diesem heißen Klima ein wahrer Schatz für den Reisenden ist. Weiber und Mädchen brachten verschiedenerlei Geschenke herbei, frische Milch, Hühner, Mehl, die Männer brachten Dürrefleisch von Nilpferden und Alle fragten unter Heidenlärm nach Namen und Reisezweck. Die Weiber waren nur Anfangs schüchtern, sehr bald wurden sie äußerst zutraulich, untersuchten Haut und Haare der Reisenden und erbaten sich freiwillig zu jeglichem Dienste. Magyar war erstaunt und erfreut, da in diesem Lande vor ihm noch nie ein weißer Mensch gesehen war und er nun hoffen konnte, bei der beabsichtigten Erforschung des Kunenestromes auf keine Hindernisse zu stoßen.

Abends wurde er offiziell von einem Nambolo, Statthalter, begrüßt und sein Wunsch, dem Fürsten, der zur Zeit verreist war, Geschenke zu überreichen, gutgeheißen. Am 5. Juli machte er sich indeß in größerer Gesellschaft auf den Weg, um den Kamba-See aufzusuchen. Nach sechsstündigem Marsche durch bewohntes Land, erzählt der Reisende, stiegen wir in eine Thalebene hinab, in der sich die Vegetation immer üppiger und namentlich auch der Wald dichter als bisher zeigte. Die Zweige der großen Bäume bedeckte ein langes Gras, welches diesen Waldungen einen mehr Süd-Amerikanischen Charakter verlieh. An den feuchteren und beschatteten Stellen standen in prächtiger

Blüthenpracht die rothe *Lantana heliconia* und *Brumelia*. Etwa zwei Stunden wanderte ich in diesem Walde, als sich eine herrliche Aussicht vor mir entfaltete. Der See Kamba, umringt von Wäldern und in den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, bot hier dem Auge ein Panorama, wie man es vielleicht selten auf dem weiten Erdenrunde findet. Ich konnte mich am Anblick dieses See's nicht sättigen, bis endlich die dunkle Nacht meinem Genuß ein Ende machte.

Der See hat eine Ausdehnung von etwa 15 geogr. Meilen, nach der Uebersichtskarte zu Graça's Reisen, liegt innerhalb dem 15° und 16° f. Br. und dem 13° und 14° östl. Br. und hat die Gestalt eines regelmäßigen Parallelogramms. Er hat sein Dasein den Ueberschwemmungen des mächtigen Kurena zu verdanken, mit dem er durch einen ausgedehnten Flußarm in Verbindung steht. Sein Becken ist niedriger als das des Flusses. Daher überschwemmt ihn derselbe zur Regenzeit, bei welcher Gelegenheit viele Flußpferde und Krokodile aus dem Fluß in den See kommen, wo sie sich dann in der menschenleeren Einsamkeit recht wohl befinden. Von den mannichfaltigen Reizen der Gegend spricht unser Reisender mit dem größten Entzücken, kommt aber wiederholt auf die Krokodile zu sprechen, die hier so schrecklich seien, daß man sich nicht ohne Lebensgefahr unbedacht dem Ufer nähern könne. Das trügerische Amphibium liegt unter dem Wasser verborgen und lauert auf die Beute, die es, sobald es sie erreichen kann, mit seinem Schweif, der eine mächtige Waffe ist, blitzeschnell zerschmettert und dann sofort in seine Klauen packt.

Als Magyar sich am 8. Juli anschickte, dem Landesfürsten seine Aufwartung zu machen und ihm die geforderten Geschenke pflichtschuldigst zu überreichen, ahnte er nicht, daß es ihm vergönnt sein sollte, ein sauberes Stück afrikanischer Dynastengeschichte vor seinen eigenen Augen sich abspielen zu sehen. Der sonst herzliche Empfang, der ihm Seitens des Statthalters zu Theil geworden war, ließ ihn hoffen, der Landesfürst werde ihn auch nicht schlechter empfangen. Die Erfahrung belehrte ihn aber vom Gegentheil und ließ ihn dann das Schicksal beachten, das den Trunkenbold und Tyrannen ereilte.

Die Gegend, durch die ihn sein Weg zur Residenz des Königs führte, war ziemlich gut bebaut und bevölkert. Die einzelnen Familien bauen ihre Hütten getrennt von einander und je nach Bedürfniß in-

mitten größerer oder kleinerer, mit Dornenhecken umgebenen, angebauten Strecken Landes. Diese Hütten sind, wie die der Kaffern, rundlich, sechs Fuß hoch und mit einem zwei Quadratfuß großen Thürloch versehen. Erst nach siebenstündigem Marsche bei drückender Hitze gelangte Magyar in das für ihn bestimmte Nachtlager. Kihita, der Ortshauptling, empfing ihn in herzlicher Weise und gab ihm für sein Gefolge einen Ochsen und mehrere Krüge mit Hela, einem aus den Körnern der Massambala bereiteten Getränke, das nur für kühlend und gesund gilt, seines Spiritusgehaltes halber aber sehr berauschend ist.

Bei seiner Ankunft gab ein Grimbanda, wie hier die Priester und Wahrsager heißen, aus dem in den Eingeweiden des geschlachteten Ochsen gefundenen Zeichen dem rings versammelten Volke zu wissen, daß der angekommene weiße Mann keine Gefahr mit sich bringe, daß daher Jedermann ohne Scheu mit ihm verkehren könne. Magyar hatte nämlich, die herrschende Sitte kennend, nicht versäumt, den edlen Grimbanda zu bestechen und so für sich zu gewinnen; denn in den Händen der Priester liegt auch hier alle Macht. Von vielen Neugierigen begleitet, erreichte Magyar um zwei Uhr Nachmittags Kombála, die Residenz des Landesfürsten. Inmitten eines wüsten und wilden Dornenwaldes erbaut, unterschied sich diese fürstliche Wohnung nur durch ihre größere Ausdehnung von den Wohnungen der anderen Einwohner. Der Monarch hatte indeß die Absicht, sich eine großartigere Residenz zu bauen, wie Magyar vernahm, nur wurde er durch ein Ereigniß, das wir gleich erzählen, in diesem Unternehmen gehemmt.

Nach halbstündigem Warten wurde unser Reisender in einen geräumigen Hof geführt, in dessen Mitte unter einem auf Holzsäulen ruhenden Strohdach Sr. Majestät Kikundezu, Fürst von Kamba, auf einem Löwenfell ausgestreckt lag, umringt von zahlreichen Frauen und Höflingen, welche ihre Blicke starr auf den Fremdling richteten. Der Fürst wies auf einen Platz, auf dem der weiße Mann sich niederzusetzen hatte.

Magyar beschreibt den Fürsten als einen 40jährigen, starkgebauten Mann, sechs Fuß hoch, mit rohen Gesichtszügen. Auffallend waren seine beiden kleinen Augen, bei einem Neger untrügliche Zeichen listiger, tückischer Gemüthsart. Nur war die Kambaische Majestät

aber schon sammt ihrem Hofe berauscht und schien auch keineswegs gesonnen, mit dem Trinken an diesem Tage aufzuhören, denn die mit Hela gefüllten Gefäße kreisten ohne Unterlaß und der Herrscher schenkte ihnen eine weit größere Aufmerksamkeit, als seinem weißen Gaste. Dieser bat deßhalb um die Erlaubniß, seine Aufwartung auf den folgenden Tag verschieben zu dürfen, was ihm in Betracht der Umstände auf's gnädigste bewilligt wurde. Er ging, schlug draußen sein Zelt auf und wartete das Glück des folgenden Tages ab.

Die Geschenke, mit denen Magyar sich am 10. Juli bei Sr. Majestät von Kamba einfand, bestanden aus allerlei Kleinigkeiten, aus einem krummen Säbel und einem Fäßchen Brauntwein, eine gewiß genügende Bestechung für einen solchen an sich wenig mächtigen Trunkenbold, der aber Herr der Schiffsfahrt auf dem Kunele war und der deßhalb um jeden Preis günstig gestimmt werden mußte. Es war noch dunkel, als die Geschenke abgeholt wurden. Das Volk, dem kein Budgetrecht gegönnt wird, sollte es nicht wissen, welche Schätze in den Besitz der Majestät gelangten. Magyar folgte neugierig und wurde in ein geräumigeres Haus geführt, in dem sich der Häuptling mit vier Frauen in Gesellschaft eines Kallai oder Dolmetschers befand. Bei diesen Afrikanern gebietet nämlich die Hofetiquette, mit den Fremden, auch wenn sie der Landessprache mächtig sind, mittelst Dolmetscher zu reden. Nach den üblichen Begrüßungen begann nun folgende Unterhaltung:

„Weißer Mann, was ist die Ursache Deiner Reise und womit beschäftigst Du Dich?“

„Dich und Dein Volk kennen zu lernen und wenn es gestattet ist, Elephanten zu jagen.“

„Wie tödtest Du die Elephanten?“

„Mit Feuergewehr.“

„Bah! Du bist also ein schlechter Jäger. Willst Du hier Elephanten tödten, so mußt Du es mit dem Domo thun, — der Waffe der Eingeborenen, — denn die Flinte macht großen Lärm und die Elephanten flüchten sich dann weit über den Fluß. — Woher kommst Du und auf welchem Wege?“

„Aus Gambos durch die Sandwüsten von Affa.“

„Giebt's noch trinkbares Wasser in der Wüste?“

„Sehr wenig und jetzt ist die Reise vor der Regenzeit nicht mehr sicher.“

Nach einigem weiteren Gespräche über das Vaterland des Reisenden und die Sitten seiner Völker bat Magyar um die Erlaubniß, über den Kunene in das Land der Dufanyama reisen zu dürfen.“

Aber Kitundessu schlug diese Bitte rund ab. „Ueber diesen Fluß“, sagte er, „ist noch kein weißer Mann gegangen. Wer weiß, wenn Du es thätest, welche Gefahr mein Reich bedrohte!“

Dieser Grund war aber nur Vorwand. Der Nimmersatt wußte, daß in Magyar's Besitz noch zwei Fäßchen Branntwein waren, bestimmt für den König Haimbiri von Dufanyama, und Kitundessu gönnte den Genuß derselben nur sich selbst. Als Bitten nicht fruchteten, erklärte Magyar entschlossen, er werde, auf welche Weise es sei, jedenfalls über den Fluß dringen. Darüber wurde der von dem Branntwein bereits trunkene Häuptling so wüthend, daß er seinen Speer ergriff und den Gast sicher gespießt hätte, wenn ihn nicht die Frauen abgehalten hätten.

„Dieser Mann ist der Diener des weißen Königs“, riefen sie, „Du darfst ihn nicht tödten, denn wir würden für seinen Tod schwer zu büßen haben. Wer weiß auch, welch mächtigern Ganga, Talisman, er bei sich trägt. Er könnte uns durch dessen Kraft gänzlich vernichten.“

Darauf brüllte die wüthende Majestät: Pita, pita! Tupari ove Kindele! — Fort, fort! Du elender, weißer Schuft!“

Magyar verließ ihn augenblicklich, traurigen Herzens, denn er sah alle Hoffnung, über den Kunene vorzudringen, scheitern. Aber es sollte anders kommen.

Kitundessu saß nicht unangefochten auf dem Throne von Kamba. Mit seinem Bruder Bitepa gemeinschaftlich war er vordem nach afrikanischer Sitte bestrebt gewesen, den regierenden Oheim zu erdroffeln und dann die Regierung mit Bitepa zu theilen. Bei dem Volke fanden sie keine hinreichende Unterstützung. Bitepa wandte sich deshalb an den König Haimbiri, um Hülfe von jenseits des Kunene zu erhalten. Inzwischen brachte der türkische Kitundessu mit einem Haufen Getreuer durch List den alten Oheim Kasihova in seine Gewalt, er-

droffelte ihn und ließ sich sofort zum Fürsten von Kamba ausrufen. Bitepa erschien nun mit der Forderung, von der Beute und Regierung die ihm zustehende Hälfte zu empfangen. Kitundessu wollte aber von dem Begehren des jüngeren Bruders und von Theilung des Reiches nichts wissen, trachtete vielmehr danach, ihn als einen furchtsamen und leichtsinnigen, der Regierung unwürdigen Mann aus dem Wege zu räumen. Aber Bitepa merkte dies und verließ, tödtliche Rache schwörend, seinen Bruder, um sich mit einigen treuen Sklaven über den Fluß Kunene in das Reich der Handa zu flüchten. Dort hielt er sich etwa acht Jahre lang auf, während welcher Zeit sich ihm nach und nach immer mehr Anhänger anschlossen, die mit dem Regiment des grausamen Kitundessu unzufrieden waren.

Die Nemesis war also auf der Lauer gewesen, und der Schlußact des schwarzen Drama's begann und endete mit einer kurzen Scene fast vor unseres Reisenden Augen.

Von fremden Bewaffneten unterstützt, kam nämlich Bitepa gerade zwei Tage nach der geschilderten Audienz Magyar's bei Kitundessu über den Fluß, griff Kitundessu ohne Weiteres direkt an und machte nach einem wüthenden Kampfe ihn mit seinen sämtlichen Anhängern nieder. Dies geschah also am 12. Juli und machte Magyar's Entschluß, durch das Land Humba zu ziehen, sofort rückgängig. Zwischen drei und vier Uhr genannten Tages, so erzählt Magyar selbst, weckte mich ein furchtbarer Lärm. Meine Leute stürzten in mein Zelt mit dem verzweiflungsvollen Geschrei: „Eugana! bita, bita!“ — „Herr, der Feind, der Feind!“ — Ich griff zu den Waffen und ging hinaus, um die Ursache des gewaltigen Lärms zu erfahren. Und da sah ich die in verschiedenen Richtungen rennenden Haufen der Weiber und Kinder, konnte aber noch nicht in Erfahrung bringen, welcher Feind und woher er drohe. Ich rüstete mich auf jedes Ereigniß und ermunterte meine Leute zum Widerstande. Denn ich war entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen, was wir mit unsern Schießgewehren auch möglich gemacht hätten. Aber ich wurde nicht mit in den Kampf verwickelt, was mich um so mehr überraschte, als mir der räuberische und blutdürstige Charakter dieser Wilden zur Genüge aus ihren Schlachten bekannt war.

Ich wurde in Ruhe gelassen und so herrschte auch den ganzen

folgenden Tag in meiner Umgebung vollkommene Ruhe. Ich sah nur einige sich selbst überlassene Rinderheerden friedlich weiden, außerdem kein lebendes Wesen. Erst gegen 10 Uhr am Abend des 13. Juli kam ein Mutangiseta, Wegweiser, wie es schien ganz im Geheimen zu mir und theilte mir alles Vorgefallene mit, wie ich es erzählt habe.

„Kindele“, schloß er seine Rede, „weißer Mann, was geschehen mußte, ist bereits geschehen. Fürchte nichts, Dir droht keine Gefahr. Bitepa hat den Rifundessu und seine Anhänger getödtet. Da er nun vollständig Herr des Landes ist, so erlaubt er keine weitere Vermüthung. Er wird wahrscheinlich auch Dich in einigen Tagen zu sich bescheiden. Das warte ab und sei guten Muthes!“

Das war unser Reisender, der nichts fürchtete, als daß er sich wieder von einem guten Theile seiner Waaren und Geschenke würde trennen müssen. Am 14. Juli waren schon die meisten Flüchtlinge wieder in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Nur in Magyar's Wohnung blieb Alles unruhig und erwartungsvoll. Das Thermometer zeigte 28° R. Endlich gegen neun Uhr am Morgen des 15. Juli traten mehrere mit Pfeilen und Speeren wohlbewaffnete Männer in sein Zelt, von Bitepa abgesandt, den weißen Fremdling in das Zelt des neuen Herrschers zu begleiten. In dessen Lager angelangt, nöthigte man ihn, sich unter einem Baobabbaume niederzulassen. Die Umgegend des Lagers war recht freundlich, aber gänzlich unbewacht. Die niederen, der Ueberschwemmung ausgesetzten Ebenen waren dicht mit Munganga-Bäumen bewachsen, eine Baumart mittlerer Größe, die eine der Mispel ähnliche, wohlschmeckende Frucht liefert. Die Blätter sind oval, dunkelgrün und von einem sehr dichten Gewebe. Die Rinde ist grob und dick und die Aeste bilden schon ganz unten am Stamme mehrere regelmässige Abstufungen, die sich in horizontaler Richtung ausbreiten, so daß sich der Baum, von Weitem gesehen, ohne Stamm aus der Erde zu erheben scheint.

Etwa eine Stunde mochte Magyar sich diesen Betrachtungen hingegen haben, als er dem Lager näher geführt wurde und ein dumpfes Geräusch vernahm, dessen Bedeutung sich indeß wegen des Waldesdickichts nicht wohl erkennen ließ. Aus dem Dickicht hervorgetreten, öffnete sich dann aber vor seinen Augen ein Schauspiel von größtem Interesse.

Auf einer von riesenhaften Baobabbäumen beschatteten Hochebene hatten sich, in kleinere und größere Haufen getheilt, die aus verschiedenen Völkern gesammelten Krieger des Vitepa zerstreut. Hier wurde das Auge durch die Haufen der Muharda gefesselt, dort durch die Streitbaren aus Dufangama. Jene hatten ihre Waffen, eiserne Speere, Pfeile und hölzerne Keulen, in mehrere Haufen gestellt, diese rauchten, Andere brieten Rindfleisch und verzehrten es halb roh. Wieder Andere ihren schlanken hohen Wuchs zeigend und das Haupt mit hellfarbigen Federn geschmückt, tanzten zu der beliebten Marimba-Musik ihren Kriegstanz. Die Krieger stehen dabei in Parallelreihen einander gegenüber, die Waffen in den Händen, und zeigen durch allerlei Bewegungen die Weise ihres Kampfes. Dabei singen sie wilde Schlachtlieder, wie folgendes:

Bist Du ein Held, jetzt laß es sehn!

Komm, auf dem Schlachtfeld mannhaft zu stehn!

Heute noch soll Dir, zerrissen vom Erz,

Dorren im Sonnenbrand Lunge und Herz.

Jetzt ist es Zeit für den tausenden Schast,

Hör, und mein Giftpfeil hat solche Kraft,

Daß ich Dich treffend auch sterbend Dich seh,

Daß Du nicht ruffst mehr: Mein Liebchen, ade!

In solcherlei Liedern zeigt sich wohl zur Genüge der blutdürstige Charakter, welcher in den Schlachten dieser wilden Völker herrscht.

Inmitten all dieser Haufen, umgeben von seinen Kriegshäuptern, saß Vitepa abgeondert im Schatten auf einem Baumstamme und zur Rechten neben ihm war auf einem aufgezplanten Speere (Saga) der abgeschnittene Kopf Rifundessu's zu sehen.

Sobald Vitepa unseres Reisenden ansichtig wurde, begrüßte er ihn und hieß ihn niedersitzen. Vitepa ist ungefähr 35 Jahre alt, hat eine hohe Statur und ist wohlbeleibt. Seine angenehmen Gesichtszüge werden gleichsam von seinen zwei großen runden Augen, in denen sich unverkennbare Sanftmuth spiegelt, beleuchtet, und wenn nicht die Züge um Mund und das scharf hervorspringende Kinn des Mannes entschlossenen und festen Willen gezeigt hätten, so wäre es schwer gewesen, in ihm den Volkzieher einer blutig-ernsten That zu vermuthen. Sein Haupt bedeckte eine aus Straußfedern gefertigte und dem Gre-

nabierschato ähnliche Kopfbedeckung, an der die schwarzen und weißen Federn in gefälliger Anordnung herabhängen.

Ich gestehe, berichtet Magyar, ich konnte mich an dem Anblick dieses stattlichen Neger-Kriegers nicht satt sehen. Wir ließen uns in ein längeres Gespräch ein. Ich theilte ihm meinen Reiseplan und meine Absicht mit, über den Strom zu gehen, was er nicht bloß bewilligte, sondern auch dadurch beförderte, daß er mir zwei Wegweiser mitgab. Er erbat sich allerdings eines meiner Fäßchen aus, meinte aber, Haimbiri sei sein Freund und werde mit dem einen Fäßchen zufrieden sein. Dann ließ er mir noch einen Ochsen, mehrere Töpfe mit Hela und Marroabolo-Brode senden und entließ mich in Gnaden. Ich kehrte noch desselben Tages in mein Lager zurück und rüstete sofort Alles zur Abreise, damit die günstigen Chancen für mein Reiseunternehmen nicht etwa noch durch die Habsucht und den Aberglauben der Priester zu Schanden gemacht würden.

Nachdem Magyar durch Gunst der Umstände in die Lage versetzt war, seinem Forschungsseifer gemäß in das tiefere Landesinnere vorzubringen, verlor er auch keine weitere Zeit bei der neuen Majestät. Die Größe des Kambareiches schätzt er auf etwa 300 Quadratmeilen mit beiläufig 12,000 Einwohnern, die in vereinzeltten Gehöften durch das Land verstreut leben. Diese Neger, der Munyaneka-Familie angehörig, zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich drei untere Schneidezähne ausbrechen. Nur die Häuptlinge sind nicht dazu verpflichtet, üben dagegen die Beschneidung. Kamba ist recht eigentlich eine Oase in der Sandwüste. Es hat allerdings ein sehr warmes Klima, das sich bis zu 40° R. steigert, ist aber in Folge der Kunene-Überschwemmungen äußerst fruchtbar und zum Feldbau durchaus geeignet. Nach den drei Regenmonaten Februar, März und April bekleidet sich die Ebene mit dem üppigsten Graswuchs, der das ganze Jahr hindurch den unzähligen Rinderheerden hinreichende Nahrung liefert.

Die Regierungsform ist eine beschränkte Monarchie. Die Eingeborenen stehen auf einer niedrigen Culturstufe, sind aber geschickt in der Anfertigung von Waffen und Kleidern, zu denen sie die Eingeweide der Ochsen verarbeiten. Die Saga ist ein sechs Spannen langer Eisenspeer, in der Mitte mit einem Ochsenfleisch versehen, mit dem sie bis auf 30 Schritt ihre Gegner sicher durchbohren. Ihre Holz-

feulen sind nur drei Spannen lang. Gegen Fremde sind sie freundlich und gastfrei, übrigens aber stets auf Krieg und Raubzüge bedacht. Ohne viel Ceremonie heirathen die Männer so viel Frauen, als ihnen gefällt. Sie zählen die Zeit nur von Mond zu Mond und treiben Tauschhandel mit Elfenbein nach Benguela. Sie glauben an ein gutes und an ein böses höheres Wesen, da sie aber das Letztere für stärker halten, so verehren sie nur dieses, indem sie ihm Kinder opfern.

Krankheiten sind bei ihnen selten, Beispiele von langem Leben deshalb sehr zahlreich. Sie halten jeden Todesfall für die Zauberwirkung eines Feindes, weshalb stets nach einem Begräbniß die Wahrsager gefragt werden, wer den Tod verschuldet habe. Diese bezeichnen nach allerlei zweideutigen Ceremonien irgend Jemanden, dem die Verwandten des Verstorbenen zürnen, als Urheber des Todesfalls. Dieser wird dann zum Eibestrank oder Bolongo vor den Häuptling geführt, der Kläger wird ihm gegenüber gestellt und jeder erhält ein Trinkhorn in die Hand. Nun kommt der Zauberer, gießt Hela in die Trinkhörner und schüttet aus einem Beutel unter albernem Sprünge und Worten Jedem einen Löffel voll weißen Pulvers in den Trank. Beide trinken und schon nach 20 Minuten kämpft der Eine mit den Symptomen der Vergiftung, während der Andere ruhig die Beglückwünschungen seiner Freunde über den guten Ausgang des „Gottesgerichtes“ anhört. Dabei ist zu merken, daß die klugen Priester Beutel mit zwei Behältern gebrauchen, und je nach ihrem weisen Ermessen dem Einen Massambála-Mehl, dem Andern ein stark wirkendes Gift in den Trank schütten. Durch Geschenke an die Zauberer lassen sich dieselben bestimmen, den schon mit dem Tode ringenden durch ein Gegengift auch wieder zu retten; leider konnte Magyar nicht erforschen, woraus das Gift und das Gegengift bestanden. Der Mord wird durch ein Lösegeld gesühnt. Beim Lügner entscheidet der Bolongo, d. h. die Willkür der Priester.

Als Hausthiere kommen nur Hühner und Hunde vor, doch sind die Rinderheerden sehr zahlreich. Rifundessu allein hinterließ 20,000 Stück und in Onfangama findet man noch größeren Viehreichthum als in Kamba. Auch wilde Thiere sind sehr häufig, Elephant, Nashorn,

Nilpferd, Giraffe, Zebra, Strauß, wilde Ochsen, Löwen, Panther, Hyänen, dann die Boa Constrictor und viele andere Schlangenarten.

Magyar verwandte den Rest des Juli auf die Erforschung des mittleren Kunene und der vier kleinen Bindema-Seen. Seine Begleitung, durch einige Eingeborene verstärkt, bestand damals aus 60 Mann, mit denen er durch theils gut bevölkertes Land, theils durch wilde Dornen-Wälder in südlicher Richtung vordrang. Am 21. Juli erreichte er endlich den Strom. Von einem unbegreiflichen Gefühl ergriffen, sagt er, betrachtete ich lange in stummer Freude den noch so wenig bekannten majestätischen Fluß, wie er seine klaren Wellen ruhig dahinzwälzte. Das Becken des Wassers ist sandig und man kann die ruhig dahinschwimmenden Flußpferde haufenweise sehen. Die Krokodile, die Plage der afrikanischen Flüsse, sind hier ungemein zahlreich. Uebrigens herrscht hier eine diesen Bestien sehr erwünschte Stille, nur durch das Geschrei der Vögel und Affen in den Waldeswipfeln unterbrochen. Eine menschliche Stimme stört selten die allgemeine Ruhe. Für die Schifffahrt hält Magyar diesen Strom, der unter dem 11° und 12° f. Br. auf dem hohen Plateau von Galanguo entspringt und sich zwischen dem 18° und 19° f. Br. in den Atlantischen Ocean ergießt, durchaus geeignet, weshalb der portugiesische Gouverneur in Mossameder ihn auch 1853 aufforderte, seine weitere Erforschung behufs einer späteren größeren Expedition im Auge zu behalten.

Am 23. Juli erreichte die Gesellschaft nach mancherlei Strapazen die kleinen, mit hohem Gras bewachsenen Bindema-Seen, mit deren warmen und salzigen Wasser sie froh waren, einmal wieder ihren Durst löschen zu können. Nachts mußten große Feuer unterhalten werden, um die unter Gebrüll zur Tränke kommenden Löwen in gebührender Ferne zu halten. Uebrigens waren auch die Flinten in guten Zustand gebracht und stets einige Mannschaften auf Wache.

Unser Reisender hat noch manchen Reisezug durch sein weites Forschungsgebiet unternommen und ist unseres Wissens noch unausgeseht beschäftigt, seine Verdienste um Wissenschaft und Civilisation zu erhöhen. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, die uns nöthigt,

uns von Neuem mit ihm zu beschäftigen. Dann wird es auch besser möglich sein, als schon jetzt, zu untersuchen, ob Reisende und Abenteurer wie er geeigneter sind, die Pionire der Cultur in Afrika zu werden, oder Reisende, welche wie Livingstone und — Hahn das Missionsabzeichen in ihrer Fahne zeigen.

Zwölfter Abschnitt.

Die Missionäre Hahn und Nath bei dem Könige Mangoro (1857) und Andersson's Reise an den Okovanga-Fluß (1858—1859).

C. J. Andersson, der schwedische Reisende, der zuerst mit Franz Galton das Ovampo-Land durchstreift hatte (1850—1851) und dann (1853—1854) allein bis zum Ngami-See vorgedrungen war, hatte sich 1855 in Europa befunden, um seine Reiseberichte zu veröffentlichen. An abenteuerliche Jagd- und Entdeckungszüge gewöhnt, litt es ihn aber nicht lange im Bereiche unserer modernen Civilisation. Schon gegen das Ende des Jahres 1858 finden wir ihn wieder in Süd-Afrika, wo er mit dem kühnen Jäger Fr. Green eine größere Reise in das Innere verabredet hatte. Dieser war inzwischen mit Wilson den Tioge bis Libele hinaufgereist und hatte sich sodann dem Prof. Wahlberg auf der Jagdtour östlich vom Ngami angeschlossen, wobei Wahlberg so traurig um's Leben kam. Ein Elephant hat ihn bekanntlich zerstampft. Andersson nahm daher einstweilen die Stelle eines Bergwerksaufsehers am Swakop an, was seine Theilnahme an dem verunglückten Versuche Green's und der Missionäre Hahn und Bata, den Kunene-Fluß zu erreichen, verhinderte.

Green hatte sich zuerst ostwärts gewandt, verließ aber diese Richtung, weil es überall an Wasser mangelte. Er vereinigte deshalb eine größere Reisegesellschaft um sich, mit der er zuerst das Ovampo-Land

befuchte, um von dort aus nach dem Kunene vorzudringen. Wohlbehalten kamen die Reisenden in Ovampo an und wurden, wie Andersson berichtet, zuerst vom Könige Mangoro auf das Beste aufgenommen. Dieser gute Empfang erwies sich aber sehr bald als verrätherisch, denn als eines Morgens ein Theil der Gesellschaft vom Gadonga fortzogen, wurden sie plötzlich auf Befehl des Königs angegriffen. Zum Glück waren sie nicht gänzlich unvorbereitet, indem sie wiederholt Winke über die freundlichen Absichten ihrer „Freunde“, wie sie sich selbst nannten, erhalten hatten. Durch energischen Widerstand erzielten sie denn auch nicht bloß ihre eigene Rettung, sondern bereiteten auch den Eingeborenen eine vollständige Niederlage. Sie selbst verloren nur einen ihrer schwarzen Diener, der beim ersten Anfall neben dem Reisewagen des Missionär Hahn erschlagen wurde, während von den Ovampos Manche getödtet und verwundet wurden. Unter den Ersteren war einer der Söhne Mangoro's selbst. Auch der König fiel bei den wiederholten Schüssen betäubt nieder und galt nach dem Berichte in der Cap-Zeitung für todt. Andersson berichtet daselbst, daß die Gesellschaft zuletzt von 600 Mann, mit Kiris, Affegaien und Pfeil und Bogen bewaffnet, angegriffen gewesen seien, ohne ihnen mehr als 13 Kämpfer entgegenstellen zu können, von denen einzelne außerdem noch die Obliegenheit gehabt, für die Sicherheit der Wagen und Rinderheerden zu sorgen. „Kurz“, so schließt Andersson seinen Bericht, „der Sieg war sehr ehrenvoll und verdient es durchaus, unter den Heldthaten unserer Zeit verzeichnet zu werden.“

Wir schalten hier, der Vergleichung halber, Einiges aus dem Berichte des Missionärs Hahn ein, der Manches mit anderen Augen ansieht. Er schildert die Ueberraschung Aller beim ersten Anblick des Onandova-Sees. Am Abend des 11. Juli sah man Pelikane nach Westen fliegen, ein Zeichen, daß dort irgendwo ein großes Wasser sei, und schon am folgenden Tage erblickte man wirklich in der Ferne einen Wasserstreifen. Green hielt ihn Anfangs für eine Luftspiegelung, aber die Buschmann-Führer bestätigten, daß es Wasser sei, welches nie austrockne und viele Fische enthalte; die Elephanten gingen in der heißen Zeit dahin, um zu baden. Als wir am 13. Juli eine kleine Erhöhung hinaufgeritten waren, lag vor uns das Wasser, welches alle Eigenschaften eines Sees hatte. Unzählige Flamingo waren auf Fisch-

fang. Die Länge konnten wir nicht wohlerspähren, wir ritten eine Stunde das südliche Ufer entlang, der Nebel hinderte aber nach Westen zu alle Aussicht. Der See ist ohne Zweifel eine Erweiterung des Omuramba, doch fließt vom Norden her noch ein anderer Strom hinein. Hahn schätzt den Umfang auf 30 engl. Meilen, Green auf etwa 20. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er mit Etorä (Galton) in Verbindung steht, wo er aber endigt, wußte keiner der Buschmänner anzugeben. Zuweilen muß der See einen größeren Umfang haben, dann aber auch wohl wieder um ein Bedeutendes kleiner werden. Es scheint, daß unterirdische Quellen ihm den Hauptzufluß geben. Strauße und Springböcke zeigten sich in der Nähe. Bei den Buschmännern sahen die Reisenden Salz in Zuckerhutform, das weiter südlich gefunden werden soll.

Von Onandova aus wurden Boten an den König Rangoro geschickt, um ihm die Ankunft der Europäer zu melden und ihn um Erlaubniß zum Durchzug durch sein Land zu bitten. Indem sie dann nach der Residenz Dudonga aufbrachen, begegnete ihnen eine Anzahl Ovampo, die mit Kupfer beladen aus den Otyorakalau-Bergen kamen. Sie trugen das Erz in nettgeflochtenen Körben von Palmblättern, gleichmäßig vertheilt an einem Palmblattstiel. Jede Last wog 90 Pfund und darüber, außerdem aber trugen sie ihren Proviant, Wasser und Waffen, Alles zusammen 110—120 Pfund schwer, und gingen dabei täglich 6—8 Stunden weit.

In Ongomba erhielten die Reisenden die beunruhigende Nachricht, daß ihre Boten nicht zu Rangoro, sondern zu dessen jüngeren Bruder Tjipanga, der selbstständig über die Hälfte von Ondonga herrscht, geführt worden wären und daß Rangoro darüber sehr aufgebracht sei. Es war daher sehr zweifelhaft, ob sie eine günstige Aufnahme finden würden. Am 21. Juli kam ihnen jedoch ein Gesandter Rangoro's entgegen, um sie in des Königs Namen zu bewillkommen. Die weitere Reise ging durch eine offene Ebene, in welcher Hahn die „fertile plains“ und friedliche Dörfer von denen Galton geschrieben, erkennen zu müssen glaubte. Sie entsprachen aber seinen Erwartungen auch nicht im Allereferntesten, so daß er mit zügellosen Worten gegen Galton zu polemisiren sich für berechtigt hielt. Erst nach einigen weiteren Tagereisen schreibt er: „Das Land muß stark bevölkert

sein, denn in unserem Gesichtskreise liegen gewöhnlich an 40 Gehöfte." Erklärlich wird der Widerspruch zwischen beiden Reisenden dadurch, daß die Missionäre von den Eingeborenen einen äußerst ungünstigen Eindruck erhielten. Sie bemerkten überall eine tiefe sittliche Versunkenheit, welche wenig Hoffnung für das Gelingen des Missionszweckes zuließ." Galton hatte dagegen die Ovampo in sittlicher Beziehung weit über die Ovaherero gestellt. Hahn vernahm außerdem, daß die Kriegsgefangenen, Rangoro's angeblichem Verbote zuwider, ja daß selbst Kinder verkauft wurden, Rangoro habe sicher 50 Frauen, Tzipanga noch mehrere. Auch glaubt er, daß bei den Ovambondja eine portugiesische Factorie eingerichtet sei, etwa 10 Tagemärsche nordöstlich vom Ondonga, unzweifelhaft zum Betriebe der Clavenausfuhr.

Am dem sehr kalten Morgen des 24. Juli kamen die Reisenden bei der Stätte Rangoro's an. Dieser hatte ihnen Tags zuvor sagen lassen, er brenne vor Verlangen, sie zu sehen, und erwarte, daß sie ihn bei einem Raubzuge gegen einen unbedeutenden gegnerischen Stamm unterstützen würden. Die abschlägige Antwort der Missionäre hatte dem Könige nicht gefallen und er zögerte mit seinem Besuche vier Tage lang; auch die Erklärung der ersteren, daß er sich bei ihrem Empfange solcher Ceremonien wie Galton und Andersson gegenüber, enthalten müsse, da sie dieselben nicht zulassen würden, konnte nicht dazu dienen, ihn günstiger zu stimmen. — Wir müssen uns von Seite 233 u. f. erinnern, daß Galton seiner Audienz bei diesem Bierkönige einen überaus humoristischen Anstrich gegeben hatte. — Rechnet man hinzu, wie ungern überhaupt Süd-Afrikanische Häuptlinge Fremden den Durchzug durch ihr Gebiet zu andern Völkern gestatten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß Rangoro die Bitte der Missionäre um Führer zu den Ovakuenjama rund und bestimmt abschlug. Die Reisenden entschlossen sich deshalb rasch zur Umkehr und zwei Tage nach der Unterredung mit Rangoro, am Morgen des 30. Juli, traten sie den Rückweg an. Kaum waren sie aber fünf Minuten weit gefahren, als von des Königs Gehöfte her Kriegsgeschrei in ihre Ohren drang. Von Hütte zu Hütte ging es weiter. Von allen Seiten liefen Bewaffnete auf die Wagen zu und bald hatte sich ein ernsthaftes Gefecht entsponnen, bei dem etwa 800 Ovampo 30 Fremde angriffen. Mehrere Stunden folgten sie ihnen unter beständigem Kampfe. Endlich

aber mußten sie doch der Macht der Feuerwaffen weichen und die Reisegeellschaft ziehen lassen. Diese schlugen sich südlich, um nicht durch bevölkerte Landestheile den Weg nehmen zu müssen, und gelangten bald ohne Führer in eine durchaus unbewohnte Fläche. Ohne Wasser, die empfindlich kalten Nächte durchwachend, die Tage über angestrengt marschirend, erreichten sie am 2. August drei Brunnen in der Otjihakondra. Nachdem sie noch eine Nacht durchgefahren waren, kamen sie gegen Morgen in ihre alte Spur, wo nun weiter kein Wassermangel zu befürchten stand. Green trennte sich bald darauf von den Missionären, um Elephanten zu jagen, diese selbst kamen dann am 11. September wohlbehalten in Neu-Barmen wieder an. Ob sie die rechten Mittel ergriffen hatten, um werthvolle Forschungen im tieferen Afrika anzustellen, mag unerörtert bleiben.

Auch der reiseluftige und wohlgeübte Andersson, obgleich er das momentan kriegerisch aufgeregte Gebiet Nangoro's kluger Weise umging, sollte doch auf diesem Auszuge nicht bis an den Kunene gelangen. Er versuchte zuerst, von Otjimbingue aus durch Kaoko, das westliche Damaraland, nordwärts vorzubringen und verbrachte die Zeit von März bis Mai 1858 auf dieser Unternehmung und mag etwa bis zum 19. Breitgrade gelangt sein. Wegen Wassermangels mußte er am 1. Juli an den Omaruru zurückkehren. Während der zweiten Hälfte des Jahres hielt er sich jagend am Omaruru, im Thal des Omuramba und bei dem Omanbonde-See auf, nach Eintritt der Regenzeit (5. Januar 1859) brach er von hier aus zum zweiten Male nach dem Kunene auf, ging über Okambuti, durchzog nordwärts unter ungeheuren Schwierigkeiten ein einförmiges, von Buschmännern bewohntes Waldland und kam am 22. März in 17° 30' f. Br. und 19° östl. L. von Gr. an einen nach S.=S.=O. fließenden großen Strom, der von seinen Anwohnern Okavango genannt wird und der seiner Stellung gemäß in das Stromgebiet des Tioje oder des Tschobe gehören muß. Obgleich er 40 engl. Meilen auf dem neugefundenen Strome abwärts fuhr, so konnte er sich über dessen weiteren Verlauf doch keine Auskunft verschaffen, und erwartet, daß Livingstone sie in seinen neuen Reiseberichten geben werde.

Andersson suchte den Häuptling der hierherum angefahrenen Ovanguanzari, Namens Chifongo, auf, dem er sich glücklicherweise über

den Zweck seiner Reise und seiner Wünsche durch einen Dolmetscher verständlich machen konnte. Der Häuptling hörte lange aufmerksam zu, ohne irgend Bemerkungen zu machen. Dann sprach er plötzlich: „Jetzt seid Ihr ohne Zweifel hungrig und müßt essen. Ueber Eure Weiterreise können wir später reden. Es betrübt mich von Herzen, daß ich Euch nicht so bei mir aufnehmen kann, wie ich wohl möchte. Aber bis die Makololo kamen und mir mein Vieh raubten, war ich reich und hatte ein gutes Leben. Jetzt bin ich arm und kann Euch keinen anderen Empfang bereiten, als ein Buschmann.“

Das war nur zu wahr. Andersson hatte schon vorher wahrgenommen, daß die ganze Landschaft ausgeraubt und verarmt war, er hatte gehört, daß man Männer, Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt hatte, und er war geneigt gewesen, diese Unthat Portugiesen anzurechnen. Aber — Makololo waren die Unholde gewesen, die wohlgezogenen und vielgerühmten Lieblinge Livingstone's, die ihm für alle Zeit das Beste versprochen hatten. Andersson hat wohl Recht, an das schwedische Sprüchwort zu erinnern: När katten är borta, dansa rottorna på bordet, — ist die Katze nicht zu Haus, so tanzen die Ratten auf dem Tische herum. — Der Dienst der Missionäre ist in der That ein undankbarer, und wäre das Papier nicht geduldiger, als die afrikanische Negerenschaft getreu, so möchte die ganze Missionsangelegenheit bald in's Stocken gerathen. „Ein Missionär mag noch so practisch und noch so beliebt sein“, sagt Andersson, „es wird ihm niemals gelingen, vollständig in die geheimen Pläne eines wilden Stammes einzudringen.“

Andersson wollte von Okavango aus seine Reise nach dem Norden zu fortsetzen, aber heftige Fieber fesselten ihn und seine Leute Monate lang an's Lager, und als er sich einigermaßen erholt hatte, war die trockene Jahreszeit eingetreten, in der es mehr als Leichtsinns gewesen wäre, in unbekannten Gegenden weiter vorzubringen. Er mußte sich zur Umkehr entschließen, jedoch der gänzliche Wassermangel schnitt ihm auch den Rückzug ab und so brachte er wieder mehrere Monate in der verzweifeltsten Lage südlich vom Okavango zu, bis ein an Fr. Green entsandeter Bote diesen treuen Freund zu seiner Hülfe herbeibrachte. So endete gegen Ende November 1859 dieses unglückliche Reiseunternehmen, das dem unermüdlichen Anderson leicht hätte den

Tod bringen können. Wir haben, um auch andere Reisende zur Sprache kommen lassen zu dürfen, über diesen Ausflug Anderson's nur kurz berichtet, aber wir merken an, daß sein uns vorliegendes Werk Okavango überreich ist an Schilderungen spannender Jagdabenteuer, ernsthafter Lebensgefahren, häufiger Steppenbrände, ängstlichen Suchens nach Wasser und der vielfach wechselnden Bodengestaltung und Vegetation; dabei bieten ihm die verschiedenen Volksstämme, zu denen er gelangt, reichen Stoff zu unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen.

Dreizehnter Abschnitt.

Dr. Bleek's Reisen und Forschungen in Süd-Afrika (seit 1855).

Wenngleich die Forschungen Bleek's in Süd-Afrika vorwiegend einem Gegenstande zugewandt sind, für den wir bei unsern Lesern kein erhebliches Interesse voraussetzen dürfen, nämlich der Sprache der afrikaniſchen Eingeborenen, so gedenken wir doch, wenn auch nur kurz, deßhalb dieses Reisenden gern, weil wir ihn aus unserer unmittelbaren Nähe aufbrechen sahen und sein Ziel ihn berechtigt, unter den Erforschern Afrika's auf das Rühmlichste genannt zu werden. Auch für Ethnographie und Geographie war seine Absicht thätig zu sein, Umstände mancher Art und persönliche Vorliebe fesselten ihn aber an diese sprachlichen Studien, auf die wir hier in keiner Weise eingehen können, deren hohen Werth für die Wissenschaft wir indeß keineswegs zu bestreiten beabsichtigen. Aus Bonn gebürtig, hatte Bleek jede hier sich bietende Gelegenheit zur Vorbereitung auf seine immerhin gewagte Studienreise auf das Gewissenhafteste benützt, die er dann im Jahre 1855 antrat. In 73 Tagen gelangte er wohlbehalten von Liverpool nach Port Natal, nachdem das Cap in einer Entfernung von mehre-

ren Graden umschifft war. Die Hafenstadt d'Urban schildert er als hübsch gelegen, als eine verbesserte Auflage einer westafrikanischen Stadt, aber durch viele weiße Einwohner oft den Eindruck einer europäischen Stadt machend. Unangenehm ist es in den Straßen durch sehr wehenden Flugsand, in den man nicht bloß knietief versinkt, der auch noch bei vielen Personen sehr plagende Geschwüre erzeugt. Er verweilte hier 8 Tage, eingekehrt in einem mit Stroh bedeckten und dadurch kühlen Hotel. Die Weiterreise nach Pieter-Maritzberg erfolgte auf 8 mit 12—14 Ochsen bespannten Wagen, in 2½ Tagen und 3 Nächten, während der sie die Wagen ebenfalls nicht verließen. Uebrigens waren die Tage ebenso lästig durch ihre Hitze, als die Nacht durch ihre Kälte und dabei das Fahren auf den federlosen Wagen und den ungebahnten Wegen wenig erbaulich. Einen betäubenden Eindruck machte der Anblick von 200 Deutschen, welche unter der Vorspiegelung, bei Baumwolle-Cultur lohnende Beschäftigung zu finden, von gewissenlosen Speculanten nach Afrika gelockt waren. Man hatte sie Seitens der Compagnie recht eigentlich betrogen und es erging ihnen herzlich schlecht. Bleek selbst fand überall die beste Aufnahme, besonders auch bei Mr. Schepstone, der die Angelegenheiten der Eingeborenen leitete und eine große Masse derselben nach dem Süden der Colonie zu führen beabsichtigte, „um dort wie ein Fürst über sie zu herrschen.“ Die Stadt mit dem Fort Napier, auf theilweise bewaldeten Bergkuppen angelegt, macht einen freundlichen Eindruck, besonders im Vergleich zu der öden, von fahlen Bergrücken durchzogenen Küstengegend. Die Häuser, meist mit Stroh gedeckt und von Veranden oder kleinen Gärten umgeben, sind in Vierecken gebaut und vielfach von klaren, frischen Bächen bespült. Am 13. Juni fand eine landwirthschaftliche Ausstellung statt, auf der unter den erst kürzlich angebauten Produkten besonders Zucker vieles Interesse erregte. Am 19. Juni besuchte Bleek einen Kafferntraal und übernachtete mit seinem Reisegefährten Baugh, der ebenfalls die Kaffernsprache practisch erlernen wollte, in einer Hütte, „in die wir auf allen Vieren hineinkriechen mußten.“ „Um einen Begriff von einer solchen Kaffernhütte zu erhalten“, sagt Bleek, „denke man sich einen halbkugelförmigen Korb umgestürzt und mit Stroh gedeckt. Die Thür befindet sich zur Seite, ist aber mehr nur ein Loch, mit dem in gleicher Linie die drei das Gestell der Hütte stützenden

Pfosten stehen. Zwischen dem vordersten und dem mittleren ist der i-Ziko angebracht, d. h. die Feuerstelle mit den drei Heerdsteinen, den a Mas-eko. Der Rauch hat keinen anderen Ausweg als durch Thür oder Dach; die Höhe der Hütte beträgt in der Mitte so viel, daß ich gerade mit meinem Kopf anstoße, wenn ich aufrecht stehe, der Durchmesser ist etwas mehr als die doppelte Länge eines Menschen. Die Kaffern schlafen gewöhnlich auf ihren Matten ausgestreckt, in ihre Decken gehüllt und mit den Füßen an oder gar in dem Herde, auf dem stets etwas Feuer glimmt. Der Fußboden ist vielleicht das Beste an der ganzen Hütte; er gleicht dem einer Tenne und ist mit Kuhmist ausgelegt. Wir hatten in diesem unserm ersten Nachtquartiere unter den Kaffern unsere drei Diener und noch außerdem zur Gesellschaft — zwei Kälber, eine verhältnißmäßig geringe Zahl, denn wir sahen später in anderen Hütten nicht weniger als ein halbes Duzend.

Die Ankunft der beiden jungen Sprachforscher in einem andern Kraale wurde mit Tanz und Gesang gefeiert. Einige Duzend Personen beiderlei Geschlechts und von jedem Alter versammelten sich zu diesem Zwecke, doch war der Tanz eigentlich nur eine den ganzen Körper erschütternde Bewegung, die in sitzender und stehender Positur und während der Sprünge ausgeführt wird und die so stark ist, daß sie den Tanzenden sehr bald in starken Schweiß versetzt. Den Schweiß wischt dann der Tänzer mit einem meist im durchbohrten Ohrlappen steckenden Instrumente fort, das aus Rindhorn verfertigt, oft sehr zierlich geschnitten und an dem einen Ende stets gabelförmig und mit sehr langen, biegsamen Zacken versehen ist; am andern Ende befindet sich ein Löffel, mit dem der Kaffer seinen Schnupftabak der Nase zuführt, — ein hier allgemeines Vergnügen, auch unter den Weibern. Ihre Gesänge sind meist sehr abgebrochen und bestehen aus endlosen Wiederholungen. Wohl ein paar Stunden brachte ich in dieser Gesellschaft zu, trank von dem u Tschuala, dem aus Mais und einer Art Hirse gebrauten Kaffernbier, das nicht sowohl berauscht als erfrischt, und aß von ihrem gerösteten Mais. In dieser Nacht hatten wir außer unsern drei Kaffern noch einen vierten, sowie eine Henne mit ihren Küchlein, ein Kalb und einen Hund mit in unserer Hütte.

Andern Morgens gelangten die Reisenden um 2 Uhr nach Em-

feni, den Kraal, der für geraume Zeit ihre Heimath bilden sollte. Er liegt, wie fast alle Kraale, auf einer Anhöhe und zwar so, daß er dem Winde nicht zu sehr ausgesetzt ist. Seine Form ist die eines Ovals. Er ist mit einer starken, aus Baumstämmen, Dornsträuchern und anderem Buschwerk bestehenden Einfassung umgeben und in seiner, wieder besonders eingezäunten Mitte befinden sich die Viehheerden. Die Hütten sind in einer Reihe um den inneren, für das Vieh bestimmten Raum herum angelegt und wechseln mit einer Art von Schoppen ab, die zur Aufbewahrung des Kornes dienen. Der Kraal hat bloß einen Eingang, der während der Nacht mit übereinandergesetzten Baumstämmen geschlossen wird.

Das erste Geschäft nach dem Eintreffen war der Besuch bei dem Häuptlinge, mit dem man sich über die Miete einer Hütte zu einigen hatte. Die Forderung bestand in einer rothen Decke, die ihm auch bewilligt wurde. Wir richteten uns, erzählt Bleek, in dieser Hütte nun möglichst angenehm ein. Unser Meublement besteht hauptsächlich aus einem kleinen alten Koffer, der die Stelle des Tisches versieht, unsere Lager bestehen aus einigen Kaffermatten, einer bescheidenen Steppdecke und einer diminutiven Matratze. Unsere Küche besorgen wir selbst und wechseln wie zwei Schwestern in der Haushaltung wöchentlich ab, denn unseren Diener können wir kaum zu etwas Anderem als zum Feueranmachen gebrauchen. Unsere Gerichte beschränken sich meist auf Brei aus Maismehl, welches zwischen zwei Steinen mit den Händen gemahlen wird. Sonst können wir von den Kaffern höchstens noch Hühner, Eier und Milch bekommen. Im Uebrigen sind wir in Bezug auf Lebensmittel auf den Boten angewiesen, den wir wöchentlich einmal nach d'Urban schicken."

Gleich am ersten Tage bestiegen die Reisenden den Enoabi, den höchsten der benachbarten Berge, der etwa so hoch ist wie der Drachensfels im Siebengebirge bei Bonn. Er fällt nach Nordwesten zu in einer perpendiculären Wand vom rothen Sandstein zu dem knietiefen a M-tazi ab, steigt aber auf der anderen Seite sanft in die Ebene hinab und ist, wie alle anderen Anhöhen dieser Region, nur spärlich mit Bäumen und Sträuchern umgeben, da das wiederholte Verbrennen des dürrn Grases der Entwicklung derselben entschieden hinderlich ist.

Zur Zeit seines ersten Berichtes hatte Bleek neun Wochen in Emfeni zugebracht und sich fast ausschließlich mit dem Studium der Kaffernsprache beschäftigt, wobei alle Eingeborenen, besonders der Häuptling u Mzabaschi ihm bereitwillig die gewünschte Hülfe leisteten. „Es ist aber doch ein eigen Ding“, sagt er, „so ganz allein unter Kaffern zu leben. Alle diese Zeit habe ich außer dem meines Gefährten kein weißes Gesicht gesehen, hatte auch keine anderen Bücher, als die für unsere Sprachstudien nöthig waren. Später erhielten uns die wöchentlich einmal eintreffenden Zeitungen der Kolonie mit der übrigen Welt au courant bis wir dem Bedürfniß nicht mehr widerstanden, auch andere Literatur kommen zu lassen und durch Lectüre zu ersetzen, was uns an civilisirtem Umgang abging.“

Eines Tages verließ ein Kaffernmädchen das Dorf, um nach dem Kraale ihres Bräutigams zur Hochzeit zu ziehen, denn die Hochzeit wird stets bei dem Manne gefeiert. Sie weinte beim Abschiede bitterlich, ob vorschriftsmäßig oder aus wahren Gefühl, mag schwer zu entscheiden sein; jedenfalls gab sie es recht natürlich. Vor der Thür der Hütte gab ihr ihre Mutter noch einen zärtlichen Abschiedskuß, worauf sie mit ihrer singenden Begleitung davon zog. Unter dem wenigen Geräthe, das eine Braut mitnimmt, ist stets eine schwere Haue. Denn alle Feldarbeit, ja überhaupt alle Arbeit außer Viehhüten, Melken, Schlachten und Jagen ist bei den Kaffern des Weibes Sache.

Im Juli wurden mancherlei Streifereien in der Umgegend gemacht, die dicht von Kaffern bewohnt war. In den Kraalen fand sich vielfach Gelegenheit, die uns aus früheren Reiseberichten bereits bekannten Sitten und Gebräuche, Festlichkeiten und Ceremonien, kurz das ganze Privat- und öffentliche Leben der Kaffern zu beobachten. Bleek stellt über dieses Alles ein ausführliches Werk für spätere Zeit in Aussicht, für das ihm die Wissenschaft ohne Zweifel zu Danke verpflichtet sein wird.

Gegen Ende Juli, der Höhe des Winters in Natal, wurde es so naß und kalt, daß stets ein Feuer in der Hütte unterhalten werden mußte, bei dem dann die Reisenden ihren Sprachforschungen und Vergleichen oblagen. Auch verbreitete sich unter dem Vieh eine verheerende Lungenkrankheit, weshalb der Häuptling den noch nicht befallenen Theil der Heerde in gesündere Gegenden treiben ließ.

Am 20. August gab es eine brillante Illumination. Es war ein Grasbrennen, wie wir es noch nicht gesehen hatten. Der ganze Enosabiberg, die Ebene an seinem Fuße, ja fast die ganze umliegende Landschaft, wohin wir nur blickten, stand in Flammen, die wie ein ungeheures Feuermeer dahinrollten. In den Rauchwolken erstickten wir beinahe. Von der Großartigkeit dieser Scene kann man sich in Europa keinen Begriff machen.

Auch an einer Jagdpartie, zu der sich an hundert Kaffern vereinigt hatten, nahm Bleek Theil, doch schien Tanzen und das Absingen der theilweise recht hübschen Jagdgesänge die Hauptsache zu sein, denn die Beute ist meist gering. Mit einigen Antilopen ist man zufrieden.

Da der Häuptling des Kraals immer übertriebenere Forderungen stellte, so verließ Bleek am 12. September Enfemi und begab sich nach Maritzberg zurück, wo er blieb, bis der Gouverneur G. Grey am 29. Oktober eintraf, um die Angelegenheiten von Natal zu ordnen. Derselbe entschied sich gegen Schepstone's Plan, die Kaffern zur Auswanderung in den Süden des Districtes zu veranlassen, dagegen sollten Industrieschulen begründet und zu dem Zwecke ein Theil der 40,000 Pfd. St. verwendet werden, welche er vom Ministerium und Parlament für die Erziehung der Kaffern erhalten hat. Weiter suchte Grey der Einwanderung europäischer Colonisten dadurch Vorschub zu leisten, daß er jedem verheiratheten Manne unentgeltlichen Grundbesitz verlieh. Dadurch ist gewissermassen ein Preis auf das Heirathen gesetzt und mancher Colonist mag durch einige Morgen Landes dazu veranlaßt werden, sich nach einer schöneren Hälfte umzusehen. Auch fehlt es den meisten jungen Leuten hier nicht an Lust dazu, wohl aber an Gegenständen der Wahl, weshalb das Mitbringen von Schwestern und Mägden immerhin anzurathen ist. Die Arbeitskraft der Colonie soll außerdem durch Einführung von Kulis verstärkt werden.

Die Besprechung, welche Bleek am 5. November mit Sir Grey hatte, führte übrigens zu einem entschieden anderen Ergebniß, als er wohl erwartet haben mochte. Er wurde nämlich von ihm dazu bestimmt, bei ihm zu bleiben und später mit ihm nach der Capstadt zurückzureisen, um ihm vor der Hand bei der Herausgabe seines Neu-Seeländischen Wörterbuches behülflich zu sein. Sir Grey war nämlich früher Gouverneur von Neu-Seeland. Erst später wollte derselbe ihn

dann bei seinen Forschungen im Innern von Afrika wieder behülflich sein. „Obwohl hierdurch“, schreibt Bleek, „meine beabsichtigten Entdeckungsreisen noch hinausgeschoben werden, so ist es doch für meine Pläne zu wichtig, das Ohr und Interesse des Gouverneurs gewinnen zu können. Indes hoffe ich noch die Schneeberge bestiegen zu haben, ehe man mich in Europa wieder sieht.“ — „Meine Idee ist“, schreibt er im Jahr 1856, „wenn möglich, den Winter über's Jahr, d. h. in den europäischen Sommermonaten 1857, nach Mosetazu's Lande zu gehen, den Sommer dort zuzubringen, da die Gegend daselbst gesund ist, und dann im folgenden Winter nach dem Nyassa und Uniamesi mich aufzumachen. In diesem Winter werde ich sehen, ob meine anscheinend gestärkte Constitution ein heißeres Klima ertragen kann, als das von Natal.“

Bis jetzt sind nun allerdings Bleek's Reisen ohne irgend sonderlich bemerkenswerthe Vorfälle geblieben. Er gelangte an Alpanda's Königsitz, wurde von ihm, wie von der Königin und den hohen Beamten auf das Freundlichste aufgenommen und verfolgte seine Sprachstudien mit rastlosem Eifer. — Zu der Besteigung des Kilimandarara ist er unseres Wissens bis heute noch nicht gekommen.

* * *

Es liegt außer dem Plane dieses Werkes, Du Chaillu auf seinen äquatorialen und noch der Vollendung bedürftenden Forschungsreisen zu begleiten. Wie er vom Westen, so drangen Burton, Speke, Roscher, v. d. Decken u. A. von der Ostseite in diese afrikanischen Regionen mehr oder weniger weit vor, welche bisheran, weil sie die meiste Gefahr bieten, am wenigsten betreten wurden. Unbestreitbar ist eine sichere Karte der Nilquellen und der großen Binnengewässer ihrer Nachbarschaft noch immer eine ungelöste oder doch nur halbgelöste Aufgabe. Wir wissen von einem Viktoria-Nyanza und nun auch von einem Albert-Nyanza, aber sichere Berichte fehlen. Was feststeht, werden wir, um Wiederholungen zu vermeiden, in der Darlegung der wichtigsten Reisen in dieser Provinz Afrika's vortragen, in den jetzt veröffentlichten letzten Reisen des vor Allen berühmten und verdienstvollen Livingstone, die den Schluß dieses Bandes bilden.

Zweites Buch.

Erster Abschnitt.

Livingstone's Forschungsreisen im Zambesi-Delta und Entdeckung des Schirwa und des Nyassa- Sees (1858—1860).

Livingstone hat seine letzte große Reise durch Süd-Afrika, von der er 1864 zurückkehrte, schon im Jahre 1858 angetreten, mithin wieder einen großen Zeitraum in diesem, für Europäer im Allgemeinen so sehr ungastlichen Erdtheile zugebracht. Hintereinander haben drei Minister des auswärtigen Amtes, Clarendon, Malmesbury und Russell, die Unternehmungen des berühmten Reisenden auf das Lebhafteste unterstützt und sich ein Mitanrecht auf den Dank erworben, den Welt und Wissenschaft auf das Bereitwilligste spenden. Dieser Dank kann in seinem ganzen Umfange erst verstanden werden, wenn man erwägt, daß es sich nicht bloß darum handelte, neue Märkte für englische Producte aufzusuchen, neue Handelsgegenstände ausfindig zu machen, die Wissenschaft als solche zu bereichern, sondern daß man zugleich ernstlich bemüht war, neue Cultur-Elemente in diesen gesegneten Landstrichen einzubürgern, das heißt, Landbau, Industrie und

Handel zu wecken, sowohl direct, als auch besonders indirect durch Unterdrückung des Sklavenhandels, den Livingstone mit Recht als das größte Hemmniß der Civilisation und regen Handelsgeistes bezeichnet.

Mit Dr. Kirk, seinem Bruder Karl Livingstone, R. Proraton und Anderen verließ er am 10. März 1858 London, landete zuerst am Cap und gelangte im Mai in die Zambesi-Mündung, denn es war beschlossen, zunächst diesen mächtigen Strom aufwärts zu fahren. Die Expedition war auf das Vortrefflichste ausgerüstet. Seine europäischen Begleiter konnten nicht besser als unter seiner bewährten Leitung lernen, wie man am Besten in diesem Lande die Reise-Einrichtungen trifft und sich den Eigenthümlichkeiten seiner Einwohner anbequemt. Sollte das gemeinsame Menschenloos den wackeren Livingstone bald abrufen, so haben sie seine sichere und bedächtige Verkehrsweise zu beobachten und sich anzueignen genügende Gelegenheit gehabt und können unschwer in seine Fußstapfen treten. Für den gewöhnlichen Dienst waren zwölf Mann von der Krooküste bei Liberia engagirt, gewandtes, abgehärtetes und für jede schwere Arbeit auf englischen Schiffen beliebtes Volk.

Außer dem Colonial-Dampfschiff „Perle“, Capitain Duncan, das einen Tiefgang von fast 10 Fuß hatte, war ein kleines Dampfboot für die Weiterreise in den höher gelegenen Stromgebieten zur Verfügung gestellt und, in drei Theile zerlegt, auf dem Decke der Perle in den Zambesi mitgebracht. Auf der ersten Unterstelle im sogenannten West-Luabo zwischen niedrigen Sumpfküsten wurde der kleine Dampfer zusammengekehrt und zu Ehren der Gattin Livingstone's „Ma-Robert“ genannt.

Die vielen Mündungen im Zambesi-Delta sind bis auf den heutigen Tag noch nicht mit Sicherheit aufgenommen und mögen ihren Werth für die Schifffahrt auch noch häufig wechseln. Der Kongone gewährte zur Zeit die meiste Sicherheit und es ist kein Zweifel, daß nicht den nachlässigen Portugiesen, sondern den Engländern das Verdienst dieser Ermittlung gebührt. Die anderen drei Hauptmündungen des Zambesi heißen Milambe, Luabo und Muselo, sind aber nur bei günstigem Hochwasser fahrbar und werden fast nur von Schleicher- und Sklavenhändlern benutzt.

Livingstone wählte zur Einfahrt den Kongone und sah sich schnell in die üppige, die Sinne verstrickende tropische Natur versetzt. Anfänglich waren die Ufer niedrig, sumpfig und nur mit Mangelwäldern bedeckt. Die Bevölkerung schien nur aus entlaufenen Sklaven zu bestehen, denn beim Anblick der weißen Männer flüchteten sie sich schleunigst in das unzugängliche Dickicht der Wälder. Wo Pflanzungen sich zeigten, war großer Reichthum an Wild unverkennbar und schnell wurde an Büffeln, Schweinen und Antilopen genug für die Bedürfnisse der Mannschaft erlegt.

Nach zwanzig Meilen Fahrt wurden die Mangelbäume seltener und der fruchtbare, schwarze Boden zeigte sich reich an mächtigen Farnkräutern, Palmen, auch Dattelpalmen, Hibissus, Pandane oder Schraubenpalme. Weiter aufwärts kamen Wiesen mit riesigen Grasarten, welche periodisch niedergebrannt werden, Hüften der Eingeborenen wurden nur sparsam gesehen und erwiesen sich auf dem Sumpfgrunde meistens als eigentliche, wenn auch wenig widerstandsfähige Pfahlbauten. In den Gärten gediehen sehr ergiebig Reis, Pataten, Kürbisse, Kohl, Zwiebeln, Erbsen u. a. m. Auch Baumwolle und Zucker wurden gebaut und würden sicherlich einen unvergleichlichen Ertrag liefern, wenn das Land Bewohner hätte, wie z. B. die Cap-Colonie. Aber von diesen portugiesischen Leibeigenen ist vielleicht noch für eine lange Folgezeit wenig Namhaftes zu erwarten.

Da das Flußbett des Zaire, in dem die Perle fahren konnte, unausgesetzt von einem Ufer zum anderen übersprang und die Fahrt sehr erschwerte, so wurde bei der Insel Simbo dieses große Schiff zurückgeschickt, die für die Expedition bestimmte Ladung theils auf Ma-Robert, theils auf einer kleinen Grasinsel, 40 Meilen von der Barre, untergebracht und nun erst die eigentliche Reise mit ihren tausend Reizen, Beschwerden und Gefahren angetreten. Nun galt es, sich durch stete Thätigkeit und redliche Pflichterfüllung aufrecht zu erhalten und gegen die Nachtheile des Klima's und der Bodenausdünstung dadurch zu sichern, daß man womöglich in steter Bewegung sich erhielt und stets aufpaßte. Trägheit und Unmäßigkeit strafen sich nirgendwo schneller, als in den sumpfigen Flußgebieten Afrika's.

Eine bemerkenswerthe Station ist Mazaro, doch waren die 60 bis 70 Meilen bis zu dieser Bucht weder belebt, noch sonderlich rei-

zend. Auf den zahlreichen Inseln des breiten Flusses zeigten sich häufig Krokodile, Flußpferde und von Wasservögeln Löffelreiher, Flamingo's, wilde Gänse und große Flüge von Uferschwalben und Insekten jeder Art. Erst bei Mazaro gewinnt die Gegend an Anmuth, die längs dem Ufer hinstreichenden Stätten sind bei Schupanga wohlbewaldet und in weiter Ferne zeigen sich blaue Berge. Als aber Livingstone an das Land stieg, um Freunde und Bekannte von seiner frühern Reise zu begrüßen, sollte er auf eine Weise überrascht werden, die kaum schlimmer gedacht werden kann.

Das weite Gebiet befand sich im Kriegszustande. Am Ufer empfing ihn der wiederholte Anblick und Geruch verwesender Kriegsoffer, die Niemand sich berufen fühlte zu bestatten. Von Schupanga aus wurde er gebeten, den portugiesischen Gouverneur auf sein Schiff zu nehmen, da er fieberkrank und deshalb kampfunfähig sei. Livingstone erklärte sich dazu gern bereit und nahm selbst den schwachen und schwankenden Mann unter den Arm, um ihn zum Boote hinzubegleiten. Dieser Liebesdienst wurde noch dadurch sehr erschwert, daß gleichzeitig die eingeborenen Rebellen zu neuen Angriffen übergingen und die Kugeln von allen Seiten her um ihre Köpfe piffen. Einige der portugiesischen Soldaten hielten tapfer Stand und verhinderten das weitere Vordringen der Rebellen, die Offiziere aber, die ihre Sklaven nach dem Flusse zu flüchten sahen, waren darüber so erbost, daß sie es vorzogen, auf diese zu feuern. Se. Excellenz wurde indeß auf dem Schiffe geborgen und genas später unter geeigneter Behandlung mit Chinin vollkommen.

Mit dem Kriege, in den unsere Reisenden unvermuthet verwickelt wurden, hatte es folgende Verwandtniß. Ein Halbblut, Namens Mariano, oder nach der Bezeichnung der Eingeborenen Matafenga („behebend“ wie ein Baum im Sturme), hatte als Sklavenjäger und Sklavenhändler seit Jahren in weitem Umkreise von Mazaro sein Unwesen getrieben, geeignete Eingeborene und entlaufene Sklaven aufzufinden, für sein Räuberwesen zu sammeln und auszubilden gewußt und auch mit Feuerwaffen wohl versehen. So herrschte er wie ein Fürst von eignen Gnaden und war der Schrecken der entfernter wohnenden Stämme. Je mächtiger und reicher er wurde, um so ungescheuter trieb er sein Handwerk und erschien mit seinen Leuten sogar

bei Senna, wo er unter den Kanonen des Forts aufgriff, was zu greifen war, und in Ketten nach Kiliman schaffte, wo die Gefangenen von seinem Schwager Cruz Coimbra auf Schiffe gebracht und als „freie Auswanderer“ nach der französischen Insel Bourbon verkauft wurden.

Die scheußlichen Grausamkeiten, die sich Mariano hatte zu Schulden kommen lassen und die von allen Seiten bestätigt wurden, übersteigen alle Begriffe. Einmal hatte er, um sich in den erforderlichen Respekt zu setzen, vierzig Personen, die von ihm in langer Reihe aufgestellt waren, nacheinander mit eigener Hand niedergemetzelt. Dabei störte er den Handel der Portugiesen, und verführte wo er konnte ihre Sklaven zur Flucht.

Das veranlaßte endlich die Behörden, mit bewaffneter Macht gegen ihn vorzurücken und eigentlichen Krieg mit ihm zu führen. Längere Zeit mußte Mariano sich seiner Haut zu wehren und der Verhaftung zu entgehen. Endlich wurde ihm dieser Kampf lästig und bedenklich und er hielt es für das Richtigere, „goldene Kugeln“ zu gebrauchen. Er begab sich, auf die Bestechlichkeit der Portugiesen vertrauend, nach Kilimane und machte dem Gouverneur seine Offerten. Da Silva steckte ihn aber ein und transportirte ihn baldigst zur Aburtheilung nach Mozambique.

Damit war der Krieg indeß nicht sofort beendet. Mariano's Getreuen setzten ihn vielmehr unter dem Oberbefehl Bonga's, der ein Bruder Mariano's war, noch über ein halbes Jahr fort und in dieser Periode des Kampfes, Juni 1858, war es, daß Livingstone mit den Betheiligten in Berührung kam. Sein und seiner Leute Verhältniß zu den kämpfenden Parteien war ein neutrales und von den Rebellen, die sonst sämmtlich das Abzeichen des Sklaventhums auf der Brust eingebrannt zur Schau trugen, wurden sie, wo sie anlangten, sogar mit Jubel empfangen. Denn alle diese Unglücklichen, aus welchen die Portugiesen und andere den Sklavenhandel protegirenden Völker ihre Arbeitskräfte recrutiren, wissen es sehr wohl, daß England für die Freiheit der Sklaven zuerst erfolgreich in die Schranken getreten ist und im Bereiche seiner Macht diese Unmenschlichkeit nicht duldet.

Als Livingstone die fieberkranke Excellenz auf den Ma-Robert gebracht hatte, zogen sich die Rebellen in ihre Schlupfwinkel zurück

und die Portugiesen hielten sich ebenfalls auf einer gegenüberliegenden Insel ruhig. Aus guten Gründen. Die Munition war ihnen gänzlich ausgegangen und sie hätten sich vor ihren unzivilisirten Gegnern, wenn diese wieder vorgegangen wären, schmähtlich genug zurückziehen müssen. Aber die Rebellen warteten ebenfalls Wochen lang auf neue Angriffe Seitens der Portugiesen und als dieselben endlich neuen Schießbedarf erhalten hatten, griffen sie dann auch die Rebellen so nachdrücklich an, daß sie dieselben nach einem viertelstündlichen, harten Gefechte gänzlich auseinandersprengten.

Aber auch danach war der Kampf noch nicht zu Ende. Mariano hatte an der Mündung der Schire eine Art hölzernen Bollwerkes errichtet, auf das seine Rückzugsklinie zurückging und in dem er seine Kriegsvorräthe bewahrte. Erst nach zwei Monaten, als es den Portugiesen gelungen war, diese extemporirte Festung niederzubrennen, zerstreuten sich die Rebellen. Bagno unterwarf sich dem Gouverneur, da er für sich kein Interesse habe, den ungleichen Kampf fortzusetzen und so hatten die Portugiesen nach dieser Seite hin einstweilen Ruhe.

Wie wenig sie es aber verstehen, auf die Nachbarstämme in einer dem Handel und Gedeihen ihrer Provinz erspriesslichen Weise einzuwirken, erhellt zur Genüge daraus, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes den südlich vom Zambesi wohnenden Zulus oder Vandeens tributpflichtig sind. Diese kommen jährlich zu bestimmter Zeit in hellen Haufen nach Senna und Schupanga, um sich auf Kosten der portugiesischen Händler zu bereichern. Der zu zahlende Tribut besteht zur Zeit in Perlen, Messingdraht und 200 Stück Rattun von je 16 Yards, doch erhöhen die Zulus ihre Tributansforderungen sofort, wenn sie durch ihre Spione in Erfahrung gebracht, daß die Portugiesen gute Jahre gehabt haben. Diese verzichten denn auch ausgesprochener Maßen darauf, irgend mehr als dringend erforderlich ist zu bauen, um nicht höhere Tribute zahlen zu müssen.

Livingstone läßt mehr errathen, als daß er direkt es sagt, daß der Unzuverlässigkeit der Portugiesen die Unzuverlässigkeit und Verderbtheit der Landeseinwohner, besonders der Lastträger und der übrigen gewandten Schiffsleute, gefolgt ist. Unterhalb Mazaro findet keinerlei Handel mehr statt, nur Transporte aus den höheren Landesgebieten, aber für diese Transporte gibt es gegenseitig kein Vertrauen.

Die Händler kommen oft um ihre Waaren und die Schiffer fahren nicht, wenn sie nicht vorher bezahlt sind. In dem beliebtesten Schifferliede heißt es ausdrücklich: „Uachingera, Uachingera, Kale!“ — d. h. „du bist ein Gauner und bist es stets gewesen!“ Dieses Mißverhältnisses wegen müssen sich die Portugiesen zahllose Unwürdigkeiten gefallen lassen. Um bei Schupanga Schiffsholz ungestört fällen zu dürfen, insbesondere den Baum Mokundu-Kundu, hatte ein Portugiese in Kilimane sich dazu verstanden, im Jahre 1858 dem Zulus 200 Dollars zu zahlen, ein Preis, der in dem folgenden Jahre auf 300 gesteigert wurde. Aus diesen Umständen wird es begreiflich, daß die portugiesische Provinz Mosambique dem Mutterlande nicht nur nicht einträglich ist, sondern daß ihr Besitz Jahr für Jahr bis 6000 Pfd. Sterling kostet. Diese Thatsache theilte der Gouverneur unseren Reisenden selbst offenherzig mit.

Die Lage von Schupanga ist reizend. Aus den stillen, weiten Gewässern des Zambezi erheben sich zahlreiche grüne Inselgruppen, Grasplätze und Gärten mit Mangosfrüchten erstrecken sich vom Ufer bis aufwärts und über einem Mittelgrunde von üppigen Gefilden und Wäldern von Palmen und anderen tropischen Baumarten umgürten das Morambala — und andern Gebirgen den blauen Horizont. Schupanga hat nur ein steinernes, einstöckiges Gebäude, das aber bequem eingerichtet ist und in dem während der Kämpfe mit Mariano der Gouverneur sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Aber von schmerzlichem Interesse ist es für alle Engländer und Freunde des Reisenden, denn hier raffte das Fieber im Jahre 1826 Kirkpatrick von der Owenschen Expedition und 1862 die treue Lebens- und Reisegefährtin Livingstone's dahin. Einige hundert Schritte vom Hause ruhen Beide unter einem riesigen Baobab.*

* Von dieser riesigen Baumgattung (*Andansonias digitata*) hat mir Dr. Taylor Esq. ein Schotte, der als englischer Schiffsarzt fast alle Meere befahren und alle Welttheile kennen gelernt hat, interessante Schilderungen gemacht. Auf Macarthy, einer Insel mit Factoreien im Gambia, circa 100 Meilen vom Ausfluß ins Meer, hat er einen vor Alter hohl gewordenen Baobab beobachtet, der als Gefängnißlokal eingerichtet und geräumig genug ist, um gleichzeitig 14—16 Gefangene aufzunehmen. Herr Taylor, mit Kapitän Becroft und Anderen, die um die Afrika-Reisenden große Verdienste haben, wohlbekannt und befreundet mit dem Schiffarzt Dr. Oldfield besuchte mit demselben die Ruhestätte des liebenswürdigen und

Als gegen Mitte August 1858 die Reise nach Tete fortgesetzt wurde, blieb Dr. Kirk noch einige Wochen zurück, sowohl um einen benachbarten Landsee zu erforschen, als um an Stelle portugiesischer Aerzte die kranken und verwundeten Soldaten zu behandeln. Die Schwierigkeit der Fahrt wurde täglich größer. Das Fahrwasser war unbekannt, so daß Ma-Robert oft festsaß, der schwarze Steuermann war unerfahren und feig, so daß er, wenn man ihn wegen seiner Fehler hart anließ, davon laufen wollte, die Maschine des Dampfers war übel konstruirt, sie erforderte entsetzlich viel Brennholz, und wenn von 2 Uhr Morgens bis 6 Uhr geheizt war, stieg noch kein Rauch empor. Dazu arbeitete das Schiff so langsam, daß die schwerbeladenen Baumkähne der Eingeborenen ihm zuvor kamen. Nach Senna, das an einem seichten Flußbett liegt, durfte das Schiff sich nicht wagen, weßhalb es bei dem Negerdorf Nyarufa vor Anker ging und unsere Reisenden die Stadt andern Morgens zu Fuß aufsuchten. Der schmale Fußpfad leitete sie anmuthig durch Gärten, Akazienwälder und an kleinen Dörfern vorüber, der Himmel war bewölkt, die Luft abgekühlt und kleine Singvögel der mannichfachsten Art ließen ihren Gesang erschallen, die Eingeborenen, theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit alten Tower-Musketen bewaffnet, waren artig und grüßten höflich, als der Zug vorüberging. Die Frauen verneigten sich, obgleich sie oft schwere Lasten auf dem Kopfe trugen.

Senna, früher befestigt, liegt größtentheils in Ruinen und liefert Zeugniß für die Unfähigkeit der Portugiesen ihre Colonien zu sichern. Von Kirche und Kloster sieht man nur noch Spuren und die wenigen erhaltenen oder wieder aufgerichteten Häuser werden von Kaufleuten bewohnt, die Handel mit Elfenbein treiben, den sie durch treue Sklaven im Inneren aufkaufen lassen. Wer einen Tag in Senna verweilt und nicht vom Fieber heimgesucht wird, darf sich glücklich schätzen.

unverdroffenen Richard Vamber bei Clarence auf Fernao do Po, einen ungeschmückten Rasenhügel. Im Jahre 1865/66 hatte ich das beneidenswerthe Glück, Herrn Taylor als Hausgenossen bei mir in Godesberg wohnen zu sehen, und statte ihm hier gerne öffentlich den Dank ab, den ich ihm bei der Darstellung dieser Forschungsreisen für gar manche schätzenswerthe Auskunft schuldig bin. E. H. Schauenburg.

Mit viel Worten des Lobes spricht Livingstone von dem Herrn Ferrao, der als Patriarch hier lebt und der uneigennützige Wohlthäter Aller ist, die zu ihm kommen. In Zeiten der Noth ist er es, der allein die Eingebornen vom Hungertode errettet, und wenn die portugiesische Regierung nicht seinen Vater, der früher hier Gouverneur war, tactlos um einen großen Theil seines Vermögens gebracht hätte, so würde ganz Senna in blühendem Zustande sich befinden. Ferrao ist überzeugt, daß bei richtigem Eingreifen der Behörden die Eingeborenen willig große Quantitäten Baumwolle produziren würden, aber wenn es nur dem Vortheile Anderer gälte, blieben sie unlustig. Das Alles bestätigten die Schwarzen selbst.

Die Zambezi-Ufer waren reich an Wild. Zebras, Waldböcke, Wildschweine, Büffel und Elephanten kommen häufig vor, zumal auch Flußpferde, deren Jagd Livingstone schildert. Man beschleicht die am Ufer schlafenden Thiere und durchbohrt ihre dicke Haut mit einer Harpune, deren Tau an der hakigen Spitze befestigt ist, so daß nur die Spitze sitzen bleibt und der Schaft nachher auf dem Wasser schwimmt und die Spur des flüchtigen Thieres verräth. Der Strom hat oft die Breite von vier Meilen, das Fahrwasser ist aber schmal, schwer zu finden und oft so reißend, daß die Segel mit zu Hülfe genommen werden mußten, um die Gewalt der Strom-Schnellen zu überwinden. Auch hier kommt die Tsetse-Fliege vor, ist aber hinsichtlich ihrer Gefährlosigkeit für Hausthiere nicht bekannt, wenigstens glaubt man, daß ein Pferd, welches dem Gouverneur von Tete gebracht wurde und der Tsetse erlag, die Lust (!) nicht habe ertragen können. In der Nähe von Tete lagen viele Häuser in Trümmern, noch erst vor wenigen Jahren von den feindlichen Einwohnern zerstört.

Es war am 8. September 1858, als das Schiff bei Tete anlegte und Livingstone die Reste seiner hundert Makololo wieder sah. Ihre Zahl war wesentlich zusammengeschmolzen, dreißig waren dem Fieber erlegen, sechs junge Leute hatten bei benachbarten Häuptlingen durch Ausführung von Tänzen ihren Unterhalt erwerben wollen, waren aber von einem gewissen Bonga, einem Halbblut, den die Regierung von Bissabon hinterher zum Capitain ernannte, hingerichtet, weil er zu fürchten vorgab, sie hätten Zaubermittel zu seinem Verderben bei sich. Ueber den Tod Setwebu's, den Livingstone nach England

hatte mitnehmen wollen, der aber auf Mauritius starb, waren sie sehr betrübt, äußerten aber gefaßt: „in irgend einem Lande stirbt der Mensch!“ So war es den armen Makololo übel genug ergangen. Durch Holzfällen und Tagelöhnerdienste hatten sie das Nothdürftige erworben und waren nun außer sich vor Jubel, daß Livingstone, gewissermaßen als ihr Befreier, wieder zu ihnen kam. Man hatte in Europa ausgesprengt, Seitens der portugiesischen Regierung würde während Livingstone's Aufenthalt in Europa für seine treuen Makololo gesorgt und die Regierung wurde deßhalb vielfach gelobt. Es ist aber thatsächlich Nichts für die armen Menschen geschehen und vielleicht beruht das ganze Gerücht auf lügenhafter Erfindung. Hätte die englische Regierung in gleichem Falle ein solches Versprechen gegeben, so würde sie, meinte Livingstone, ihr Wort gehalten haben.

Indigo, Senna, Strammonium, Cassia und manche ähnliche Produkte wachsen in und bei Tete wild und würden bei einiger Cultur reichen Ertrag liefern. Aber es geschieht so gut wie Nichts. Niemand will arbeiten oder nur aufpassen. Die hergeschickten Portugiesen taugten im Vaterlande nicht viel und hier vollends nichts und wenn sie einmal Eifer zeigen, so geschieht es höchstens, um sich reich zu verheirathen und durch die so erworbenen Sklaven Elfenbeinhandel treiben zu lassen. Von dem blödsinnigen Aberglauben der eingeborenen und eingewanderten Einwohner erzählt Livingstone Dinge, die wir lieber mit Stillschweigen übergehen wollen. Die „Regendoktoren“, stehen ihm nicht viel tiefer mit ihren Ceremonien und Zaubergesängen, wie die Goaneseapatres, die durch Processionen den so nothwendigen Regen herbeilocken wollen. Als es 1858 gelungen war, kurz nach dem Neumond Regen zu erbitten, erhielt der Heilige Antonio eine goldene Krone zur Belohnung, die 22 Pfund Sterling gekostet hatte.

Die Sklaven in Tete zeichnen sich durch Lügenhaftigkeit, Diebereien und Schmutz aus, es sei denn, daß sie guten und humanen Herrn zu gehören das Glück hätten. Wie der Herr, so der Knecht, heißt es in Tete mit Recht. Unter Anderm ist der Major Sicard ein vortrefflicher Herr und Wirth, daß es mehrfach vorgekommen ist, daß freie Sklaven sich selbst ihm verkauften, um es gut zu haben und gegen Nothfälle durch seine Güter gesichert zu sein. Aber nur unter den wirklichen Portugiesen kommen solche weiße Vögel, wie Herr Sicard

vor, die im Lande geborenen und besonders die Mischlinge sind meisthin Scheusale in Menschengestalt, so daß ein gebildeter Portugiese einst mit Recht äußerte: „Gott schuf Weiße und Schwarze, aber der Teufel hat das Halbblood geschaffen!“

Auch Zucker kommt bei Tete vor, wird aber so mangelhaft gebaut und bereitet, daß nicht das Produkt, sondern nur der Boden zu rühmen ist. Livingstone fand auch Steinkohlen, in der oberen, seit Jahrhunderten der Luft ausgesetzten Schicht von geringer Güte, wo er aber einen Schacht bis auf 30 Fuß treiben ließ, wurde die Kohle immer besser. Die Goldwäschereien werden äußerst nachlässig betrieben und liefern deshalb jetzt nur wenig Ertrag. Diese Einstiche neben den goldführenden Bächen und Vorrichtungen zum Waschen, wie in Californien und Australien, kennt man hier nicht.

Im November unternahmen die Reisenden Ausflüge an die Stromschnellen von Kebrabasa, von denen sie zu viel gehört hatten, um nicht sehr gespannt zu sein. Unterwegs trafen sie auf Baobab-Bäume, die bis 100 Fuß im Umfange hatten, dennoch meint Livingstone, daß sie nicht über 500 Jahre alt seien, da die Jahresringe ihn niemals gezwungen hätten, auf ein höheres Alter zu schließen. Das Kebrabasa-Gebirge kreuzt die Richtung des Zambesi und schränkt ihn in ein Thal von kaum einer Viertelmeile ein. Dasselbe ist das Hochwasserbett des Stromes und mit riesigen Felstrümmern in wildester Unordnung gefüllt, die bei dem augenblicklich niedrigen Wasserstande ein Bild von imposanter Schönheit darboten. Für Geologen würde diese Felspartie außerdem von großem Interesse sein; Syenit von schön blauer Färbung überwog neben blaßrothen Granitblöcken. Das Wasser lief in einer engen Rinne von solcher Tiefe, daß man bei 10 Faden noch keinen Grund fand, während die über 30 Fuß hohen Masten des Dampfers noch nicht bis an die Grenze des Hochwasserstandes reichten. Die Form und Glätte der durcheinander geschleuderten Felsmassen zeigte unverkennbar, mit welch' unbeschreiblicher Gewalt das Wasser sich hier zu gewissen Zeiten durchbricht, die Uferländer durch abgesetzte Bestandtheile wie mit schwarzer Glasur überziehend.

Unfägliche Mühe kostete es Livingstone und Dr. Kirk mit einigen der getreuen Makololo und eingeborenen Führern bis zu dem Berge

Morumbwa und dem dortigen Fall des Zambesi vorzubringen. Der Weg hörte thatsächlich auf. Bald in tiefem Sande, bald durch Dorn-
gestrüpp, bald über glühende Felszacken wurden sie hingeführt oder
führten sie vielmehr ihre Führer, denn diese flehten sie oft mit den
dringendsten Worten an, die lebensgefährliche Partie zu unterbrechen.
Die Makololo konnten kaum noch marschiren, so sehr waren ihre
Füße mit Brandblasen bedeckt. Sie wandten sich an Dr. Kirk mit
ihrer Bitte, aber dieser verstand ihre Sprache nicht, war auch selbst
zu begierig, den Fall zu sehen und zu erforschen, ob der Strom dort
aufhöre, schiffbar zu sein.

Endlich dem Ziele nahe, mußte noch ein nacktes Vorgebirge, das
weit in einer Krümmung des Flusses vorsprang, auf weiten Umwegen
— immer in der sengendsten Hitze — theils umgangen, theils über-
klettert werden. In dieser Krümmung, wo die Strombreite der nahe
zusammentretenden Felsen wegen kaum fünfzig Yards beträgt, stürzt
die Wassermasse in einer Länge von dreißig Yards etwa zwanzig Fuß
schräg abwärts, aber an emporragenden Felsblöcken schon vorher ge-
brochen. Es war ersichtlich, daß außer bei Hochwasser hier kein
Fahrzeug passiren kann. Wenn aber, wie die Hochwassergrenze an
den Felswänden erkennen ließ, der Spiegel sich um 80 Fuß höher
erhebt, so würden der Fall und die Felsen den Schiffen kaum noch
gefährlich sein.

Die Höhe des Berges Morumbwa, der sich rechts über den
Wasserfall hinaus erhebt, schlägt Livingstone auf 2—3000 Fuß an.

Die Rückkehr nach Tete fiel in das Ende der heißen Jahreszeit,
die Luft war schwül, alles Laub welk und bestäubt, jede Aussicht durch
Dünste verdeckt. Plötzlich fiel der Regen und schon am nächsten Morgen
war die Landschaft wie umgezaubert, hell und frisch durchströmt, und
schnell sproßte überall leuchtendes Grün. Nicht lange, so entfalteten
sich in weißen, rothen, gelben und tausend andern Farben die prach-
tlichsten Blüthen, *Rigelia*, *Erythrina* u. A. Myriaden von Bienen,
festsamen Käfern und schimmernden Schmetterlingen bleiben bis in die
Nacht zwischen ihnen in Thätigkeit. Dazu bunte Vögel und Sing-
vögel der mannigfachsten Art, die ganze tropische Pracht der Flora
und Fauna.

Drei Jahreszeiten, schlug Dr. Kirk vor, für diesen Theil Afrika's

als Regel aufzustellen, die kalte von Mai bis Juli, die heiße von August bis Oktober und die Regenzeit in den übrigen Monaten. Jedenfalls entspricht für Tete dieser Aufstellung die doppelte Hochwasserperiode, Ende Dezember und Anfang Januar das Regenwasser und im März das Eintreffen des Ueberschwemmungswassers, das aus den ungünstigen Seitenbassins in das Flußbett zurückströmt. Am Nil und Niger wird bekanntlich ein ähnliches Verhalten beim Ablauf der Gewässer beobachtet. Das zweite Hochwasser steige in Tete nur etwa alle 4 Jahre bis zu einer Höhe von 30 Fuß, wurde dort berichtet, doch fügt Livingstone bei, daß er allen diesen Berichten keinen Werth beilege, da sie nur aus der Erinnerung gegeben würden und die portugiesischen Beobachtungen nur hinsichtlich der Preise ihres weißen und schwarzen Elfenbeines auf Genauigkeit Anspruch erheben dürften. Jedenfalls ist erst auf Livingstone's Betrieb in Tete ein Pegel aufgestellt.

Es wurde die Stromschnelle bei Kebrabasa noch wiederholt besucht, auch bei höherem Wasserstande, und ausgemittelt, daß der Fall, dann allerdings verdeckt, die Stromgeschwindigkeit aber eine noch bedeutendere war. Bei höchster Höhe des Wasserstandes soll die Strömung aber wieder eine geringere werden. Keinenfalls schien es möglich, den kleinen Reisedampfer durch die Schnellen zu zwingen, weshalb die Expedition nach London berichtete, es möge zu diesem Zwecke ein geeignetes Schiff von mehr als nur 10 Pferdekraft ausgerüstet und nachgeschickt werden.

Inzwischen wurde beschlossen, den nördlichen Nebenfluß des Zambesi, den Schire zu erforschen. Die Notizen der Portugiesen waren so mangelhaft, daß ihnen absolut kein Gewicht beigelegt werden konnte, auch gestand der Gouverneur offenherzig, daß er, obgleich seine Regierung es wünsche, doch nicht wage, sich an dieser wagehalsigen Expedition zu betheiligen. Die anwohnende Völkerschaft der Manjanga galt nämlich für tapfer und blutgierig.

Im Januar 1859 wurde die Fahrt begonnen und nur während der ersten 25 Meilen durch Wasserlinsen, die aus einem westlich gelegenen Bassin stammen, wenig erschwert. In dem Gebiete des Häuptlings Lingare wurde allerdings Halt geboten, als Livingstone aber getrost an Land ging und erklärte, sein Schiff sei ein englisches,

wurde der alte, verständige Häuptling sofort sehr freundlich und erklärte, das Bestreben der Engländer, die Sklaverei abzuschaffen, wohl zu kennen und wie er sie besonders vor den Portugiesen wohl zu unterscheiden weiß. Der ganze Stamm wurde versammelt und männiglich mitgetheilt, welche Reisezwecke diese weißen Männer verfolgten.

Der Schire hat keine Sandbänke und blieb die ersten 200 Meilen bei mindestens 2 Faden tief, so daß die Fahrt, wenn auch oft durch Krümmungen verlangsamt, doch an sich flott vor sich ging. An diesem Punkte angelangt, in gerader Linie 100 Meilen von Tete, wurde durch die prachtvollen Wasserfälle Halt geboten, die im Lande Mamvira heißen, von Livingstone aber zu Ehren Murchinson und für seine Verdienste um die Erforschung Africa's die M u r c h i n s o n s c h e n F ä l l e getauft worden sind. Der Sturz hat einen kleineren Fallwinkel als die oberen fünf Fälle und kann gegen deren Großartigkeit allerdings kaum in Betracht kommen.

Nachdem im März 1859 noch eine zweite Expedition den Schire hinauf veranstaltet, das Frühere bestätigt und die Sinnesart sämmtlicher Anwohner als eine entschieden wohlwollende gefunden war, wurde die Entdeckung des Schirwa=See's beschlossen. Mit Dr. Kirk und einigen Matololo brach Livingstone auf, um sich in nördlicher Richtung nach dem „Nyansa Mufulu“ führen zu lassen, wie er den See bezeichnen zu müssen glaubte. Der Führer brachte sie aber in einen Elephantenumpf, der ebenfalls so genannt wurde, und so hatte er den Tod nicht verdient, den ihm ein erzürnter Matololo für sein Irreführen bereiten wollte. Dieser Stamm erscheint auch übrigens keineswegs so sanft, als Livingstone ihn erzogen zu haben glaubt und glauben machen möchte. Bei wiederholten Gelegenheiten hätten sie sich gern mit den Manjanga gemessen und wurden nur durch Anwesenheit ihres Friedensapostels in Ruhe gehalten.

Am 18. April lag endlich der Schirwa=See vor den Augen der erfreuten Reisenden, eine weite Wasserfläche, reich an Blutegehn, Fischen, Krokodilen und Flußpferden und etwas bitter-salzig von Geschmack, wahrscheinlich wegen mangelnden Abflusses. Kleine Inseln im See ragten hoch empor und waren mit hohen Bäumen geziert, ebenso scheint das Wasser von erheblicher Tiefe zu sein. An der Südwestseite erhebt sich der Pirimiti oder Mopeupeu, im

Westen der Chikala, der mit dem 7000 Fuß hohen Zamba in Verbindung steht, und im Osten eine längere Hügelreihe. Livingstone schätzt die Länge auf 60—80, die Breite auf etwa 20 Meilen. Gegen Norden ist er nur durch eine Landzunge von einem zweiten Wasserbecken getrennt. Seine Umgebung ist reizend und von reicher Vegetation, in S.O. felsig eingefaßt und von malerischer Wirkung.

Am 23. Juni wurde der elende Dampfer in Tete reparirt und dann wieder auf dem Kongone nach dem Meere gefahren, um von einem englischen Kreuzer mit neuem Proviant versehen zu werden. Auch ging das Dienstvolk von der Krooküste nach dem Cap zurück, da die Matololo sie vollständig ersetzen konnten und Bitterung und einheimische Nahrung besser ertrugen.

Erst im August konnte der Schire zum zweiten Male befahren werden. Die Stahlplatten, aus denen der Dampfer gebaut war, bekamen von Tag zu Tag mehr Löcher und Risse, wie wohl dünnes Eis sie zeigt, und war stets leck, so daß unaufhörlich gestopft und geflickt werden mußte. Trotzdem waren Kajüte und Koyen stets feucht, viele Sammlungen verdarben und das Fieber hörte nicht mehr ganz auf. Dr. Kirk bestieg wiederholt die benachbarten Berge und brachte manche wichtige Notiz, manchen interessanten Fund heim. Er sah über 30 Arten von Farn, darunter die riesige Baumsfarne, Citronen und Orangen wildwachsend, Ananas bei geringer Cultur vortrefflich gedeihen, ferner Vögel jeder Art und Säugethiere von den kleinsten Affen bis zu den mächtigsten Nashörnern.

Auch eine heiße Quelle entdeckte er auf dem nördlichen Abfall des Morambla-Berges. Der Name bedeutet „der hohe Wachtthurm“, was dadurch gerechtfertigt erscheint, daß er etwa 500 Yards vom Flußrande bis zu einer Höhe von 4000 Fuß aufsteigt. Die Quelle entspringt mit zwei Augen, und strömt als klarer, heißer Bach dahin. Ein Ei wurde in der üblichen Zeit hart gesotten und ein Thermometer zeigte 174° F. Hundert Fuß thalwärts ist das Wasser für ein Bad fast noch zu heiß und da es zudem schwefelhaltig ist, wie man aus der am Ufergestein abgesetzten Schwefelkruste deutlich ersah, so ist es bemerkenswerth, daß die an vielerlei Hautkrankheiten leidenden Portugiesen noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, diese Schwefelthermen zu Heilzwecken zu benutzen.

Ohne wesentlich neue Erfahrungen und Erlebnisse, aber von den Eingeborenen überall mit Freuden und Geschenken bewillkommenet, drang die Expedition bis zur Dakanamoio=Insel vor, die für den täglich defecter werdenden Dämpfer eine geeignete Haltstelle zu sein versprach. Er wurde festgelegt und Livingstone verließ ihn mit drei Weißen und zweiundvierzig Makololo, um zu Fuß die Erforschung des vielbesprochenen, aber noch von keinem Europäer gesehenen Nyassa=See's zu versuchen. Von den Schwarzen wurde eine große Anzahl mitgenommen, theils um das Gepäc zu tragen und erforderlichen Falles zum Schutz in Gefahren, hauptsächlich aber um den noch gänzlich fremden Stämmen, durch deren Gebiet der Zug gehen mußte, heilsamen Respekt einzulösen.

Der Weg führte die erste Zeit aufwärts, was an der veränderten Vegetation bald zu erkennen war, das Marschiren aber auch sehr erschwerte. Auf einem Punkte von etwa 1000 Fuß wurde zuerst gerastet und man fand den Rückblick über alle Beschreibung reizend. Das Thal, in dem man aufgestiegen war, zeigte sich in seinen vielen Windungen, von einem hellschimmernden Bergwasser wild durchströmt, das überall sichtbar, seine schäumenden Wogen zuletzt in den stillen Schire ausgießt. Diesen sah man, von dem Dorfe des Häuptlings viele Meilen weit berg- und thalwärts die mit dunkelgrünen Wälder reich geschmückte Landschaft durchziehen und der ferne West und Südwest war von den blauen Bergen des Hochlandes der Maravi eingefäumt.

Sehr ermüdet langte die Gesellschaft in dem Dorfe des Häuptlings Chitimba an, das, wie alle Manjanga=Dörfer, von einem dichten Gehege giftiger Euphorbienbäume umgürtet ist. Der Häuptling empfing die Reisenden mit freundlicher Gastlichkeit und ließ den Weißen Rohrmatten zum Sitzen ausbreiten und das übliche Geschenk, aus einer Ziege und einem Korbe mit Mehl bestehend, herbeibringen. Als Gegengeschenk erhielt er Perlen und Kattun, worauf bald ein lebhafter Verkehr und Handel begann. Bald hatte man Erbsen, Mehl und Geflügel genügend gegen Kattun, das die Stelle der Münze im Innern vertritt, zur Genüge eingehandelt und konnte sich, da die Luft angenehm und frei von Moskitos war, unter den Bäumen zur Nachtruhe niederlegen.

Mit Anbruch der ersten Morgendämmerung wurde Kaffee mit Zwieback genossen und wieder aufgebrochen. Der Weg war wieder beschwerlich und von der nächsten Terrasse, die 3000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, der Rückblick in das Thal genossen, der westlich nach dem Miloojeegebirge und nordöstlich den Abfall nach dem Schirwa-See zeigte. Die Reisenden waren von der Pracht der Landschaft, den fruchtbaren Fluren, zahlreichen Hügeln und Wäldern und der Majestät der entfernten Berge so entzückt, daß sie sich lange nicht von der herrlichen Stelle trennen konnten.

Eine Woche lang wurde nun das Hochplateau in nördlicher Richtung durchpilgert, bis man endlich das 1200 Fuß über dem Meere liegende obere Schirethal erreichte. Das Thal ist äußerst fruchtbar, fesselte die Reisenden aber auch deshalb mehrere Tage, weil einer von ihnen fieberkrank wurde und erst allmählig sich wieder erholte.

Man war einverstanden, daß das an Wasser und guter Weide überreiche Manganjaland sich vortrefflich zur Zucht von Hornvieh und Wollschaaßen eigne und um so mehr, als außer vereinzeltten Leoparden kein reißendes Thier die Ruhe der Hirten zu unterbrechen vorhanden ist. Man behilft sich aber kümmerlich mit wenigen Ziegen und Schaaßen. Die Einwohner leben in Dörfern zusammen, deren mehrere stets einem Häuptlinge untergeben sind, dem sie einen kleinen Jahrestribut und von jedem erlegten Elephanten einen Stoßzahn zu zahlen haben. Der Häuptling oder Rundo, der am südlichen Plateau wohnt und Mongazi heißt, ist aber ein schlaffer, gleichgültiger Bursche, der sich um seine Unterthanen nicht kümmert, weshalb diese ihm den schuldigen Tribut dann auch nicht abliefern. Als Mangazi das Geschenk erhielt, ließ er es zuvor von seiner Frau prüfen, ohne deren Zustimmung er überhaupt nichts zu unternehmen schien. Man war gegen die Fremden sehr zuvorkommend und die Weiber waren arbeitsamer und thätiger, wie es anderswo beobachtet wurde, denn sie ziehen nicht bloß verschiedene auch eingeführte Sorten Baumwolle, Erdnüsse, Durra, Hirse, Bohnen, Hams, Reis, Kürbiß, Gurken, Maniok, Bataten, Tabak, Hanf u. dgl. auf wohlgeordneten Feldern, sondern sie wissen auch Eisen zu verarbeiten und beschäftigen sich mit Korbflechterei, Töpferei, und mit der wenn auch langsamen Bereitung ihrer Baumwolle. In Bezug auf die sogenannte Verzierung ihres Körpers sind sie ebenso

der Mode und dem Herkommen unterworfen, wie alle übrigen Nationen und finden das schön, was eben bei ihnen Gebrauch ist. Die Männer tragen das Haar in verschiedenartiger Weise, einer noch abenteuerlicher, wie der andere, bald in langen Locken, die wie Büffelhörner abstehen, bald in zopfigem Wickel, wie ein Büffelschwanz, bald in spiraligen Strängen, die strahlförmig vom Kopfe abfallen. Einige Stuker rasiren Figuren in das Haar, was sie für besonders schön halten. Der Scheitel, der über den Hinterkopf abwärts läuft und von unsern Kellnern und Narren gern getragen wird, ist ihnen noch nicht bekannt geworden, wie es scheint. Außerdem tragen sie Ringe aus Messing, Eisen und Kupfer an ziemlich allen Körpergliedern. Absonderlich und nachahmungswerth ist der Ring oder die Scheibe, den die Frauenzimmer in der Oberlippe tragen, die Pelele, und auf den sie keineswegs weniger stolz sind, als unsere Närrinnen auf die Ringe und Gehänge, die sie in ihren durchbohrten Ohrläppchen zur Schau tragen. Die unter der Nasenscheidewand eingebohrte Oeffnung wird mehr und mehr erweitert, bis sie ein Ring von zwei Zoll Durchmesser festhalten kann oder eine kleine Schüssel, allenfalls zur Aufnahme des Naseninhaltes. Durch den Ring sieht man deutlich die Zähne, die sorgfältig — nicht etwa gereinigt, sondern spitzegefeilt sind, um den Zähnen von Katzen oder Krokodilen zu gleichen, und schließlich, besonders bei alten Weibern, nach hinten zurückgedrängt stehen.

Innerhalb jedes Dorfes ist eine Art Marktplatz, Baolo genannt, meistens von Banganen und anderen Bäumen beschattet. Tagsüber wird hier gearbeitet und Tabak oder Hanf geraucht, Abends bis tief in die Nacht hinein gesungen, getanzt und in übertriebener Menge Bier getrunken. Die Manganja suchen überhaupt ihr Leben zu genießen und werden durch die bei Hoffestlichkeiten streng eingehaltene Etikette darin keineswegs gestört. Diese Hofetikette ist so lächerlich, wie überall. Wenn unsere Reisenden ein Dorf betraten, wurden sie auf den Baolo geführt, wo sie sich auf Rohrmatten niederließen und dem zulaufenden Volke den Zweck ihrer Reisen vortrugen. Der Häuptling wurde von Allem benachrichtigt und stellte sich nach einiger Zeit in Person ein, meist erst nachdem er seinen Weissager befragt oder auch wohl Bewaffnete hatte herbeirufen lassen. Er erscheint und gleichzeitig klatschen alle Anwesenden vernehmlich und anhaltend in die Hände, etwa wie

auf unsern Bühnen ein beliebter Komödiant begrüßt wird. Er hockt nieder und seine Minister und Hofmarschälle hocken neben ihm nieder. Er spricht einige Worte, die nicht zur Sache gehören und schweigt. Dann hockt der dolmetschende Führer der Expedition vor ihm nieder, aber er spricht noch nicht, sondern neigt sich nur vorwärts und schaut den Fürsten möglichst ausdrucksvoll an. Dieser mit seinen Räthen thut dasselbe und bringt nun erst irgend ein Wort hervor z. B. „Moio“, „Leben“, worauf wieder Alle in die Hände klatschten, entzückt über den Geist und die Huld ihres Monarchen. Dieses Klatschen wiederholt sich bei jedem Worte Sr. Majestät, bis Alle in die möglichste Ertaße gerathen und er dem Lärm dadurch ein Ende macht, daß er selbst einmal stark in die Hände klatscht. Endlich wird der Führer gefragt, wer die Fremden seien und was sie wollten, wobei immer nur die Vertreter das Wort führen, aber keine eigentliche Vorstellung stattfindet. Schließlich wurde immer Markt gehalten und entsetzlich viel Bier getrunken, auch deßhalb, weil die Vorräthe, wenn sie nicht bald vertilgt sind, ungenießbar werden. Die Reisenden kamen oft in Dörfer, in denen Alle bis auf einige Weiber total betrunken waren. Die Manganja haben auch die Eigenthümlichkeit, daß sie sich niemals waschen. Einen zudringlichen Burschen wußten die Reisenden nicht besser von sich zu entfernen, als dadurch, daß sie ihm drohten, sie würden ihn waschen. Diesem Mangel an Reinlichkeit mag es denn theilweise wenigstens auch zuzuschreiben sein, daß bei all diesen Stämmen auffallend viel Hautkrankheiten vorkommen.

Muthmaßliche Verbrecher werden dadurch ausgemittelt, daß man sie zwingt, einen Trunk, aus der giftigen Muave bereitet, zu trinken. Sterben sie, so werden sie als schuldig betrachtet, widersteht der Organismus oder stößt der Magen das Gift wieder aus, so gilt der Betreffende für unschuldig. Diesem Gottesurtheile unterwerfen sich auch die Häuptlinge bereitwillig und da die Priester den Giftrank bereiten, so ist stark zu vermuthen, daß sie ihren Gönnern und Günstlingen ein ungiftiges Gemisch vorsetzen. Die Bestandtheile des Giftrankes zu ermitteln, gelang Livingstone nicht, doch vermuthet er, daß die Rinde des Tangena-Baumes, der dem bekannten Giftbaum auf Madagascar verwandt ist, zur Bereitung benutzt wird.

Am Abend vor der Abreise hatte der Häuptling die Reisenden

befucht, ein Geschenk und Mehl überreicht und hatte eben noch bei ihnen gegessen, als von der Flußseite her ein klägliches Geschrei vernommen wurde. Schnell eilten die Makololo bewaffnet an das Ufer, kamen aber nur noch an, um zu sehen, daß ein Krokodil eine von den Frauen des Häuptlings angegriffen und in den Fluß entführt hatte. Hülfe war nicht mehr möglich und so wurde unverweilt die landesübliche Todtenklage angestellt. Die Weiber sitzen im Kreise auf der Erde und stimmen einen monotonen Gesang an, der stets mit langgezogenen Tönen auf a oder e endigt. Dabei werden alle Mehl- und Biervorräthe verschüttet und die Geschirre jeder Art zerbrochen, als Zeichen, daß der Todte von diesem Allem nunmehr keinen Gebrauch weiter machen könne. Dann tragen beide Geschlechter so lange Zeit Palmblätter fast auf dem ganzen Körper, bis diese von selbst abfallen und wollen durch diese Abzeichen ihre Trauer und den Todten zu erkennen geben.

Das höchste Wesen, an das sie glauben, nennen die Monganja den Mpambe oder auch Morungo und theilen den Glauben anderer Völker an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode. Etwas Näheres über die Art dieser Fortexistenz, sagen sie, könne der Mensch nicht wissen, da die Todten nicht zurückkehrten, um Bericht zu geben; auch wenn sie den Ueberlebenden im Traume erschienen, sagten sie doch nie, wohin sie sich begeben hätten und wie es ihnen in jener Welt gefiele.

Der Weg wurde zunächst oberhalb der Wasserfälle fortgesetzt, aufwärts am Schire, der hier breit und tief ist und nur geringe Strömung zeigt. Einmal erweitert er sich zu einem See, der Pama-lombe heißt, sehr fischreich ist und 10—12 Meilen lang und halb so breit geschätzt wurde. Seine niedrigen Ufer bedeckt ein dichter Papyrus-Wald und an der Nordseite streift eine lange Hügelfette hin. Ueber den Nyassa-See, von dem sie nur noch eine Tagreise entfernt waren, erhielten sie nur noch die widersprechendsten Mittheilungen, so daß die Makololo nicht geringe Lust bezeigten, zurückzukehren und auf diese Entdeckung zu verzichten.

Es war gegen Mittag am 16. September 1859, als man an der Südseite des Nyassa-Sees anlangte, der auf den 14° 25' f. Br. und 35° 30' östl. L. bestimmt wurde, wegen des Dampfes abgebrannter Grasflächen aber nicht weit übersehen werden konnte. Das Thal war an dieser Stelle gegen 12 Meilen breit.

Den See schon damals genauer zu erforschen, verhinderte das Mißtrauen, mit dem die Reisenden angesehen wurden. An ihre löblichen Reisezwecke wollte kein Häuptling recht glauben; es seien schon oft Weiße gekommen, sagten sie, und hätten ähnlich gesprochen, nach einiger Zeit aber hätten sie die Eingeborenen überfallen, geknebelt und in die Sklaverei geführt. Es ist thatsächlich, daß die meisten Sklaven, die nach der Küste gelangen, aus dem Nyassa-Gebiete stammen. So befand sich Livingstone, wie er deutlich erkannte, auf einem gefährlichen Boden und beschloß seine Rückreise zu beschleunigen. Er mußte auch für seine Leute fürchten, die er am Dampfschiff zurückgelassen hatte. Es mußte ihm genügen, festgestellt zu haben, daß, ausgenommen die Strecke an den Murchinson'schen Fällen, eine Wasserstraße bis zum See existire, zunächst auf den Zambesi, dann auf den Schire, und daß an den Fällen ohne große Schwierigkeit eine Straße von 35—40 Meilen gebaut werden könne. Dadurch würde der Sklavenausfuhr direct und indirect die Lebensader abgeschnitten. Man könne diesem fluchwürdigen Handel schon durch ein einziges Fahrzeug auf dem See steuern, mehr als durch sechs kostbare Kriegsschiffe an der Küste, und an Stelle der Menschenjagd werde der Austausch der Landesprodukte und humaner Verkehr treten. Elfenbein, Malachit und Kupferarbeiten bilden jetzt die einzigen Handelsartikel, es wird aber bereits Baumwolle in großer Menge zum eigenen Bedarf gebaut und könnte für einen Penny das Pfund geliefert werden.

Eine große Sklaven-Karawane, von Arabern geführt, Männer, Weiber, Kinder und Säuglinge, mußten die Reisenden an sich vorbeiziehen sehen. Die Führer, alle mit wahren Schurkengesichtern und durch ihr Geschäft mit allen Zeichen der Rohheit gestempelt, waren mit langen Flinten bewaffnet und zeigten sich bereit, an Livingstone einige Kinder zu verkaufen. Als dieser sich aber zu erkennen gegeben hatte, kam Furcht und Wuth über die Bösewichte. Sie machten sich möglichst rasch mit ihrer Beute davon.

Am 19. November, also zwei Monate später, traf Dr. Roscher aus Hamburg am nördlichen Ufer des See's ein und erfuhr dort, daß weiße Männer sich am südlichen Ende befänden. Seine Mörder wurden später auf Befehl eines Häuptlings gebunden nach Zanzibar transportirt und hingerichtet, wir können uns aber des Gedankens

nicht erwehren, daß dem unternehmenden, wackeren jungen deutschen Forscher kein so unglückliches Loos beschieden gewesen sein würde, wenn die Politik der Portugiesen humanere Zwecke verfolgte und die Sinnesart der Eingeborenen veredelt, statt noch weiter verderbt hätte.

Unter erschwerenden Umständen mancher Art kehrten die Reisenden wieder an die Seeküste zurück. Der unerfahrene Koch hätte sie durch ein schlecht bereitetes und giftiges Gericht aus Maniok fast vergiftet, Dr. Kirk, der mit einigen Begleitern zu Fuße nach Tete vorausreiste, wäre beinahe der Hitze erlegen, das Dampfschiff wurde täglich unbrauchbarer, die Vorräthe waren verzehrt und ohne die gütige Aushülfe des Herrn Ferrao wären die Entbehrungen kaum zu ertragen gewesen.

So kam man nach mancherlei Fährlichkeiten erst am 2. Februar 1860 wieder in Tete an, wo man unter Anderem erfuhr, daß der gefährliche Bösewicht Mariano — gegen hohes Lösegeld! — entwischt war. Alle Menschen wollen leben und die schlecht besoldeten portugiesischen Beamten auch.

Zweiter Abschnitt.

Livingstone's zweite Zambesi-Reise bis zu den Victoria-Fällen (Morioatunga) (1860).

Mitte Mai 1860 brach Livingstone wieder auf, um zu Lande tiefer in das Innere vorzudringen und dem Reste der treuen Macololo Gelegenheit zu geben in die Heimath und zu Weib und Kind zurückzukehren, die sie auf sein Wunsch und zu seinem Schutze 1856 verlassen hatten. Es ist bereits erwähnt, daß ihr Loos in Tete unter dem portugiesischen Regimente kein beneidenswerthes gewesen war. In Europa las man allerdings, die Regierung nehme sich ihrer an. Dies ist nicht der Fall gewesen, worauf Livingstone oft und mit wenig verhehlter Bitterkeit hinweist. Vier Jahre hatten sie ausgehalten und die portugiesischen Staatsmaxime zur Genüge kennen und von den

Grundsätzen Livingstone's unterscheiden gelernt. Jetzt war die Mehrzahl voll Jubel unter der Leitung ihres Befreiers nach dem Zambesi-Distrikte den Rückweg eröffnet zu sehen. Nur Einige, die neue Ehebündnisse geschlossen, zögerten sich anzuschließen oder kehrten zurück, weil sie die Kinder ihrer neuen Frauen sich nicht überwinden konnten zu verlassen.

Das Schiff wurde bei Kanyimbe, einer Insel gegenüber Tete, in Gewahrsam gebracht und für die zwei englischen Matrosen, die es zu bewachen hatten, ein Gartenstück gepachtet, auf dem sie ihren Bedarf an Früchten selbst ziehen könnten. Der erste Versuch mißlang indeß, weil es schon zu warm war und die Mäuse sofort die Einsaat wegfraßen. Unverdorren wurde sofort neu eingesät und Gras übergedeckt, um die Mäuse zu überlisten.

Die Reisevorbereitungen wurden eifrig und sorgfältig getroffen, Kattun, Perlen, Messingdraht u. A. als Tauschmittel in einzelne Bündel gepackt, in Segeltuch genäht und mit dem Namen des Makololo, der es zu tragen hatte, jedes Bündel bezeichnet. Diejenigen, welche sich besonders verdient gemacht hatten, bekamen entsprechende Geschenke an Kattun und Schmuck, damit sie nicht umsonst gereist wären und der Verkehr mit den Engländern ihren Landsleuten vortheilhaft erschiene.

Vier Meilen oberhalb Tete wurde in der ersten Nacht gelagert und zwar auf dem linken Ufer, weil die Bangai, welche von allen Händlern schwere Abgaben nehmen und hartherzig geworden sind, ohne Zweifel manchen Makololo nach der Küste zurückgeschickt hätten. Einige liefen wirklich schon von hier nach Tete zurück, obgleich sie wußten, daß sie mit Weib und Kindern dort wie Sklaven leben würden. Das Gesetz aus Sissabon schreibt allerdings vor, jedes von einer Sklavin geborene Kind werde durch die Taufe frei, aber die Gesetze werden eben nicht gehalten. Man lacht über die Gesetze, man spottet über sie geradezu, — „sie seien an sich wohl von bindender Kraft, aber irgend Etwas, wahrscheinlich die Hitze des Klima's, löse diese Kräfte und so kümmere man sich um die Gesetze nicht.“ Was vermag eine Regierung, deren Minister nicht bloß, deren Gesetze sogar verhöhnt werden? — Als der Zug, langsam marschirend in den Kebrabasa-Hügeln eintraf, waren gegen 30 Reisebegleiter, die im Verkehr mit den Sklaven an der Küste ihr eingeborenes Ehrgefühl verloren hatten, also der Auswurf der Gesellschaft, der in der

Heimath doch nur böse Saat gestreut hätte, treulos geworden und bei Nacht zurückgelaufen. Livingstone zwang Niemanden, ihn zu begleiten, gab vielmehr Jedem volle Freiheit, es wollte aber Keiner, der flüchtig wurde, vorher Abschied nehmen, und so vermißte man nur morgens die Flüchtigen, von denen übrigens nur Einer auch das ihm anvertraute Bündel mitgenommen hatte.

Die Erndte in dem Kebrabasa-Distrikte hatte Nichts zu wünschen übrig gelassen und so hatten die Einwohner vollauf an allen Bedürfnissen. Livingstone traf in dem Dorfe Deswes, wo das Dampfschiff bei seiner ersten Fahrt gelegen hatte, alte Bekannte und unter ihnen einen Msumo oder Ortsvorstand mit seinem Gidam, von denen er erfuhr, daß Letzterer und nicht ein Sohn sein Nachfolger werden solle. Dies ergab sich dort überhaupt als Sitte, weil man, was allerdings richtig ist, überzeugt sei, daß Töchter das Familienblut auf dem Throne sicher fortsetzen, während man, wenn die Kinder von Söhnen folgten, leicht getäuscht werden könne.

Nachdem der reisende Luia überschritten war, zog man zunächst in nordwestlicher Richtung durch hügeliges, armes und von häufiger Dürre leidendes Land, dessen Einwohner deßhalb mehr von der Ausbeute der Jagd, als von den Erzeugnissen des Bodens zu leben gezwungen sind. Man begrüßt sich bei ihnen durch Händeklatschen und zwar stellt sich der Begrüßende vor Jeden, den er in einem Dorfe trifft, um ihm durch diese Ceremonien seine Achtung zu bezeugen.

Durch ein reizendes Thal gelangte man in das Dorf des Häuptling's Sandia, der verreist war, und rastete hier, weil Einige vom Fieber befallen waren. Die Eingeborenen waren überaus zuvorkommend und beschenkten die Reisenden mit Bier, damit sie ihre Kost nicht trocken zu genießen brauchten. Sie sind Badema und reich an Geflügel, Bataten, Zuckerrohr, Reis und Gewürzen. Die Stelle des Getreides vertritt aber der Mapira (*Holcus sorghum*), der bekanntlich fast in ganz Africa gebaut wird und im Süden und Westen Guinea — oder Kasserhorn und in Aegypten Durra heißt. In Indien kommt es unter dem Namen Baddscherry vor. Die Körner, so groß wie Hanfsamen, sitzen zu Hunderten in einer Aehre, die von einem dicken, 8—18 Fuß langen Schaft getragen wird. Auch Tabak, Hanf und besonders Baumwolle, die sie selbst verarbeiten, wird fleißig gebaut.

Da in den Nachbarthälern sich häufig Elephanten sehen lassen, gingen sechs junge Makololo folgenden Tages hinaus, um zu jagen, und waren so glücklich, auf eine Heerde Elephantenkühe mit ihren Kälbern zu stoßen. Die nächste Kuh stellte sich mit wahrer Mutterforge vor ihr Junges, und um dasselbe besser zu schützen, nahm sie es zwischen die Vorderbeine. Man zielte nur auf die Kuh und gab ihr eine volle Salve, der sie denn auch erlag. Das Kalb flüchtete mit der Heerde. Stolz auf ihr Glück und mit dem Rüssel und dem Schwanz des Elephanten als Siegeszeichen beladen, kamen die jungen Nimrod's in das Lager, von wo bald Alles, was gesunde Beine hatte, aufbrach, um bei dem Zerlegen des Thieres zugegen zu sein und sein Theil zu erhalten. Es geht quer über den Hügel nördlich von Zibah, wo in einem anmuthigen Thale der große Fleischberg noch unangefochten vorgefunden wird.

In feierlichem Schweigen umstehen Alle den todten Elephanten, während der Häuptling die Vertheilung vornimmt und nach altem Brauche das Haupt und das rechte Hinterbein dem zuweist, der dem Thiere die erste Wunde beigebracht hat. Das linke Hinterbein erhält, wer den zweiten glücklichen Schuß gethan oder das gestürzte Thier zuerst berührt hat. Das Fleisch um die Augen wird den Engländern zugesprochen. Der Jubel Aller ist unbeschreiblich, wenn nach Beendigung der Rede die Zerlegung beginnt. Wildes Geschrei, Schwingen der Speere begleiten die Eröffnung des Thieres, bis unter brausendem Getöse die Luft den großen Geweiden entweicht und der Leib offen liegt. Einige springen hinein und wälzen sich vor Freude in den warmen Gedärmen, wie ein Geizhals auf seinem Golde, das Fett des Getröses abreißend. Andere haben große Fleischklumpen abgesäbelt und bringen sie in Sicherheit, um sofort wieder zu säbeln und zu reißen, wie wilde Thiere. Dabei geht es ohne Zank und Verwundung an den scharfen Instrumenten nicht ab, hier wird verbunden, dort beruhigt und versöhnt und so ist in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Fleischberg vertheilt und das Eigenthum vieler Einzelnen geworden.

Erst nach geschעהer Vertheilung trifft Sandia ein, zu dem Boten gesendet worden sind und der jetzt doppelten Grund hat zu eilen und sich den Fremdlingen vorzustellen. Er ist mit einer schwarz gefärbten Perücke aus Pfe-Tasern geschmückt, um mehr zu imponiren, und wan-

bert an den verschiedenen Bratstellen vorüber, um hier und dort Geschenke an Fleisch in Empfang zu nehmen. Aber was er erhält, genügt dem Fürsten nicht. Er holt die Ältesten seines Stammes herbei und beschließt mit ihnen, daß ihm der halbe Elefant gebühre und zu verabsolgen sei. Auch fünf Töpfe Bier läßt er von seinen Weibern auf den Köpfen herantragen und schenkt drei, um zwei zu verkaufen. In der allgemeinen Freude wird man bald einig, ohne daß sein Beschluß indeß Seitens der Jäger genehmigt wäre. Unbeschreibliche Fleischmassen werden von Allen herabgewürgt, und wenn sie vollgestopft sind, daß sie aufhören müssen, tanzen, springen und singen sie so lange und heftig, bis nicht Appetit, aber wieder die Fähigkeit zu schlingen sich einstellt und so geht es mit wenigen Schlafpausen die ganze liebe Nacht hindurch.

Während dieses großartigen Speisefestes war für die Engländer ein Vorderfuß des Elefanten auf landesübliche Weise gebraten, d. h. in ein erhitztes Loch gelegt, mit heißer Asche und Erde bedeckt und dann die Nacht hindurch seinem Schicksale überlassen, während oben noch wieder ein Feuer angezündet war. Das Gericht ergab sich als eine fast gallertige, wie Mark schmeckende Masse, die aber nur gut bekommt, wenn man während der Verdauung tüchtig marschirt. Sonst soll leicht Gallenfieber folgen. Rüssel und Zunge, gelinde gekocht, schmecken wie Ochsenzunge oder Büffelbuckel, alles übrige Fleisch aber ist zähe und fordert gute Zähne und einen mehr als guten Magen.

Am 4. Juni wurde westwärts aufgebrochen, unter Geleite von zwei Führern, die Sandia mitgab. Durch das Bajodze-Thal kam man wieder an die Morumbwa-Wasserfälle, die früher von Süden, jetzt von Norden aus in Angenschein genommen wurden. Der Morumbwa-Berg und der Zakawuma, der wie ein Castell erscheint, engen rechts und links das Flußbett auf der Stelle des Falles sehr ein, so daß die Seitenwände beider Seits steil aufsteigen. Zwischen den schwarzen wildzerklüfteten Felsen windet sich der Strom in dunkelgrüner Farbe durch eine tiefe Rinne bis zum Falle abwärts. Oberhalb wie unterhalb hat er auch nur 2—300 Yards Breite für den hohen Wasserstand und ist noch oft mit kleineren, schaumspritzenden Stromschnellen durchsetzt. Die Geschwindigkeit des Stromes wurde auf 4—5 Knoten in der Stunde geschätzt.

Der Weg lief in dem tiefen engen Flußthale bis Chicova fort durch eine prachtvolle Wald- und Gebirgspartie. Beim Rückblick gestalteten sich die Felsmassen wie ein kolossales Portal, von ungeheuren Wäldern bedeckt, die sich in dem herbstlichen Grün, Gelb, Roth, Purpur und Braun besonders vortheilhaft ausnahmen. Einige Bäume und Gesträuche prangten in hellfrischem Frühlingslaube, als wären beide Jahreszeiten vereinigt hereingebrochen, und wie über die ganze Ferne bald glänzender Sonnenschein, bald lebhafte Woltenjchatten sich ausbreiteten, war sie überaus reizend.

Noch einmal stellte man fest, daß der Fall bei dreißig Yards Länge nur etwa zwanzig Fuß Fall habe und daß dieser Fall bei achtzig Fuß Hochwasser von europäischer Schifffahrt müßte überwunden werden können. Der alte Sandia bestätigte, daß bei hohem Stande die Stromfläche völlig eben sei, freilich wurde auch berichtet, daß ein Häuptling einmal, um die Fahrbarkeit der Schnellen zu prüfen, einen Baumfahn mit zwei angefesselten Eclaven von Chicova aus habe abwärts treiben lassen, und daß weder Kahn noch Mannschaft wieder aufgetaucht wären. Aber das war bei niedrigem Wasserstande gewesen und eine echt barbarische Grausamkeit.

Aus dem etwa vierzig Meilen langen Kebrabasathale gelangte der Zug am 7. Juni 1860 in die Ebene von Chicova, wo auch der Zambesi wieder die Breite gewinnt, die er bei Tete hat. In der Nähe der Stadt zeigten sich wieder ausgedehnte Kohlenlager. Eingeborene Reisende, die man oft sah, fielen dadurch auf, daß sie allen Reisebedarf bei sich trugen, eine Schlafmatte, ein hölzernes Kopfkissen, einen Kochtopf und einen Beutel mit Mehl, Pfeife und Tabak, Messer, Bogen und Pfeile und zwei Holzstäbe, mittelst deren schnell Feuer gemacht werden kann, — Jeder ein Asmus, *omnia secum portans*.

Auch die Reisenden mußten jetzt Nachts stets große Feuer in Brand setzen, um die zahlreichen Löwen in achtungsgebietender Ferne zu halten, und zwar bei der großen Zahl der Reisenden zwölf Feuer im Kreise, doch war stets dörres Holz in Ueberfluß zu finden. Ein Mann blieb wach, um neues Holz beizulegen, bis der Tag anbrach, vor dem Schlafengehen aber wurde noch lange gesungen und auch politisirt, vorzüglich über die mangelhafte Regierung durch die Häuptlinge, die gut lebten, nicht arbeiteten und viele Weiber hätten, das

sei doch verkehrt. Die anwesenden Häuptlinge hörten das geduldig an und antworteten mit einer Art Gesang dagegen, jeder Häuptling sei Vater seines Stammes und einen Stamm ohne Vater könne es nicht geben, auch habe Gott die Väter hingesezt, um den Stamm zu leiten. Deshalb sei der Häuptling weise, seine Kinder aber seien Thoren. Besonders der Häuptling Tuba, der die kräftigste Stimme hatte und bis zuletzt das Wort zu behalten mußte, pflegte Recht zu haben, bis Alle in Ruhe einschliefen.

Morgens um 5 Uhr wurde regelmäßig aufgebrochen, nachdem die Europäer Thee mit Zwieback, die Uebrigen eine beliebige Suppe gegessen hatten. Gegen 9 Uhr suchte man einen passenden Platz zur ersten Rast und zum zweiten Imbiß auf, das immer schnell fertig ist, weil es schon Abends vorher gekocht ist und nur aufgewärmt zu werden braucht. Auch Mittags wird nur kurze Zeit gerastet, dann aber immer frühzeitig Feierabend gemacht und das Lager aufgeschlagen, so daß der Marsch nie über sechs Stunden am Tage beträgt. Es muß, wenn man gesund bleiben will, die Reise in dieser Weltgegend stets ein Vergnügen sein und darf nie zur Strapaze ausarten. Trotzdem beobachtete Livingstone, daß die Eingeborenen, auch die Häuptlinge, die nicht schwerer zu tragen hatten, als die Weißen, doch eher erschöpft waren, als diese; dabei ist zu merken, daß diese Eingeborenen sich ebenfalls vorzugsweise von Fleischkost nährten. Die Organisation der kaukasischen Race erscheint unter allen Umständen widerstandsfähiger, als die der Africaner.

Die Abende wurden auch deshalb früh begonnen, um noch jagen und Jagdbeute für die Kochtöpfe heimbringen lassen zu können. Das nothwendige Wasser wurde nach Weise der eingeborenen Köchinnen nicht unmittelbar aus dem Flusse, sondern aus Tümpeln geschöpft, die man neben dem Flusse im Sand eingrub. So erhielt es stets eine heilsame Filtration, ehe es zum Gebrauche kam.

Nach Ueberschreitung des Grenzbaches Nyamatara eröffnete sich eine Gegend, reich am Sandsteingebirge, wie zwischen Lupata und Kebrabasa, und wieder durchsezt mit fossilen Holzlagern und Steinkohlenschichten, die längs des Zambesi hinstreichen, aber nach Aussage der Eingeborenen auch in der hügeligen Landschaft beiderseits vielfach zu Tage kommen. Livingstone ist der Ueberzeugung, daß ein unermeßlicher Kohlenflöz unter dem ganzen Lande

durchgeht, und berichtet, daß derselbe oft sehr reich an Erdharzen sei, Blasen werfe und viel Gas erzeuge. Die Eingeborenen wußten Nichts von seiner Brennbarkeit und waren außermaßen verwundert, als man es sie sehen ließ. Wo der Sinjere in den Zambesi strömt, ist dessen Bett wieder sehr von einer Basalttette eingengt, die quer auf den Fluß steht und sich nur zu einem engen Portale von 60—80 Yards öffnet. Man sah ganze Heerden Flußpferde und Mbia, ein Matololo war so glücklich auf den ersten Schuß ein feistes Thier zu erlegen, das für zwei Tage zu wieder sehr reichlichen Mahlzeiten diente. Auch Elephanten und Büffel kommen hier vor, waren aber sehr auf ihrer Hut. Die Eingeborenen bemächtigen sich des großen Wildes meist mittels Fanggruben, die sorgfältig überdeckt sind, weshalb auch die Jäger gezwungen waren, auf ihren Auszügen sehr auf ihrer Hut zu sein, denn wer in eine solche Grube stürzt, hat wohl einen halben Tag zu arbeiten, ehe er an den steilen und glatten Wänden so viel Vorrichtung getroffen hat, um sich wieder herauszuhelfen. Ueberreich war die Gegend an Ameisen verschiedener Art, die vielfach unter sich in Fehde leben und zu ergötzlichen Beobachtungen Anlaß gaben. Eigenthümlichen Eindruck machte es, die Sicherheit zu sehen, mit denen Affen selbst in den Dorfgärten ihr Wesen treiben. Sie gelten für metamorphosirte Vorfahren und Verwandte. Jeder könne dereinst als Affe wieder auf Erden erscheinen, glaubt man allgemein, weshalb Niemand ihnen Etwas zu Leide thut.

Am 20. Juni wurde wieder auf dem Platze gelagert, auf dem Livingstone auch im Januar 1856, als er nach der Ostküste reiste, geraftet und vor dem Häuptling Mpende zittern zu müssen geglaubt hatte. Auch jetzt knüpfte man durch Geschenke, die man als erste Begrüßung ihm entgegen sandte, bald wieder freundschaftliche Beziehungen an und konnte mit größter Sicherheit sich zwischen den Eingeborenen bewegen, Handel treiben, rasten, weiterziehen, wie es beliebte. Der Unterhäuptling Panjoga, das „Kind“ oder Vasall Mpende's, hätte gern eine gezogene Doppelbüchse erlistet und wiederholte seine Bitte oft, die aber nicht gewährt werden konnte. In Folge dessen wurde er flau und für die Lebensmittel wurden unverschämte Preise gefordert. Als aber ein feister Wasserbock von zwei jungen Matololo geschossen und weiter kein Bedürfniß nach den Gegenständen des Marktes war, fielen die Preise sofort

auf den niedrigsten Satz, es ging also ganz, wie wir es auch täglich auf unseren Märkten erleben.

Von Kebrabasa bis Zamba sind die zwei Manganja-Häuptlinge Mpende und Sandia allein unabhängig und haben viele „Kinder“ unter sich. Der große Häuptling Undi hatte früher alles Land von Schirwa bis zu dem Voangwa unter seiner Herrschaft vereinigt, aber, wie es in Africa immer geht, war nach seinem Ableben das Reich sofort in Stücke zerfallen und ein großes Stück hatten die südlichen Bangai an sich gerissen. Der ganze Strich von dieser Strecke des Zambesi nach Norden zu, heißt Senga und die Bewohner sind Mfenga und Bafenga, scheinen aber mit den Manganja und Marabi ursprünglich eines Stammes zu sein. Von Sandias bis zu Panjogas Residenzdorfe waren alle Einwohner gleich gut gekleidet und zwar stets in eigenes Fabrikat. Sie leben gut und treiben Ackerbau, würden aber, wie sie sagten, noch weit mehr produziren, wenn sie von reellen europäischen Kaufleuten gut dafür bezahlt würden. Sie verarbeiten auch Eisen in sehr geschickter Weise.

Nach einem Frühstück in Zamba, in dessen Nähe Trümmer früherer portugiesischer Herrlichkeit Zeugniß lieferten, daß jede dummbreißte Tyrannei nur von kurzer Dauer ist, galt es, den Voangwa zu überschreiten. Zum Durchwaten war er zu tief und die Fährnachen befanden sich auf der anderen Seite. Zu errufen waren die Fährleute nicht. Der Grund sollte bald erkannt werden. Auf einem wasserdichten Mantel, der sich zu einem Boote aufblasen ließ, wurde ein Matololo hinüberschickt und dieser fand die Fährleute, drei Sklaven, im Zustande gehöriger Trunkenheit und kaum dienstfähig. Die riesigen Boote wurden indeß gebracht, ausgebeffert und aneinandergebunden. Die Reisenden ruderten selbst, konnten aber jedes Mal nur fünf Personen übersetzen. Beim dritten Male wurden die Sklaven, welche die Nachen bewachten, ungeberdig und verlangten zu trinken. Man konnte ihnen Nichts geben, weil man kein Bier bei sich führte, und mußte nun von den Trunkenbolden hören, dann solle kein Mann an dem Tage mehr überfahren. Man protestirte, aber da griff der Trunkenbold nach einer Flinte und drohte loszudrücken. In demselben Augenblicke war sie ihm aber auch aus den Händen geschlagen und er nahm ein unfreiwilliges Bad im Flusse, wie er es vollauf verdiente.

Diese Züchtigung ernüchterte auch die beiden Anderen, so daß sie mit verächtlicher Feigheit den Reisenden nicht die geringsten Schwierigkeiten weiter machten. Es waren aber doch erst Abends 8 Uhr Alle glücklich auf der anderen Seite.

Die Lage von Zamba ist überaus reizend, besonders die Trümmerstätte der Jesuitenbauten beweisen, daß die alten Missionäre Männer von Urtheil und Geschmack gewesen. Wie tief unter ihnen stehen die jetzigen Portugiesen und die jetzigen Jesuiten, die nicht gegen die Uncultur Africa's, sondern — gegen ihre evangelischen Glaubensbrüder zu Felde ziehen und es sich in civilisirten Städten und in gesicherten Paradiesen Europa's behaglich zu machen wissen. Der Zambesi und Voangwa hätten endlich Zombu zu einem Emporium des ostafrikanischen Handels machen müssen und vorzüglich würden das Elfenbein und Gold des Manicalandes im Süden hier ihren Markt gefunden haben. Aber man erzog nicht Heiden zu civilisirten Menschen und Christen, sondern zu christlichen Sklaven und verdarb dadurch Alles.

Wie betrübend ist der jetzige Anblick und wie würden jene ehrenwerthen Altvordern den heutigen Portugiesen zürnen, wenn sie die zerbrochene Glocke neben der zerstörten Kirche im Graße liegen sähen, Hyänen und andere Ungethiere weilen, wo sie einst Aufklärung zu lehren suchten! Und keine Kunst, keine Erinnerung ist den Eingeborenen aus jener großbegonnenen Zeit geblieben, es sei denn, daß man es rühmen wolle, daß sie seitdem mittelst alter Flintenläufe geistige Getränke zu destilliren verstehen.

Und sind die heutigen Portugiesen, die aus dem Mutterlande geschickt werden, flau und ohne Energie, rein sinnliche Naturen, die der Heimath zur Last waren, so ist das Halbblut, das hier allmählig in die Welt gesetzt worden ist, eine eigentliche Teufelsbrut schlimmster Art. Wir haben darauf schon bei früheren Gelegenheiten hingewiesen. Noch lezthin hatte ein gewisser Simeoens einen Raubzug bis nach Kariba ausgedehnt, hatte den ganzen Landstrich, den er durchzog, zu einer Wüste und sich zu einem schnell reichen Mann gemacht. Aber dieser Reichthum kommt Niemand zum Frommen, er wird immer schnell wieder vergeudet oder verloren.

Zwei solche Händler hatten mit 400 mit Flinten bewaffneten Sklaven einen Raubzug gemacht, um Elephanten zu jagen und Elfen-

bein zu erhandeln. Aber sie trieben das schlimmste Unwesen und verführten unter Anderem einen Unterhäuptling Namakufuru, sich gegen seinen Häuptling Mpangwe zu empören. Derselbe versprach dem einen Händler, Sequascha genannt, zehn Elephantenzähne für die Ermordung Mpangwe's. Als bald stattete unter den Ceremonien des Friedens und der Freundschaft Sequascha dem Häuptling einen Besuch ab und wurde mit allen Ehren der Gastfreundschaft, wie sie nur Vornehmen geboten werden, empfangen. Die Frauen bereiteten die besten Speisen und nach Herzenslust wurde von dem beliebten Biere getrunken. Dann versprach Sequascha dem Häuptlinge zu seiner und der seinigen Ehre und Freude eine Salve abfeuern zu lassen. Man war voll Jubel und Neugier auf die geräuschvolle Wirkung der vielen gleichzeitigen Schüsse. Die Mannschaft stellt sich auf, gab aber ihre mörderische Salve auf den guten Häuptling und seine Gefolge ab, so daß er mit zwanzig der Seinigen sich in ihrem Blute auf der Erde wälzte. Was noch flüchten konnte, floh. Nun kam Namakufuru mit dem Elfenbein, aber Sequascha hielt nicht sein Wort, sondern bemächtigte sich selbst des besten Landes und machte Namakufuru zu seinem „Kinde“, was dann auch von den Behörden in Tete gutgeheißen wurde!!

Am 28. Juni ging es durch die beneidenswerthesten Jagdgründe weiter. Mbia sah einen Löwen von einem eben erlegten Wildschwein schmausen, verschreckte den König der Thiere und bemächtigte sich des leckeren Bratens, dem auch die Löwen vor allem Wildpret den Vorzug geben. Löwen waren auffallend viele vorhanden.

Die Häuptlings-Witwe Mamburama befand sich in ihrer Residenz, in der unsere Reisenden gegen Abend eintrafen. Sie hatte aber Boten gesendet und ließ sich entschuldigen: seit sie durch Sequascha ihren Sohn und ihre übrigen Kinder habe hinschlachten sehen, könne sie die Stätte ihres früheren Glückes nicht betreten. Ihr Herz sei krank. Wenn das aber wieder gesund sei, werde sie zurückkehren, unter ihrem eigenen Volke zu leben. Oft habe sie nach dem weißen Manne gefragt, wenn schwarze Händler den Fluß hinaufgekommen, nach dem Weißen, der mit den Ochsen vor drei Jahren vorübergezogen. Dann hätten die Händler geantwortet, der sei über das Meer fort, aber sie seien von seinem Stamme. „Nein“, war dann stets die Antwort der

guten Frau, „so Etwas dürft Ihr mir nicht sagen, denn der weiße Mann, den ich meine, nimmt keine Sklaven an, er wünscht jedem Frieden und Freiheit und deßhalb gehört Ihr nicht zu seinem Stamme.“

Abseits vom Fluß ging es in einem Thale aufwärts, der zu dem Mohango-Paß hinleitet. Es war in der Mitte des Europäischen Sommers und doch vor Sonnenaufgang empfindlich kalt. Man zog durch ein großes Dorf, das Saquascha nach seiner Schandthat verwüstet hatte. Die Männer waren größtentheils gefallen und so war es ihm ein Leichtes gewesen, die Frauen und Kinder zu Sklaven zu machen. Seine ruchlose Bande hatte sogar, wie man sah, alle Töpfe, Geschirre und die Mahlsteine zur Bereitung des Mahles in ihrem wilden Uebermuthe zertrümmert. Und so etwas gestattet eine christliche Regierung! Wenn der Mann an der Seine, der für Ideen der Humanität kämpft, doch diesem unglücklichen Lande seine Aufmerksamkeit zuwenden wollte.

An einigen schönen Quellen an dem ausgetrockneten Flützchen Padebode wurde mehrere Tage gerastet, weil Dr. Kirk gegen einen Fieberanfall zu stark medicinirt hatte und ernstlich unwohl geworden war. Er nahm einige von Livingstone's Lieblingspillen, die aus Jalappen-Harz, Rhabarber, Chinin und Calomel bestehen, genas aber wahrscheinlich dadurch, daß er einen der mitgebrachten zwei Esel bestieg, und — der Krankheit trogte. Bewegung und Ortswechsel thun bei solcherlei Leiden oft Wunderdinge, und wenn der Patient dazu Muth behält und der Krankheit nicht nachgiebt, so wird die Wahrscheinlichkeit, daß er unterliegt, um so geringer. Noch recht leidend schloß Kirk dem Zuge sich wieder an und war bald wieder der alte, rüstige Reisegenos.

Nicht selten zog man mitten durch ungeheure Büffelheerden hindurch, wo dann sofort gejagt wurde, und da kam es denn wohl vor, daß die guten Schwarzen, die vordem nur mit Speeren bewaffnet gewesen waren, ihre Gewehre nur mit Pulver luden und sich sehr wunderten, wenn die Büffel nicht fallen wollten. Arabia und Mantlanyane erlegten indeß zwei prächtig feiste Thiere, die nicht wenig mundeten und gute Vorrathsstücke lieferten. Die widerlichen Hyänen stellten sich regelmäßig Nachts ein, wenn gut eingeschlachtet war. Sie sind indeß stets feig und wurden oft gefangen, indem man Fleischstücke so hoch an Bäumen aufhing, daß sie darnach springen mußten und

in Spieße stürzten, die unter dem Fleische in der Erde befestigt waren. Perlhühner, Klapperschlangen, Honigfufuke kamen ebenfalls zahlreich vor.

Aus dem Podebode-Thale war man wieder an den Zambesi gelangt und übernachtete in dem zerstörten Dorfe des unglücklichen Mpangwe. Die Lage ist reizend, vorn der herrliche Strom und hinten ausgedehnte Gärten, die von einem Halbkreise von Hügeln umgeben sind, die weiter zurück zu mächtigen Bergen ansteigen. Weiter aufwärts wurden Landstriche und Thäler durchzogen, in denen überhaupt wenig und vorzüglich nie mit Schusswaffen gejagt wird. Der Reichthum an Wildpret jeder Art ist hier deshalb so groß, daß die Schilderung, die Livingstone entwirft, Alles, was man Aehnliches gehört hat, weitaus übertroffen. Jagdfreunden und Naturforschern scheint demzufolge keine Gegend dringender empfohlen werden zu können, als diese Strecke des Zambesi-Thales. Man darf freilich die größte Vorsicht keinen Augenblick vergessen, denn nicht alle Thiere flüchten, wenn sie von Menschen in ihrem bisherigen Eigenthume aufgestört werden. So wanderte unser Freund einmal allein auf einer Wildfährte und blickte sich harmlos nieder, um die Frucht einer wilden Morula zu pflücken, als mit wildem Gornesschnauben ein großes Nashorn auf ihn losstürzte. Er sprang auf, als das Thier nur noch um seine eigene Länge von ihm entfernt war, und flüchtete, aber gewärtig, jetzt von dem Horn gespießt, jetzt von den Füßen des Unthieres zerstampft zu werden. Da blieb er noch mit der Kette seiner Taschenuhr an einem Zweige hängen und mußte sich umwenden sie zu lösen. Zu seinem freudigen Erstaunen sah er zugleich, daß das Nashorn wie gebannt stehen geblieben war, sein Kalb bei ihm, ohne Zeichen weiterer Verfolgung. Es schien nur um sein Junges in Besorgniß und Wuth gewesen zu sein. In gehöriger Entfernung rief Livingstone seinen Gefährten ein „Geht Acht!“ zu, weil er sie in der Nähe und auch in Gefahr vermuthete. Auf diesen Ruf verschwand das Thier mit seinem Jungen im Walde. Livingstone war bisher unbewaffnet gegangen, von dieser Zeit ab aber war er vorsichtiger und hatte stets sein Gewehr bei sich.

Von der reichen Jagdbeute erhielten oft wandernde Familien von Eingeborenen ihren guten Theil. Diese ziehen im Gänsemarsch, wie

auch die Reisenden es thaten, das Familienhaupt voran, mit Bogen und Pfeil, Reisebündel, Beil und Speer beladen, dann die Söhne, schwerer belastet, und endlich die Weiber, den ganzen Hausrath auf den Köpfen tragend. Sie waren freundlich und ohne Furcht, gänzlich frei von der Falschheit und Feigheit der Küstenbewohner, die unter portugiesischer Botmäßigkeit slavischen Sinnes geworden sind.

Wo der Kafue unter einem hohen Bergrücken mit dem Zambezi sich vereinigt und weithin die fruchtbarsten Gefilde sich ausdehnen, traf der Reisezug auf den Mordgesellen Sequaschas, der jetzt hier mit einer Partie seiner zu thierischer Grausamkeit erzogenen Sklaven sein Wesen trieb. Er war auch ein Halbblut und in größter Angst, als er die Engländer gewahrte, die Empf. hungen an Mpangwe erhalten hatten. Als er aber nicht bedroht wurde, sondern nur hörte, Livingstone werde über den abscheulichen Mord an die portugiesische Regierung Bericht erstatten, suchte er die Unthat zu beschönigen, indem er sagte, die Regierung könne ihn nicht tadeln, da Mpangwe ein Usurpator gewesen und Namakusuru jetzt als rechtmäßiger Herrscher mit der Gewalt bekleidet sei.

Am 11. Juli wurde die Ueberfahrt über den Kafue bewerkstelligt, was wegen heftigen Windgangs und wegen erbärmlicher Beschaffenheit der Baumtähne nicht ohne Schwierigkeit war. Damit befand man sich im Bawe-Lande, dessen Einwohner mit den Batoka eines Stammes sind, wie auch viele von der Mannschaft Livingstone's. Sie selbst nennen sich Batonga, Freie, und unterscheiden sich der Sprache nach wenig von den Batoka zwischen den Kafue und Loangwa. Ihr Häuptling lebt mehr westlich und führt den erblichen Namen Ntjchomokalu, doch wurde das Familienbegräbniß auf einem nahegelegenen Hügel gezeigt. Beim Betreten eines Dorfes klatschen die Weiber in die Hände und stoßen die Grußformel Kolliloo aus, während die Männer ihre Ehrerbietung dadurch bezeigen, daß sie hinten auf ihre Hüften klatschen. Die Wirkung ist dieselbe, da es nur auf den guten Willen ankommt. Sie bauen fleißig Mapira und andere Producte, die sie auf hölzernen Gerüsten aufbewahren. Dabei sind sie in der Jagd auf Elephanten und Büffel wohl erfahren und erlegen sie mit langen, wuchtigen Speeren. Erfreulich war es, hier Wirkungen der Lehren Moffat's zu beobachten, 300 Meilen von der Stelle entfernt, wo dieser

gelehrt hatte. Man wiederholte sich von Stamme zu Stamme, es sei sündhaft, Menschen zu tödten und deßhalb sende Moselekatsje nunmehr auch seine Leute nur noch aus, um Tribute an Kattun und Elfenbein in Empfang zu nehmen. Livingstone hält überhaupt alle diese Stämme vernünftiger Belehrung für leicht zugänglich, nur darf man sie nicht überrumpeln, darf die Frauen nicht beunruhigen, muß gegen Menschenmord und Menschenhandel sprechen und in der Bebauung des Landes den Eingeborenen mit gutem Beispiele vorgehen. Eifersucht auf Fremde und ihre Arbeit liegt wohl im arabischen, aber nicht im afrikanischen Character.

Unter den Bawe kommt ein Stamm oder Orden vor, der gänzlich unbekleidet, nur mit einer Art rother Farbe überzogen ist. Sie heißen im Lande selbst die „Nacktgeher“ und wollen sich zu keinerlei Bekleidung entschließen. Schamgefühl kennen sie nicht und wenn man über sie lacht, so lachen sie mit. Sie halten es für anständiger und naturgemäßer, unbekleidet, als bekleidet zu gehen.

Von der Mündung des Dela in den Zambesi folgte der Zug dem Thale dieses Flüsschens bis an die Hochlande der Batoka, die mit rauhen und steilen Wänden aus Quarz bis zu 3000 Fuß Höhe aufsteigen. Das Erklimmen derselben war schwierig, aber besonders belohnend durch die Frische und Kühle der Luft, deren wohlthätige Wirkung alle Reisenden sofort mit Wohnegefühl wahrnahmen. Der Blick in das Zambesi-Thal war prachtvoll, doch machte Livingstone die Bemerkung, daß von den herrlichen Gefilden doch verhältnißmäßig nur sehr wenig bebaut war. Meist Alles Wald. Morgens früh war ringsum Reif und auf manchen Tümpeln dünnes Eis — am 28. Juli.

Die Batokadörfer, welche durchzogen wurden, waren meist menschenleer, Dank der Raubzüge Moselekatsje's und Sebituane's. Flüchtige Stämme der Betschuana und Barato hatten in der Nähe der Victoria-Fälle den Zambesi passirt und zwar schwimmend. Der Stamm des Bamangwato, der nie Flüsse gesehen und bei dem schwimmen gänzlich unbekannt war, hatte sich übersetzen lassen wollen. Ein Häuptling Moselekatsje's versprach die Ueberfahrt, ließ die Männer auf eine Insel bringen und dort verhungern und machte dann die Frauen zu seinem Eigenthum. Die Matololo sind noch jetzt stolz auf die Kriegsthaten, durch welche Sebituane in diesen Gegenden die Batoka zu Paaren

getrieben hat. Jetzt mußten die schwarzen Gefährten Livingstone's überall, wo man erschien, bekannt machen, daß alle Stämme in Frieden leben sollten, und Sefeleto solle auch die Batoka an ferneren Raubzügen verhindern. Diese Worte des Friedens wurden überall gerne gehört und mit Gastlichkeit gelohnt, so daß es von Kafue bis zu den Wasserfällen nie an Lebensmitteln fehlte. Reiche Gaben an feinem weißem Mehle, fetten Kapaunen, Kürbisse und Bohnen wurden in das Lager geschickt, und „um die Herzen zu laben“, auch Tabak und große Töpfe Bier. Der Zug glich oft, wie Livingstone berichtet, einem wahren Triumphzuge.

Es schienen eben keine Weiße je bis in diese Striche gekommen zu sein. Oberhalb Kariba sagte der Häuptling, von den Vorfahren habe Keiner weiße Männer gesehen und von ihnen erzählt, er sei glücklich zu sehen, was sie niemals sahen; er sei der wahre Alte, denn er habe zuerst Fremde, Weiße gesehen und könne von ihnen erzählen. — So spricht der unverdorbene Africaner.

Der Räuber Simoens war allerdings schon einmal bis nahe dieser Gegend gekommen. Jetzt mußte Livingstone hören, als er schon weiter aufwärts gezogen war, daß einige Eclaven des Halbblutes Sequaschas ihm stets in geringer Entfernung folgten, um sich als seine „Kinder“ auszugeben und unter diesem Titel die Schwarzen zu betrügen. Sie kauften für wenige Perlen Schnüre ohne irgend Werth große Quantitäten Elfenbein, zum Transporte kauften sie zehn große neue Baumfahne, mit wenigen weißen oder rothen Perlen oder zwei Faden grauen Calico's jeden Kahn bezahlend, und für denselben elenden Preis erhielten sie außerdem noch eine Anzahl hübscher Mädchen!

Und solcher Art war also der Beistand, der von Lissabon und allen portugiesischen Beamten öffentlich geboten war, wo die englische Expedition irgend sich zeigte. Offen wurde Hülfe den menschenfreundlichen Absichten Livingstone's versprochen, aber Vorbehalte und geheime Instructionen besagten, wie Livingstone unbarmherzig offenbart, ihren Arbeiten zur Verbreitung wahrer Humanität in jeder Weise entgegenzutreten, die Straßen, die sie in das Innere öffnete, die vorher keiner von den verfluchten Portugiesen zu beschreiten wagte, hinter ihr zu verfolgen und dort das Gift des Menschenhandels zu streuen, wo das

Evangelium der Liebe, des Friedens und der Freiheit gepredigt war und das erschütterte Vertrauen in die Weißen hergestellt hatte. Portugal will, daß der Sklavenhandel der christlichen Mission Englands überall auf dem Fuße nachfolgt.

Livingstone, um den portugiesischen Sklavenhändlern zu entgehen, beabsichtigte einmal, den Zambezi zu verlassen und dem Rovuma in das Innere zu folgen. Demgemäß schrieb er der geographischen Gesellschaft in London, die seinen Brief dort veröffentlichte. Sofort hatte der General-Gouverneur d'Almeida Kunde von diesem veränderten Reiseprojecte, eilte zum Sultan von Zanzibar und suchte durchzusetzen, daß der Rovuma als Grenze zwischen dem Gebiete des Sultan und dem portugiesischen anerkannt würde. Glücklicher Weise hintertrieb Oberst Rigby diese Hinterlist, so daß Portugal sich einstweilen nicht über Cap Delgado nördlich ausdehnen kann.

Vom Nyotyo-Bach her hatte der Häuptling Seabenzo die Reisenden eine Strecke weit über die Hochplateau begleitet und theils um ihm eine Freude zu machen, theils weil Fleisch mangelte, ließ Livingstone wieder einen Elephanten erlegen. Nicht ohne herzliches Bedauern. Die Thiere erschienen ihm so ehrwürdig, so edel und könnten für den Transport so nützlich verwendet werden, aber Menschen, „zu Metzgern geboren“ sind Schuld, daß sie in nicht fernerer Zukunft vom Erdboden verschwunden sein werden. Weshalb zahlt man sie nicht, wie früher in Carthago und wie noch jetzt in Asien? Weshalb jährlich gegen 30,000 Elephanten hinschlachten? Denn so hoch und wohl auf 40,000 berechnet Livingstone die Zahl dieser königlichen, klugen und liebenswürdigen Thiere, die Jahr aus Jahr in den Kugeln und Speeren erliegen. Man hat Zähne von 200 Pfund schwer, ausnahmsweise, der Durchschnittspreis ist 60 Pfund, im Handel kommen sie bei uns fast nur zu 30 Pfund vor. Wenn man dabei erwägt, daß Elfenbein hier oft gleichen Werth, wie reines Silber hat, so ergiebt sich leicht, wie große Vortheile den Händlern zufallen.

Der Elephant, der jetzt erlegt wurde, hatte schon drei Büchsenkugeln im Leibe, als Livingstone ihm mittelst einer Jacob'schen Sprengkugel, die hinter dem Ohre eindrang, den Rest gab. Die kleinen Spitzkugeln gehen oft durch und durch, ohne das Wild, besonders Büffel, sofort zu tödten. Sie starben aber sicher später und kommen

dann Niemand zum Nutzen. Auch die Elephantin stürzte nicht gleich, sondern konnte nur nicht mehr fliehen. Zwei Mal wartete die Heerde, der sie angehörte, und überließ sie dann ihrem Schicksale. Sie lief taumelnd noch anderthalb Meilen weiter und lehnte sich an einen Baum. Auf eine neue Salve leichter Kugeln ging sie noch einige Schritte weiter, schwang den Rüssel durch die Luft und sank zuerst auf ein Knie, dann auch auf das andere. So verharrte sie einige Zeit. Langsam beugten sich dann auch die Hinterbeine, worauf sie todt zusammenbrach.

Mit wildem Siegesjauchzen stürzten nun die Matololo herbei und umtanzten das riesige Thier, das am Widerrist 8 Fuß 2 Zoll hoch war, mit jubelnden Sprüngen. Dann ging es an das Zerlegen und Verschmausen. Die Schwarzen hätten gern Posto gefaßt, bis sie das ganze Thier sich einverleibt. Livingstone mahnte aber anderen Morgens zum Aufbruch und so erhielt Seabanzo drei Vierteltheile. Auch machte ihm Livingstone noch ein Geschenk mit den Stoßzähnen. Der Foetus, aber bereits ausgetragene Elephant, hatte am Widerrist eine Höhe von 2 Fuß 6 Zoll und maß von der Rüssel- bis Schwanzspitze 6 Fuß.

Des wackeren und mächtigen Sefeletu, des alten Freundes Gebiet, betraten die Reisenden am 4. August wieder und machten bei dessen Lehnsmann Moschobotwane eine mehrtägige Rast. Mit bloßem Auge konnten sie jenseits des weitgestreckten Thales und noch über 20 Meilen entfernt die von den Victoriafällen emporgestoßenen Dunstfäulen sehen und so waren die schwarzen Reisegefährten ihrer Heimath, der sie vier Jahre früher Valet sagten, wieder nahe. Aber die ersten Nachrichten aus der Heimath waren keineswegs erfreuliche. Der Regen war ausgeblieben, deshalb auch der Ertrag der Felder und so herrschte Hungersnoth von Sefchefe bis Linjanti. Eben sowenig stimmten die Familienberichte mit den Erwartungen der Ehemänner. Tafelang's Weib war der Hexerei beschuldigt und an den Wasserfällen hingerichtet. Intschikola's zwei Weiber hatten ihren Egeherrn für todt gehalten und sich anderweitig verheirathet. Besser ging es einem Dritten, dem wegen seiner Meisterschaft im Tanzen ein Mädchen geschenkt und gefolgt war. Seine erste Frau kam ihm mit Liebköbungen entgegen, begrüßte ihn bestens und nahm ihre Concurréntin freundlich mit nach Hause, während der

zwiefache Chemann noch bei der Reisegesellschaft verblieb. Großen Verdruß hatte Masafasa, der Häuptling gewesen und vor zwei Jahren schon für todt erklärt war. Sein Schild war über die Wasserfälle geschleudert, seine Ochsen beim festlichen Todesmahle verschmaußt und wilde Tänze waren zu seinem Ehrengedächtniß getanz. „Ich kenne meine Freunde nicht wieder“, rief er, „wenn sie mich begrüßen wollen. Ich bin todt, werde ich sagen, ich bin nicht bei Euch, ich bin anderswo, in jener Welt. Träte ich unter euch, so würde ich stinken.“

Aber auch für unsere weißen Freunde waren schmerzliche Botschaften bereit. Der englische Geistliche Helmore, der in Vinyanti eine Missionsstation errichtet hatte, war mit mehreren Begleitern aus Kuruman dem Fieber erlegen und der Rest seiner Gesellschaft war wieder zurückgereist.

Livingstone meinte, daß wenn Helmore statt etwas Doverschen Pulver von seinen Chininpillen genommen hätte, er wohl gerettet worden wäre. Er erzählt, gerade jetzt, wo sie Helmore's Tod vernommen, habe sein Bruder Carl dasselbe Fieber durchgemacht, auch in demselben Thale, in dem Vinyanti liegt, aber er nahm die Chininpillen, marschirte am 8. August wieder drei, am 9. August acht Meilen weit bis zu den Fällen und war wieder gesund und konnte sich mit den Anderen des majestätischen Anblicks der Zambesi-Fälle erfreuen, denen er, der auch den Niagara-Fall gesehen, vor diesem in jeder Hinsicht den Vorzug gab.

Dritter Abschnitt.

Die Victoriafälle des Zambesi.

Hätte Livingstone auch nur die Mosioatunga — oder Victoriafälle des Zambesi entdeckt, so würde sein Name doch schon unsterblich geworden sein. Denn er hat Wunder der Wasserwelt zu unserer Kunde gebracht, die an Großartigkeit und Eigenthümlichkeit den europäischen Rheinfluss und den amerikanischen Niagarastruz weit

übertreffen. Asien hat in seinen Flüssen nichts Aehnliches, Australien nicht einmal solche Flüsse. Es ist nur möglich, daß auf dem Grunde der großen Meeresströmungen ähnliche Unregelmäßigkeiten der Fluthbetten noch vorkommen.

Bekanntlich entdeckte Livingstone den Fall bereits im November 1855, als er, mit seiner Matololoschaar dem Laufe des Zambesi folgend, als der erste Europäer von der Westküste bis zur Ostküste Afrika's, von Angola bis Mosambique hinzog. Die Portugiesen behaupten, diese Straße schon früher erforscht zu haben, aber verbot es ihnen ihre sklavenhändlerische Politik etwa, von den Wasserfällen des Zambesi zu sprechen? Im Jahre 1809 sind allerdings einmal zwei ihrer schwarzen Sklaven, Pedro Baptista und Andre José, als Briefboten von Cassange nach Tete und zurück geschickt worden, also von einem Punkte 300 Meilen von dem westlichen Meere nach einem Punkte 300 Meilen von dem östlichen Meere, aber sie sind durch das Land Cazembe gegangen und haben die Wasserfälle weder gesehen, noch von ihnen gesprochen. Eine Dame, die noch in Tete lebt, Donna Eugenia, erinnerte sich deutlich dieser Schwarzen, deren wolliges Haar nach Londamode frisirt war, aber auch sie hatte nie von den Fällen gehört, die doch so bedeutend sind, daß sie selbst das Gemüth der Eingeborenen mit Erstaunen und Furcht erfüllen und Sebituane zu der Frage nöthigten: „Habt Ihr so Etwas in Eurem Lande, Rauch, welcher todt?“ Uebrigens geben auch die portugiesischen Karten die Quellen des Zambesi da ungefähr an, wo die Wasserfälle sich befinden, südsüdwestlich von Zambo.

Im Jahre 1851 war Oswell, der 200 Meilen von den Fällen entfernt von ihnen sprechen hörte, bis auf zwei Tagereisen ihnen nahe gekommen, aber besucht hatte auch er sie nicht.

Livingstone hatte sich 1855 nur zwei Tage an den Fällen aufgehalten. Die geographischen Ortsbestimmungen, die Bauncultur, in der er auf der Garteninsel den Eingeborenen Unterweisung gab, vorzüglich die Begleitung von 200 Matololo nahmen ihn so in Anspruch, daß er nur den Fall von der oberen und von der nord-westlichen Seite besichtigte und eine genauere Erforschung auf eine spätere Gelegenheit versparen mußte.

Die Breite des Zambesi vor dem Falle bestimmte Livingstone

jetzt auf 1860 Yards oder ca. 3800 Fuß. Er fügte bei, sie möge wohl einige Yards mehr betragen, er halte aber gern an dieser Ziffer fest, weil sie zugleich das Jahr bezeichne, in der zuerst eine genaue Untersuchung des Sturzes stattgefunden habe. Die Tiefe des Wassers vor dem scharfen, ausgezählten Rande des oberen Fluthbettes ist von wechselnder Tiefe und die Höhe des Sturzes 310 Fuß! Der Rheinfall hat bei 1000 Fuß Breite höchstens 80, der Niagara bei 2226 Fuß Breite 164 Fuß Fallhöhe.

Aber man wird sich von der Großartigkeit des Zambesifalles eine entsprechendere Vorstellung machen, wenn man zuerst seine Eigenthümlichkeit kennen gelernt hat.

Der Rhein und der St. Lorenz haben dadurch ihren plötzlichen Absturz zu Stande gebracht, daß sie ihr vorher nur etwas abschüssiges Bett rückwärtsgehend weiter und weiter auspülten, bis zuerst ein kleiner und dann stets bedeutenderer steiler Abfall der felsigen Bettsohle und damit allmählig auch der äußerlich wahrnehmbare Absturz der Gewässer in die Tiefe entstand. So befinden sich unterhalb dieser Fälle tief und lang ausgewaschene Mulden, die sich in der Richtung zu Berg noch täglich vergrößern.

Ganz anders verhält sich's mit dem Zambesi, der in seiner Richtung von Norden nach Süden hier vor Zeiten kein abschüssiges Bett gehabt haben kann, sondern sich in wechselnder Breite dem Meere genähert hat, vielleicht erst weit abwärts durch Stromschnellen hingerrissen, wie sie bei Rehrabasa vorkommen. Das Niveau des Fluthbettes oberhalb und unterhalb der Stelle, wo jetzt der Fall ist, muß vor vermuthlich nicht sehr langer Zeit ziemlich in gleicher Höhe gelegen haben. Auf den mächtigen Basaltlagern, über welche unterhalb des jetzigen Sturzes der Zambesi sich früher dahinwälzte, sind jetzt Baumgruppen emporgewachsen, untermischt mit großen und kleinen Rasenplätzen.

Durch gewaltige Bewegungen, welche sich aus dem Erdinneren auf die Oberfläche fortsetzten, sind nämlich in einer noch zu ermittelnden Zeit unermesslich tiefe Einschnitte in die Basaltlager gerissen, welche den felsigen Untergrund dieses Landstriches bilden, Verstungen des Gesteines, sicherlich bis zu Tausenden Fuß Tiefe und in mehrfachem Bixzack quer durch das alte Zambesibett hinlaufend. Diese Boden-

erschütterung und Felszerklüftung muß an sich von ganz außerordentlicher Art und ein Naturereigniß erster Größe gewesen sein, noch bedeutungsvoller dadurch, daß sie im Bette des sanften Zambesi stattfand. Denn nun mußte plötzlich die breite Wassermasse in den unergründlichen Riß steil abwärts stürzen. Wie tief derselbe sein mochte, wenn er selbst 1860 Yards tief war, also die ganze Flußbreite, so mußte er doch schnell ausgefüllt sein, denn seine obere Breite betrug und beträgt nach Livingstones Messung mit dem Sextanten an der Garteninsel nur 80 Yards und an seiner breitesten Stelle wenig mehr.

Wunderbare Erscheinung! Die in breiter Fläche sich vorschiebende Wassermasse wurde gezwungen, sich gewissermaßen auf eine Kante zu stellen, wie eine Eisscholle, der Art, daß die Wasser der östlichen Seite in die Tiefe sanken, daß die frühere Oberfläche die Vorderfläche wurde, aber gewiß nur für kurze Momente. Denn wie der Vorwärtsdruck der Wassermasse ein kaum berechenbar mächtiger war, mußte die nahe gegenüberliegende Felswand bald durchbrochen sein und zwar um so schleuniger, als diese Felsmasse nur eine verhältnißmäßig schmale Scheidewand nach einem zweiten Einrisse hin bildete. Der Durchbruch, die Verbindung beider Risse, entstand vielleicht gleichzeitig, in wenigen ungeheuren Momenten, jedenfalls muß er bald fertig geworden sein. Ebenso sicher hat in diesem Durchbruch der Fluß jetzt seine größte Tiefe. Denn bei einer Länge von 130 Yards beträgt die Breite nicht mehr als 30, ja nur 20 Yards.

Diese Durchbruchsstelle befindet sich 1170 Yards vom westlichen und 600 Yards vom östlichen Ende des ersten Einrisses, der also eine Gesamtlänge von 1770 Yards hat. Der Wassersturz ist ihr gegenüber jetzt am bedeutendsten, wie denn auch die Dunstfäule an dieser Stelle am Höchsten und Breitesten aufsteigt. Die Wassermasse, vorzugsweise hierher gerissen, hat westwärts die Entstehung zweier Inseln unmittelbar am Rande des Absturzes freigegeben. Die größere Insel liegt ziemlich in der Mitte des Flusses und heißt Kazeruka oder Garteninsel, wie Livingstone sie getauft hat, die kleinere, Boaruka, liegt zwischen ihr und dem westlichen Ufer.

Aber folgen wir zunächst dem Strome weiter. Mit unendlichem Wogen und Rauschen und mit unbeschreiblichem Ungeflüme, der allerdings nur auf der Oberfläche sichtbar ist, aber um so begreiflicher

wird, wenn man bedenkt, daß er im rechten Winkel erfolgt, wendet sich das von dem West- und Ostufer nach der Durchbruchstelle getriebene Wasser in den schmalen tiefen Durchbruch und kommt nach einem Lauf von 130 Yards in den zweiten Riß des Grundbasaltes. Hier ist das Gefälle ein bedeutendes, denn die zweite Wasserschlucht liegt tiefer, als die erste und mit ihr fast parallel, so daß das Wasser wieder im rechten Winkel und zwar nach Westen hin abbiegen muß.

Diese zweite Schlucht setzt sich auch nach Osten hin fort, erhebt sich aber bald, ist trocken und mit hohen Bäumen bestanden.

Vom Durchbruch nach dem östlichen Ufer zu bildet der gesprengte Basalt eine Landzunge oder ein Vorgebirge, das etwa 1170 Yards Länge und an der Landseite 416 Yards Breite hat und meist flach und mit Bäumen bewachsen ist. Die Spitze nach dem Durchbruch zu ist an einer Stelle so schmal, daß sie nicht ohne die größte Lebensgefahr bis zu ihrem Ende betreten werden kann. Um diese Spitze windet sich das Wasser in steter Stromschnelle in den zweiten Riß, durchheißt ihn wie im Schuß, um an der Basis des ersten Vorgebirges im spitzen Winkel um die Spitze eines zweiten Vorgebirges und in eine dritte Schlucht, eine dritte Verftung des Basaltlagers zu gelangen und wieder nach Osten zu strömen.

Diese zweite Landzunge, die sich von Osten her mit der Spitze nach Westen erstreckt, zeigte nicht bloß breite Rhinocerospfade, sondern auch eine von menschlicher Hand erbaute Hütte. Die Ehrfurcht vor dem grandiosen Naturwunder muß also auch in der Seele eines Schwarzen den Gedanken gereift haben, in seinem Bereiche als Eremit seine Tage in ruhiger Beschaulichkeit zu verbringen.

Der Fluß hat es aber nicht so gut. Von der Spitze des zweiten Vorgebirges gesehen, erscheint er von tiefmeergrüner Farbe, eng in seinem Felssbette zusammengepreßt und unter dem Beschauer in einer Tiefe von 400 Fuß wie ein schlangenhaftes Ungethüm dahingleitend. Aber wieder muß er sich wenden und an einem dritten schmälern Vorgebirge sich in einen vierten Riß nach Westen begeben, alles mit unendlicher Stromgeschwindigkeit.

Weiter abwärts verfolgte Livingstone den Strom nicht, aber er erkannte von fernher, daß er sich noch um ein anderes Felsemporium zu drehen und wieder nach Osten zu strömen hat.

So weit er diese Schluchten durchforscht, waren sie überall steil und scharfkantig, überall harter Basalt und voll Torturen für den frommen Zambesi, wie der Rheinstrom und der St. Lorenz sie nicht durchzumachen haben. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß das Wasser, welches nach dem Falle in einer Weise, wie es nicht wieder auf dem Erdball vorkommt, emporgepeitscht und in 2—300 Fuß hohen Dunstfäulen emporgehoben wird, an der Durchbruchstelle in die doppelte, vielleicht dreifache Tiefe herabgerissen wird, um in der ungemessenen Tiefe den nöthigen Raum zur Genüge zu haben, der ihm wegen der Enge der Schluchten auf der Oberfläche so überaus fehlt. Der Fluß läuft eben wie auf die Seite gestellt weiter und zeigt deshalb auf seiner Oberfläche nur eine eigenthümlich wirbelnde und unheimlich wallende Bewegung. Diese Bewegung ist von grausenregender und ruhiger Schnelligkeit, ein Dahingleiten mit verborgener, aber ungeheurer Gewalt.

Haben wir aus dem Gesagten eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit des Zambesifalles gewonnen, so werden wir seine Großartigkeit erst begreifen, wenn wir nun auf der ersten von Westen nach Osten reichenden Landzunge bis zu dem Durchbruche hingehen und den Fall in seinen mannichfachen majestätischen Einzelheiten in Augenschein nehmen. Wir befinden uns in stetem Regendunste, zwischen ewig grünen Bäumen und Gesträuchen, und haben je nach dem Stande der Sonne zwei- und dreifache Regenbogen zugleich zu bewundern.

Wir betreten also das von Mosekatse's Lande auslaufende erste Vorgebirge und haben, indem wir dem Falle das Gesicht zuwenden, zuerst den westlichen Fall vor Augen, der 36 Yards Breite mißt und sich, wie alle übrigen, durch einen Luftraum von 310 Fuß in die Tiefe stürzt. Dann haben wir die Insel Boaruka vor uns und sind von ihr nur durch eine Breite von etwa 80 Yards getrennt, aber durch welche Tiefe der Schlucht, durch welches Brausen und Gischen der Fluth von Unten empor! Nun folgen zwei Fälle von 573 und 325 Yards Breite, nur oben durch ein hervorragendes Felsstück von einander getrennt, im Fall und über ihm bald ineinander verfließend, verstäubend. Nun folgt Kazeruka und dann eine große Reihe, über 20 einzelne Fälle, die nach der Ostseite zu immer bedeutender werden. Und dies ist der Zustand bei niedrigem Wasser; bei Hochwasser kommt

der ganze Zambesi wie ein Meer von den Felsen herab, um scheinbar im ersten Abgrunde zu verschwinden.

Der Lorenz und der Rhein nähern sich in Schnellen dem Absturz, gewissermaßen vorbereitet auf das Ereigniß, das ihnen bevorsteht. Klar und völlig ungebrochen schwimmt der Zambesi bis an die Stelle, wo sein Bett plötzlich unter ihm versinkt, und 10 bis 12 Fuß folgt er ihm, wie er kam, unverändert. Dann aber ist er wie durch einen Zauberschlag in eine schneeige, wild in sich verworrene, ungeheure Fallschicht verwandelt, aus der tausend und aber tausend Wasserstücke, wie geschweifte Kometen, hervorspringen, hierhin, dorthin, zuletzt im buntesten, die Sinne verwirrenden Durcheinander. Die Trockenheit der herantretenden Luft muß Ursache sein, daß diese Tropfen und Wasserhaufen so lange compact und selbstständig auf- oder niederfausen, rechts und links, kreuz und quer, von einem weißschimmernden Dunstschweife gefolgt, bis alles Einzelne in Duft und Staub sich auflöst und verliert. Hinabgeschleuderte Steine werden kleiner und kleiner, bis der dunkle Punkt lautlos in dem weißen Nebelmeere verschwindet.

Karl Livingstone hatte noch kürzlich den Niagara besucht und verglich ihn mit dem Zambesi. Bei dem augenblicklich niedrigen Wasserstande hatte der afrikanische Fluß vielleicht weniger Wasser, als sein amerikanischer Bruder, aber er imponirt mehr. Manche haben sich beim ersten Anblick des Niagara enttäuscht gesehen, der Mosioatunga reißt immer zur Bewunderung hin. Und seine Beziehung zur Luft ist eine andere. Die sein Wasser umgebende Luft ist kein feuchtes, sondern ein trocknes Element, das von den Myriaden abspringender Fluththeile wie etwas ihm Fremdartiges eingeschlossen und mit davon- und herabgerissen wird, bis es im hastigen Schwunge plötzlich Widerstand leistet und eine Explosion verursacht, welche Alles in kleinste Atome zerreißt und auseinander zu schießen zwingt. Für diesen Kampf des Wasserdunstes und der Lufttheilchen ist die Tiefe zu eng und so steigen die feindlichen Elemente in fünf und mehr Dampfsäulen 2—300 Fuß hoch empor und setzen den Kampf, wie die Erschlagenen auf den Catalaunischen Gefilden, oben im Luftraume fort. In der obersten Dunstschichte verdichten sich die Wasseratome, die Luft wird frei, eine dunkelfarbige Regenwolke bildet sich und läßt ihre Tropfen

mit dem Winde auf die Laubgewölbe am Uferrande verwehen oder aber wieder herabstürzen in den Abgrund der ewig tosenden und tobenden Elemente.

Von Blättern und Stämmen und Felsen ist ein stetes Herab-rinnen des Wassers erkennbar, das in Bächen zusammenströmt, um seiner Schwere folgend der Tiefe zuzueilen, aber wie es in das Gebiet der aufsteigenden Dunstfäulen gelangt, wird es aus seinem senkrechten Bette aufgeleckt und steigt wieder mit empor, woher es gekommen.

Hundert Mal würde zerrissen, was von den Fällen ergriffen mit hinunter müßte in ihre bodenlose Tiefe. Flußpferde und Elephanten hat dies Schicksal getroffen. Sie sind zu Brei zermalmt worden und man hat keinen Felsen von ihnen wiedergesehen. Und doch vertrauten unsere englischen Freunde sich einem elenden Baumfahne an, um sich von Tuba Moforo, dem bewährten Fährmanne, zunächst nach Kazeruka, der Insel, die mitten im Strome in den Fall hineinragt, rudern zu lassen. Tuba's Name bedeutet allerdings „Zerschmetterter der Baumfahne“, aber er allein kennt auch die „Arznei“, welche die Baumfahne vor Unglück und Untergang schützt.

Meilenweit ging zuerst die Fahrt über spiegelklare, ruhige Fläche, das Wasser war krystallhell und reizende Inseln verlockten, lieber auf ihnen zu landen, als weiter dem gefährlichen Sturze der Wogen zuzusteuern. Hohe Hyphaena- und Borassus-Palmen, die graziöse wilde Dattelpalme mit ihrer Frucht in goldnen Trauben, die schattige Mononga von Cypressengestalt mit dunkelgrünen Blättern und scharlach-rothen Früchten, vielfarbige, bunte Blumen, bekannte und unbekannte, winkten und lockten, aber vergeblich. Vorüber! Tuba Moforo lenkt mit fester Hand den Kahn weiter.

Bereits aber wird das Auge gleichgültig gegen die Lieblichkeit der Inseln und der Landschaft. Die Wassermasse drängt eiliger dem Sturze zu und die zwischen Felsen einzeln hinschießenden Stromschnellen gewinnen etwas höchst Widerliches für die im Kahne Sitzenden. Keiner der Neulinge entschlägt sich einer leichten Angst, denn ein kleiner Fehlstoß Tuba's würde den Kahn unrettbar dem Abgrunde zuführen. Jetzt, wo in der Nähe der Insel die Wasserwirbel beginnen, verbietet Tuba alles Sprechen, denn Geschwätz im Kahn würde die „Kraft der Arznei“ vermindern. Es ist auch Keinem sonderlich um Geplauder,

dazu erkennt Jeder, daß Tuba am Steuer und der schwarze Ruder knecht vorn nicht bloß alle Aufmerksamkeit anwenden, sondern sich auch stets gegenseitig verständigen müssen. Denn wenn der Vordermann einen Felsen, eine Untiefe, einen Baumstamm wahrnimmt, ruft er es dem Hintermann am Steuer zu, der sofort auch ausweicht, und so halten Beide mit äußerster Anstrengung den Kahn in dem einzig richtigen Fahrwasser zwischen den bald rechts, bald links dahineilenden Schnellen. Die Gefahr scheint durch die harmlose Sicherheit noch vergrößert, mit der zur Seite des Kahnes Wasservögel untertauchen, um kleine Fische zum Schmause hervorzubringen. Oft scheint es, als müsse der Kahn, der wie ein Pfeil dahinschießt, an einem scharfen Felsgesteine, das plötzlich sichtbar wird, auflaufen, um zerschmettert zu werden, aber ein Ruf, ein Wink vorn und der Kahn gleitet bei Seite und die Gefahr ist schon hinter den Schiffenden.

Niemals wurde ein Baumkahn sorgfältiger gelenkt. Aber einmal schien die „Kraft der Arznei“ doch schwächer geworden zu sein, denn als man an einem schwarzen, von weißem Schaum übersprigten Felsblock vorüberfuhr, stemmte Tuba mit voller Kraft seine Stange an demselben auf, aber sie glitt ab. Er strauchelte und im Nu war der Kahn halb mit Wasser gefüllt. Aber Tuba war schnell wieder zur Hand und lenkte den Kahn auf eine seichte Stelle, wo das Wasser bequem wieder ausgeschöpft wurde. Bei dieser Arbeit deutete er an, die „Kraft der Arznei“ sei nicht schwächer gewesen, er allein sei Schuld, aber auch nicht eigentlich er, sondern Diejenigen, die ihn aufgefordert hätten zu fahren, ehe er gefrühstückt. — Die Gesellschaft hat sich von Tuba nie wieder nach Kageruka fahren lassen, ehe sie wußte, daß er das ihm gebührende Frühstück genossen hatte.

Die Landung am oberen Rande der Insel wurde leicht bewerkstelligt und sofort nach der südlichen Partie geeilt, um sich des Anblicks in die schwindelnde Tiefe vom unerschütterlich festen Felsen aus zu erfreuen. Zur Rechten oder westwärts sieht man fast eine halbe Meile weit den Strom in die Tiefe sich abstürzen, um sofort unter rechtem Winkel zur Linken oder ostwärts nach dem Durchbruch in die zweite Schlucht zu tosen. Ebenso drängt das linkwärts oder östlicher Seits herabgestürzte Wasser nach dem Durchbruch hin, strömt also nach Rechts zu und der von hier kommenden größeren Menge ent-

gegen, um mit ihr um den Vorrang an der schmalen Durchlaßstelle zu ringen. Die furchtbar brodelnden, wallenden und strudelnden Bewegungen sich vorzustellen, ist unmöglich und doch muß auch der Beschauer an Ort und Stelle seine Phantasie zu Hülfe nehmen, um sich klar zu machen, daß er nur ein Bild des Wogenkampfes sieht, der bis in unergründliche Tiefen abwärts vor sich geht, Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, wie das immervährende Aufsteigen der Säulen aus Wasserdunst, der Kampf des Wassers mit der Luft.

Zu Zeiten durchdringt der Blick die Nebelschleier und dann sieht man auf der Landzunge gegenüber, wenig entfernt und in drei und vier prachtvolle, über einander steigende Regenbogen gekleidet, hochaufstrebende, immergrüne Haine von tropischer Ueppigkeit. Scheinbar drei Viertel eines Kreises einnehmend, lehnen sich die Regenbogen an die senkrecht abfallenden, ungeheuren Felswände und durch ihre glitzernden Farben hin sieht man unausgesetzt senkrechte Bäche in den Felsrinnen entstehen und wie Feuerströme ablaufen, aber sie erreichen die Tiefe nicht, in das schimmernde Licht werden sie wieder mit emporgeführt.

Ist es überraschend, daß Kazeruka und Boaruka von den alten Batofahäuptlingen der Verehrung ihrer Gottheiten geheiligt waren? Das Gemüth des nüchternsten Forschers wird mit ehrfurchtsvollen Staunen erfüllt, wenn er alle Pracht und Macht der Natur, wie in ein Schauspiel seltenster Art vereinigt, vor sich entfaltet sieht.

Livingstone hatte die stets feuchte Insel Kazeruka im Jahre 1855 zur Baumkultur für geeignet gehalten und Pfirsiche und Aprikosensteine, Kaschunüsse, Kaffeebohnen u. A. reichlich dem vortrefflichen Boden der Insel anvertraut. Er hatte die Insel deshalb Garteninsel getauft und Pfahlzäune um seine Anpflanzungen machen lassen. Die Bäume waren auch gediehen, aber die Flußpferde, die von Zeit zu Zeit die Insel besuchen, hatten in seinem Garten böse Verheerungen angerichtet. Er legte den Garten 1860 von Neuem und mit größerer Vorsicht an, als aber 1863 Baronet Sir Richard Glyn mit seinem Bruder auf einem Jagdzuge die Insel besuchte, war wieder Alles von den Flußpferden zerrissen und zerstampft. Nur die Zeichen „D. L. 1855“, die Livingstone bei seinem ersten Besuche in den Stamm eines Baumes geschnitten, fand Glyn wieder und vertiefte die einsamen Wahrzeichen mit freundlicher Hand.

Seltfam überrascht wurde Livingstone dadurch, daß er bei seinem zweiten Besuche einen Engländer, Baldwin aus Natal, gewissermaßen in Haft bei dem Häuptlinge Maschotlane antraf. Derselbe hatte sich, begierig die Fälle zu sehen, nur mit Hülfe seines Taschencompaß glücklich zu denselben hingefunden und nach der anderen Flußseite überfahren lassen. Da hatte er, was die Eingeborenen sehr verdroß, ein Bad genommen, indem er in den Fluß sprang und an das Ufer schwamm. „Hätte ein Krokodil ihn verschlungen, deren dort viele sind“, sagten sie, „so hätte man uns des Mordes eines Engländers beschuldigt, er hat also auch uns in Gefahr gestürzt und dafür muß er eine Strafe zahlen.“ Baldwin wurde wirklich nicht eher außer Acht und frei gelassen, als bis er von seinem, zwei Tagereisen entfernten Wagen Perlen kommen ließ und sich durch deren Hingabe löste.

Maschotlane war bei Sebituane im Christenthume unterrichtet, aber noch jung, und so mußte man ihm diese übel begründete Strenge verzeihen. Er hatte ein schönes, freies Gesicht, noch ohne Spuren der Grausamkeit, zu denen sein Sinn hinneigte. Aber sein Auge war so durchbohrend, daß Livingstone's Begleiter sagten: „Er trinkt Menschenblut, sein Auge verräth es.“

Vierter Abschnitt.

Nunmehr bei den Makololo angekommen, also unter Freunden und Bekannten, reiste Livingstone mit der größten Sicherheit, geschweige daß er auf besondere Schwierigkeiten oder Gefahren gestoßen wäre. Ebenso wenig begegneten ihm Abenteuer. Ueberall sah er sich freundlich, ja herzlich aufgenommen. Er fühlte sich sicher und wohl und selbst die Sklaverei, wie sie hier im Herzen Africa's vorkommt, hatte nichts eben Abschreckendes für ihn. An der Küste wird jeder Flüchtling aufgegriffen und als Sklave verkauft, hier tritt er als das, was er vordem war, in der Stamm ein und die Kinder von Gefangenen haben mit den Kindern freier Leute gleiche Rechte. Aehnliches berichtet

der Missionär Thomas, der unter den kriegerischen Matabele bei Moseketatse lebte, und stets beobachtet hat, daß der von einem Raubzuge eingebrachte Sklave bei seinen neuen Herren als Kind eintritt und sie als seine Eltern betrachtet. Er darf sie sogar ungestraft verlassen, wenn er nur innerhalb der Landesgränzen bleibt, er darf für sich arbeiten und Vermögen sammeln und oft wird er reicher und damit mächtiger, als seine Herrschaft. Diese auffallende Eigenthümlichkeit erläutert sich dadurch, daß der Africaner unsere Ideen von Arbeit, Fleiß, Industrie, Zeit und Werth der Zeit nicht kennt, er lebt von einem Tage in den anderen und erwartet von seinem Sklaven nichts, der vielmehr nur sein Genosß in Lust und Leid geworden ist. Meisthin hat die reiche Natur für alle Bedürfnisse in Hülle und Fülle gesorgt, in Zeiten der Noth darben Alle.

Eine solche Zeit der Noth herrschte leider gerade jetzt. Die Erndte war gänzlich mißrathen und man grub sogar nach den Wurzeln von Sumpfpflanzen, um den nagenden Hunger zu stillen. Weit schlimmer aber war was man von Seseletu, dem Sohne und Nachfolger des großen Sebituane, vernahm. Seit geraumer Zeit schon war derselbe mit einer Art Aufsatz behaftet, von dem er natürlich glaubte, daß er ihm angezaubert sei. Er hielt sich deshalb in seiner Wohnung verborgen, gestattete fast Keinem zu ihm zu kommen und wollte von der zurückgekehrten Gesellschaft auch nur Livingstone sehen. Als er von den Blattern hörte, an welchen Livingstone's Begleiter in Tete vor drei Jahren gelitten hatten, wollte er ihnen sogar die Rückkehr nach Seseke verbieten, was Livingstone indeß hintertrieb. Aber häufige Boten mußten hin und wieder gehen, ehe man sich mit dem alten Freunde verständigt hatte.

Erst am 18. August fand der Einzug in Seseke statt und alsbald begann ein Strom von Menschen sich nach der Hütte zu wälzen, welche Livingstone angewiesen war. Fast Jeder hatte zu klagen und Livingstone war in keiner geringen Bedrängniß. Bisher hatten er und seine Leute von der Ausbeute der Jagd gelebt, jetzt wurde ihm zum Empfang auf Seseletu's Befehl ein feister Ochse zugeführt, dessen Fleisch er vor allem Wildpret Africa's bei Weitem den Vorzug gab, obgleich Brod, Kartoffeln und so jede andere Zukost bei der Mahlzeit fehlte. Und so war auch dieser Genuß nur ein halber. Ueberhaupt

waren es böse vier Wochen, die Livingstone jetzt in seinem geliebten Gescheke zubrachte. Von den Personen, die ihn früher umgaben, hatte Sefelethu Viele mit ihren Familien hinrichten lassen, weil er sie in Verdacht hielt, ihm der Aussatz angezaubert zu haben. Von diesem Schicksale war auch der frühere Stadtvorsteher Moriantfiane betroffen. Die Bewohner hatten deshalb die alte Stadt in Trümmer fallen lassen und sich eine Viertelmeile höher auf der anderen Stromseite von Neuem angebaut. Aber das Unheil konnte dadurch nicht abgewendet werden, es hatte in Sefelethu, in seiner Krankheit, seinem Aberglauben, seiner Grausamkeit, Gleichgültigkeit und Schwäche seinen Grund und so verbreitete sich bereits der Glaube im Volke, er könne nicht Sebituane's Sohn sein, der das Reich dadurch so groß gemacht, daß er stark im Kampfe und in den Staatsgeschäften weise gewesen. Es klagte auch Mantshuniane, Sebituane's einzige noch lebende Schwester, die mit dem unglücklichen Moriantfiane verheirathet gewesen und wohl nur wegen ihrer hohen Verwandtschaft dem Tode entgangen war, Sefelethu geradezu der Verwahrlosung des schwer bedrohten Reiches an. „Der große Löwe (Sebituane)“, sagte sie, „kannte alle Häuptlinge und Vorsteher im Lande, wußte um ihr Thun und Lassen und sorgte, daß die Verwaltung überall gut und streng war. Sefelethu weiß Nichts und sorgt für Nichts, Jeder handelt nach Belieben und so wird bald die Macht der Makololo zu Ende sein.“

Wir wollen hier gleich einsprechen, daß diese traurige Ahnung Mantshuniane's leider nur allzubald in Erfüllung gegangen ist. Schon damals waren die Barotse in Empörung und suchten Sefelethu mit dem Häuptling Masiko in Krieg zu verwickeln, die Batolahäuptlinge Sinamane und Muemba waren factisch unabhängig und Maschotlane, der Häuptling an den Victoriafällen, strebte es zu werden. Sefelethu hatte ihn zu sich entboten, er war aber, weil er nicht ohne Grund hingerichtet zu werden fürchtete, nicht erschienen, Krankheit vorschützend, und beachtete die Gebote und Verbote Sefelethu's so gut wie gar nicht. Wo dieser nicht mißachtet war, war er unbeliebt, vorzugsweise weil er von Sebituane's weiser Politik abgewichen war, die neuunterworfenen Stämme wie Landesfinder zu behandeln, aus ihnen selbst ihnen Vorsteher zu geben, Heirathen mit ihnen zu begünstigen und sich selbst von ihnen Frauen geben zu lassen. Er ernannte nur Makololo zu

Beamten und heirathete nur Makololomädchen. Im Anfange des Jahres 1864 starb Sefeletu und sofort brach der Bürgerkrieg aus. Zimpololo, ein Oheim Sefeletu's, verwaltete das Reich, aber der Aufstand griff um sich. Viele flüchteten mit ihrem Vieh nach dem Ngamisee, die schwarzen Stämme, die Sklavenhandel treiben, rissen sich los, Zimpololo wurde ermordet und so besteht das schöne Reich Sebituane's, in dem Livingstone christlich-europäische Cultur-Elemente ausgestreut hatte, zur Stunde nicht mehr. Wieder herrscht die alte Barbarei und das Land steht — den Portugiesen offen! —

Sefeletu hatte sich seines Aussages wegen vor seinem Volke unsichtbar gemacht und die alte Doctorin, die ihn damals in der Cur hatte, ließ von seinen Verwandten auch nur seine Mutter und seinen Oheim Zimpololo zu ihm. Das wäre zur Heilung nöthig, behauptete sie, aber deshalb gingen auch abenteuerliche Gerüchte über das Aussehen des hohen Kranken. Sein Gesicht, hieß es, sei bis zur Unkenntlichkeit entstellt und seine Finger gleichen Adlerklauen.

Es gelang inzwischen Livingstone, mit seinen drei Landsleuten zur Audienz zugelassen zu werden. Sefeletu saß in einem dicht mit Rohr umflochtenen Wagen und war im Gesichte durch das Hautleiden nur noch wenig entstellt, die Fingernägel tragen alle vornehmen Makololo möglichst lang. Er verhielt sich ruhig und anspruchslos, wie es auch sein großer Vater gethan, und sprach mit tiefer Stimme von einem gewissen Wohlklang. Auch war, was er sagte, nicht ohne Verstand, bis auf die fixe Idee, daß er von feindlichen Menschen behext und krank gemacht sei. Er beschuldigte vor Allem den Gatten seiner Tante, den er hatte tödten lassen, Moriantiane, der sein Gift zuerst an der Tante versucht, dann ihm beigebracht und jetzt durch dasselbe Ponwane, seinen besten Freund, der ihm wie „Kopf und Augen“ gewesen, des Lebens beraubt habe. Ponwane war nämlich kurz vorher dem Fieber erlegen.

Kirk und Livingstone wurden gebeten, den Ausschlag zu heilen, und unterzogen ihn einer genaueren Untersuchung. Er beginnt mit einer geringen Entfärbung der Oberhaut, wie bei Flechten, die Stelle vergrößert sich und bildet Bläschen, die zu einem Schorf mit Hautverdickung hinführen. Das Gesicht wird auf die Art begreiflicher Weise sehr verunstaltet, besonders an Fingern und Zehen entstehen

feuerrige, tiefe Schrunden und Einrisse und oft fallen die Knochen aus. Indes genesen auch solche Patienten mitunter. Die Krankheit gilt mehr für erblich, als für ansteckend, doch sahen Kirk und Livingstone Spuren auf ihre Hände verpflanzt, die sie nur durch Aetzung mit Höllenstein wieder vertilgen konnten.

Auch bei Seselethu wandten sie vorzugsweise Höllenstein in Auflösung äußerlich an und gaben innerlich Jodkali, das sie zufällig bei sich führten. Die Wirkung war günstig und wie die Haut dünner und besonders das Gesicht reiner wurde, zeigte sich auch alsbald eine bessere Stimmung bei dem Häuptling. Trotz des allgemeinen Mangels ließ derselbe seine Wohlthäter Nichts entbehren und wenn sie bei ihm waren, setzte er ihnen Thee vor mit vorzüglichem amerikanischen Zwieback und eingemachten Früchten, die er über Benguela bezogen hatte. Ein Handelsmann von diesem Plaze war damals in Gescheft und erhielt große Aufträge auf Thee, Kaffee und Zucker mit hundert Procent Gewinn. Des Elfenbeinhandels hatten sich die Matololo bis in das Batokaland hinein bemächtigt und da er mit dem Sklavenhandel einzuweilen Hand in Hand gehen muß, um beide Geschäfte einträglich zu machen, so fanden die Händler ihre Rechnung dabei nicht und mußten darauf verzichten. Seselethu ließ auch einen Sklavenmarkt ausdrücklich verbieten.

Unbequem war es für Livingstone, daß Seselethu durch seine Vermittlung Pferde zu kaufen suchte. Er hatte bereits bis neun Elephantenzähne für ein Pferd gegeben und nicht bloß elende Thiere erhalten, sondern auch den Markt vollständig verdorben. Die Pferde, die er erhielt, wurden zudem nicht bloß durch mangelhafte Pflege und Kost, sondern auch durch die Art der Verwendung schnell verdorben und zu Tode geheßt. Sie wurden nämlich von den jungen Leuten nur zu einer eigenthümlichen Art von Wettrennen gebraucht. Ohne Sattel und Zaum setzte Einer nach dem Anderen sich auf und jagte mit weit ausgestreckten Armen solange im schärfsten Galopp dahin, bis er herunterfiel. Ihn überließ man dann lachend seinem Schicksale, fing aber das Pferd wieder auf, um das Kunststück zu wiederholen, bis das arme Thier vor Erschöpfung zitterte. Wer am Längsten auf dem Pferde ausgehalten hatte, zuletzt heruntergefallen war, galt als Sieger.

Im letzten Jahre war viel Elfenbein für Pferde nach Benguela

geschickt und es waren wirklich fünf, angeblich von Sissabon importirte Pferde acquirirt worden. Unterwegs waren sie aber alle, angeblich in Folge von Zauberei der Portugiesen, welche die Eingeborenen haßten, gefallen und die betrübten Treiber hatten nur die fünf schmerzlichen Schwänze dem Häuptlinge gebracht und vorgelegt.

Die richtige Ursache der dem Makololostamm drohenden Auflösung, daß er das Klima von Pinnanti bis Sesheke nicht erträgt, sondern vom Fieber Jahr ein Jahr aus mehr decimirt wird, war Seseletu nicht unbekannt. Er sprach es offen aus und fügte hinzu, mit Ausnahme von zwei Personen seien alle Makololo einverstanden, daß es besser sein würde, die Niederungen zu verlassen und sich auf den Hochlanden anzusiedeln. In ihrer südlichen Heimath an den Einmündungen der Likwa und Namagari hatten sie das Fieber nicht gekannt, hier hatten sie es in seiner grausigsten Wirkung kennen lernen müssen. Von den tapferen Veteranen Sebituane's waren nur noch Wenige am Leben, unverdrossene, arbeitsfrohe Menschen, während das jetzige Geschlecht die Arbeit der dienenden Classe überläßt und in den Hochlanden den Kampf mit Mosekatse fürchtet, in dem es auch sicher den Kürzeren ziehen würde. Sebituane hatte für Mannszucht ernstliche Sorge getragen und jeden Feigling, der aus dem Schlachtgetümmel sich zu retten gesucht, nachher unnachlässig hinrichten lassen. Seseletu aber war selbst ohne Energie und wußte keiner seiner oft gutgemeinten Anordnungen Nachdruck zu geben. Wenn Livingstone mit Frau und Kindern bei ihnen bleiben wolle, so könnten sie sich auf den Hochlanden ansiedeln, dann würde Mosekatse mit seinen streitbaren Metabele sie in Ruhe lassen, ihnen ihre Heerden nicht stehlen; ohne solche Hülfe fühlte er sich zu schwach.

„Das Fieber“, sagte Sebituane's Schwester, „kommt ähnlich einer Erkältung mit starken Schauern, wie wir es nie zuvor gesehen haben. Dann machen wir große Feuer an und legen die Kranken daran, aber die innerliche Kälte können wir nicht vertreiben und sie schauern fort, bis sie todt sind.“ Pinnanti ist noch weit ungesunder, als Sesheke, wie Livingstone schon auf seiner ersten Reise ermittelte. Der Missionär Helmore hatte deshalb von dort schnell weiter reisen wollen, aber er und seine Leuten waren durch die Reisestrapazen so erschöpft, daß schon während der Vorbereitungen dazu mehrere erkrankten und starben,

darunter auch Frau Helmore. Trotzdem beharrte der wackere Missionär bei seinem Absicht, als Lehrer zu wirken. Er kam nach Seschefe, und da er der Landessprache bereits mächtig war, ging er unverzüglich an sein schönes Werk. Und daß er mit Erfolg thätig gewesen war, erkannte Livingstone darin, daß die jungen Leute noch oft und gern Abends die christlichen Lieder sangen, die sie von ihm gelernt hatten. Aber nur vier Wochen sollte er in Seschefe wirken, dann raffte auch ihn das Fieber weg, nicht Gift, wie von ihm ergebene Eingeborenen geglaubt und ausgesprengt worden ist. Sein Amtsgenosse, der die africanischen Sprachen noch nicht kannte, erwählte hiernach den besten Weg, er führte den Rest der Missionsgesellschaft, die aus neun Europäern und etwa einem Duzend Eingeborenen bestanden hatte, rasch wieder zurück. Ehe er die gesunde Wüste erreichte, starb auch seine Frau. Nur vier Europäer waren am Leben geblieben, wie Livingstone andeutet, weil kein gebildeter Arzt der Mission beigegeben, weil sogar an dem in Africa unentbehrlichen Chinin in Africa Mangel gewesen sei.

Auf Befehl Seseletu's mußten Mokele, der neue Vorsteher von Seschefe, und Mantshuniane, die Wittve des ruchlos hingerichteten früheren Vorstehers und Tante Seseletu's, die Reisenden mit Lebensmitteln versorgen. Auf die Intelligenz und Umsicht dieser braven Frau kommt Livingstone oft mit einer gewissen Wärme zu sprechen. Damit unsere Leser sich aber eine richtige Vorstellung von dieser angesehensten Matrone am Hofe von Seschefe machen können, mögen sie wissen, daß dieselbe an jedem Schenkel achtzehn fingerdicke Ringe aus gebiegenem Messing trug, dazu unter jedem Knie drei Kupferringe, am linken Arme wieder neunzehn messingene, am rechten Arme acht Ringe theils von Messing, theils von Kupfer, an jedem Ellbogen einen großen Eisenbeinring und endlich ein schimmerndes Halsband und dito Leibgürtel von Perlen. Dieser Schmuck war allerdings lästig und auch unangenehm, indem die Knöchel stets wundgerieben waren und mit weichen Lappen verbunden werden mußten, aber die Königin Mode gebot und die ehrwürdige Matrone unterwarf sich ihr ohne Murren.

Auch ist Livingstone übrigens voll Lob des weiblichen Geschlechtes bei den Makololo. Kleine, weiche Hände und Füße, wohlproportionirte Stirn, artige, wenn auch etwas platte Nase, Augen, Mund, Kinn

und Zähne sogar schön und die Gestalten zierlich, so daß sie sich von den Africanerinnen des Westens vortheilhaft auszeichnen.

Die Makololofrauen lassen sich von Dienerinnen aufwarten und arbeiten Nichts, wie unsere reichen Damen. Da sie meist wenig Kinder haben, fällt es ihnen schwer, sich passend zu beschäftigen und so — rauchen sie und trinken Bier, zum Zeitvertreib und meistens heimlich.

Die Vielweiberei scheint Ursache zu sein, daß die Zahl der Geborenen so gering ist. Denn da nur derjenige heirathet, der viel Vieh besitzt, und um so mehr Frauen nimmt, je größer sein Reichthum an Heerden ist, so hat oft ein alter Filz viel schöne junge Frauen, während manche junge Männer nicht heirathen können. So hatte Mokele's schöne Tochter einen Reichen geheirathet, der sicher ein Halbjahrhundert älter war, als sie, sagte aber auch offen, sie liebe ihn nicht, sie hasse ihn, er sei so sehr garstig. Die Frauen werden nicht eigentlich verkauft, die Zahlung an Vieh, die der Eidam dem Schwiegervater macht, erwirbt ihm vielmehr nur das Recht, die Kinder der Frau bei sich zu behalten, während sie sonst in die Familie der Frau gehören.

Die Makololo rauchen Bang (indischen Hanf) und so stark aus ihren landesüblichen Riesen-Marghille's, daß der Raucher bald in eine Art vorübergehenden Blödsinn's verfällt und nur noch unsinnige Phrasen, von denen Niemand Notiz nimmt, ausstößt: „Grünes Gras wächst“, „fettes Vieh ist gut“, „Holz schwimmt.“

Die Geschenke und Einkäufe, die Livingstone für Seselele mitgebracht hatte, erfreuten Alle in höchstem Grade. Nur beklagte der Häuptling, daß die Zuckermühle noch in Fete stehe und nicht mitgebracht sei. Von den Kanonen und ihrer Wirkung hatte er eine so großartige Vorstellung, daß er meinte, man habe mittelst derselben die Victoria- und Kebrabara-Wasserfälle zusammenschießen sollen; dann würde das Schiff mit der Zuckermühle wohl bis Seselele haben fahren können. Die Vöffel, welche die gebildeten Makololo sofort in Gebrauch nahmen, benutzten sie zunächst nur, um die Speisen mit denselben in die linke Hand zu füllen und dann doch in der alten Weise in den Mund zu stopfen. Ihr Brod und auch ihre Butter sind gut, doch streichen sie nie Butter auf das Brod, was ihnen lächerlich vorkommt,

sondern zerlassen die Butter und tauchen das Brod hinein. Beachtenswerth erschien es, daß die Makololo die Begriffe vom Rechte der Arbeit sich schnell zueigen gemacht hatten und wie in Fete nun auch im Herzen von Africa Lohn für ihre Arbeit forderten und es unter Anderem für Unrecht erklärten, daß der Häuptling von allen erlegten Elephanten beide Stoßzähne erhielt; da wären die Portugiesen ja sogar noch gerechter, indem sie dem Jäger doch wenigstens einen Zahn ließen. Im Allgemeinen ist die Unterwerfung unter das Urtheil des Häuptlings Regel, wovon Livingstone oft Zeuge war. Sogar der Gedanke, als Verklagter vor dem Häuptling erscheinen zu müssen, triebte Manchen zur Pflicht. So erlebte Livingstone, daß ein Ochse, den ein Krokodil in den Fluß gerissen hatte, von einem Manne aufgefißt und verspeist wurde. Der Eigenthümer des Ochsen erfuhr dies und wollte klagbar werden, was den Jinder bestimmte, lieber seinen eigenen lebenden Ochsen als Entschädigung herauszugeben. Wo die Ortsvorsteher tyrannisch oder unbeliebt sind, kommt es vor, daß eine oder einige oder auch alle Familien den Ort verlassen, um sich anderswo unterzubringen. Dies ist nicht strafbar, wohl aber steht auf entschiedene Gehorsamsverweigerung der Tod, wenn er auch oft durch List oder Güte des Henkers nicht zum Vollzuge kommt.

Livingstone beobachtete auch den Bau einer großen Hütte, was immer Arbeit der Frauen ist. Zunächst wurde ein bis 10 Fuß hoher Thurm aus Pfosten und Latten errichtet, mit Rohr und Mörtel bekleidet und dann der Boden im Inneren mit Kuhmist, Ameisenhaufen oder einem weichen Tuffstein befestigt und platt gestampft. Das Dach, das weit umfangreicher, als die Hütte selbst ist, wird für sich fertig gemacht und mit vieler Personen Hülfe wie ein Hut auf den Thurm gesetzt und erhält dann erst eine Strohbekleidung. Bis zum Dachrande wird nun eine zweite, getünchte Wand um die Hütte gesetzt, oft bis drei Fuß breit und in diesem, zu mancherlei Zwecken verwendbaren Raume pflegten die Reisenden zu schlafen, da es im eigentlichen Inneren meist schwül und überaus unbehaglich, dazu die Thür auch gar zu enge und niedrig war. Die Höhe einer solchen Thür beträgt nämlich 19 Zoll, die Breite am Boden 22, ein Fuß hoch 17 und an der Spitze nur 12 Zoll und diese Thür ist die einzige Oeffnung, durch die Luft und Licht in das Innere gelangen können. Auf die Frage, weshalb die

Thüren so klein wären, antwortete eine Matrone ganz ernsthaft, es sollten keine — Mäuse in die Hütte kommen.

Sekelatu hatte Livingstone mitgetheilt, daß vor seiner Ankunft zwei Paquete aus Kuraman für ihn in Vinyanti eingetroffen seien und hatte jetzt einen Boten geschickt, dieselben zu holen. Der schwarze Käufer hatte die 240 englische Meilen rasch genug zurückgelegt, denn er war am siebenten Tage zurück. Aber er hatte nur ein Paquet mitgebracht, das zweite war ihm zu schwer gewesen, und so entschloß sich Livingstone selbst noch zu der Reise. Sekelatu ließ ihm sein Pferd, ein 12jähriges Thier, und gab ihm einige Leute mit, die ihn dann auch glücklich nach Vinyanti brachten. Er sah sich auch hier von den alten Bekannten auf das Beste aufgenommen und fand, was er suchte, und erstaunte nicht wenig, auch seinen vollbeladenen Wagen, den er 1853 hier zurückgelassen, unversehrt wieder anzutreffen. Nur hatten weiße Ameisen ein Rad benagt, auch war das Verdeck theilweise von Wind und Wetter zerstört, der Inhalt aber unberührt und das Lager noch so vortrefflich, daß Livingstone in ganz Vinyanti keine bessere Schlafstelle finden konnte, als auf seinem lieben, alten Wagen. Er versah sich mit Arzneien und sonst Allerlei, was er auf dem Wagen noch Brauchbares fand, und kehrte nach Gesheke zurück. Jede Reise dauerte drei Tage, doch mußte er theilweise bei Nacht reisen, weil der Weg durch Districte führte, in denen die Tsetse-Fliege vorkam und er Sekelatu's Pferd deren tödtlichen Stichen nicht aussetzen wollte.

Es war Livingstone's Plan, im November wieder auf dem Kongone einzutreffen, weil gegen die Zeit ein anderes besseres Flußdampfschiff für ihn dort eintreffen sollte. Er bereitete deshalb Alles zu seiner Abreise vor und hatte häufige Conferenzen bei Sekelatu und seine Räthen. Alle wünschten sehnlichst, es möchten sich Engländer bei ihnen und zwar auf den gesunden Batoka-Hochlanden ansiedeln. Sekelatu wollte selbst sofort bis Unori mitgehen, um dorthin seine Residenz zu verlegen, gab seiner leidenden Gesundheit wegen diesen Plan aber wieder auf. Doch gab er wieder einige Getreue als Begleiter mit, sie beauftragend, bei Tete zu warten, bis Livingstone allenfalls über die dortigen Schnellen zurückkehre; dann sollten sie Sekelatu benachrichtigen, damit er mit seinem ganzen Stamme zu den Engländern komme und für sie und mit ihnen einen neuen Ansiedelungsplatz aussuche.

Sefelethu bat dringend, Dr. Kirk, der gleichaltig mit ihm war, möge sofort bei ihm bleiben, als Arzt, Freund und Rathgeber. Man wolle ihm nach Belieben Land anweisen und alle Culturelemente im Lande zu entwickeln anfangen. Die inneren Kriege, die nach seinem Tode allerdings wohl ausbrechen würden, erklärte er für sicherlich unerheblich und ohne Gefahr für die Fremden. Einladend war der Vorschlag allerdings genug, denn auf dem kühlen, fruchtbaren Plateau liegen unermessliche Landstrecken, welche auf Colonisation warten und zur Zeit gänzlich unbewohnt sind. Dr. Kirk konnte sich aber nicht entschließen, für lange Zeit oder gar lebenslänglich auf die Genüsse des civilisirten Verkehrs zu verzichten, und schloß sich Livingstone wieder an, als derselbe am 17. September 1860 von Sesheke ostwärts aufbrach.

Ueber Sefelethu's Gesundheit hatte Livingstone damals gerade angefangen, außer Sorgen zu sein. Der Auschlag wurde leichter, die Schwermuth verließ ihn, er konnte sogar wieder heiter sein. Der Aberglaube wurzelte aber so tief in ihm, daß er seine Einsamkeit einstweilen nicht aufgeben wollte. Erst müsse er durchaus genesen sein, sagte er, es könnten noch Zauberer im Volke am Leben sein, die ihn wieder behexten und die englischen Heilmittel wirkungslos machten.

Aber er sollte es nicht zu hohen Jahren bringen, wie wir bereits gehört haben. Es wurden später noch einmal Tod und andere Heilmitteln an ihn abgesendet, kamen aber nicht bis in seine Hände.

Am 6. October langten die Reisenden wieder auf Chilombe, einer kleinen Zambesi-Insel an und erfreuten sich bei dem Häuptlinge Sinamane eines guten Empfanges. Er war thätig und tüchtig und zeichnete sich außerdem durch die hellere Färbung seiner Haut vor den übrigen Batoka-Häuptlingen aus. Seine Abhängigkeit von Sefelethu bestand im Grunde nur darin, daß er den Matebele, wenn sie über den Zambesi setzen und die Makololo angreifen wollten, die Ueberfahrt nicht gestattete. Jetzt erhielt er den Auftrag, die Reisenden mit den erforderlichen Baumkähnen zu versehen, wozu er sich denn auch gern bereit erklärte.

Der Fluß ist bei Chilombe etwa 250 Yards breit und fließt in nordöstlicher Richtung zwischen hohen Ufern heiter dahin. Mais,

Kürbisse, Melonen, Tabak und Hanf werden überall auf geeigneten Stellen gebaut, wie denn überhaupt damals das Volk an Nahrung Ueberfluß hatte und in günstigen Verhältnissen lebte. Weiter abwärts war die Landschaft dünn bewohnt, aber meist hügelig und schön bewaldet. Die Luft war nach Sonnenuntergang noch bis auf 96° F. erhitzt und das Wasser des Zambesi 80° F., so daß es noch kühlend auf die Atmosphäre wirkte. Das Lager wurde deshalb meist unmittelbar am Flußesufer aufgeschlagen, was indeß den Uebelstand hatte, daß man durch die raubgierigen Krokodile einigermaßen gefährdet war. Aber die Luft blieb, was überhaupt Afrika vor Ostindien unterscheidet, kühl und erfrischend bis zum Sonnenaufgange. Daß der Sonnenstich in Afrika so sehr selten beobachtet wird, schreibt Livingstone der größeren Trockenheit der Luft zu. In 22 Jahren beobachtete Livingstone nicht einen einzigen Fall, obgleich man sich hier weit weniger schützt, als in Indien.

Seltam überraschend war ein weißes Flußpferd, das auf der weiteren Thalsahrt beobachtet wurde, wie Livingstone meinte, ein Albino, da auch jüngere Thiere mit großen weißröthlichen Flecken sich zeigten. Er und seine Mitreisenden hatten bei Flußpferden diese Erscheinung noch nicht gesehen, trotzdem bleibt auch noch die Möglichkeit für uns, anzunehmen, daß die Thiere sich nur in weißröthlichem Schlamm gewälzt und daher dies unerhörte Colorit angenommen hatten. Wir erinnern uns, daß Andersson einmal einen rothen Elephanten schoß, von dem es sich, als er todt da lag, ergab, daß nur von einer Art rother Ziegelerde die Farbe herrührte.

Mit Sequascha traf Livingstone am 24. October nochmals unterhalb des Kosue zusammen, bei welcher Gelegenheit der gewandte Portugiese nachwies, daß auf diesem einen Jagdzuge 210 Elephanten getödtet wurden, gewiß eine unerhörte Zahl, deren Richtigkeit unser Reisender aber nicht bezweifelt. Sequascha konnte zwölf verschiedene Dialecte genau, konnte aber sonst über Land und Leute wenig Auskunft geben.

Musterhaft benahmen sich die Bootsleute, als die Baumfahne am 29. October plötzlich in sich kreuzende Stromschnellen geriethen und umzuschlagen drohten, da sie überladen waren. Sofort sprangen

die schwarzen Männer in den Fluß, „denn die weißen Männer mußten gerettet werden,“ selbst Eingeborene, die des Schwimmens unkundig waren, klammerten sich nur Außen an und leiteten vom Wasser aus die Rähne, bis alle Gefahr überstanden war. Die Stromgeschwindigkeit betrug an dieser Stelle, die Karivua genannt wurde, fast sechs Knoten in der Stunde, übrigens war der Fluß schiffbarer, als zwischen Tete und Senna, und hält sich in einer Breite von 250 bis 300 Yards. Die Kebrabasa-Stromschnellen wurden kühn durchfahren, allzukühn, denn Livingstone's Baumkahn entging nur mit Noth der größten Gefahr, während der des Dr. Kirk an einen steilen Felsen, an den Kirk sich anklammerte, geschleudert und ganz mit Wasser gefüllt wurde. Das mindestens fünfzehn Faden tiefe Wasser drohte Kirk mit hinabzureißen, er wußte sich aber zu halten, bis Hülfe herbei kam und er an dem Felsblock empor klimmen konnte. Der Steuermann dieses Rahnes benahm sich vortrefflich und rettete das Fahrzeug, aber alle Gegenstände waren durchnäßt und viele werthvolle Sachen, Chronometer, Barometer, Sammlungen und Notizen im Strome unrettbar verloren. Obgleich kein Mensch umgekommen war, hatte sich der Mannschaft doch eine solche Furcht vor den Schnellen bemächtigt, daß alle gern beistimmten, die Reise zu Fuß fortzusetzen und das Reisegepäck zu tragen. Dadurch kam es, daß man erst am 23. November Tete erreichte, also volle sechs Monate abwesend gewesen war. Erfreut war Livingstone, daß es den Matrosen, die er zur Bewachung des Schiffes zurückgelassen, gut ergangen war und daß sie sich in jeder Hinsicht musterhaft betragen hatten. Einmal waren sie einer Frau zu Hülfe gesprungen, welche ein Krokodil in den Fluß gerissen hatte und eben über eine frische Sandbank fortschleppte. Sie hatten ihr das zerbrochene Bein sorgfältig verbunden und sie in eine Dorfshütte gebracht, mußten aber anderen Morgens zu ihrem Leidwesen sehen, daß der Verband freventlich gelöst und die arme Person das Opfer der nun eingetretenen Blutung geworden war. Die Frau war nämlich nur — eine Sclavin gewesen und hätte als Krüppel nicht mehr zur Genüge arbeiten können.

Der kleine Flußdampfer Ma Robert hatte sich als so untauglich erwiesen, daß Livingstone ihn über den Kongone zurücktransportirte und an seine Stelle den „Pionir“, den er von England eigens neu

bestellt hatte, treten ließ. Derselbe traf am 31. Januar 1861 ein, konnte des stürmischen Wetters wegen aber erst am 4. Februar die Barre überschreiten. Er war tüchtig gebaut, ging aber fünf Fuß tief, während drei Fuß seine angemessene Wassertiefe gewesen wären, und konnte deshalb zu der versuchten Forschungsreise auf dem Rovuma nicht verwendet werden. Unter vielerlei Mühsal kehrte man auf den Schire zurück, froh genug, wenigstens festgestellt zu haben, daß der ausgedehnte Landstrich für Baumwollencultur sich vorzüglich eigne.

Gleichzeitig mit dem „Pionir“ war unter Leitung des Bischofs Makenzie eine Missions-Expedition eingetroffen, welche von den Universitäten Cambridge und Oxford ausgerüstet war und aus sechs Engländern und vier Farbigen vom Cap bestand. Livingstone gerieth durch diesen zahlreichen Zuwachs von Personen, die das Reisen in Afrika nicht gewohnt waren, in nicht geringe Verlegenheit, die durch den Umstand noch gesteigert wurde, daß der gute Bischof in manchen Dingen anderer Meinung war. Er wollte z. B. sofort den Schire aufwärts fahren, um dort sein Missionswerk zu beginnen, aber die Portugiesen und die Jahreszeit waren feindlich. Endlich bequeme er sich dazu, zunächst Livingstone bei seiner Forschung des Rovuma zu begleiten, der im N.-O. des Nyassa entspringt und einige Meilen nördlich von C. Delgado in das Meer fällt. Die Mitglieder der Expedition blieben inzwischen auf Lobanna bei dem englischen Consul Sunley.

Nach unerfreulichem Zeitverluste begann endlich am 11. März 1861 die Fahrt den Rovuma aufwärts. Die Landschaft wird bald günstiger, als an der Zambesi-Mündung, da die Hochlande so nahe sind, daß man sie vom Meere aus sieht. Anfänglich sind die Ufer mit Mangelbäumen besetzt, aber acht Meilen aufwärts läuft der Fluß zwischen malerischen und bewaldeten Bergkuppen hin, ärmer an Wasser, als der Zambesi, aber mit derselben Stromgeschwindigkeit. Die Ufer ergaben sich indeß als wenig bewohnt und diejenigen Anwohner, auf die man traf, waren arabischer Abkunft und schienen in ungünstigen Verhältnissen zu leben. Dreißig Meilen weiter fiel das Wasser der vorgerückten Jahreszeit halber plötzlich so sehr, daß der „Pionir“ unbrauchbar wurde. Mit Böten weiter vorzudringen, konnte des Bischofs wegen nicht gut geschehen, und so kehrte man zurück, entschlossen, später allein diese Forschungsreise wieder aufzunehmen.

Ueber die schönen Canarischen Inseln und Johanna suchte man nun den Kongone auf und begann die Fahrt mit der Mission auf dem Zambesi, um für dieselbe einen geeigneten Platz zur Ansiedelung zu finden. Dieser Platz wurde am Nyassa gewünscht, aber so, daß er mit dem Meere in Flußverbindung stehe. Die Portugiesen hatten geglaubt, daß der Rovuma aus dem Nyassa sein Wasser erhalte, und so schien er eine geeignete Fahrstraße zu sein. Er entsteht aber entfernt vom See aus dem Viende und anderen Seitenflüssen und ist nur eine kurze Strecke schiffbar.

Die neue Zambesifahrt war anfänglich glücklich. Der Schire war bald erreicht und es ergab sich, daß an seinen beiden Ufern sehr ausgedehnte Landstrecken sich für Baumwolle-Cultur nicht bloß vorzüglich eignen, sondern daß auch recht gute Sorten dieser so nützlichen Pflanze dort bereits gezogen werden. Es bedürfte nur, daß verständige Colonisten die Cultur in ihre Hände nähmen und leiteten. Das Baumwollfeld am Schire und Nyassa schätzt Livingstone auf 400 Meilen und ist überzeugt, daß weit mehr Baumwolle hier gebaut werden könne, als in den sämtlichen nordamerikanischen Südstaaten.

In Chibija's Dorfe, das in der Nähe des Schire-See's liegt, erfuhr man, daß die Portugiesen augenblicklich den Sclavenhandel sehr schwunghaft betreiben und um so erfolgreicher, als sie sich unter dem Titel, der englischen Expedition als „Kinder“ anzugehören, überall ungefährdet Eingang verschafften. Der Umstand schlug bei dem Bischof durch, um dem Unwesen Einhalt zu thun; der Frevel der Sclavenjäger und der Händler mit Menschenfleisch war zu groß. Als während einer Mittagsrast die Anzeige gemacht wurde, es sei ein Sclaventrupp im Anzuge, bereitete man sich vor, sich in's Mittel zu schlagen, und die Unglücklichen zu befreien, wohl wissend, daß die Sclavenjäger sich rächen und vielleicht an dem werthvollen Reisegepäck, das ohne genügenden Schutz in Tete sich befand, sich schadlos halten würden.

Gesagt, gethan. Eine lange gefesselte Kette, von Erwachsenen und Kindern kam um einen Hügel herum in das Thal mit Mbame's Dorf, die Treiber, bewaffnet, gepuht, musicirend und jubelnd an der Spitze. Da zeigten sich die Engländer und in demselben Augenblicke waren die Treiber im Walde verschwunden, wie vom Winde verweht. Nur ein aus Tete wohlbekannter, entlaufener Sclave hielt Stand und

log, er führe einen Zug ehrlich gekaufter und bezahlter Sklavenwaare. Die armen Menschen selbst sagten aber einstimmig, sie seien mit Ausnahme von Vier bei einem wider ihren Stamm unternommenen Raubzuge gefangen. Sie fielen auf ihre Knie nieder und sprachen durch anhaltendes Händeklatschen den Dank für ihre Befreiung aus. Die Frauen, Mädchen und Kinder waren bald ihrer Fesseln aus Bäst entledigt, die Männer indeß mußten mühsam von den schweren Holzgabeln, in denen ihr Hals mittelst einer Eisenstange festgenietet war, losgesägt werden. Dann mußten die Männer aus den Trümmern der Gabeln und Stricke ein lustiges Feuer machen und die Frauen an demselben das Mehl, das sie für ihre Treiber hatten schleppen müssen, zu schmackhaften Suppen verkochen. Anfänglich kam ihnen diese Thätigkeit, dieses Glück so überraschend vor, daß sie sich ansahen und fragten, ob das Alles auch ernst gemeint und wirkliche Wahrheit, kein Traum sei. Bald aber waren sie der Wohlthat inne, und äußerten sich über dieselbe auf rührende Weise. Ein kleiner Junge sagte: „Die Anderen fesselten uns und hungerten uns aus, Ihr löst die Stricke und heisset uns essen, — zu welchen Menschen gehört Ihr, und woher seid Ihr gekommen?“ —

Die Treiber waren in der That überaus grausam gegen das arme Volk gewesen und hatten Tags zuvor zwei Frauen, die sich hatten befreien wollen, niedergeschossen, den Andern zum warnenden Exempel. Ein Mann, der vor Ermattung zusammensank, wurde mit der Art erschlagen. Eine unglückliche Mutter, die ihre Last und ihr Kind nicht zugleich zu tragen vermochte, hatte in herber Verzweiflung dem Kinde selbst den Kopf zerschmettert.

Vier und achtzig Personen waren übrig geblieben und nun frei. Man ließ ihnen die Wahl zu gehen, wohin sie wollten, oder zu bleiben, um den Stamm der Missions-Ansiedelung zu bilden, wozu sich Alle unbedenklich entschlossen. Sie waren nicht lange die Einzigen. Ein Trupp Händler mit hundert Sklaven, die aus Sotsche's Dorfe vor Dr. Kirk flüchtete, entkam allerdings nach Tete, andern Morgens aber wurden sechs Gefangene befreit und zwei Händler festgehalten, um sie zu hindern, einen zweiten großen Sklavenzug von dem ihm drohenden Schicksale zu befreien. Leider entkamen die Händler in der Nacht und flüchteten denn auch die Sklaven. Aber fünfzig andere

Gefangene wurden wieder befreit, splitternacht, so daß der gute Bischof zunächst die Sorge, sie zu bekleiden, hatte. Aus der anderen Sorge, daß die Zuführer behaupteten, sie handelten mit Erlaubniß und im Auftrage des portugiesischen Gouverneurs, war der wackere Bischof Mann's genug, sich nichts zu machen. Auch war er von dem halbgeheimen Einverständniß dieses Beamten mit den Unthaten der Händler ohne ihre Bethuerung schon überzeugt genug.

Man hätte den Ansiedlungspunkt gerne am Schire gewählt, wohin die Vorräthe leicht auf dem Fluß zu transportieren gewesen wären, aber die Portugiesen verlegten und schlossen, obwohl ohne alle rechtlichen Ansprüche, dessen Mündung. Der Kovuma und der angrenzende Nyassa waren aber frei, für die Befahrung des See's war ein Dampfer bestimmt und so entstand bei Manchen die eitle Hoffnung, die Colonisation in dieser Gegend werde kaum auf Schwierigkeiten stoßen.

Diese Schwierigkeiten traten aber bald ein und zwar, weil der Bischof fortfuhr, sich zur Abstellung des Sklavenhandels in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Livingstone's Einwendungen blieben ohne Erfolg und so trennten sich beide Expeditionen. Der Bischof legte eine Missionsstation in einer gebirgigen und ebenso malerischen als vortheilhaften Uferlandschaft des klaren Magomero an und ließ sich's zuerst angelegen sein, die Landessprache zu studiren. Livingstone und Dr. Kirk brachen aber nach dem Nyassa auf, ein vierrudriges Boot von den Eingeborenen sich nachtragen lassend.

Diese Expedition begann am 6. August 1861 und ging an den fünf Murchison'schen Cataracten glücklich vorüber. Als der letzte Fall passirt war, konnte das Boot im Wasser bleiben, denn der Oberschire hat eine breite Fläche und wenig Fall; die Stromgeschwindigkeit ist höchstens ein Knoten in der Stunde. Die Reisenden ließen sich rudern, während die Makololo am Ufer zu Fuße gingen. Zuerst gelangte man an den Pawalombe, einen See von 12 Meilen Länge und 6 Meilen Breite und so dicht von Papyrusstauden eingefaßt, daß es schwer war, eine offene Stelle zum Anlegen zu finden. Auch war die Gegend überaus ungesund, Grund genug, daß keine Zeit versäumt wurde, um den Nyassa selbst zu erreichen, was am 2. September gelang.

Von dem großen Wasserbecken, das eine wohlthuende Erfrischung auf die Lüste ausübte, fühlten sich die Reisenden sehr entzückt. Auch die Tiefe des Wassers nahm zu, je weiter man am westlichen Ufer hinfuhr, und betrug bis hundert Faden. Die gesammte Länge des See's von N. nach S. schätzt Livingstone auf 100 Meilen, doch wechselt seine Breite und ist oft durch tiefe in's Land einschneidende Buchten unterbrochen.

Leider begünstigte die Jahreszeit die Erforschung des See's nicht, die Luft war fast stets voll dichter Nebel, so daß man das entgegengesetzte Ufer mit seiner Tafellandschaft nur selten erblickte, und dann wurde es oft plötzlich so stürmisch, daß die Reisenden wiederholt in große Gefahr geriethen. Einmal mußten sie eine Meile vom Ufer bei sieben Faden Tiefe sechs Stunden vor Anker liegen, um einem Sturme zu trotzen, sechs sorgenvolle Stunden, in denen jeder Moment sie mit Tod bedrohte.

Von Westen her erhält der Nyassa keinen nennenswerthen Zufluß, fünf Flüsse, die man untersuchte, waren nur bis 30 Ellen breit, und konnten durchwatet werden. Einen guten Hafen würde man nur an einem Vorgebirge haben können, dem Livingstone den Namen seines Freundes Maclear beilegte; kleinere Buchten schneiden aber, wie gesagt, vielfach in das niedrige, kieselige Ufer ein. Wo sumpfige Stellen vorkommen, wimmeln sie von Enten, Gänsen, Steihorn und Kranichen.

Die nördlichen Seeufer sind sehr steil, und steigen meist unmittelbar vom Wasser auf, doch sollen sie in ein gesegnetes Tafelland übergehen, vorzüglich für Ackerbau und Viehzucht geeignet. Es waren Zulu mit großen Heerden seit einigen Jahren in jenen Strecken heimisch geworden und hatten sich mit den Eingeborenen in ein günstiges Verhältniß zu setzen verstanden. Livingstone glaubt, an keiner Stelle in Afrika auf eine so dichte Bevölkerung gestoßen zu sein, als am Nyassa, doch waren die Schwarzen bescheiden und schüchtern. Sie nähren sich zum Theil von Mückenruchen, wenn ein Teig so genannt werden darf, der aus Millionen kleinen Mücken, die oft wolkenartig über den See kommen (Kongo), geknetet wird. Die Farbe dieser Ruchen ist dunkel und der Geschmack dem von Caviar oder eingesalzenen Heuschrecken nicht unähnlich. Da übrigens der See fischreich ist

und die Uferbewohner ebenso geschickt im Schiffe als Fische sind, so müssen die Fische, auf deren Fang man besonders des Nachts ausgeht, auch einen wesentlichen Beitrag zur Nahrung liefern. Auch Krokodile kommen vor, werden aber Menschen nicht gefährlich.

Den Menschenschlag beschreibt Livingstone als grundhäßlich, auch seien die Weiber unermüdlich, sich noch häßlicher zu machen, indem sie in den durchbohrten Lippen große Pelele trügen, eine Art „Schmuck“ aus Pfeisenthon und in Karyanform. Dabei sind Alle tätowirt, je nach den Stämmen mit charakteristischen Figuren. So haben allein die Atimboka das Recht, sich das Gesicht mit künstlichen Warzen und Knoten zu bedecken.

Mit dem Ertrag ihres Fischfanges, mit ihren „Biora“, selbst mit ihren Schmucksachen, Armringen u. s. w. waren die Eingeborenen keineswegs knauserig, sondern machten sich ein Vergnügen daraus, die Reisenden zu beschenken. Einmal aber wurden diese auch gründlich bestohlen, Nachts, aber wahrscheinlich von Personen, die ihnen von der Küste gefolgt waren und ihre Erziehung von den Portugiesen erhalten hatten.

Weiterziehend mußten unsere Reisenden ein Abenteuer bestehen, das leicht bedenklich hätte werden können, oder es vielmehr war. In Folge der blutigen Kämpfe zwischen den Zulus und Maxiturs mit den ursprünglichen Eingeborenen lagen in den verbrannten Dörfern und außerhalb, bald hie, bald da, faulende Menschentörper, zum Theil noch so frisch, daß die am Ufer ziehenden Makololo die Feinde noch in der Nähe wähnten, und sich fürchteten, ohne Schutz eines weißen Mannes voranzugehen. Livingstone verließ deßhalb das Boot und ging mit ihnen. Wie aber das Ufer bergig war, so daß die Fernsicht oft unmöglich wurde, und die Eingeborenen falsche Leute, die den Weg nicht ehrlich bezeichneten, so verirrte sich der Zug, dazu kam, daß feindliche Zulus bald das Boot angriffen, und weithin in die Flucht trieben, daß ebenso der Zug der Fußwanderer feindselig behandelt und genöthigt wurde, durch felsige Schluchten von 1000 Fuß Tiefe mit Lebensgefahr zu klettern, um den vermeintlich richtigen Weg wieder zu finden. So geschah es, daß man vier Tage von einander getrennt war und um das eigene Leben und das des entfernten Theiles der Reisegeellschaften in größter

Sorge schwebte. Nach langem Suchen fand man sich endlich wieder zusammen.

Während der weiteren Reise wurden wiederholt Elephanten erlegt, deren Reste, nachdem die Reisenden ihr Theil genommen, mit Jubel von den Eingeborenen abgerissen und verschlungen wurden. Auch traf man an den Ueberfahrtsstellen mit Händlern zusammen, die Elfenbein, Malachit, Kupferringe, vorzüglich aber Sklaven mit sich führten. Der Sklavenhandel wurde eben damals auf das Schwunghafteste betrieben und besonders von der Westseite des Sees herüber.

Von Neuem fand Livingstone bestätigt, daß Seitens der Portugiesischen Regierung nur Schein-Manoeuvren gemacht wurden, um diesem Unwesen zu steuern, wie denn auch in jener Zeit der berühmte Sklavenhändler in Ehren entlassen, sein altes Handwerk wieder betrieb. Entsetzlich ist ein Umstand dabei, der bisher viel zu wenig hervorgehoben wird, daß keineswegs nur diejenigen der Freiheit beraubt und zeitlebens unglücklich gemacht werden, die wirklich nach Cuba oder wohin es sei, als Sklaven getragen, sondern daß von fünf, ja von zehn Personen, die gefangen werden, nur höchstens Einer am Leben bleibt und wirklich Sklave wird. Die Andern fallen vorher als Opfer durch Seuchen oder Entbehrungen oder durch Selbstmord oder im Kampfe mit den „Teufeln“, wie diese Händler, fast nur Portugiesen oder Araber, genannt werden. Die vielen Menschengerippe, die Livingstone auf seinen Wegen in dieser Wildniß sah, bezeugen schlagender die Unmenschlichkeit der Sklaverei, als die harte Behandlung, denen die Unglücklichen später, wenn sie verkauft und in Dienst sich befinden, ausgesetzt sind.

Vom 2. September bis zum 27. Oktober 1861 hatte Livingstone am See zugebracht, dann trat er die Rückreise an, mit den Seinigen von Hunger und Entbehrung jeder Art mehr erschöpft, als je vorher. Es war am 8. November, als er das Schiff wieder betrat.

Der bekannte Hamburger Reisende Dr. Roscher hatte im Juni 1859 Zanzibar verlassen, um den Nyassa zu erforschen, bis zum 24. August in Kilwa sich aufgehalten und am 19. November wie Oberst Rigby berichtet, den See erreicht. Er war indeß immer fieberkrank gewesen und hatte sich die ganze letzte Zeit in einem Feldbett tragen lassen müssen. Er blieb fast vier Monate in Massawa, an

den Gestaden des See's. Am 16. März 1860 verließ er Massewa um nach dem Moroma vorzudringen, was man in etwa zwölf Tagmärschen über Kilwa ausführen kann. Er wollte offenbar an den See zurückkehren, da er fast sein ganzes Hab und Gut in Massewa dem Sultan in Obhut gegeben hatte. Auch war er auf dieser Tour nur von vier Personen begleitet, die sein Reisegepäck trugen. Am 19. März wurde er in dem Dorfe Kisangari, drei Tagereisen nordöstlich vom Nyassa, ermerdet. — Livingstone ist überzeugt, besonders aus Mittheilungen der Eingeborenen, daß Moscher von Livingstone's Anwesenheit gehört habe und bestrebt gewesen sei, mit ihm zusammen zu treffen. Beiden Reisenden gebührt gemeinsam das Lob, daß sie die ersten Weißen gewesen sind, welche Entdeckungstreisen an die Gestade des Nyassa geführt haben.

Ein nicht minder trauriges Ende, wie Moscher, sollte der brave Bischof Makenzie finden. Er kam am 14. November, um seine Gesundheit zu stärken, von Magomero zu Livingstone auf dessen Schiff und war damals in vortrefflicher Stimmung und voll der besten Hoffnungen. Die Ajava und andere Eingeborene hatten ihren Wunsch zu erkennen gegeben, mit den Engländern in Frieden zu leben und dem Sklavenhandel entgegen zu arbeiten. Aber es kam anders.

Nachdem er mit der ihm eigenthümlichen Menschenfreundlichkeit und Energie noch verschiedene Unternehmungen geführt hatte, um Sklaven zu befreien, Freunde zu erwerben und seine Missionsstation zu befestigen, erkrankte er, vom Regen durchnäßt und von Märschen erschöpft, am Fieber und konnte sich nicht erholen. Kleider, Arznei, Thee, Kaffee, Zucker, kurz Alles, was ihn hätte erquickten können, war verloren gegangen. Er setzte noch über den Fluß, um zu den Seinigen zurück zu gelangen, aber der Baumkahn wurde in den Strudeln umgeworfen und kaum, daß er und sein Begleiter das Leben retteten. Nach Schupanga zu kommen oder das Schiff zu erreichen, war vor der Hand keine Aussicht. Auch ist es eine Eigenthümlichkeit des Fiebers, daß es alle Energie erschlaft und den Kranken in einen schäfrigen Stumpf sinn gelangen läßt, aus dem er sich ohne Hülfe erregender Mittel nicht zu reißen vermag. So lag der Bischof in einer elenden Hütte, hoffend, es werde ihm gelingen, den Häuptling, den Besitzer der Hütte, für sich und seine edlen Pläne zu gewinnen

Dieser war aber in der Schule der Portugiesen gewesen und beabsichtigte im Gegentheil, den Bischof aus der Hütte zu werfen, um sein Getreide in derselben unter zu bringen. Kaum, daß es dem treuen Makololo gelang, ihn von dieser Unmenslichkeit abzubringen.

Drei lange, elende Wochen lag nun hier der wackere Mann, den die hochherzigsten Ideen angespornt hatten, sein schönes Vaterland im Dienste der Menschheit zu verlassen. Er lag auf einer Matte auf der bloßen Erde und seine Gefährten hockten Tag für Tag und Nacht für Nacht neben ihm. Ohne Arznei, sogar ohne entsprechende Speise so hinschmachtend, starb er endlich und wurde am Saume des düstern Waldes, wo auch die Eingeborenen ihre Todten bestatten, in einer traurigen Abendstunde begraben.

Herr Burrug, der einzige weiße Freund, der den Bischof begleitet hatte, begleitete seine Leiche zu der einsamen Grabstätte. Selbst krank, sprach er doch laut die Gebete, welche die Kirche vorschreibt, und als er sich dann von der Insel Malo im Schire, gegenüber dem Grabe seines Bischofs, nach Magemero rudern oder tragen ließ, nahm er den Todeskeim mit sich. Er wollte noch seiner Gattin, die sich zu ihm aufgemacht hatte, entgegen gehen, aber seine Kräfte waren schon zu sehr geschwächt. Er starb nur kurze Zeit nach dem Tode Makenzie's.

Reverend James Steward, der in ähnlicher Absicht gekommen war, prüfte die Verhältnisse des Landes und fand sie für seine Zwecke nicht geeignet. Er war hoch am Zambesi gewesen, fuhr dann aber direkt nach Mozambique und über die Capstadt wieder nach Schottland zurück, seinen Bericht abzustatten.

Vorher sollte er noch ein Werk seines priesterlichen Amtes verrichten, das feierliche Begräbniß einer Heldin, denn so müssen wir die vortreffliche Frau Livingstone nennen, Ma-Robert, wie sie bei den Eingeborenen, als Mutter ihres ältesten Sohnes Robert hieß, der unerschrockenen und unverdrossenen Genossin unseres Reisenden auf seinem gefährlichen Zuge, seine eifrige Gefährtin zugleich, wo es galt, den Samen christlicher Gesittung und Bildung auszustreuen. Was diese gute Frau tausend Meilen nordwärts vom Cap der guten Hoffnung, besonders in Kolobeng, geschaffen hat, um in die Seelen der Schwarzen das helle Licht der Civilisation zu werfen, wissen nur Wenige, und ihr trauernder Gatte geht mit kurzen, mit zu kargen

Worten darüber hinweg, aber an dieser Stelle sei auch dieser vortrefflichen Frau ein Denkmal gesetzt, und ihr dieselbe Ehre erwiesen, wie den Männern, welche erlagen, weil sie in das innere Afrika einzudringen gewagt hatten. Das Schiff lag Anfang des Jahres 1862 in Zambezi-Delta und wurde wie Schupanga und Mazaro von dem Sumpffieber heimgesucht. Die meisten Fälle verliefen leicht, aber bei Frau Livingstone stellte es sich gleichzeitig mit hartnäckigem, durch kein Mittel zu stillendem Erbrechen ein. Keine Arznei, Nichts blieb bei ihr und so verloren sich bald Kräfte und Bewußtsein. Es war am Abend des 27. April 1862, als sie starb. Nachts wurde ein Sarg gezimmert und andern Tages im Schatten eines weitragenden, mächtigen Baobabbaumes die sterbliche Hülle der edeln Frau der Muttererde übergeben, Theilnehmend waren seine Landsleute dem trauernden Gatten bei diesem schweren, wohl seinem schwersten Geschäfte in Afrika behülflich. Stewart sprach die üblichen Todtengebete: „Asche zu Asche!“ und die Matrosen ließen es sich nicht nehmen, die ersten Nächte freiwillige Wache am Grabe zu halten.

Wir müssen es uns versagen, auf die kürzeren Einzelreisen, welche nach diesem Unglück ausgeführt wurden, näher einzugehen. In unbekannte Regionen führten sie nicht und was geschildert wird, war auch früher schon beobachtet und fand nur auf den neuen Reisen Bestätigung. Die nächste Reise nach Tete machten Dr. Kirk und Karl Livingstone allein; es scheint, als habe der alte Livingstone sich Mühe gönnen müssen, um den Wittverschmerz tragen zu können. Als er später wieder selbst an die Spitze der Gesellschaft trat, war es eine böse Zeit. Ruhranfälle machten bei der ganzen Expedition die Runde. Als Dr. Kirk und Karl Livingstone sich zu erholen angingen, erkrankte Livingstone selbst und wurde durch vierwöchentliches Krantsein so heruntergebracht, daß er mehr einem Schatten als einem Menschen glich. Am 19. Mai 1863 reisten dann Kirk und Karl Livingstone mit allen irgend entbehrlichen Weissen nach Europa zurück.

Unser Reisender selbst hatte mit vielerlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen, besonders scheint ihm die Depesche des Foreign office, durch welche die Expedition aufgelöst wurde, und die Art, in der diese Mittheilung gemacht wurde, großen Verdruß bereitet zu haben. Nach dem December 1863 sollten keine weiteren Löhnungen an die Expeditions-

Mitglieder gezahlt werden, wurde in plumpester Weise von einem Subalternen, der die Depesche trug, ausgerufen und so dem ganzen Unternehmen ein unwürdiges Ende gemacht.

Es ist nicht unmöglich, daß die Intriguen, welche von Rissabon aus gespielt wurden und gegen Livingstone persönlich stets sehr feindselig waren, hierzu das Ihrige beigetragen hatten. Alle Berichte des eifrigen Missionärs waren ebensovieler und oft maßlose Angriffe gegen die Portugiesische Regierung, welche Schein-Verordnungen gegen die Sklaven-Macherei und den Sklavenhandel erließe, im Geheimen aber in Wahrheit diese gräßliche Unmenschlichkeit unterstütze. Eine Kaufmannsfrau von schlechtem Charakter hatte ebendamals eine Schiffsladung Sklaven den Fluß hinabgeschifft. Der Commandant von Tete beorderte allerdings einen Officier, um der neuen Gesetzwidrigkeit entgegenzuwirken. Derselbe verfolgte die Sklavenhändlerin auch, holte sie ein, kehrte aber ohne sie zurück. Livingstone, der empört war, mußte noch die höhnische Bemerkung des Commandanten hören, „hebt, wo die französische Flagge die Portugiesen schütze, könnten die Engländer ihnen Nichts anhaben.“ Bis zum Mai 1864 war dies allerdings der Fall, dann aber hat Napoleon III. Schritte gethan und eigene Officiere beauftragt, zu sorgen, daß auf die französische Regierung dieser Makel nicht weiter falle. — Livingstone erzählt, Alles, was Seitens der portugiesischen Regierung auf seine Vorstellungen wirklich geschehen sei, beschränke sich darauf, daß der portugiesische Minister der Marine und der Colonien sich über die geographischen Entdeckungen Livingstone's einen Bericht habe ausarbeiten lassen, dann aber durch Aenderung der Ortsnamen und der Orthographie nachzuweisen sich bemüht habe, es seien von Livingstone gar keine Entdeckungen gemacht.

Interessant ist es, daß Livingstone wiederholt Protest gegen die Behauptung unseres großen deutschen Afrikareisenden Barth erhob, die dahin geht, daß der Muhamedanismus, der im Norden und besonders in der europäischen Türkei mehr und mehr seine frühere Bedeutung verliere, in Afrika und besonders am Aequator sich jährlich weiter ausbreite. Livingstone gibt zu, daß im nordwestlichen Afrika die Fehlah's und die Mandingos und einige andere muhamedanische Stämme Eroberungen an Länderbesitz gemacht hätten, aber sie seien weit davon entfernt und dächten nicht daran, den Islam durch Lehre auszubreizen.

ten. Erwachsene wenigstens würden nicht zum Uebertritt genöthigt. Von England aus gehen jährlich 15,000 Pf. Sterling nach West-Indien und West- und Süd-Afrika, um unter den Negern den christlichen Glauben auszubreiten und zu erhalten, ebenso ziehen in jedem Jahre wackere Männer, die den Missionsberuf in sich fühlen, nach jenen Gegenden, in denen sie so oft dem ungewohnten Klima und den Anstrengungen ihrer philantropischen Lebensaufgabe schon in erster Zeit erliegen.

Wo Muhamedaner ihre Religion eingepflanzt haben, geschah es nie um der Religion willen oder im Interesse der zu ihr Befehrten, sondern im Drange unedler Selbstsucht, aus Gelüst nach Beute, in der Absicht ihr Regiment in den neu erworbenen Landstrichen zu befestigen.

Es war im Anfange des Jahres 1864, als auch Livingstone sich anschickte, Afrika zu verlassen und auf das Schiff zurückkehrte. Die Süßigkeit des Ausruhens in den ersten vierzehn Tagen, sagt er, kann nur derjenige schätzen, der sich Jahre hindurch ähnlichen Entbehrungen und Anstrengungen ausgesetzt hatte. Unsere Muskeln an Armen und Beinen waren so hart wie Bretter und in allen Theilen unseres Körpers wäre noch keine Unze Fett aufzutreiben gewesen. Am 16. April verließ er mit seinem kleinen, aber vorzüglichen Dampfer Lady Nyassa Mosambik und erreichte in einer Woche Zanzibar, wo er sich vorzüglich gut aufgenommen sah.

Er erzählt, gastfrei seien die Vertreter aller Nationen gegen ihn gewesen, aber die englische Art der Gastfreiheit gefalle ihm am Besten. Stets hätten Holländer und Franzosen ihn zu Tisch geladen, aber — auf die gewöhnliche Gßstunde warten lassen, um in der Zwischenzeit Fragen zu thun: „Woher des Weges? Wohin? Was ist der Zweck Ihrer Reise? Sind Sie verheirathet? Warum nicht?“ Die ersten Fragen seiner Landsleute seien aber immer gewesen: „Haben Sie gefrühstückt! Was wollen Sie speisen? Ziehen Sie kalte Rüche vor?“

Die letzte Aufgabe unseres Reisenden war, sein kleines Dampfschiff zu verkaufen, und er mußte sich entschließen, von Zanzibar mit der „Rußschale“ nach Bombay zu fahren. Er brach schon am 30. April auf, nachdem er 14 Tonnen Steinkohlen geladen hatte, und es gelang

ihm, vor Ausbruch des Monsoon's die indische Küste in Sicht zu bekommen.

Das kleine Schiffchen, nur für Fahrten auf Binnengewässern eingerichtet, hatte 2500 Meilen zurückgelegt, und wie auch mein verehrter Gastfreund Mr. Taylor, der damals in Bombay lebte, mich versicherte, war doch so klein, daß Niemand sein Eintreffen beachtete und am Wenigsten den großen Afrikareisenden Livingstone auf ihm in Bombay ankommen zu sehen erwartete.

Nachdem Livingstone sein Schiff verkauft hatte, ging er nach England, wo er in Newstad Abbey comfortable Aufnahme fand und an die Bearbeitung seiner Reiseerlebnisse Hand anlegte. — Wie wir erfahren, bereitet er sich gleichzeitig auf fernere Entdeckungsreisen in noch unbetretenen Gegenden Afrika's vor.



DATE DUE

[illegible]

36427

AFRICAN INSTITUTE



✓ 3 5282 00387 0980